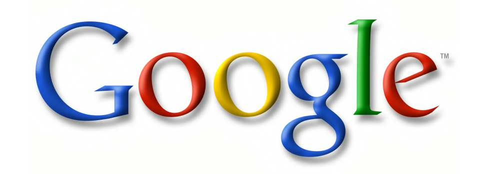
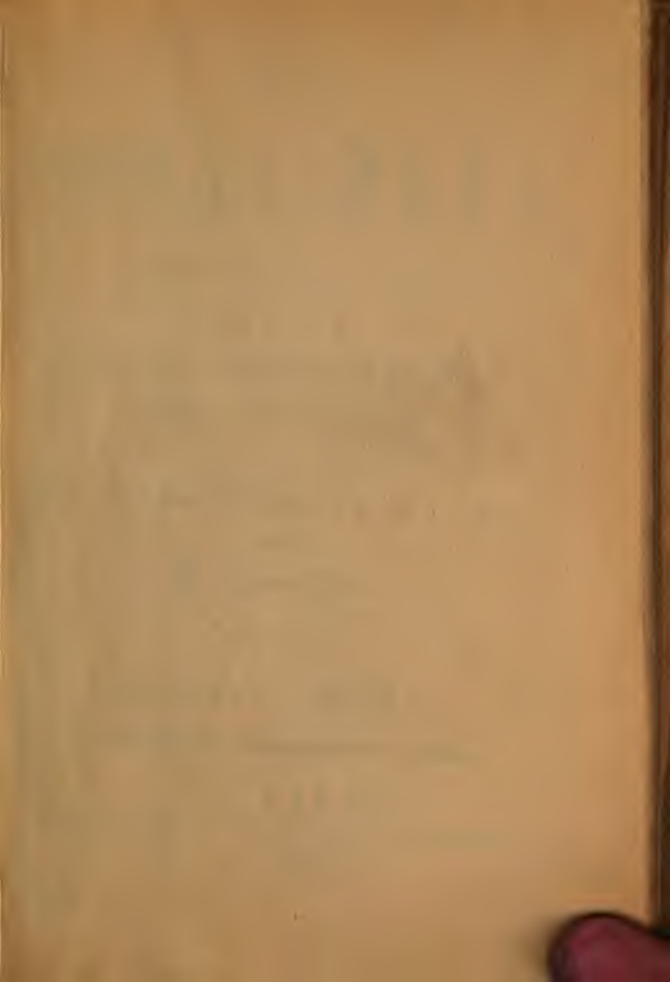

Google



Der
ewige Jude.

Deutsche
Originalausgabe
unter Mitwirkung
von
Wilhelm Ludwig Wesché.

Von
Eugen Sue.

Sechster Band.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1845.

Der ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Sechster Band.



Doit et avoir —•— Soll und Haben.

Der Protector.

Zweite Abtheilung.

I.

Der Indier in Paris.

Seit drei Tagen hatte Fräulein von Cardoville das Haus des Doctors Baleinier verlassen.

Der folgende Auftritt ereignete sich in einem kleinen Hause der Straße Blanche, in welches Djalma im Namen eines unbekannten Protectors geführt worden war.

Denke man sich einen hübschen runden Saal mit indischem Stoffe von perlgrauem Grunde mit purpurfarbigen, mäßig mit Goldlinien verzierten Zeichnungen behangen; die Decke verschwand gegen die Mitte unter einer ähnlichen Draperie, welche durch eine dickseidene Schnur verknüpft und zusammengezogen war; an jedem der beiden Enden dieser ungleich herabfallenden Schnur hing statt einer Eichel eine kleine indische Lampe von durchbrochenem Golde von einer wundervollen Arbeit herab.

Der Protector.

Zweite Abtheilung.

I.

Der Indier in Paris.

Seit drei Tagen hatte Fräulein von Cardoville das Haus des Doctors Baleinier verlassen.

Der folgende Auftritt ereignete sich in einem kleinen Hause der Straße Blanche, in welches Djalma im Namen eines unbekannten Protectors geführt worden war.

Denke man sich einen hübschen runden Saal mit indischem Stoffe von perlgrauem Grunde mit purpurfarbigen, mäßig mit Goldlinien verzierten Zeichnungen behangen; die Decke verschwand gegen die Mitte unter einer ähnlichen Draperie, welche durch eine dickseidene Schnur verknüpft und zusammengezogen war; an jedem der beiden Enden dieser ungleich herabfallenden Schnur hing statt einer Eichel eine kleine indische Lampe von durchbrochenem Golde von einer wundervollen Arbeit herab.

Nach einer sinnreichen, in den orientalischen Ländern sehr gewöhnlichen Vereinigung dienten diese beiden Lampen auch zu Räucherpfannen; kleine Wandleuchter von blauem Krystall, in Mitte jedes, durch die Laune der Arabesken leer gelassenen Raumes eingesetzt und durch ein im Innern eingeschlossenes Licht erhellt, strahlten ein so klares Himmelblau aus, daß diese goldenen Lampen aus durchsichtigen Saphiren zusammengesetzt zu sein schienen; leichte Wolken eines weißlichen Dampfes erhoben sich beständig aus diesen beiden Lampen und verbreiteten in dem Raume ihre würzigen Wohlgerüche.

Das Tageslicht (es war ungefähr zwei Uhr Nachmittags) gelangte in diesen Saal nur durch ein kleines Treibhaus, welches man durch eine, eine Fensterthür bildende Spiegelscheibe sah, die in einem auf dem Fußboden angebrachten Falz in der Wand verschwinden konnte. Ein chinesischer Vorhang konnte, wenn man ihn herabließ, diese Spiegelscheibe verbergen oder ersetzen.

Einige Zwergpalmen, Musas und andere indische Gewächse mit dicken Blättern von einem glänzenden Grün, welche in diesem Treibhause wie ein Bosquet aufgestellt waren, dienten zwei breiten, buntscheckigen Dickichten exotischer Blumen, welche durch einen schmalen, mit gelben und blauen Platten von japanischem Porzellan gepflasterten Fußpfad, der beim Spiegel endete, getrennt waren, zur Perspective oder, so zu sagen, zum Hintergrunde.

Das bereits durch das Netz von Laub, durch welches es drang, beträchtlich geschwächte Tageslicht nahm eine außerordentlich liebliche Färbung an, indem es sich mit dem bläulichen Schimmer der wohlriechenden Lampen und der hochrothen Helle des glühenden Herdes in einem hohen Kamin von orientalischem Porphyr vermischte.

In diesem etwas dunkelen, ganz mit lieblichen, mit dem aromatischen Geruche des persischen Tabaks noch gemischten Wohlgerüchen erfüllten Zimmer kniete ein Mann mit braunen und herabhängenden Haaren, welcher ein langes, dunkelgrünes, durch einen buntscheckigen Gürtel um die Hüften zusammengehaltenes Gewand trug, auf einem prachtvollen türkischen Teppich; er unterhielt sorgfältig die Gluth eines Houka; das biegsame und lange Rohr dieser Pfeife endigte, nachdem es gleich einer scharlachrothen Schlange mit silbernen Schuppen seine Ringe auf dem Teppich entfaltet hatte, zwischen den runden und zarten Fingern Djalma's, der nachlässig auf dem Divan ausgestreckt lag.

Der junge Prinz war im bloßen Kopfe; seine dunkelschwarzen, auf der Mitte seiner Stirn gescheitelten Haare von einem bläulichen Schimmer wallten lockig um sein Gesicht und um seinen Hals von antiker Schönheit und von einer brennenden, gleich dem Bernstein oder dem Topas durchsichtigen, goldigen Farbe; mit dem Ellbogen auf eines der Kissen gelehnt, stützte er sein Kinn in seine rechte hohle Hand; der weite Aermel

seines Rockes ließ, indem er beinahe bis über den Ellbogen zurückfiel, auf seinem so runden Arme, wie der einer Frau, die einst in Indien von der Nadel des Erdrosselers tätowirten geheimnißvollen Zeichen sehen.

Der Sohn Khadja-Sing's hielt in seiner linken Hand die Bernsteinspitze seiner Pfeife. Sein Gewand, von prachtvollem weißen Cachemir, dessen mit tausend farbigen Palmen gestickte Kante bis an die Kniee hinaufreichte, war um seine schlanke und einfallende Taille durch die reichen Falten eines Orange-Shawls zusammengehalten; die zierliche und reine Rundung des einen, durch einen Einschnitt seines Gewandes halb entblößten Beines dieses asiatischen Antinous zeichnete sich unter einer Art sehr eng anschließender Kamasche von carmoisinrothem, mit Silber gesticktem Sammet, welche auf der Fußbiegung durch einen kleinen Pantoffel von weißem Saffian mit rothen Absätzen wie ausgeschnitten zu sein schien.

Zugleich sanft und männlich, drückten Djalma's Züge diese schwermüthige und beschauende Ruhe aus, welche den Indiern und den Arabern, den glücklichen Bevorrechtigten, eigenthümlich ist, welche durch eine seltene Mischung das betrachtende Sichgehenlassen des Denkers mit der aufbrausenden Energie des handelnden Mannes verbinden; bald zart, nervös, empfindsam und ...end wie Frauen, bald entschlossen, grimmig und blutdürstig wie Banditen.

Und dieser Vergleich eines halb weiblichen Temperaments, welchen man in moralischer Hinsicht bei den Arabern und Indiern anwenden kann, so lange sie nicht durch die Begeisterung der Schlacht und das Feuer des Gemetzels fortgerissen werden, läßt sich beinahe auch im Physischen auf sie anwenden; denn wenn sie, eben so wie die Frauen reinen Stammes, kleine Hände und Füße, zarte Knöchel, eben so feine als schmiegsame Formen haben, so verbirgt diese zarte und oft reizende Hülle immer stählerne Muskeln von einer ganz männlichen Schnellkraft und Stärke.

Die länglichen Augen Djalma's, gleich schwarzen Diamanten in bläuliche Perlmutter eingefaßt, schweiften unwillkürlich von den exotischen Blumen nach der Decke; von Zeit zu Zeit hielt er die Bernsteinspitze des Houka an seinen Mund; dann, nach einem langsamen Einziehen, hauchte er, indem er seine rothen, auf dem blendenden Schmelz seiner Zähne fest gezeichneten Lippen halb öffnete, einen kleinen Wirbel von, durch das Rosenwasser, durch welches er geht, mit frischem Aroma erfüllten Rauch aus.

— Soll ich wieder Tabak in den Houka stopfen? — sagte der knieende Mann, indem er sich an Djalma wandte, und die scharfen und widrigen Züge Faringhea's, des Erdrosselers, zeigte.

Der junge Prinz blieb stumm, sei es nun, daß er in seiner orientalischen Verachtung gewisser Stämme den Mestizen keiner Antwort würdigte, oder sei es, daß

er, in seine Träumereien versunken, ihn nicht gehört hatte.

Der Erdrosseler schwieg, und kauerte sich mit gekreuzten Beinen auf den Teppich; die Ellbogen auf seine Kniee gestützt, sein Kinn in seinen beiden Händen und die Augen beständig auf Djalma geheftet, erwartete er die Antwort oder die Befehle desjenigen, dessen Vater den Beinamen der Vater des Großmüthigen bekommen hatte.

Wie hatte Faringhea, dieser blutige Anhänger Bohwanie's, der Gottheit des Mordes, so niedrige Verrichtungen angenommen oder gesucht?

Wie hatte dieser Mann von einem nicht gewöhnlichen Verstande, der Mann, dessen leidenschaftliche Beredtsamkeit, dessen grimmige Energie dem guten Werke so viele Anhänger geworben hatte, sich in eine so untergeordnete Stellung ergeben?

Wie respectirte endlich dieser Mann, welcher, die Verblendung des jungen Prinzen in Bezug auf sich benutzend, Bohwanie eine so schöne Beute darbringen konnte, das Leben von Khadja-Sing's Sohne?

Wie setzte er sich endlich dem häufigen Zusammentreffen mit Rodin aus, welchem sein früheres Leben von einer bösen Seite bekannt war?

Die Fortsetzung dieser Erzählung wird auf diese Fragen antworten.

Wir können in diesem Augenblicke nur sagen, daß nach einer langen Unterredung, welche er zwei Tage

zuvor mit Robin gehabt, ihn der Erdrosseler mit niedergeschlagenen Augen und in bescheidener Haltung verlassen hatte.

Nachdem er eine Zeitlang geschwiegen, sagte Djalma, indem er dabei mit dem Blicke der Rauchwolke folgte, welche er so eben in die Luft gestoßen, und sich an Faringhea wandte, ohne die Augen nach ihm umzuwenden, in dieser zugleich hyperbolischen und bündigen Sprache, welche den Orientalen ziemlich vertraut ist:

— Die Stunde verfließt; ... der Greis mit gutem Herzen kommt nicht; ... aber er wird kommen ... Sein Wort ist sein Wort.

— Sein Wort ist sein Wort, Herr, — wiederholte Faringhea in einem bestätigenden Tone; — als er Sie vor drei Tagen in jenem Hause gefunden hat, wohin diese Elenden Sie wegen ihrer bösen Absichten verrätherischer Weise entschlafen gebracht hatten, wie sie mich selbst eingeschläfert hatten, ... mich, Ihren wachsamen und getreuen Diener, ... hat er zu Ihnen gesagt:

„Der unbekannte Freund, der Sie von dem Schlosse Cardoville hat holen lassen, sendet mich zu Ihnen, Prinz; haben Sie Vertrauen, folgen Sie mir; eine Ihrer würdige Wohnung ist für Sie eingerichtet."

Er hat Ihnen ferner gesagt, gnädiger Herr: „Geruhen Sie, dieses Haus nicht vor meiner Rückkehr zu verlassen; Ihr Interesse erheischt es; in drei Tagen werden Sie mich wiedersehen, dann wird Ihnen alle

Freiheit zurückgegeben werden ..." Sie haben eingewilligt, gnädiger Herr, und seit drei Tagen haben Sie dieses Haus nicht verlassen ...

— Und ich erwarte den Greis mit Ungeduld, — sagte Djalma, — denn diese Einsamkeit drückt mich ... Es muß hier in Paris so Vieles zu bewundern geben! ... Und besonders ...

Djalma endigte nicht, und versank wieder in seine Träumereien.

Nach einigen Momenten des Schweigens, sagte der Sohn Khadja-Sing's plötzlich zu Faringhea in dem Tone eines ungeduldigen und müßigen Sultans:

— Erzähle mir etwas!

— Was soll ich Ihnen erzählen, gnädiger Herr?

— Was Du willst, — sagte Djalma mit einer nachlässigen Geringschätzung, indem er seine vor Langerweile halb verschleierten Augen an die Decke heftete; — ein Gedanke verfolgt mich; ... ich will mich ihm entziehen ... Erzähle mir ...

Faringhea warf einen forschenden Blick auf die Züge des jungen Indiers; er sah sie mit einer leichten Röthe bedeckt.

— Ihren Gedanken, gnädiger Herr, — sagte der Mestize, — errathe ich ...

Djalma schüttelte den Kopf, ohne den Erdrosseler anzublicken. Dieser begann wieder:

— Sie denken an die Frauen von Paris, gnädiger Herr ...

— Schweig, Sclav ... — sagte Djalma.

Und er wandte sich ungestüm auf dem Divan um, als ob man den empfindlichen Theil einer schmerzlichen Wunde berührt hätte.

Faringhea schwieg.

Nach Verlauf einiger Augenblicke begann Djalma von Neuem auf eine ungeduldige Weise, indem er das Rohr des Houka weit von sich warf, und seine beiden Augen in seine Hände verbarg:

— Deine Worte sind noch besser, als dieses Schweigen ... Verwünscht seien meine Gedanken, verwünscht sei mein Geist, der diese Gespenster hervorruft.

— Warum diese Gedanken fliehen, gnädiger Herr? Sie sind neunzehn Jahr alt, Ihre Jugend ist ganz im Kriege oder im Gefängnisse verflossen, und bis heute sind Sie eben so keusch, als Gabriel, dieser junge christliche Priester, unser Reisegefährte, geblieben.

Obgleich Faringhea in Nichts seine ehrerbietige Achtung gegen den Prinzen außer Augen gelassen hatte, so fühlte dieser doch einen leisen Spott durch den Ton des Mestizen dringen, als er das Wort keusch aussprach.

Djalma sagte mit einer Mischung von Stolz und Strenge zu ihm:

— Ich will bei diesen Civilisirten für keinen Barbaren gelten, wie sie uns nennen; ... ich suche demnach auch eine Ehre darin, keusch zu sein ...

— Ich verstehe Sie nicht, gnädiger Herr.

— Ich werde vielleicht ein reines Weib lieben, wie

es meine Mutter war, als sie meinen Vater geheirathet hat ... und hier muß man, um die Reinheit eines Weibes zu verlangen, keusch sein wie sie ...

Bei dieser Aeußerung konnte Faringhea ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken.

— Worüber lachst Du, Sclav? — sagte der junge Prinz gebieterisch.

— Bei den Civilisirten, wie Sie sie nennen, gnädiger Herr, würde der Mann, der sich in der ganzen Blüthe seiner Unschuld verheirathete ... auf den Tod verletzt sein durch die Lächerlichkeit.

— Du lügst! Sclav, er würde nur dann lächerlich sein, wenn er ein junges Mädchen heirathete, die nicht rein, wie er wäre.

— Dann, gnädiger Herr, würde er ... anstatt verletzt zu sein ... durch die Lächerlichkeit getödtet werden, denn er würde auf eine doppelt unbarmherzige Weise verspottet werden ...

— Du lügst! ... Du lügst ... oder, wenn Du die Wahrheit sagst, wer hat Dich unterrichtet?

— Ich hatte Pariser Frauen auf Ile de France und in Pondichery gesehen, gnädiger Herr; dann habe ich während unserer Ueberfahrt viel erfahren: ich plauderte mit einem jungen Offizier, während Sie sich mit dem jungen Priester unterhielten.

— Demnach also verlangen die Civilisirten, wie die Sultans unserer Harems, von den Frauen eine Unschuld, die sie nicht mehr haben.

— Sie verlangen sie um so mehr, je weniger sie davon haben, gnädiger Herr.

— Das verlangen, was man nicht gewährt, heißt als Herr gegen die Sclavin handeln, und mit welchem Rechte findet das hier statt?

— Mit dem Rechte, welches sich derjenige nimmt, der das Recht macht . . . gerade wie bei uns, gnädiger Herr.

— Und die Frauen? was machen sie?

— Sie verhindern die Verlobten, zu lächerlich in den Augen der Welt zu sein, wenn sie sich verheirathen.

— Und eine Frau, welche betrügt . . . tödtet man sie hier? — sagte Djalma, indem er sich hastig wieder aufrichtete und auf Faringhea einen grimmigen Blick heftete, welcher plötzlich von einem dunkeln Feuer leuchtete.

— Man tödtet sie, gnädiger Herr, immer wie bei uns: eine ertappte Frau, eine todte Frau.

— Warum sperren die Civilisirten, Despoten wie wir, ihre Frauen nicht ein, wie wir, um sie zu einer Treue zu zwingen, die sie nicht halten?

— Weil sie civilisirt sind, wie Barbaren . . . und barbarisch wie Civilisirte, gnädiger Herr.

— Alles das ist traurig, wenn Du die Wahrheit sagst, — erwiederte Djalma mit einer tiefsinnigen Miene. — Dann fügte er mit einer gewissen Begeisterung und indem er, seiner Gewohnheit nach, die ein wenig mystische

und bildliche Sprache anwandte, welche den Bewohnern seines Vaterlandes eigenthümlich ist:

— Ja, was Du mir da sagst, betrübt mich, Sclav ... denn zwei, sich in dem Kelche einer Blume mit einander verschmelzende Tropfen himmlischen Thaues ... das sind zwei, sich in einer jungfräulichen und reinen Liebe verschmelzende Herzen ... zwei Feuerstrahlen, die sich in einer unauslöschlichen Flamme vereinigen, das ist die glühende und ewige Wonne zweier, Gatten gewordener Liebenden ...

Wenn Djalma von den züchtigen Genüssen der Seele mit einem unaussprechlichen Zauber sprach, so leuchteten seine Augen gleich Sternen, wenn er von einem minder idealen Glücke sprach; er erbebte leicht, seine Nasenlöcher bläheten sich, das bleiche Gold seiner Gesichtsfarbe wurde hochroth, und der junge Prinz versank wieder in eine tiefe Träumerei.

Faringhea, der die letzte Gemüthserschütterung bemerkt hatte, begann wieder:

— Und wenn Sie, wie der stolze und glänzende Königs-Vogel *) unseres Vaterlandes, der Sultan unserer Wälder, der einzigen und abgesonderten Liebschaft zahllose und mannichfaltige Vergnügungen vorzögen? Wenn Sie, schön, jung und reich, wie Sie

*) Eine Abart des Paradies-Vogels, eine sehr verliebte Hühnerart.

sind, nach diesen reizenden Pariserinnen strebten, Sie wissen ... diesen wollüstigen Gespenstern Ihrer Nächte, diesen reizenden Quälgeistern Ihrer Träume; wenn Sie auf sie, gleich einer Herausforderung kühne, gleich einem Gebete flehende, oder gleich einem Verlangen glühende Blicke würfen, so glauben Sie, daß sich gar manche halb verschleierte Augen an dem Feuer Ihrer Augen entzünden würden? Dann wäre es nicht mehr die einförmige Wonne einer einzigen Liebe ... die drückende Kette unseres Lebens; nein, es wären die tausendfachen Genüsse des Harems ... aber des mit freien und stolzen Frauen bevölkerten Harems, welche die glückliche Liebe zu Ihren Sclavinnen machte; rein und enthaltsam bis jetzt, kann es für Sie kein Uebermaß geben ... glauben Sie mir demnach, feurig, stattlich, werden Sie, der Sohn unserer Heimath, die Liebe, der Stolz, die Vergötterung dieser Frauen werden ... und diese Frauen, die reizendsten der ganzen Welt ... werden bald nur noch für Sie schmachtende und leidenschaftliche Blicke haben!

Djalma hatte Faringhea mit einem begierigen Schweigen angehört.

Der Ausdruck der Züge des jungen Mannes hatte sich gänzlich verändert: das war nicht mehr dieser schwermüthige und tiefsinnige Jüngling, der das geheiligte Andenken seiner Mutter anrief, und der nur in dem Thaue des Himmels, nur in dem Kelche der Blumen Bilder fand, die rein genug waren, um die Züchtigkeit

der Liebe zu schildern, nach der er sich sehnte; das war nicht mehr derselbe junge Mann, welcher mit einer züchtigen Gluth bei dem Gedanken an die erlaubte Wonne einer rechtmäßigen Liebe erröthete. Nein, nein, die Anreizungen Faringhea's hatten plötzlich ein unterirdisches Feuer ausbrechen lassen: das flammende Gesicht Djalma's, seine bald funkelnden und bald verschleierten Augen, das männliche und tönende Athmen seiner Brust zeugten von der Gluth seines Blutes und von dem Kochen seiner um so energischeren Leidenschaften, je mehr sie bis jetzt unterdrückt gewesen waren.

Demnach auch sprang Djalma plötzlich ... behend, kräftig und leicht wie ein junger Tiger von dem Divan auf und packte Faringhea bei der Gurgel, indem er ausrief:

— Deine Worte sind ein brennendes Gift! ...

— Gnädiger Herr, — sagte Faringhea, ohne den geringsten Widerstand zu leisten, — Ihr Sclav ist Ihr Sclav ...

Diese Unterwürfigkeit entwaffnete den Prinzen.

— Mein Leben gehört Ihnen, — wiederholte der Mestize.

— Ich bin es, der Dir angehört, Sclav! — rief Djalma, ihn zurückstoßend, aus. — So eben hing ich an Deinen Lippen ... indem ich Deine gefährlichen Lügen verschlang! ...

— Lügen? gnädiger Herr ... Erscheinen Sie nur

vor den Blicken dieser Frauen! ... ihre Blicke werden meine Worte bestätigen.

— Diese Frauen würden mich lieben, mich ... der ich nur im Kriege und in den Wäldern gelebt habe?

— Bei dem Gedanken, daß Sie, so jung, schon eine blutige Jagd auf Menschen und auf Tiger gemacht haben, ... werden dieselben Sie anbeten, gnädiger Herr.

— Du lügst ...

— Ich sage Ihnen, gnädiger Herr, wenn sie Ihre Hand sehen, die, eben so zart, als die ihrigen, sich so oft in Feindes Blut getaucht hat, werden sie dieselbe küssen ... und sie nochmals bei dem Gedanken küssen wollen, daß Sie in unseren Wäldern mit gespanntem Gewehr, Ihren Dolch zwischen Ihren Zähnen, bei dem Gebrüll des Löwen oder des Panthers, den Sie erwarteten, gelächelt haben ...

— Aber ich bin ein Wilder ... ein Barbar ...

— Und gerade deshalb werden sie zu Ihren Füßen liegen; sie werden sich zu gleicher Zeit entsetzt und entzückt bei dem Gedanken an alle die Heftigkeit, an alle die Wuth, an alle den Jähzorn der Eifersucht, der Leidenschaft und der Liebe fühlen, dem ein Mann von Ihrem Blute, von Ihrer Jugend und von Ihrem Feuer sich hingeben muß ... Heute sanft und zärtlich, morgen argwöhnisch und grimmig, eines anderen Tages feurig und leidenschaftlich ... so werden Sie sein ... so müssen Sie sein, um sie hinzureißen ... Ja, ja, möge

ein Schrei der Wuth zwischen zwei Küssen entschlüpfen, möge ein Dolch zwischen zwei Liebkosungen leuchten, mögen sie endlich erschöpft, vor Wonne, Liebe und Entsetzen zuckend, zurücksinken ... und Sie werden für sie nicht mehr ein Mann ... sondern ein Gott sein ...

— Du glaubst? ... rief Djalma, unwillkürlich durch die wilde Beredtsamkeit des Erdrosselers fortgerissen, aus.

— Sie wissen ... Sie fühlen, daß ich die Wahrheit sage, — rief dieser aus, indem er die Arme nach dem jungen Indier ausstreckte:

— Nun denn! ja, — rief Djalma, mit funkelndem Blicke, gebläheten Nasenlöchern und so zu sagen in scheuen Sprüngen das Zimmer durcheilend, aus. — Ich weiß nicht, ob ich meinen Verstand habe, oder ob ich trunken bin, aber es scheint mir, daß Du die Wahrheit sagst; ... ja, ich fühle es, man wird mich mit Entzücken, man wird mich rasend lieben ... weil ich mit Entzücken, weil ich rasend lieben werde; ... man wird vor Wonne, vor Entsetzen erbeben, weil ich selbst ... bei dem Gedanken daran vor Wonne und vor Entsetzen erbebe ... Sclav, Du sagst die Wahrheit, eine solche Liebe wird etwas Berauschendes und Schreckliches sein ...

Indem er diese Worte aussprach, war Djalma majestätisch durch das Ungestüme der Leidenschaft; es war etwas Schönes und Seltenes, den Mann zu sehen, der rein und standhaft bis zu dem Alter gelangt war, wo die wundervollen Instincte von Liebe, die Gott in jedes

Geschöpf gelegt hat, sich in ihrer allmächtigen Kraft entwickeln müssen, ... Instincte, die, unterdrückt, falsch geleitet oder verderbt, die Vernunft irre führen, oder zu zügellosen Ausschweifungen, zu entsetzlichen Verbrechen hinreißen können, die aber, auf eine erhabene und edle Leidenschaft geleitet, gerade durch ihre Heftigkeit den Mann durch die Hingebung und durch die Zärtlichkeit bis zu den Grenzen des Ideals führen können und müssen.

— O! dieses Weib ... dieses Weib ... vor der ich zittern würde, und die vor mir zittern wird ... wo ist sie denn? — rief Djalma in einer zunehmenden Trunkenheit aus. — Ich werde sie niemals finden?

— Eine, das ist viel, gnädiger Herr, — erwiederte Faringhea mit seiner spöttischen Kälte: — wer eine Frau sucht, findet sie selten in diesem Lande; wer Frauen sucht, ist über die Wahl in Verlegenheit.

. . . .

In dem Augenblicke, wo der Mestize Djalma diese unverschämte Antwort gab, konnte man vor der kleinen Gartenthür dieses Hauses, welche auf ein einsames Gäßchen ging, einen Coupé von außerordentlicher Eleganz mit lasurblauem Kasten und weißem, gleichfalls blau verziertem Gestell halten sehen; dieser Wagen ... so mit zwei schönen Goldfüchsen von reiner Racen, eine schwarzer Mähne bespannt; die Wappen der Minderwaren von Silber, so wie die Knöpfe der

Dienerschaft, eine himmelblaue Livree mit weißem Kragen; auf dem auch blauen Ueberzuge des Bockes, der eben so weiß galonnirt war, wie die Füllungen des Schlages, sah man ein Wappen in Rauten ohne Helmschmuck, noch Krone, wie das der Gebrauch für junge Mädchen ist.

Zwei Frauenzimmer befanden sich in diesem Wagen, Fräulein von Cardoville und Florine.

---

stät.
etwas
rein und
die wunder.

II.

Das Erwachen.

Um die Ankunft des Fräuleins von Cardoville an der Gartenthür des von Djalma bewohnten Hauses zu erklären, müssen wir einen Rückblick auf die vorangegangenen Ereignisse werfen.

Als sie das Haus des Doctor Baleinier verließ, war Fräulein von Cardoville in ihr Hôtel der Straße d'Anjou gezogen. Während der letzten Monate ihres Aufenthaltes bei ihrer Tante hatte Adrienne im Geheimen diese schöne Wohnung herrichten und meubliren lassen, deren Luxus und Eleganz noch durch alle die Herrlichkeiten aus dem Pavillon des Hôtels Saint-Dizier erhöht worden war.

Die Welt fand es sehr sonderbar, daß ein junges Mädchen von dem Alter und von der Stellung des Fräuleins von Cardoville den Entschluß gefaßt hatte, gänzlich allein und frei zu leben und ihr Haus gerade so zu führen, wie ein volljähriger junger Mann, eine ganz junge Wittwe oder ein mündig erklärter Minderjähriger.

Die Welt that, als ob sie nicht wisse, daß Fräulein von Cardoville das besäße, was nicht alle volljährigen und doppelt volljährigen Männer besitzen: nämlich einen festen Charakter, einen erhabenen Geist, ein edelmüthiges Herz und einen sehr gesunden und sehr richtigen Verstand.

Indem sie sich sagte, daß sie für die untere Leitung und für die innere Beaufsichtigung ihres Hauses treuer Personen bedürfe, so hatte Adrienne dem Verwalter des Gutes Cardoville und seiner Frau, den langjährigen Dienern der Familie, geschrieben, unverzüglich nach Paris zu kommen; Herr Dupont versah auf diese Weise das Amt des Haushofmeisters, und Madame Dupont das der Haushälterin; ein alter Freund des Vaters vom Fräulein von Cardoville, der Graf von Montbron, einer der geistreichsten Greise und ehedem ein Mann ganz nach der Mode, aber immer noch ein großer Kenner der Eleganz jeder Gattung, hatte Adriennen gerathen, als Prinzessin zu handeln und einen Stallmeister anzunehmen, indem er ihr zur Uebernahme dieses Amtes einen Mann von reifem Alter empfahl, der, ein großer Pferdeliebhaber, nachdem er sich in England, in New-Market, in Derby und bei Tatersall*) zu Grunde gerichtet hatte, darauf zurückgekommen war, wie das den

---

*) Ein berühmter Händler und Bewahrer von Pferden, Hunden ꝛc. ꝛc. in London.

Gentlemens in diesem Lande sehr häufig begegnet, die Diligencen vom Bocke zu fahren, indem er in diesem Amte einen anständigen Broderwerb und ein Mittel, seinen Geschmack für Pferde zu befriedigen fand. Das war die Lage des Herrn von Bonneville, des durch den Grafen von Montbron Empfohlenen. Durch sein Alter und durch seine Gewohnheiten der feinen Lebensart konnte dieser Stallmeister Fräulein von Cardoville zu Pferd begleiten und besser als irgend Jemand den Stall und die Unterhaltung der Wagen beaufsichtigen. Er nahm also mit Dankbarkeit diese Stelle an, und durch seine hellblickende Sorgfalt konnten die Gespanne des Fräuleins von Cardoville mit dem wetteifern, was es in dieser Art Elegantestes in Paris gab.

Fräulein von Cardoville hatte ihre Kammerfrauen Hebe, Georgette und Florine wieder angenommen.

Letztere hatte anfänglich bei der Frau Prinzessin von Saint-Dizier in Dienst treten sollen, um dort die Rolle der Aufseherin zu Gunsten der Superiorin des Sanct-Marien-Klosters fortzusetzen; aber in Folge der neuen, von Rodin der Rennepontschen Angelegenheit gegebenen Richtung wurde beschlossen, daß Florine, wenn die Sache möglich wäre, wieder ihren Dienst bei dem Fräulein von Cardoville antreten sollte. Diese vertraute Stellung, welche dies unglückliche Geschöpf in den Stand setzte, den Leuten, welche ihr Schicksal in den Händen hielten, wichtige und heimliche Dienste zu leisten, zwang sie zu einem schändlichen Verrathe.

Unglücklicher Weise hatte Alles diese Umtriebe begünstigt.

Wie man weiß, hatte Florine bei einer Unterredung mit der Mayeux, wenige Tage nachdem Fräulein von Cardoville bei dem Doctor Baleinier eingesperrt worden war, indem sie einer Regung von Reue nachgab, der armen Nähterin den Interessen Adriennens sehr nützliche Rathschläge gegeben, indem sie Agricol sagen ließ, der Frau von Saint-Dizier nicht die Papiere zu übergeben, welche er in dem Verstecke des Pavillons gefunden hatte, sondern sie nur dem Fräulein von Cardoville selbst anzuvertrauen. Diese, späterhin durch die Mayeux von diesem Umstande unterrichtet, empfand dadurch ein erhöhetes Vertrauen und Theilnahme für Florine, und hatte sie mit Freuden, fast mit Dankbarkeit, wieder in ihren Dienst genommen, indem sie derselben fast sogleich einen volles Vertrauen bezeugenden Auftrag ertheilte, nämlich den, die Einrichtung in dem, zu Djalma's Wohnung gemietheten Hause zu beaufsichtigen.

Was die Mayeux betrifft, so hatte sie, indem sie den Bitten des Fräuleins von Cardoville nachgab, und sah, daß sie Dagoberts Frau, von welcher wir späterhin sprechen werden, nicht mehr nöthig war, eingewilligt, in dem Hôtel der Straße d'Anjou bei Adriennen zu wohnen, welche mit jenem seltenen Scharfsinne der Seele, welcher sie charakterisirte, der jungen Nähterin, welche ihr auch zum Secretair diente, das Departe-

ment der Unterstützungen und der Almosen anvertraut hatte.

Fräulein von Cardoville war Anfangs willens gewesen, die Mayeux blos unter dem Titel einer Freundin bei sich zu behalten, indem sie auf diese Weise in ihr die Rechtschaffenheit bei der Arbeit, die Ergebung im Leiden und den Verstand in der Armuth ehren und verherrlichen wollte; da sie aber die natürliche Würde des jungen Mädchens kannte, so fürchtete sie mit Recht, daß trotz der zarten Behutsamkeit, mit welcher diese ganz schwesterliche Gastfreundschaft der Mayeux angeboten würde, diese darin ein bemänteltes Almosen sehen möchte; Adrienne zog demnach vor, indem sie dieselbe immer als Freundin behandelte, ihr eine ganz vertraute Stellung zu geben. Auf diese Weise würde die gerechte Empfindlichkeit der Nähterin verschont bleiben, da sie ihren Lebensunterhalt durch Besorgung von Verrichtungen verdiente, welche ihre so wundervoll mildthätigen Instincte befriedigten.

In der That, die Mayeux konnte besser, als irgend Jemand, das heilige Amt annehmen, welches Adrienne ihr übertrug; ihre grausame Erfahrung im Unglück, die Güte ihrer Engelsseele, die Erhabenheit ihres Geistes, ihre seltene Thätigkeit, ihr Scharfblick in Bezug auf die schmerzlichen Geheimnisse des Unglücks, ihre vollkommene Kenntniß der armen und arbeitenden Klassen sagten hinlänglich, mit welchem Takt, mit welcher Um=

sicht das vortreffliche Wesen die grosmüthigen Absichten des Fräuleins von Cardoville unterstützen würde.

. . . .

Reden wir jetzt von verschiedenen Ereignissen, welche an diesem Tage der Ankunft des Fräuleins von Cardoville an der Gartenthür des Hauses der Straße Blanche vorausgegangen waren.

Gegen zehn Uhr Morgens ließen die fest verschlossenen Läden von Adriennens Schlafzimmer keinen Strahl von Tageslicht in dieses Gemach dringen, welches nur durch den Schimmer einer Kugellampe von orientalischem Alabaster, welche an drei langen, silbernen Ketten von der Decke herabhing, erleuchtet war.

Dieses sich in einer Kuppel schließende Gemach hatte die Gestalt eines achtseitigen Zeltes; von dem Gewölbe bis auf den Boden war es mit weißer Seide behangen, die wieder mit langen Draperien von weißer Mousseline bedeckt war, welche in reichen Faltenwürfen durch Schnüre an den Wänden zurückgehalten wurden, welche in Zwischenräumen an breite Elfenbeinknöpfe befestigt waren.

Zwei Thüren, auch von Elfenbein und wundervoll mit Perlmutter eingelegt, führten, die eine in das Badezimmer, die andere in das Toilettenzimmer, eine Art von kleinem, der Verehrung der Schönheit aufgerichteten Tempels, der meublirt war, wie er es in dem Hôtel Saint-Dizier gewesen.

Zwei andere Seiten waren von, gänzlich hinter

Draperien verborgenen Fenstern eingenommen; dem Bette gegenüber sah man glänzende Feuerböcke von ciselirtem Silber, welche ein Kamin von karrarischem Marmor, wahrer krystallisirter Schnee, als Rahmen einfaßte, auf welchem man zwei köstliche Karyatiden und ein Vögel und Blumen vorstellendes Gesims ausgehauen hatte; über diesem Gesims, und in durchbrochener Arbeit mit einer außerordentlichen Zartheit in den Marmor gehauen, befand sich eine Art eirunder Korb von einem anmuthigen Umrisse, welcher die Kaminplatte ersetzte und mit einer Masse von rosafarbigen Camellien geschmückt war; ihre Blätter, von einem glänzenden Grün, ihre Blumen, von einer leichten Carminschattirung, waren die einzigen bunten Farben, welche die harmonische Weiße dieser jungfräulichen Zufluchtsstätte hervortreten ließen.

Endlich, halb von wellenweißer Mousseline umgeben, welche gleich leichten Wolken von dem Gewölbe herabfielen, erblickte man das sehr niedrige Bett mit Elfenbeinfüßen von reicher Bildhauerarbeit, das auf dem Hermelin-Teppich ruhete, der den Fußboden bedeckte. Mit Ausnahme eines Fußgesimses, auch von wundervoll gearbeitetem Elfenbein und mit Perlmutter verziert, war dieses Bett überall, wie ein unermeßliches wohlriechendes Säckchen, mit weißem, wattirten und durchnäheten Atlas ausgefüttert.

Da die batistenen, mit Valencienner Spitzen besetzten Betttücher sich ein wenig verschoben hatten, so deckten sie die Ecke einer, mit weißem Taffet über-

zogenen Matratze und den Zipfel einer leichten Mohrdecke auf, denn in diesem Zimmer herrschte beständig eine gleichmäßige und laue Temperatur, gleich der eines schönen Frühlingstages.

Mit seltsamer Gewissenhaftigkeit, welche von demselben Gefühle herrührte, welches Adriennen auf ein Meisterstück der Goldschmiedsarbeit den Namen seines Verfertigers statt des Namens seines Verkäufers hatte aufschreiben lassen, hatte sie gewollt, daß alle diese Gegenstände einer so ausgezeichneten Pracht von Arbeitern angefertigt würden, die unter den verständigsten, den arbeitsamsten und den rechtschaffensten auserlesen wären, denen sie die vorzüglichsten Stoffe hatte liefern lassen, so daß man dem Preise ihrer Handarbeit das hatte hinzufügen können, was die Zwischenverkäufer gewonnen hätten, indem sie auf deren Arbeit speculirten; diese beträchtliche Erhöhung des Lohnes hatte einiges Glück und einigen Wohlstand in hundert bedürftigen Familien verbreitet, welche, so die Prachtliebe Adriennens segnend, ihr, wie sie sagte, das Recht verliehen, sich ihres Luxus eben so als einer gerechten und guten Handlung zu erfreuen.

Nichts war also frischer, reizender anzusehen, als das Innere dieses Schlafzimmers.

Fräulein von Cardoville war so eben erwacht; sie ruhete mitten in diesen Wellen von Mousseline, von Spitzen, von Batist und weißer Seide in einer Stellung voller Weichheit und Anmuth; niemals bedeckte sie wäh-

rend der Nacht ihre wundervollen goldigen Haare (ein sicheres Verfahren, um sie lange Zeit in ihrer ganzen Pracht zu erhalten ... sagten die Griechen); am Abend flochten ihre Kammerfrauen die langen Locken ihres seidigen Haarwuchses in mehrere platte Flechten, aus denen sie zwei breite und dicke Scheitel bildeten, die weit genug hinabgehend, um fast gänzlich ihr kleines Ohr zu verbergen, von dem man nur das rosige Läppchen sah, sich mit der dicken, hinter ihrem Kopfe aufgesteckten Flechte vereinigten.

Dieser, dem griechischen Alterthume entlehnte Kopfputz stand den so reinen, so feinen Zügen des Fräuleins von Cardoville zum Entzücken, und schien sie dermaßen zu verjüngen, daß man ihr statt achtzehn Jahre kaum fünfzehn gegeben hätte; so zusammengeschlungen und die Schläfe eng umschließend, hätten ihre Haare, indem sie ihre helle und glänzende Farbe verloren, ohne den feurig goldigen Schimmer, der hier und da über die wallenden Flechten hinlief, fast braun geschienen.

In diese morgendliche Schlafsucht versunken, deren laues Schmachten üppigen Träumereien so günstig ist, hatte sich Adrienne, mit ein wenig vorgeneigtem Haupte auf ihr Kopfkissen gestützt, was die idealen Umrisse ihres Halses und ihrer entblößten Schultern noch mehr hervorhob; ihre lächelnden, feuchten und hochrothen Lippen waren, wie ihre Wangen, eben so kalt, als ob sie dieselben so eben in Eiswasser gebadet hätte, ihre

weissen Augenlider verschleierten halb ihre grossen Augen von einem braunen und sammetnen Schwarz, die bald schmachtend in die Luft blickten, ... bald mit Wohlgefallen auf den rosigen Blumen und auf den grünen Blättern des Camellien-Korbes verweilten.

Wer vermöchte die unaussprechliche Heiterkeit von Adriennens Erwachen zu schildern ... das Erwachen einer so schönen und züchtigen Seele, in einem so züchtigen und schönen Körper! ... das Erwachen eines eben so reinen Herzens, als der frische und duftige Athem der Jugend, welcher sanft diesen jungfräulichen Busen hob ... jungfräulich und weiss, wie unbefleckter Schnee ...

Welcher Glaube! welches Dogma! welche Form! welches religiöse Symbol; ... o väterlicher! o göttlicher Schöpfer! würde jemals einen herrlicheren Begriff von Deiner harmonischen und unaussprechlichen Allmacht geben, als eine Jungfrau, die so in der ganzen Blüthe der Schönheit, in der ganzen Anmuth der Züchtigkeit, mit der Du sie begabt hast, erwachend in ihrer träumenden Unschuld das Geheimniss dieses himmlischen Instincts der Liebe erforscht, den Du in sie, wie in alle Deine Geschöpfe gelegt hast! o Du, der Du nur ewige Liebe, nur unendliche Güte bist!

Die verworrenen Gedanken, welche Adriennen seit ihrem Erwachen sanft zu erregen schienen, bemächtigten sich ihrer immer mehr und mehr; ihr Kopf senkte sich auf ihre Brust, ihr schöner Arm sank auf ihr Lager zu-

rück; dann nahmen ihre Züge, ohne gerade traurig zu werden, dennoch einen Ausdruck rührender Schwermuth an.

Ihr innigster Wunsch war erfüllt: sie sollte von nun an unabhängig und allein leben. Aber dieser liebevolle, zarte, sich ergießende und wunderbar vollständige Charakter fühlte, daß Gott sie nicht mit den seltensten Schätzen überhäuft hätte, um sie in einer kalten und selbstsüchtigen Einsamkeit zu vergraben; sie fühlte alles das, was die Liebe Großartiges, Schönes, sowohl ihr selbst, als demjenigen einzuflößen vermöchte, der ihrer würdig zu sein verstände.

Vertrauend auf die Standhaftigkeit, auf den Adel ihres Charakters, stolz auf das Beispiel, das sie andern Frauen geben wollte, sich bewußt, daß Aller Augen neidisch auf sie geheftet sein würden, fühlte sie sich, so zu sagen, ihrer selbst nur zu gewiß; weit davon entfernt zu fürchten, eine schlechte Wahl zu treffen, fürchtete sie nicht zu finden, unter welchen sie wählen sollte, so sehr war ihr Geschmack geläutert; und dann, wenn sie auch ihr Ideal angetroffen hätte, so hatte sie eine zu gleicher Zeit so seltsame, und dennoch so richtige, so außergewöhnliche, und dennoch so sinnvolle Ansicht über die Unabhängigkeit und über die Würde, welche die Frau nach ihrer Meinung gegen den Mann behaupten müßte, daß sie, fest entschlossen, keine Bewilligung in dieser Beziehung zuzugestehen, sich fragte, ob der Mann ihrer

Wahl jemals die bis jetzt unerhörten Bedingungen annähme, die sie ihm auferlegen würde.

Indem sie sich die möglichen Bewerber in's Gedächtniß rief, die sie bis jetzt in den Gesellschaften gesehen hatte, erinnerte sie sich an das unglücklicher Weise sehr wahre, von Rodin mit einem beißenden Witze entworfene Bild in Bezug auf die Heirathslustigen. Sie erinnerte sich auch, nicht ohne einen gewissen Stolz, an die Aufmunterungen, welche ihr dieser Mann, nicht indem er ihr schmeichelte, sondern indem er sie aufforderte, in der Ausführung einer wahrhaft großartigen, edlen und schönen Absicht zu beharren, gegeben hatte.

Der Lauf oder die Laune der Gedanken Adriennens führten sie bald darauf, an Djalma zu denken.

Indem sie sich immerhin Glück wünschte, gegen diesen Verwandten von königlichem Geblüt die Pflichten einer königlichen Gastfreundschaft auszuüben, war das junge Mädchen doch weit davon entfernt, aus dem Prinzen den Helden ihrer Zukunft zu machen.

Zuvörderst sagte sie sich, nicht mit Unrecht, daß dieses, plötzlich in eine raffinirte Civilisation versetzte, halb wilde Kind, mit, wenn nicht unbezähmbaren, doch mit zum Mindesten noch unbezähmten Leidenschaften, unvermeidlich gewaltsamen Prüfungen, stürmischen Umwandlungen ausgesetzt sei. Nun aber dachte Fräulein von Cardoville, welche in ihrem Charakter weder etwas Männliches, noch etwas Herrschsüchtiges hatte, nicht daran, diesen jungen Wilden zu civilisiren. Trotz der

Theilnahme, oder vielmehr wegen der Theilnahme, welche sie für den jungen Indier hatte, war sie demnach auch fest entschlossen, sich ihm nicht vor zwei bis drei Monaten zu erkennen zu geben; außerdem fest entschlossen, daß, wenn der Zufall Djalma erfahren ließe, sie sei seine Verwandte, ihn nicht zu empfangen. Sie wünschte daher, wo nicht ihn zu erproben, doch ihn hinlänglich Herr seiner Handlungen, seines Willens zu lassen, damit er das erste Feuer seiner guten oder schlechten Leidenschaften verrauchen lassen könnte. Da sie ihn indessen nicht allen Gefahren des Pariser Lebens preisgeben wollte, so hatte sie vertraulicher Weise den Grafen von Montbron gebeten, den Prinzen Djalma in die besten Gesellschaften von Paris einzuführen, und ihn mit dem Rathe seiner langjährigen Erfahrungen zu erleuchten.

Herr von Montbron hatte die Bitte des Fräuleins von Cardoville mit dem größten Vergnügen aufgenommen, indem er, wie er sagte, sich eine Freude daraus mache, seinen Königstiger in die Salons einzuführen, und ihn in Wettstreit mit den Eleganten und den Schönen von Paris zu setzen, und sich erbot, Alles, was man wolle, für sein wildes Mündel zu wetten und zu halten.

„— Was mich betrifft, mein lieber Graf," — hatte sie zu Herrn von Montbron mit ihrer gewöhnlichen Offenherzigkeit gesagt, — „so ist mein Entschluß unerschütterlich; Sie selbst haben mir gesagt, welche Wir-

kung in den Gesellschaften das Erscheinen des Prinzen Djalma hervorbringen wird, eines Indiers von neunzehn Jahren, von überraschender Schönheit, stolz und wild, wie ein aus seinem Walde kommender junger Löwe; das ist neu, das ist außergewöhnlich, haben Sie hinzugefügt; die civilisirenden Koketterien werden ihn demnach auch mit einer Hingebung verfolgen, über die ich für ihn entsetzt bin; nun aber, ernstlich gesprochen, mein lieber Graf, kann es mir nicht behagen, wenn es schiene, als ob ich im Eifer mit so vielen schönen Damen wetteifern wollte, welche sich kühn den Klauen Ihres jungen Tigers aussetzen werden. Ich nehme einen sehr großen Antheil an ihm, weil er mein Vetter ist, weil er schön, weil er tapfer ist; aber vor Allem, weil er nicht nach dieser abscheulichen europäischen Mode gekleidet ist. Ohne Zweifel sind das seltene Eigenschaften; aber bis jetzt genügen sie nicht, um mich meinen Entschluß ändern zu lassen. Außerdem hat der gute, alte Philosoph, mein neuer Freund, mir in Bezug auf unseren Indier einen Rath gegeben, den Sie gebilligt haben, Sie, der Sie kein Philosoph sind, mein lieber Graf, nämlich: einige Zeitlang zwar bei mir Gesellschaft zu empfangen, aber zu Niemandem zu gehen, was mir zuvörderst sicherlich das Unpassende ersparen wird, meinem königlichem Vetter zu begegnen, und dann mir erlauben wird, eine strenge Wahl, selbst unter meiner gewöhnlichen Gesellschaft, zu treffen; da mein Haus vortrefflich, meine Stellung sehr originell, und

man alle Arten von garstigen Geheimnissen bei mir zu erforschen vermuthen wird, so werden mir die Neugierigen beider Geschlechter nicht fehlen, was mich sehr belustigen wird, ich versichere es Ihnen."

Und da Herr von Montbron sie fragte, ob die Verbannung des armen, jungen, indischen Tigers lange dauern würde, so hatte Adrienne ihm geantwortet:

„— Da ich ungefähr alle Personen der Gesellschaft empfange, wo Sie ihn eingeführt haben werden, so werde ich es sehr interessant finden, über ihn verschiedene Urtheile zu erhalten. Wenn gewisse Männer über ihn viel Gutes, gewisse Frauen viel Schlimmes sagen, ... so habe ich gute Hoffnung ... Mit einem Worte, die Meinung, welche ich mir bilden werde, indem ich so das Wahre von dem Falschen unterscheide, verlassen Sie sich in dieser Beziehung auf meinen Scharfblick, wird so, wie Sie sagen, die Verbannung meines königlichen Vetters abkürzen oder verlängern."

Das waren noch die bestimmten Absichten des Fräuleins von Cardoville in Bezug auf Djalma an demselben Tage, an welchem sie sich mit Florinen nach dem Hause begab, das er bewohnte; mit einem Worte, sie war durchaus entschlossen, sich ihm nicht vor Ablauf einiger Monate zu erkennen zu geben.

. . . .

Nachdem sie auf solche Weise an diesem Morgen lange an die Möglichkeit gedacht hatte, welche die Zu-

kunft den Bedürfnissen ihres Herzens bieten könnte, versank Adrienne in eine neue und tiefe Träumerei.

Dieses entzückende Geschöpf voller Leben, Saft und Jugend stieß einen leichten Seufzer aus, streckte ihre beiden reizenden Arme über ihrem Kopfe aus, der auf der Seite auf ihrem Kopfkissen lag, und blieb einige Augenblicke wie niedergeschlagen ... wie vernichtet ... So, regungslos unter den weißen Geweben, welche sie einhüllten, hätte man sie für eine herrliche Marmor-Statue halten können, deren Umrisse halb unter einer leichten Lage von Schnee hervortraten.

Plötzlich richtete sich Adrienne rasch auf ihrem Sitze auf, fuhr mit der Hand über ihre Stirn, und schellte ihren Frauen.

Bei dem ersten Silberton der Schelle öffneten sich die beiden Elfenbein-Thüren.

Georgette erschien auf der Schwelle des Toiletten-Zimmers, aus dem Lutine, die kleine schwarze und feuerfarbige Hündin mit goldenem Halsbande, unter Freudengebell entschlüpfte.

Hebe erschien auf der Schwelle des Badezimmers.

Im Hintergrunde des von oben erleuchteten Zimmers sah man, auf einem Teppich von grünem Corduan mit goldenen Rosen, eine weite Badewanne von Krystall, in Gestalt einer länglichen Muschel. Die drei einzigen Löthungen dieses kühnen Meisterstückes der Glasmacherei verschwanden unter der eleganten Biegung mehrerer großer Schilfröhren von Silber, welche von

dem breiten Fußgestelle der Badewanne aufstiegen, das auch von ciselirtem Silber war, und Kinder und Delphine vorstellte, die unter natürlichen Korallenzweigen und azurnen Muscheln spielten. Nichts war von einer lieblicheren Wirkung, als die Incrustirung dieser Purpurzweige und dieser ultramarinblauen Muscheln auf dem matten Grunde der Silberciselirungen; der balsamische Dampf, welcher sich aus dem lauen, klaren und parfümirten Wasser erhob, mit dem die Krystallmuschel angefüllt war, verbreitete sich in dem Badezimmer, und drang wie ein leichter Nebel in das Schlafzimmer.

Als sie Hebe in ihrem frischen und hübschen Kostüme ihr auf einem ihrer bloßen und fleischigen Arme einen langen Morgenüberrock bringen sah, sagte Adrienne zu ihr:

— Wo ist denn Florine? mein Kind.

— Sie ist schon vor zwei Stunden hinuntergegangen, Fräulein; man hat sie wegen etwas sehr Dringendem rufen lassen.

— Und wer hat sie rufen lassen?

— Die junge Person, welche dem Fräulein zum Secretair dient... Sie war heute Morgen sehr frühzeitig ausgegangen; sogleich nach ihrer Rückkehr hat sie Florinen rufen lassen, die seitdem nicht wiedergekommen ist.

— Diese Abwesenheit steht ohne Zweifel in Beziehung zu einer wichtigen Angelegenheit meines Engels von

Minister der Unterstützungen und der Almosen, — sagte Adrienne lächelnd, indem sie an die Mayeux dachte.

Dann gab sie Hebe einen Wink, an ihr Bett zu kommen.

. . . .

Ungefähr zwei Stunden nach ihrem Aufstehen schickte Adrienne, die sich wie gewöhnlich mit einer seltenen Eleganz hatte ankleiden lassen, ihre Frauen fort und verlangte nach der Mayeux, die sie mit einer ausgezeichneten Achtung behandelte, indem sie dieselbe immer allein empfing.

Die junge Nähterin trat eilig mit bleichem, aufgeregtem Gesichte ein, und sagte zu ihr mit zitternder Stimme:

— Ach! Fräulein ... meine Ahnungen waren gegründet; man verräth Sie...

— Von welchen Ahnungen sprechen Sie? mein liebes Kind! — sagte Adrienne erstaunt, — und wer verräth mich?

— Herr Rodin ... — antwortete die Mayeux.

III.

Die Zweifel.

Als Fräulein von Cardoville die von der Mayeux gegen Rodin gerichtete Anklage hörte, blickte sie das junge Mädchen mit einem neuen Erstaunen an.

Wir erwähnen, bevor wir in diesem Auftritte fortfahren, daß die Mayeux ihre armseligen alten Kleider abgelegt hatte und mit ebenso viel Einfachheit als Geschmack schwarz gekleidet war. Diese düstere Farbe schien ihre Verzichtleistung auf alle menschliche Eitelkeit, die ewige Trauer ihres Herzens, und die strengen Pflichten auszusprechen, welche ihr ihre Aufopferung für alles Unglück auferlegte. Ueber dem schwarzen Kleide trug die Mayeux einen herabgeschlagenen breiten Kragen, der weiß und sauber war, wie ihre kleine Gazehaube mit grauen Bändern, welche, indem sie ihre zwei Scheitel von schönem braunen Haar sehen ließ, ihr bleiches und schwermüthiges Gesicht mit sanften blauen Augen einfaßte; ihre langen und schmalen Hände, durch Handschuhe vor der Kälte geschützt, waren nicht mehr,

wie vor Kurzem, violett und marmorirt, sondern von einer beinahe durchsichtigen Weiße.

Die bestürzten Züge der Mayeux drückten eine heftige Besorgniß aus. Fräulein von Cardoville, auf dem Gipfel des Erstaunens, rief aus:

— Was sagen Sie? ...

— Herr Rodin verräth Sie, Fräulein.

— Er! ... das ist unmöglich ...

— Ach! Fräulein ... meine Ahnungen hatten mich nicht getäuscht.

— Ihre Ahnungen?

— Bei dem ersten Male, wo ich mich Herrn Rodin gegenüber befand, hat mich ein unwillkürliches Entsetzen ergriffen; mein Herz war schmerzlich beklommen ... und ich habe ... für Sie gefürchtet ... Fräulein.

— Für mich? — sagte Adrienne, — und warum haben Sie nicht für sich gefürchtet, meine arme Freundin?

— Ich weiß nicht, Fräulein, aber das ist meine erste Empfindung gewesen, und dieses Entsetzen war so unüberwindlich, daß trotz dem Wohlwollen, welches mir Herr Rodin für meine Schwester bezeigte, er mir noch immer Entsetzen einflößte.

— Das ist seltsam. Mehr, als irgend Jemand, verstehe ich den fast unwiderstehlichen Einfluß der Sympathien oder der Abneigungen; ... aber bei dieser Veranlassung ... Am Ende, — begann Adrienne nach einem Augenblicke des Nachdenkens wieder ... — gleichviel;

wie hat sich aber heute Ihr Verdacht in Gewißheit verwandelt?

— Gestern habe ich meiner Schwester Cephyse die Unterstützung gebracht, welche mir Herr Rodin für sie, im Namen einer mildthätigen Person gegeben hatte... Ich fand Cephysen nicht bei der Freundin, welche sie aufgenommen hatte ... Ich bat die Pförtnerin des Hauses, meine Schwester zu benachrichtigen, daß ich heute Morgen wiederkommen würde ... Das habe ich gethan. Aber, verzeihen Sie mir, Fräulein, daß ich nothwendiger Weise einige nähere Umstände erwähnen muß.

— Reden Sie, reden Sie, liebe Freundin.

— Das junge Mädchen, welches meine Schwester bei sich aufgenommen hat, — sagte die arme Mayeux sehr in Verlegenheit, indem sie erröthend die Augen niederschlug, — führt keinen ... sehr regelmäßigen Lebenswandel. Eine Person, mit der sie mehrere Vergnügungspartien gemacht hat, Namens Herr Dumoulin, hatte ihr den wahren Namen des Herrn Rodin gesagt, der in diesem Hause, in welchem er ein Absteigequartier gemiethet hat, sich Herr Charlemagne nennen läßt.

— Das hat er uns bei Herrn Baleinier gesagt; und, als er vorgestern auf diesen Umstand zurückkam, hat er mir die Nothwendigkeit erklärt, in welcher er sich aus gewissen Gründen befände, diese bescheidene Wohnung in diesem abgelegenen Quartier zu haben ... und ich habe es nur billigen können.

— Nun denn! gestern hat Herr Rodin in seiner Wohnung den Herrn Abbé d'Aigrigny empfangen.

— Den Abbé d'Aigrigny! — rief Fräulein von Cardoville aus.

— Ja, Fräulein; er ist zwei Stunden lang mit Herrn Rodin eingeschlossen geblieben.

— Mein Kind, man wird Sie betrogen haben.

— Hören Sie, was ich erfahren habe, Fräulein: der Abbé d'Aigrigny war am Morgen gekommen, um Herrn Rodin zu besuchen; da er ihn nicht fand, so hatte er bei der Pförtnerin seinen auf Papier geschriebenen Namen mit folgenden Worten zurückgelassen: „Ich werde in zwei Stunden wiederkommen." Das junge Mädchen, von der ich Ihnen gesagt habe, Fräulein, hat dieses Papier gesehen. Da Alles, was Herrn Rodin angeht, ziemlich geheimnißvoll scheint, so hat sie die Neugierde gehabt, den Herrn Abbé d'Aigrigny bei der Pförtnerin abzuwarten, um ihn eintreten zu sehen, und in der That, zwei Stunden nachher ist er wiedergekommen, und hat Herrn Rodin zu Hause gefunden.

— Nein ... nein ... — sagte Adrienne erbebend, — das ist unmöglich, es liegt ein Irrthum vor ...

— Ich glaube nicht, Fräulein, denn da ich wußte, wie wichtig diese Entdeckung war, so habe ich das junge Mädchen gebeten, mir den Abbé d'Aigrigny ein wenig zu beschreiben.

— Nun?

— Der Abbé d'Aigrigny ist, — sagte sie mir, —

ungefähr vierzig Jahre alt; er ist von hohem und schlankem Wuchse, einfach, aber mit Sorgfalt gekleidet; seine Augen sind grau, sehr groß und sehr durchbohrend, seine Augenbrauen buschig, seine Haare kastanienbraun, sein Gesicht ist ganz rasirt und seine Haltung sehr entschlossen.

— Das ist wahr . . . — sagte Adrienne, indem sie nicht an das, was sie hörte, zu glauben vermochte. — Dieses Signalement ist richtig.

— Da mir daran lag, so viel nähere Umstände als möglich zu erhalten, — begann die Mayeux wieder, — so habe ich die Pförtnerin gefragt, ob Herr Rodin und der Abbé d'Aigrigny gegen einander erzürnt geschienen, als sie dieselben das Haus hat verlassen sehen; sie sagte zu mir: nein; der Abbé habe nur zu Herrn Rodin gesagt, als er ihn an der Hausthür verlassen: Morgen . . . werde ich Ihnen schreiben . . . darüber sind wir einverstanden . . .

— Ist es denn ein Traum? mein Gott! — sagte Adrienne, indem sie mit einer Art von Bestürzung mit ihren beiden Händen über ihre Stirn fuhr; — ich kann an Ihren Worten nicht zweifeln, meine arme Freundin, und doch ist es Herr Rodin selbst, der Sie in dieses Haus geschickt hat, um die Unterstützung für Ihre Schwester hinzubringen; er würde also auf diese Weise sich dem ausgesetzt haben, daß Sie seine geheimen Zusammenkünfte mit dem Abbé d'Aigrigny entdeckten. Für einen Verräther . . . wäre das sehr ungeschickt.

— Es ist wahr, ich habe diese Betrachtung selbst angestellt ... Und dennoch hat mir das Zusammentreffen dieser beiden Männer so drohend für Sie geschienen, Fräulein, daß ich sehr entsetzt nach Hause gekommen bin.

Charaktere von einer außerordentlichen Rechtschaffenheit ergeben sich schwer darein, an Verrath zu glauben; je schändlicher er ist, desto mehr zweifeln sie daran; Adriennens Charakter gehörte zu diesen, und außerdem war eine der Eigenschaften ihres Geistes die Geradheit: demnach auch, obschon sie sehr durch die Erzählung der Mayeux erschüttert war, antwortete sie:

— Ueberlegen wir, liebe Freundin, entsetzen wir uns nicht mit Unrecht, beeilen wir uns nicht zu sehr, an das Böse zu glauben ... Suchen wir uns alle Beide durch Vernunftgründe aufzuklären: erinnern wir uns der Thatsachen. Herr Rodin hat mir die Thüren von Herrn Baleiniers Haus geöffnet; er hat in meiner Gegenwart Klage gegen den Abbé d'Aigrigny geführt; er hat, durch seine Drohungen, die Superiorin des Klosters genöthigt, ihm die Töchter des Marschalls Simon zurück zu geben; es ist ihm gelungen, den Aufenthalt des Prinzen Djalma zu entdecken; er hat getreulich meine Absichten in Bezug auf meinen jungen Verwandten ausgeführt; gestern noch hat er mir die nützlichsten Rathschläge ertheilt ... Alles das ist wirklich so, nicht wahr?

— Gewiß, Fräulein.

— Wenn wir nun jetzt die Sache von der schlimmi-

ten Seite betrachten und annehmen, daß Herr Rodin einen Vorbehalt hätte, daß er hoffe, auf eine freigebige Weise von uns belohnt zu werden, es mag sein, aber bis jetzt ist seine Uneigennützigkeit vollständig gewesen ...

— Das ist wieder wahr, Fräulein, — sagte die arme Mayeux, genöthigt, wie Adrienne, sich der Augenscheinlichkeit der angeführten Thatsachen zu ergeben.

— Untersuchen wir jetzt die Möglichkeit eines Verrathes. Sich mit dem Abbé d'Aigrigny zu verbinden, um mich zu verrathen? Aber mich zu verrathen: worin? wie? über was? Was habe ich zu fürchten? Sind es nicht im Gegentheile der Abbé d'Aigrigny und Frau von Saint-Dizier, die der Gerechtigkeit eine traurige Rechenschaft über das Böse abzulegen haben werden, das sie mir angethan?

— Aber wie dann, Fräulein, das Zusammentreffen zweier Männer erklären, die so viele Beweggründe zu Abneigung und Entfremdung haben ... Außerdem, verbirgt das nicht irgend einen unheilbringenden Plan? Und dann, Fräulein, bin ich nicht die Einzige, die so denkt ...

— Wie so?

— Als ich heute Morgen nach Hause kam, war ich so erschüttert, daß Mademoiselle Florine mich über die Ursache meiner Unruhe gefragt hat; ich weiß, Fräulein, wie sehr sie an Ihnen hängt.

— Es ist unmöglich, mir treuer zu sein; noch kürzlich haben Sie mir selbst den ausgezeichneten Dienst mitge-

theilt, den sie mir während meiner Einsperrung bei Herrn Baleinier erwiesen hat.

— Nun denn! Fräulein, in der Meinung, daß es nothwendig sei, Sie so bald als möglich zu warnen, habe ich heute Morgen bei meiner Nachhausekunft Mademoiselle Florinen Alles gesagt. Wie ich, mehr vielleicht als ich, ist auch sie über die Annäherung Rodins und des Herrn von Aigrigny entsetzt gewesen. Nach einem Augenblicke der Ueberlegung sagte sie zu mir: Ich glaube, daß es unnöthig ist, das Fräulein zu wecken; ob sie zwei oder drei Stunden früher oder später von dem Verrathe unterrichtet ist, daran liegt wenig; während dieser drei Stunden werde ich vielleicht etwas entdecken können. Ich habe einen Gedanken, den ich für gut halte; entschuldigen Sie mich bei dem Fräulein; ich komme bald zurück... Hierauf hat Mademoiselle Florine einen Wagen holen lassen, und ist ausgefahren.

— Florine ist ein vortreffliches Mädchen, — sagte Fräulein von Cardoville lächelnd, denn die Ueberlegung beruhigte sie gänzlich; — aber bei dieser Veranlassung glaube ich, daß ihr Eifer und ihr gutes Herz sie eben so sehr irre geleitet hat, wie Sie, meine liebe Freundin; wissen Sie, daß wir zwei Unbesonnene sind, Sie und ich, weil wir bis jetzt nicht an Etwas gedacht haben, das uns auf der Stelle beruhigt hätte?

— Wie denn, Fräulein?

— Der Abbé d'Aigrigny fürchtet jetzt Herrn Rodin sehr; er wird ihn bis in diese elende Wohnung auf-

gesucht haben, um ihn um Gnade zu bitten. Finden Sie nicht, wie ich, diese Erklärung nicht allein genügend, sondern auch als die einzige vernünftige?

— Vielleicht, Fräulein, — sagte die Mayeux nach einem Augenblicke der Ueberlegung. — Ja, das ist wahrscheinlich... — Dann, nach einem neuen Schweigen, und als ob sie einer allen möglichen Vernunftgründen überlegenen Ueberzeugung nachgegeben hätte, rief sie aus: — Und dennoch, nein, nein, glauben Sie, Fräulein, man betrügt Sie, ich fühle es...; aller Schein ist gegen das, was ich behaupte;... aber glauben Sie mir, diese Ahnungen sind zu lebhaft, um nicht wahr zu sein... Und dann endlich, errathen Sie etwa nicht zu gut die geheimsten Instincte meines Herzens, als daß ich nicht auch die Sie bedrohenden Gefahren errathen sollte?...

— Was sagen Sie? Was habe ich denn errathen? — erwiederte Fräulein von Cardoville, unwillkürlich gerührt und ergriffen durch den überzeugten und beunruhigten Ausdruck der Mayeux, welche erwiederte:

— Was Sie errathen haben? Ach! alle argwöhnischen Empfindlichkeiten eines unglücklichen Geschöpfes, dem das Verhängniß ein besonderes Leben geschaffen hat, und Sie müssen wohl erfahren, daß, wenn ich bis jetzt geschwiegen habe, es nicht aus Unkenntniß dessen geschah, was ich Ihnen verschulde; denn wer hat Ihnen denn gesagt, Fräulein, daß das einzige Mittel, mich Ihre Wohlthaten ohne zu erröthen annehmen zu lassen,

das sei, daran Verrichtungen zu knüpfen, die mich dem Unglücke, das ich so lange getheilt habe, nützlich und hülfreich machten? Wer hat Ihnen gesagt, als Sie mich als Ihre Freundin sich an Ihren Tisch setzen lassen wollten, mich, die arme Nähterin, in der Sie die Arbeit, die Ergebung, die Rechtschaffenheit verherrlichen wollten, wer hat Ihnen gesagt, als ich Ihnen durch Thränen der Dankbarkeit und des Bedauerns antwortete, daß es keine falsche Bescheidenheit, sondern das Bewußtsein einer lächerlichen Mißgestalt war, welches mich Ihnen eine abschlägliche Antwort geben ließ? Wer hat Ihnen gesagt, daß ich sonst Ihr Anerbieten mit Stolz im Namen meiner Schwestern des Volkes angenommen hätte?

Denn Sie haben mir mit den rührenden Worten geantwortet:

Ich begreife Ihre Weigerung, meine Freundin; es ist keine falsche Bescheidenheit, die sie vorschreibt, sondern ein Gefühl von Würde, das ich liebe und das ich achte. — Wer hat Ihnen ferner gesagt, — begann die Mayeux mit einer zunehmenden Aufregung wieder, — daß ich sehr glücklich sein würde, ein kleines einsames Kämmerchen in diesem prachtvollen Hause zu finden, dessen Glanz mich verblendet? Wer hat Ihnen das gesagt, daß Sie, wie Sie es gethan, geruhet haben, die viel zu schöne Wohnung zu wählen, welche Sie mir bestimmt haben? Wer hat Ihnen ferner gesagt, daß

ich, ohne die Eleganz der reizenden Wesen zu beneiden, welche Sie umgeben, und welche ich bereits liebe, weil dieselben Sie lieben, mich immer durch einen unwillkürlichen Vergleich in ihrer Gegenwart verlegen, beschämt fühlen würde? Wer hat Ihnen das gesagt, damit Sie dieselben entfernten, wenn Sie mich hierher beriefen, Fräulein! ... Ja, kurz, wer hat Ihnen alle die schmerzlichen und geheimen Empfindlichkeiten einer, eine Ausnahme machenden Stellung, wie die meinige, offenbart? Wer hat sie Ihnen offenbart? Gott, ohne Zweifel, er, der in seiner unendlichen Größe eben so für die Schöpfung von Welten sorgt, als er sich väterlich um den armen kleinen, unter dem Grase versteckten Wurm bekümmert ... Und Sie wollen nicht, daß ein Herz, welches Sie so richtig errathen, sich auch bis zur Errathung dessen erhebt, was Ihnen schaden kann? Nein, nein, Fräulein, die Einen haben den Instinct der Selbsterhaltung, Andere, Glücklichere, haben den Instinct der Erhaltung derer, welche sie lieben ... Diesen Instinct hat Gott mir verliehen ... Man verräth Sie, sage ich Ihnen ... man verräth Sie ...

Und die Mayeux, mit beseeltem Blicke, durch die Aufregung leicht gerötheten Wangen, betonte diese letzten Worte auf eine so energische Weise, begleitete sie mit einer so bestätigenden Geberde, daß Fräulein von Cardoville, bereits durch die glühende Sprache des jungen Mädchens erschüttert, so weit kam, ihre Befürchtungen zu theilen. Dann hatte Fräulein von Car-

doville, obschon sie bereits Gelegenheit gehabt hatte, den hohen Verstand, den ausgezeichneten Geist dieses armen Kindes aus dem Volke zu würdigen, die Mayeux sich niemals mit so vieler Beredtsamkeit ausdrücken hören, einer außerdem rührenden Beredtsamkeit, welche ihren Ursprung in den edelsten Gefühlen hatte. Dieser Umstand erhöhete noch den Eindruck, welchen Adrienne empfand. In dem Augenblicke, wo sie im Begriffe stand, der Mayeux zu antworten, klopfte man an die Thür des Zimmers, in welchem dieser Auftritt vorfiel, und Florine trat ein.

Als sie das beunruhigte Gesicht ihrer Kammerjungfer sah, sagte Fräulein von Cardoville rasch zu ihr:

— Nun, Florine . . . was giebt es Neues? Wo kommst Du her, mein Kind?

— Von dem Hôtel Saint-Dizier, Fräulein.

— Und warum dorthin gehen? — fragte Fräulein von Cardoville erstaunt.

— Heute Morgen hat mir Mademoiselle — (und Florine deutete auf die Mayeux) — ihren Verdacht, ihre Besorgnisse anvertraut; . . . ich habe sie getheilt. Der Besuch des Herrn Abbé d'Aigrigny bei Herrn Rodin schien mir bereits sehr wichtig; ich habe gedacht, daß, wenn Herr Rodin sich seit einigen Tagen nach dem Hôtel Saint-Dizier begeben hätte, kein Zweifel mehr über seinen Verrath übrig bliebe.

— In der That, — sagte Adrienne immer besorgter, — nun?

— Da das Fräulein mich mit der Aufsicht über den Auszug aus dem Pavillon beauftragt hatte, und noch verschiedene Gegenstände dort geblieben waren, so mußte ich mich, um mir die Wohnung aufschließen zu lassen, an Madame Grivois wenden; ich hatte also einen Vorwand, in das Hôtel zurückzukehren.

— Weiter ... Florine ... weiter!

— Ich versuchte, Madame Grivois über Herrn Rodin zum Sprechen zu bringen; aber das war vergebens.

— Sie trauete Ihnen nicht, Mademoiselle, — sagte die Mayeux, — man durfte es erwarten.

— Ich fragte sie, — fuhr Florine fort, — ob man Herrn Rodin seit einiger Zeit in dem Hôtel gesehen hätte ... Sie antwortete ausweichend. Verzweifelnd, irgend Etwas zu erfahren, — begann Florine wieder, — verließ ich darauf Madame Grivois, und damit mein Besuch ihr keinen Argwohn einflößen möchte, begab ich mich nach dem Pavillon, als, bei der Wendung um die Ecke einer Allee, ... wen sah ich? einige Schritte von mir und auf die kleine Thür des Gartens zuschreitend ... Herrn Rodin, der auf diese Weise ohne Zweifel weit heimlicher hinauszugehen glaubte.

— Sie hören es, Fräulein! ... — rief die Mayeux, mit einer flehenden Miene die Hände faltend, aus, — ergeben Sie sich dem klaren Beweise ...

— Er! ... bei der Prinzessin von Saint-Dizier, — rief Fräulein von Cardoville aus, deren gewöhnlich

so freundlicher Blick plötzlich von einer heftigen Empörung funkelte; dann fügte sie mit einer leicht aufgeregten Stimme hinzu: — Fahre fort, Florine.

— Bei dem Anblicke des Herrn Rodin blieb ich stehen, — begann Florine wieder, — und sogleich zurückweichend, erreichte ich den Pavillon, ohne gesehen zu werden, und ging rasch in den kleinen, auf die Straße führenden Vorplatz. Seine Fenster befinden sich neben der Gartenthür; ich öffnete sie, indem ich den äusseren Laden geschlossen ließ; ich sah eine Miethkutsche; sie erwartete Herrn Rodin, denn einige Minuten nachher stieg er ein, indem er zu dem Kutscher sagte: Straße Blanche, Nr. 39.

— Zu dem Prinzen! ... — rief Fräulein von Cardoville aus.

— Ja, Fräulein.

— In der That, Herr Rodin sollte ihn heute besuchen, — sagte Adrienne, indem sie überlegte.

— Kein Zweifel, Fräulein, daß, wenn er Sie verräth, er auch den Prinzen verräth ... der bei Weitem leichter, als Sie, sein Opfer werden wird.

— Schändlichkeit! ... Schändlichkeit! ... Schändlichkeit! ... — rief plötzlich Fräulein von Cardoville aus, indem sie mit, durch einen schmerzlichen Zorn krampfhaft zusammengezogenen Zügen aufstand ... — Ein solcher Verrath! ... ha! ... das wäre zum Zweifeln an Allem ... das wäre zum Zweifeln an sich selbst.

— O! Fräulein ... das ist entsetzlich! nicht wahr? — sagte die Mayeux schaudernd.

— Aber warum hat er dann mich, mich und die Meinigen gerettet, warum hat er den Abbé d'Aigrigny angeklagt? — begann Fräulein von Cardoville wieder. — Wahrlich, der Verstand verirrt sich dabei ... Das ist ein Abgrund ... O! ... es ist etwas Entsetzliches um den Zweifel!

— Im Nachhausegehen, — sagte Florine, indem sie einen gerührten und ergebenen Blick auf ihre Gebieterin warf, — hatte ich an ein Mittel gedacht, welches dem Fräulein erlauben würde, sich darüber zu versichern, was daran wäre; ... aber es wäre keine Minute zu verlieren ...

— Was willst Du damit sagen? — erwiederte Adrienne, indem sie Florinen mit Erstaunen anblickte.

— Herr Rodin wird bald mit dem Prinzen allein sein, — sagte Florine.

— Ohne Zweifel, — sagte Adrienne.

— Der Prinz hält sich beständig in dem kleinen Salon auf, welcher nach dem Treibhaus geht ... Dort wird er Herrn Rodin empfangen.

— Und dann? — erwiederte Adrienne.

— Dieses Treibhaus, welches ich nach den Befehlen des Fräuleins habe einrichten lassen, hat seinen einzigen Ausgang, der auf ein Gäßchen führt; durch diese Thür tritt der Gärtner jeden Morgen ein, um nicht durch die Zimmer zu gehen ... Sobald sein Dienst been-

digt ist, kehrt er im Laufe des Tages nicht mehr zurück ...

— Was willst Du damit sagen? Was ist Dein Plan? — sagte Adrienne, indem sie Florinen immer erstaunter anblickte.

— Die hohen Pflanzen sind so gestellt, daß nach meiner Meinung selbst dann, wenn der Vorhang, welcher die Spiegelscheibe verbergen kann, die den Salon von dem Treibhause trennt, nicht herabgelassen wäre, man, wie ich glaube, sich genug nähern könnte, um, ohne gesehen zu werden, das zu hören, was in diesem Zimmer gesprochen wird ... Ich bin immer in den letzten Tagen durch die Thür dieses Treibhauses eingetreten, um die Einrichtungen zu beaufsichtigen ... Der Gärtner hatte einen Schlüssel ... ich einen anderen ... glücklicher Weise habe ich ihm denselben noch nicht zurückgegeben ... Ehe eine Stunde vergeht, kann das Fräulein wissen, woran sie sich in Bezug auf Herrn Rodin zu halten hat; ... denn, wenn er den Prinzen verräth, ... so verräth er auch sie.

— Was sagst Du? — rief Fräulein von Cardoville.

— Das Fräulein fährt sogleich mit mir; ... wir gelangen an die Thür des Gäßchens ... Zu mehrerer Vorsicht trete ich allein ein, und wenn mir die Gelegenheit günstig scheint ... so kehre ich zurück ...

— Ausspioniren ... — sagte Fräulein von Car-

voller Stolz, indem sie Florinen unterbrach, — das ist doch nicht Ihr Ernst ...

— Verzeihung, Fräulein, — sagte das junge Mädchen, indem sie mit einer verwirrten und untröstlichen Miene die Augen niederschlug; — Sie hegten noch einigen Argwohn ... dieses Mittel schien mir das einzige, welches ihn bestätigen oder zerstören konnte.

— Sich so weit zu erniedrigen ... und eine Unterredung zu belauschen? niemals, — erwiederte Adrienne.

— Fräulein, — sagte plötzlich die seit einiger Zeit nachsinnende Mayeux, — erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß Mademoiselle Florine Recht hat, ... dieses Mittel ist schmerzlich, ... aber dadurch allein werden Sie vielleicht für immer wissen, woran Sie mit Herrn Rodin sind ... Und dann endlich, trotz der Klarheit der Thatsachen, trotz dem meine Ahnungen fast Gewißheit sind, so kann doch der am stärksten belastende Schein trügerisch sein. Ich bin es, die Herrn Rodin zuerst bei Ihnen angeklagt hat ... Ich würde mir es mein Leben lang nicht verzeihen, ihn mit Unrecht angeklagt zu haben ... Gewiß ist es, ... wie Sie sagen, Fräulein, schmerzlich ... zu bedauern ... eine Unterredung zu behorchen ...

Dann, sich gewaltsam überwindend, fügte die Mayeux hinzu, indem sie die Thränen der Scham, welche ihre Augen verschleierten, zu unterdrücken versuchte:

— Indessen, da es sich vielleicht darum handelt,

Sie zu retten, Fräulein, denn wenn es ein Verrath ist ... so ist die Zukunft entsetzlich ... so will ich ... wenn Sie wollen ... an Ihrer Stelle hingehn ... um ...

— Kein Wort mehr, ich bitte Sie, — rief Fräulein von Cardoville, die Mayeux unterbrechend, aus. — Ich würde Sie, meine arme Freundin, und einzig und allein in meinem Interesse, das thun lassen, was mir herabwürdigend scheint? ... Nimmermehr! ...

Indem sie sich hierauf an Florinen wandte, sagte sie:

— Geh, Herrn von Bonneville zu bitten, mir augenblicklich meinen Wagen anspannen zu lassen.

— Sie willigen ein! — rief Florine die Hände faltend aus, ohne daß sie ihre Freude zu unterdrücken versuchte; und auch ihre Augen wurden feucht von Thränen.

— Ja, ich willige ein, — antwortete Adrienne mit bewegter Stimme, — wenn es ein Krieg ist, ... ein erbitterter Krieg, den man gegen mich führen will, so muß man sich darauf vorbereiten ... und es wäre am Ende Schwäche und Einfalt, nicht auf seiner Hut zu sein. Ohne Zweifel widersteht mir dieser Schritt, er fällt mir schwer; aber es ist das einzige Mittel, um den Argwohn ein Ende zu machen, der für mich eine unaufhörliche Qual sein würde ... und vielleicht großen Leiden vorzubeugen. Dann kann diese Unterredung des Herrn Robin mit dem Prinzen Djalma, aus sehr wichtigen Gründen, vielleicht doppelt entscheidend für mich

sein, nämlich in Bezug auf das Vertrauen oder den unerbittlichen Haß, den ich für Herrn Rodin haben werde. Also rasch, Florine, einen Mantel, einen Hut und meinen Wagen; ... Du wirst mich begleiten ... Sie, meine Freundin, erwarten mich hier, ich bitte Sie darum, — fügte sie, sich an die Mayeux wendend, hinzu.

. . . .

Eine halbe Stunde nach dieser Unterredung hielt Adriennens Wagen, wie man gesehen hat, vor der kleinen Gartenthür der Straße Blanche.

Florine trat in das Treibhaus, und kehrte bald zurück, um ihrer Gebieterin zu sagen:

— Die Jalousien sind heruntergelassen, Fräulein; Herr Rodin ist so eben in den Salon getreten, in welchem sich der Prinz befindet ...

Fräulein von Cardoville wohnte also unsichtbar dem folgenden Auftritte bei, der sich zwischen Rodin und Djalma ereignete.

IV.

Der Brief.

Einige Augenblicke vor dem Eintritte des Fräuleins von Cardoville in das Treibhaus war Rodin durch Faringhea bei dem Prinzen eingeführt worden, der, noch unter der Herrschaft der leidenschaftlichen Ueberspannung, in welche ihn die Worte des Mestizen versetzt hatten, die Ankunft des Jesuiten nicht zu bemerken schien.

Dieser, erstaunt über die Aufregung von Djalma's Zügen, über seine fast verwirrte Miene, machte Faringhea ein befragendes Zeichen, der auch verstohlen auf folgende symbolische Weise antwortete: Nachdem er seinen Zeigefinger auf sein Herz und auf seine Stirne gelegt hatte, deutete er mit dem Finger auf die feurige Gluth, welche in dem Kamine brannte; diese Pantomime bedeutete, daß Djalma's Kopf und Herz in Flammen stünden.

Rodin verstand ohne Zweifel, denn ein unmerkliches Lächeln der Zufriedenheit zog über seine bleichen Lippen; dann sagte er laut zu Faringhea:

— Ich wünsche mit dem Prinzen allein zu sein; ... lassen Sie die Jalousien herab, und achten Sie darauf, daß wir nicht unterbrochen werden.

Der Mestize verneigte sich, drückte an einer, neben der Spiegelscheibe angebrachten Feder, worauf sie in die Dicke der Wand in dem Maße zurückkehrte, als die Jalousie sich herabließ; sich von Neuem verneigend, verließ der Mestize den Salon. Es war also kurz nach seinem Fortgehen, als Fräulein von Cardoville und Florine in das Treibhaus traten, das von dem Zimmer, in welchem sich Djalma befand, nur noch durch die durchsichtige Dicke des mit großen farbigen Vögeln gestickten Vorhanges von weißer Seide getrennt war.

Das Geräusch der Thür, welche Faringhea im Hinausgehen schloß, schien das Bewußtsein des jungen Indiers wieder zurückzubringen; seine noch leicht aufgeregten Züge hatten indessen ihren gewöhnlichen Ausdruck von Ruhe und Sanftmuth wieder angenommen; er erbebte, fuhr mit der Hand über seine Stirn, blickte um sich, als ob er aus einer tiefen Träumerei erwache, schritt dann mit einer zugleich ehrerbietigen und verlegenen Miene auf Rodin zu, und sagte zu ihm, indem er eine seinen Landsleuten eigenthümliche Benennung gegen Greise anwandte:

— Verzeihung, mein Vater ...

Und wieder, nach der Gewohnheit voller Ehrerbietung junger Leute gegen Greise, wollte er die Hand Rodins ergreifen und sie an seine Lippen führen, eine

Höflichkeit, der sich der Jesuit dadurch entzog, daß er um einen Schritt zurückwich.

— Und weshalb bitten Sie mich um Verzeihung, mein lieber Prinz? — sagte er zu Djalma.

— Als Sie eintraten, träumte ich; ich bin Ihnen nicht auf der Stelle entgegen gekommen ... Nochmals, Verzeihung, mein Vater.

— Und ich verzeihe Ihnen von Neuem, mein lieber Prinz ... aber unterhalten wir uns, wenn Sie wollen; nehmen Sie Ihren Platz auf diesem Kanapee wieder ein ... und selbst Ihre Pfeife, wenn Sie Lust dazu haben.

Aber anstatt der Aufforderung Rodins zu folgen, und sich nach seiner Gewohnheit auf dem Divan auszustrecken, setzte sich Djalma trotz dem Nöthigen des Greises mit gutem Herzen, wie er den Jesuiten nannte, auf einen Sessel.

— Wahrlich, Ihre Förmlichkeiten machen mich untröstlich, mein lieber Prinz, — sagte Rodin zu ihm, — Sie sind hier zu Hause, mitten in Indien, oder zum Mindesten wünschen wir, daß Sie sich dort zu befinden glaubten.

— Gar manche Dinge erinnern mich hier an mein Vaterland, — sagte Djalma mit einer sanften und ernsten Stimme. — Ihre Güte erinnert mich an meinen Vater und an den, welcher seine Stelle bei mir eingenommen hat, — fügte der Indier hinzu, indem er an den Marschall Simon dachte, dessen Ankunft man

ihm bis jetzt und aus Gründen noch nicht hatte wissen lassen.

Nach einem Augenblicke des Schweigens begann er in einem Tone voller Hingebung wieder, indem er Robin seine Hand reichte:

— Jetzt sind Sie da! ich bin glücklich.

— Ich begreife Ihre Freude, mein lieber Prinz, denn ich komme, Sie aus dem Gefängnisse zu entlassen . . . Ihren Käfig zu öffnen . . . Ich hatte Sie gebeten, sich dieser kleinen freiwilligen, durchaus in Ihrem Interesse liegenden Einsperrung zu unterwerfen.

— Morgen werde ich ausgehen können?

— Noch heute, mein lieber Prinz.

Der junge Indier überlegte einen Augenblick lang, und erwiederte:

— Ich habe Freunde, da ich mich hier in diesem Palaste befinde, der mir nicht gehört?

— In der That . . . Sie haben Freunde . . . vortreffliche Freunde . . . — antwortete Robin.

Bei diesen Worten schien sich Djalma's Gesicht noch zu verschönern. Die edelsten Gefühle malten sich plötzlich auf diesen beweglichen und reizenden Zügen; seine großen schwarzen Augen wurden ein wenig feucht, nach einem neuen Schweigen stand er auf, indem er zu Robin mit einer bewegten Stimme sagte:

— Kommen Sie . . .

— Wohin, lieber Prinz? . . . — sagte der Andere sehr überrascht.

— Meinen Freunden zu danken … ich habe drei Tage gewartet; … das ist lange.

— Erlauben Sie, lieber Prinz … erlauben Sie … ich habe Ihnen in dieser Beziehung Manches mitzutheilen, wollen Sie sich gefälligst wieder setzen.

Djalma setzte sich wieder folgsam auf seinen Sessel.

Rodin begann wieder:

— Es ist wahr … Sie haben Freunde … oder vielmehr Sie haben einen Freund; die Freunde sind selten.

— Aber Sie?

— Das ist richtig … Sie haben also zwei Freunde, mein lieber Prinz: mich … den Sie kennen … und einen Andern, den Sie nicht kennen … und der Ihnen unbekannt zu bleiben wünscht …

— Warum?

— Warum? — antwortete Rodin, einen Augenblick lang in Verlegenheit, — weil das Glück, welches er empfindet, Ihnen Beweise seiner Freundschaft zu geben, weil seine eigene Ruhe … der Preis dieses Geheimnisses sind.

— Warum sich verbergen, wenn man Gutes thut?

— Zuweilen um das Gute zu verbergen, das man thut, mein lieber Prinz.

— Ich benutze diese Freundschaft; warum sich vor mir verbergen?

Die wiederholten Warums des jungen Indiers

schienen Rodin ziemlich außer Fassung zu bringen, der indessen erwiederte:

— Ich habe es Ihnen gesagt, lieber Prinz, Ihr geheimer Freund würde vielleicht seine Ruhe gefährdet sehen, wenn er bekannt wäre ...

— Wenn er bekannt wäre ... als mein Freund?

— Gerade, lieber Prinz.

Djalma's Züge nahmen auf der Stelle einen Ausdruck trauriger Würde an; er erhob auf eine stolze Weise das Haupt und sagte mit einer hochmüthigen und strengen Stimme:

— Da dieser Freund sich verbirgt, so schämt er sich meiner, oder ich muß mich seiner schämen ... Ich nehme nur von Leuten Gastfreundschaft an, denen ich würdig erscheine, oder die meiner würdig sind; ... ich verlasse dieses Haus.

Und indem er dieses sagte, stand Djalma so entschlossen auf, daß Rodin ausrief:

— Aber so hören Sie mich doch an, mein lieber Prinz ... Sie sind, erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen, von einer Heftigkeit, von einer unglaublichen Empfindlichkeit ... Obgleich wir uns bemüht haben, Sie an Ihr schönes Vaterland zu erinnern, so sind wir doch hier mitten in Europa, mitten in Frankreich, mitten in Paris; diese Betrachtung muß Ihre Ansichten ein wenig ändern, ich beschwöre Sie, hören Sie mich an.

Trotz seiner gänzlichen Unkenntniß gewisser gesellschaftlicher Verhältnisse hatte Djalma doch zu viel ge-

funden Verstand, um sich nicht in Gründe zu fügen, wenn sie ihm ... vernünftig schienen; die Worte Rodins besänftigten ihn. Mit der treuherzigen Bescheidenheit, mit welcher Naturen voller Kraft und Großmuth fast immer begabt sind, antwortete er auf eine sanfte Weise:

— Sie haben Recht; mein Vater, ich bin nicht mehr in meinem Vaterlande; ... hier ... sind die Gebräuche verschieden; ich will überlegen.

Trotz seiner List und Geschmeidigkeit wurde Rodin doch zuweilen durch die plötzlichen Wendungen, durch das Unvorhergesehene der Gedanken des jungen Indiers außer Fassung gebracht. Er sah ihn demnach auch zu seiner großen Verwunderung einige Minuten lang nachdenkend bleiben, wonach Djalma in einem ruhigen, aber fest überzeugten Tone wieder begann:

— Ich habe Ihnen gehorcht; ich habe überlegt, mein Vater.

— Nun! mein lieber Prinz.

— In keinem Lande der Welt, unter keinem Vorwande darf ein Mann von Ehre, der Freundschaft für einen andern Mann von Ehre hat, sie verbergen.

— Wenn aber für ihn Gefahr vorhanden ist, diese Freundschaft zu gestehen, ... — sagte Rodin, sehr besorgt über die Wendung, welche die Unterhaltung nahm.

Djalma blickte den Jesuiten mit einem verächtlichen Erstaunen an und antwortete nicht.

— Ich begreife Ihr Schweigen, mein lieber Prinz, ein muthiger Mann muß der Gefahr Trotz bieten, ver-

steht sich; aber wenn Sie es nun wären, den die Gefahr in dem Falle bedrohete, daß diese Freundschaft entdeckt würde, wäre dieser Ehrenmann dann nicht zu entschuldigen, sogar zu loben, wenn er unbekannt bleiben will.

— Ich nehme nichts von einem Freunde an, der mich für fähig hält, ihn aus Feigheit zu verleugnen ...

— Lieber Prinz ... hören Sie mich an.

— Leben Sie wohl, mein Vater.

— Ueberlegen Sie ...

— Ich habe mich ausgesprochen, ... — erwiederte Djalma in einem trockenen und fast gebieterischen Tone, indem er auf die Thür zuschritt.

— Ei! mein Gott! wenn es sich nun um eine Frau handelte! — rief Rodin, auf das Aeußerste getrieben und indem er auf ihn zueilte, aus, denn er fürchtete wirklich, Djalma das Haus verlassen und so seine Pläne gänzlich über den Haufen werfen zu sehen.

Bei den letzten Worten Rodins blieb der Indier plötzlich stehen.

— Eine Frau? — sagte er erbebend und indem er feuerroth wurde, — es handelt sich um eine Frau?

— Ei ja doch! Wenn es sich um eine Frau handelte ... — erwiederte Rodin, — würden Sie ihre Zurückhaltung, das Geheimniß begreifen, mit dem sie genöthigt ist die Beweise von Freundschaft zu umgeben, die sie Ihnen zu geben wünscht?

— Eine Frau? — wiederholte Djalma mit zitternder Stimme, indem er wie verehrend die Hände faltete.

Und sein reizendes Gesicht drückte ein unaussprechliches, ein unendliches Erstaunen aus.

— Eine Frau? ... — sagte er nochmals, — eine Pariserin? ...

— Ja, mein lieber Prinz, da Sie mich denn zu diesem Verrathe zwingen, so muß ich es Ihnen wohl gestehen; es handelt sich um eine ... ehrwürdige Pariserin, ... eine würdige Matrone ... voller Tugenden, und deren ... hohes Alter alle Ihre Ehrerbietung verdient.

— Sie ist sehr alt? — rief der arme Djalma aus, dessen reizender Traum plötzlich verschwand.

— Sie würde um einige Jahre meine ältere Schwester sein, — antwortete Rodin mit einem spöttischen Lächeln, indem er erwartete, den jungen Mann einen komischen Aerger oder erzürntes Bedauern ausdrücken zu sehen.

Dem war nicht so.

Auf das verliebte, leidenschaftliche Entzücken, das einen Augenblick lang auf den Zügen des Prinzen geleuchtet hatte, folgte ein ehrerbietiger und rührender Ausdruck; er blickte Rodin gerührt an, und sagte mit einer bewegten Stimme zu ihm:

— Diese Frau ist also für mich ... eine Mutter?

Es ist unmöglich wiederzugeben, mit welchem zu-

gleich frommen, schwermüthigen und zärtlichen Zauber der Indier das Wort eine Mutter aussprach.

— Sie haben es gesagt, mein lieber Prinz, diese ehrwürdige Dame will eine Mutter für Sie sein... Aber ich kann Ihnen die Ursache der Zuneigung nicht entdecken, die sie für Sie hegt... Nur glauben Sie mir, diese Zuneigung ist aufrichtig; ihre Ursache ist ehrenvoll; wenn ich Ihnen das Geheimniß davon nicht sage, so kommt das daher, weil bei uns die Geheimnisse der Frauen, jung oder alt, geheiligt sind.

— Das ist richtig, und Ihr Geheimniß wird für mich heilig sein; ohne sie zu sehen, werde ich sie mit Ehrerbietung lieben. So wie man Gott liebt, ohne ihn zu sehen...

— Jetzt, lieber Prinz, lassen Sie mich Ihnen sagen, welches die Absichten Ihrer mütterlichen Freundin sind... Dieses Haus wird immer zu Ihrer Verfügung bleiben, wenn Sie sich darin gefallen; französische Dienerschaft, ein Wagen mit zwei Pferden werden zu Ihren Befehlen stehn; man wird die Abrechnungen Ihres Haushaltes übernehmen. Dann, da ein Königssohn königlich leben muß, so habe ich in dem benachbarten Zimmer ein Käßchen zurückgelassen, das fünfhundert Louisdor enthält; jeden Monat wird Ihnen eine gleiche Summe ausgezahlt werden; wenn sie zu dem, was wir Ihr Taschengeld nennen, nicht ausreicht, so sagen Sie es mir, und man wird sie erhöhen...

Auf eine Bewegung Djalma's beeilte sich Rodin hinzuzufügen:

— Ich muß Ihnen sogleich sagen, mein lieber Prinz, daß Ihr Zartgefühl vollkommen beruhigt sein darf. Zuvörderst ... nimmt man von einer Mutter Alles an ... dann, da Sie in ungefähr drei Monaten in den Besitz einer unermeßlichen Erbschaft gesetzt werden, so wird es Ihnen ein Leichtes sein, wenn diese Verbindlichkeit Sie drückt (und kaum wird sich diese Summe im schlimmsten Falle auf vier bis fünftausend Louisdor erheben), so wird es Ihnen ein Leichtes sein, diese Vorschüsse zurückzuerstatten; sparen Sie demnach nichts, befriedigen Sie alle Ihre Launen ... man wünscht, daß Sie in den höchsten Kreisen von Paris erscheinen, wie der Sohn eines Königs mit dem Beinamen der Vater des Großmüthigen erscheinen muß. Also noch ein Mal, ich beschwöre Sie, lassen Sie sich nicht durch ein falsches Zartgefühl zurückhalten; ... wenn diese Summe Ihnen nicht genügt ...

— So werde ich mehr verlangen; ... meine Mutter hat Recht, ... ein Königssohn muß als König leben.

Das war die Antwort, welche der Indier mit einer vollkommenen Einfachheit gab, ohne im Mindesten über diese prunkvollen Anerbietungen erstaunt zu scheinen. Und dem mußte so sein: Djalma hätte gethan, was man für ihn that, denn man kennt die Sagen der verschwenderischen Prachtliebe und der glänzenden Gastfreundschaft der indischen Fürsten. Djalma war eben

so gerührt, als dankbar gewesen, als er erfuhr, daß eine Frau ihn mit einer mütterlichen Liebe liebte ... Was den Luxus anlangt, mit dem sie ihn umgeben wollte, so nahm er ihn ohne Erstaunen und ohne Bedenklichkeit an.

Diese Ergebung war eine andere Widerwärtigkeit für Rodin, der mehrere vortreffliche Gründe vorbereitet hatte, um den Indier zur Annahme aufzufordern.

— Darüber sind wir also vollkommen einverstanden, mein lieber Prinz, — begann der Jesuit wieder: — jetzt müssen Sie die vornehmen Gesellschaften besuchen, und damit Sie durch die beste Thür in dieselben eintreten, wie wir sagen ... so wird Sie einer der Freunde Ihrer mütterlichen Beschützerin, der Herr Graf von Montbron, ein Greis voller Erfahrung, der den höchsten Kreisen angehört, in den besten Häusern von Paris vorstellen ...

— Warum stellen Sie mich nicht selbst ihnen vor, mein Vater?

— Ach! mein lieber Prinz, sehen Sie mich doch an; ... sagen Sie mir, ob das meine Rolle wäre ... Nein, nein, ich lebe allein und zurückgezogen. Und dann, — fügte Rodin nach einem Schweigen hinzu, indem er auf den Prinzen einen forschenden, aufmerksamen und neugierigen Blick heftete, als ob er ihn durch die folgenden Worte einer Art von Probe unterwerfen wollte, — und dann, sehen Sie, wird Herr von Montbron in den Kreisen, in welche er geht, besser als ich im Stande

sein, Sie über die Fallstricke aufzuklären, die man Ihnen legen könnte. Denn, wenn Sie Freunde haben ... so haben Sie auch Feinde ... Sie wissen es, niederträchtige Feinde, die auf eine schändliche Weise Ihr Vertrauen gemißbraucht, sich über Sie lustig gemacht haben; und da unglücklicher Weise ihre Macht ihrer Bosheit gleichkommt, so würde es von Ihnen vielleicht klüger sein, daß Sie ihnen auszuweichen, sie zu fliehen trachteten, ... anstatt ihnen offen Widerstand zu leisten.

Bei der Erinnerung an seine Feinde, bei dem Gedanken sie zu fliehen, schauderte Djalma an dem ganzen Körper, seine Züge wurden plötzlich leichenblaß; seine übermäßig geöffneten Augen, deren Augäpfel auf diese Weise von einem weißen Ringe umgeben waren, leuchteten von einem dunkeln Feuer; niemals traten die Verachtung, der Haß, der Durst nach Rache schrecklicher auf einem menschlichen Antlitze hervor ... Seine blutrothe Oberlippe, welche seine kleinen fest zusammengebissenen Zähne sehen ließ, zog sich beweglich, krampfhaft in die Höhe, und verlieh seinem so eben noch so reizenden Gesicht einen Ausdruck von so thierischer Grausamkeit, daß Rodin von seinem Sessel aufstand und ausrief:

— Was haben Sie ... Prinz? ... Sie erschrecken mich!

Djalma antwortete nicht; halb auf seinen Sessel geneigt, seine vor Wuth krampfhaft geschlossenen Hände auf die andere gestützt, schien er sich an einen der



[illegible] des Erfolg[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Gewa[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] er i[illegible]
[illegible]
[illegible]

– [illegible], im[illegible]
[illegible] – [illegible]
– Er [illegible]
[illegible] – [illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Arme des Sessels zu klammern, aus Furcht, daß er sich einem Anfalle von Wuth hingeben möchte... In diesem Augenblicke wollte der Zufall, daß die Bernsteinspitze vom Rohre des Houka vor seine Füße gerollt war; die gewaltsame Spannung, welche alle Nerven des Indiers zusammenzog, war so mächtig, er besaß trotz seiner Jugend und seines schmächtigen Aussehens eine solche Kraft, daß er in einer ungestümen Bewegung die Bernsteinspitze trotz ihrer außerordentlichen Härte zu Pulver zerstampfte.

— Aber, in des Himmels Namen, was haben Sie, Prinz? — rief Robin aus.

— So werde ich meine niederträchtigen Feinde zertreten, — rief Djalma mit drohendem und flammendem Blicke aus.

Dann, als ob diese Worte seinen Grimm auf das Höchste gesteigert hätten, sprang er von seinem Sessel auf, und durcheilte nun mit verstörten Augen den Salon während einiger Secunden in allen Richtungen, als ob er irgend eine Waffe um sich herum gesucht hätte, und indem er von Zeit zu Zeit eine Art von heiserem Schrei ausstieß, den er zu unterdrücken suchte, indem er seine beiden geballten Fäuste auf seinen Mund drückte,... während seine Zähne krampfhaft erbebten ... Das war die ohnmächtige Wuth des nach Blut dürstenden wilden Thieres.

Der junge Indier gab auf diese Weise das Bild einer erhabenen und wilden Schönheit; man fühlte,

daß, sobald diese göttlichen Instincte eines angeborenen Feuers und einer blinden Unerschrockenheit, die jetzt durch den Abscheu vor dem Verrath und der Niederträchtigkeit in diesem Grade gesteigert waren, auf den Krieg oder auf jene riesenhaften Jagden Indiens, die noch weit mörderischer sind, als Schlachten, angewandt wären, aus Djalma das machen müßten, was er war; nämlich einen Helden.

Rodin bewunderte mit einer widrigen und innigen Freude den aufbrausenden Ungestüm der Leidenschaften dieses jungen Indiers, welche unter bestimmten Umständen auf eine schreckliche Weise ausbrechen mußten. Plötzlich beruhigte sich zum großen Erstaunen des Jesuiten dieser Sturm. Djalma's Wuth besänftigte sich fast plötzlich, weil die Ueberlegung ihm bald deren Eitelkeit bewies. Nun, sich über diesen kindischen Jähzorn schämend, schlug er die Augen nieder. Sein Gesicht blieb bleich und finster; dann, mit einer kalten, noch weit fürchterlicheren Ruhe, als die Heftigkeit, zu welcher er sich hatte fortreißen lassen, sagte er zu Rodin:

— Mein Vater, Sie werden mich noch heute meinen Feinden gegenüberstellen.

— Und zu welchem Zwecke, mein lieber Prinz?... Was wollen Sie?

— Diese Niederträchtigen tödten!

— Sie tödten!!! Es fällt Ihnen nicht ein.

— Faringhea wird mir beistehen.

— Noch ein Mal, bedenken Sie doch, daß Sie hier

nicht an den Ufern des Ganges sind, wo man seinen Feind tödtet, wie man einen Tiger auf der Jagd tödtet.

— Man schlägt sich mit einem rechtschaffenen Feinde, man tödtet einen Verräther, wie man einen verfluchten Hund tödtet, — erwiederte Djalma mit eben so vieler Ueberzeugung, als Ruhe.

— Ach! Prinz ... Sie, dessen Vater der Vater des Großmüthigen genannt worden ist, — sagte Rodin mit ernstem Ton der Stimme, — welche Freude würden Sie darin finden, eben so feige, als boshafte Wesen zu treffen? ...

— Das zu zerstören, was gefährlich ist, ist eine Pflicht.

— Demnach also ... Prinz ... die Rache?

— Ich räche mich nicht an einer Schlange ... — sagte der Indier mit einem bitteren Stolze, — ich zertrete sie.

— Aber, mein lieber Prinz, hier entledigt man sich seiner Feinde nicht auf diese Weise, wenn man sich zu beklagen hat ...

— Die Weiber und die Kinder beklagen sich, — sagte Djalma, indem er Rodin unterbrach, — die Männer treffen.

— Immer an den Ufern des Ganges, mein lieber Prinz; aber nicht hier ... Hier bemächtigt sich der Staat Ihrer Sache, untersucht, richtet sie, und bestraft, wenn Grund vorhanden ist.

— In meiner Beleidigung bin ich Richter und Henker.

— Ich bitte Sie, hören Sie mich. Sie sind der abscheulichen Schlinge Ihrer Feinde entgangen, nicht wahr? Nun denn! nehmen Sie an, daß dies durch die Aufopferung der ehrwürdigen Frau geschehen ist, welche für Sie die Zärtlichkeit einer Mutter hat; wenn sie nun jetzt ihre Begnadigung von Ihnen verlangte, sie, die Sie aus ihren Händen gerettet hat . . . was würden Sie thun?

Der Indier senkte den Kopf, und blieb einige Augenblicke, ohne zu antworten.

Indem er sein Schwanken benutzte, fuhr Robin fort:

— Ich könnte Ihnen sagen, Prinz, ich kenne Ihre Feinde; aber in der Furcht, Sie irgend eine schreckliche Unvorsichtigkeit begehen zu sehen, werde ich Ihnen ihre Namen für immer verschweigen. Nun denn! nein, ich schwöre Ihnen, daß, wenn die achtbare Person, welche Sie wie einen Sohn liebt, es gerecht und nützlich findet, daß ich Ihnen diese Namen nenne . . . so werde ich sie Ihnen nennen; aber bis dahin, daß sie sich ausgesprochen hat, werde ich schweigen.

Djalma blickte Robin mit einer finsteren und erzürnten Miene an.

In diesem Augenblicke trat Faringhea ein, und sagte zu Robin:

— Ein Mann, der Ueberbringer eines Briefes, ist

nach Ihrer Wohnung gegangen ... Man hat ihm gesagt, daß Sie hier wären ... Er ist gekommen ... Soll ich diesen Brief annehmen? ... Er sagt, daß er von dem Herrn Abbé d'Aigrigny käme ...

— Gewiß, — sagte Rodin; dann fügte er hinzu: — wenn es der Prinz erlaubt? ...

Djalma machte ein Zeichen mit dem Kopfe, Faringhea verließ das Zimmer.

— Sie verzeihen, lieber Prinz, ich erwartete heute Morgen einen sehr wichtigen Brief; da seine Ankunft sich verspätete, und ich nicht ermangeln wollte, Sie zu besuchen, so habe ich in meiner Wohnung den Auftrag gegeben, mir diesen Brief hierher zu senden.

Einige Augenblicke nachher kehrte Faringhea mit einem Briefe zurück, welchen er Rodin übergab; worauf der Mestize das Zimmer wieder verließ.

V.

Adrienne und Djalma.

Als Faringhea den Salon verlassen hatte, nahm Rodin den Brief des Abbé d'Aigrigny in die eine Hand, und schien mit der anderen irgend Etwas zu suchen, zuvörderst in der Seitentasche seines Ueberrockes, dann in seiner Hintertasche, dann in der Tasche seines Beinkleides; dann endlich legte er, da er nichts fand, den Brief auf das abgeschabte Knie seines schwarzen Beinkleides, und befühlte sich mit einer Miene des Bedauerns und der Besorgniß überall mit beiden Händen.

Die verschiedenen Bewegungen dieser, mit einer vollkommenen Natürlichkeit gespielten Pantomime wurden durch folgenden Ausruf gekrönt:

— Ach! mein Gott!! das ist betrübt!

— Was haben Sie? — fragte ihn Djalma, indem er aus seinem traurigen Schweigen erwachte, in welches er seit einigen Augenblicken versunken war.

— Ach! mein Prinz, — erwiederte Rodin, — es begegnet mir da etwas höchst Gewöhnliches, etwas sehr

Kindisches, was indessen nicht verhindert, für mich unendlich betrübt zu sein ... ich habe meine Brille vergessen oder verloren; nun aber ist es mir bei dieser Dämmerung, und besonders bei dem abscheulichen, schlechten Gesicht, welches ich durch Arbeit und Jahre bekommen habe, durchaus unmöglich, diesen sehr wichtigen Brief zu lesen; denn man erwartet von mir eine sehr schnelle, sehr einfache und bestimmte Antwort ... ein Ja oder Nein ... Die Zeit drängt, es ist zum Verzweifeln ... Wenn noch, — fügte Rodin hinzu, indem er diese Worte, ohne Djalma anzublicken, betonte, aber doch so, daß dieser Letztere es bemerkte, — wenn mir noch Jemand den Dienst erweisen könnte, für mich zu lesen ... aber nein ... Niemand ... Niemand ...

— Wollen Sie, mein Vater, — sagte Djalma auf eine gefällige Weise zu ihm, — daß ich Ihnen den Brief vorlese? Sobald ich ihn gelesen, werde ich vergessen haben, was ich gelesen habe ...

— Sie? — rief Rodin aus, als ob ihm der Vorschlag des Indiers zu gleicher Zeit übertrieben und gefährlich geschienen hätte, — das ist unmöglich, Prinz ... Sie ... diesen Brief lesen ...

— Dann entschuldigen Sie meine Frage, — sagte Djalma auf eine freundliche Weise.

— Aber, in der That, — begann Rodin wieder nach einem Augenblicke der Ueberlegung und indem er mit sich selbst sprach, — warum nicht?

Und er fügte hinzu, indem er sich an Djalma wandte:

— Wahrhaftig, Sie wollten diese Gefälligkeit haben, mein lieber Prinz? Ich hätte es nicht gewagt, Sie um diesen Dienst zu bitten.

Indem er dieses sagte, übergab Robin Djalma den Brief, welcher ihn mit lauter Stimme las.

Dieser Brief war folgendermaßen abgefaßt:

„Ihr Besuch von heute Morgen in dem Hôtel Saint-Dizier muß nach dem, was mir davon berichtet worden ist, als ein neuer Angriff von Ihrer Seite betrachtet werden.

„Hier ist der letzte Vorschlag, den man Ihnen zu machen hat, vielleicht wird er eben so fruchtlos sein, als der Schritt, welchen ich gestern versuchte, als ich mich nach der Straße Clovis begab.

„Nach dieser langen und peinlichen Erklärung habe ich Ihnen gesagt, daß ich Ihnen schreiben würde: ich halte mein Versprechen, hier ist mein Ultimatum.

„Und zuvörderst eine Warnung:

„Nehmen Sie sich in Acht ... Wenn Sie darauf beharren, einen ungleichen Kampf zu unterhalten, so werden Sie selbst dem Hasse derjenigen ausgesetzt sein, welche Sie thörichter Weise beschützen wollen. Man hat tausend Mittel, Sie bei ihnen zu stürzen, indem man dieselben über Ihre Pläne aufklärt. Man wird ihnen beweisen, daß Sie an dem Complotte Theil genommen haben, welches Sie jetzt zu entschleiern be-

haupten, und das nicht aus Edelmuth, sondern aus Habsucht."

Obgleich Djalma ein vollkommenes Zartgefühl besaß und fühlte, daß die geringste Frage an Rodin in Bezug auf diesen Brief eine große Unbescheidenheit wäre, so konnte er sich doch nicht enthalten, beim Lesen dieser Stelle rasch den Kopf nach dem Jesuiten umzuwenden.

— Mein Gott! ja, es handelt sich um mich ... um mich selbst. Wie Sie mich da sehen, mein lieber Prinz, — fügte er hinzu, indem er auf seine armseligen Kleider anspielte, — beschuldigt man mich der Habsucht.

— Und wer sind die Leute, welche Sie beschützen?

— Meine Schützlinge? ... — sagte Rodin, indem er einiges Zögern heuchelte, als ob er in Verlegenheit gewesen wäre zu antworten, — wer die von mir Beschützten sind? ... Hm ... hm ... ich will es Ihnen sagen ... Es sind ... es sind arme Teufel ohne irgend einen Beistand, geringe Leute, aber wackere Leute, die nur ihr gutes Recht ... in einem Prozesse haben, den sie führen; sie sind bedrohet, von sehr mächtigen, sehr mächtigen Leuten vernichtet zu werden ... Diese da sind mir zum Glück hinlänglich bekannt, um sie zu Gunsten meiner Beschützten entlarven zu können ... Was wollen Sie? ... arm und schwach, trete ich natürlicher Weise auf die Seite der Armen und Schwachen .... Aber, fahren Sie fort, ich bitte Sie ...

Djalma begann wieder:

„Sie haben demnach Alles zu fürchten, wenn Sie

fortfahren uns feindlich zu sein, und nichts zu gewinnen, wenn Sie die Parthei derer ergreifen, die Sie ihre Freunde nennen; sie würden viel richtiger Ihre Geprellten heißen, denn wenn sie aufrichtig wäre, so wäre ihre Uneigennützigkeit unerklärlich.... Sie muß demnach einen Rückhalt von Habsucht verbergen, und sie verbirgt sie, ich wiederhole es.

„Nun denn! selbst in dieser Beziehung ... kann man Ihnen eine reichliche Entschädigung anbieten, mit dem Unterschiede, daß Ihre Hoffnungen einzig und allein auf die wahrscheinliche Dankbarkeit Ihrer Freunde gegründet sind, eine sehr dem Zufalle unterworfene Möglichkeit, während unsere Anerbietungen augenblicklich verwirklicht werden: um klar zu reden, hören Sie, was man verlangt, was man von Ihnen erheischt. Noch heute Abend, vor Mitternacht als letzte Frist, werden Sie Paris verlassen haben, und sich verpflichten, vor sechs Monaten nicht dahin zurückzukehren."

Djalma konnte eine Regung des Erstaunens nicht unterdrücken und blickte Rodin an.

— Das ist ganz einfach, — erwiederte er; — der Prozeß meiner Beschützten wird vor dieser Zeit entschieden sein, und indem man mich entfernt, hält man mich ab, über sie zu wachen; Sie begreifen, mein lieber Prinz, — sagte Rodin mit einer bittern Empörung. — Fahren Sie gefälligst fort, und entschuldigen Sie mich, Sie unterbrochen zu haben;... aber so viel Unverschämtheit empört mich......

Djalma fuhr fort:

„Damit wir die Gewißheit Ihrer Entfernung von Paris für sechs Monate haben, so werden Sie sich zu einem unserer Freunde in Deutschland begeben; Sie werden bei ihm eine freigebige Gastfreundschaft finden; aber Sie werden bei ihm gezwungener Weise bis zu dem Ablaufe der Frist wohnen.“

— Ja, in ein freiwilliges Gefängniß, — sagte Rodin.

„Unter diesen Bedingungen erhalten Sie eine monatliche Pension von tausend Franken von dem Tage Ihrer Abreise von Paris an gerechnet, zehntausend Franken baar, und zwanzigtausend Franken nach Ablauf der sechs Monate. Das Ganze wird Ihnen genügend verbürgt werden. Endlich wird man Ihnen nach Ablauf der sechs Monate eine eben so ehrenvolle als unabhängige Stellung zusichern.“

Da Djalma sich durch eine Regung unwillkürlicher Empörung unterbrochen hatte, so sagte Rodin zu ihm:

— Fahren Sie fort, ich bitte Sie, lieber Prinz, Sie müssen bis an's Ende lesen, das wird Ihnen einen Begriff von dem geben, was inmitten unserer Civilisation vorgeht.

Djalma begann wieder:

„Sie kennen hinlänglich den Gang der Dinge und was wir sind, um zu wissen, daß, indem wir Sie entfernen, wir uns nur eines wenig gefährlichen, aber sehr lästigen Feindes entledigen wollen; sein Sie nicht durch Ihren ersten Erfolg verblendet. Die Folgen Ihrer An-

Klage werden erstickt werden, weil sie verläumderisch ist; der Richter, welcher sie angenommen hat, wird seine abscheuliche Partheilichkeit grausam bereuen. Sie können von diesem Briefe den Gebrauch machen, welchen Sie wollen. Wir wissen, was wir schreiben und an wen wir schreiben. Sie werden diesen Brief um drei Uhr erhalten. Wenn wir um vier Uhr keine, von Ihrer Hand unter diesen Brief geschriebene volle und gänzliche Annahme haben ... so wird der Krieg wieder beginnen ... nicht morgen, sondern schon heute Abend."

Als er diese Vorlesung beendigt, blickte Djalma Rodin an, der zu ihm sagte:

— Erlauben Sie mir, Faringhea zu rufen?

Und indem er dieses sagte, zog er die Schelle.

Der Mestize erschien.

Rodin empfing den Brief aus Djalma's Händen, zerriß ihn in zwei Stücke, zerknitterte ihn in seinen Händen so, daß er eine Art von Ball aus ihm machte, und sagte zu dem Mestizen, indem er ihm denselben übergab:

— Uebergeben Sie diesen Wisch von Papier der Person, welche wartet, und sagen Sie ihr, daß das meine Antwort auf diesen schändlichen und unverschämten Brief sei; Sie verstehen ... auf diesen schändlichen und unverschämten Brief.

— Ich verstehe, — sagte der Mestize, — und verließ das Zimmer.

— Das ist vielleicht ein gefährlicher Krieg für Sie, mein Vater, — sagte der Indier mit Theilnahme.

— Ja, lieber Prinz, gefährlich, vielleicht... Aber ich mache es nicht, wie Sie; ich will meine Feinde nicht tödten, weil sie niederträchtig und boshaft sind;... ich bekämpfe sie... unter dem Schutze des Gesetzes; machen Sie es demnach, wie ich... — Als er hierauf Djalma's Züge sich verfinstern sah, fügte Rodin hinzu: — Ich habe Unrecht;... ich will Ihnen in dieser Beziehung nicht mehr rathen... Kommen wir nur überein, diese Frage dem einzigen Urtheile ihrer würdigen und mütterlichen Beschützerin zu überlassen. Morgen werde ich sie sehen; wenn sie einwilligt, so werde ich Ihnen den Namen Ihrer Feinde sagen. Wo nicht,... nicht.

— Und diese Frau,... diese zweite Mutter... — sagte Djalma, — besitzt sie einen solchen Charakter, daß ich mich ihrem Urtheile werde unterwerfen können?

— Sie!... — rief Rodin die Hände faltend, und indem er mit einer zunehmenden Begeisterung fortfuhr; — sie!... aber sie ist das, was es Edelstes, Großmüthigstes, Tapferstes auf Erden giebt!... sie... Ihre Beschützerin!... wenn Sie wirklich ihr Sohn wären... wenn Sie dieselbe mit aller Gewalt der mütterlichen Liebe liebte, wenn es sich für Sie darum handelte, zwischen der Feigheit und dem Tode zu wählen, so würde sie zu Ihnen sagen: — Stirb! — und sie würde mit Ihnen sterben.

— O! edle Frau! . . . so war meine Mutter! — rief Djalma hingerissen aus.

— Sie . . . — begann Rodin in zunehmender Begeisterung wieder, indem er sich dem durch den Vorhang verborgenen Fenster näherte, auf welches er einen schrägen und unruhigen Blick warf. — Ihre Beschützerin! . . . aber stellen Sie sich doch den Muth, die Redlichkeit, die Biederkeit in Person vor. O! besonders die Biederkeit! . . . Ja, sie ist die ritterliche Offenherzigkeit des großmüthigen Mannes, verbunden mit der stolzen Würde einer Frau, die ihr ganzes Leben lang, . . . verstehen Sie wohl, ihr ganzes Leben lang, nicht allein niemals gelogen hat . . . nicht allein niemals einen ihrer Gedanken verhehlt hat . . . sondern die viel eher sterben würde, als den geringsten dieser kleinlichen, bei den gewöhnlichen Frauen durch ihre Stellung selbst beinahe erzwungenen Gefühlen von Arglist, Verstellung oder Schlauheit nachzugeben . . .

Es ist schwer, die Bewunderung auszudrücken, welche sich auf Djalma's Gesichte malte, als er die von Rodin entworfene Schilderung hörte; seine Augen glänzten, seine Wangen färbten sich, sein Herz klopfte vor Entzücken.

— Schön, schön, edles Herz, — sagte Rodin zu ihm, indem er einen neuen Schritt auf den Vorhang zu that, — ich sehe mit Freuden Ihre schöne Seele auf Ihren schönen Zügen leuchten . . . indem Sie mich so von Ihrer unbekannten Beschützerin sprechen hören. Ah!

weil sie dieser heiligen Verehrung würdig ist, welche edle Herzen, erhabene Charaktere einflößen.

— O! ich glaube Ihnen, — rief Djalma mit Begeisterung aus; — mein Herz ist von Bewunderung durchdrungen, und auch von Erstaunen: denn meine Mutter lebt nicht mehr, und es giebt eine solche Frau?

— O! ja, zum Troste der Bedrängten lebt sie; ja, zum Stolze ihres Geschlechts lebt sie; ja, um die Wahrheit anbeten, die Lüge verabscheuen zu lassen, lebt sie ... Die Lüge, besonders die Heuchelei haben niemals diese, gleich dem Schwerte eines Ritters glänzende und heldenmüthige Biederkeit getrübt ... Sehen Sie, noch vor wenigen Tagen hat mir diese edle Frau wundervolle Worte gesagt, die ich mein Leben lang nicht vergessen werde: „Mein Herr," sagte sie zu mir, „sobald ich einen Argwohn auf irgend Jemanden habe, den ich liebe oder den ich achte ...

Rodin endigte nicht.

Der von Außen so heftig erschütterte Vorhang, daß seine Feder zerbrach, erhob sich plötzlich zum höchsten Erstaunen Djalma's, der Fräulein von Cardoville vor seinen Augen erscheinen sah.

Adriennens Mantel war von ihren Schultern geglitten, und bei der gewaltsamen Bewegung, welche sie, sich dem Vorhange nähernd, machte, war ihr Hut, dessen Bänder aufgeknüpft waren, zu Boden gefallen.

Da sie eilig ausgefahren war und kaum Zeit gehabt hatte, einen Pelzmantel über das malerische und reizende

Kostüm zu werfen, das sie aus Laune zuweilen in ihrem Hause anlegte, so erschien sie vor den verblendeten Augen Djalma's unter diesen Blättern und Blumen so strahlend von Schönheit, daß der Indier sich unter der Herrschaft eines Traumes glaubte …

Mit gefalteten Händen, weit aufgeschlagenen Augen, den Körper leicht vorgeneigt, als ob er niederknien wollte, um zu beten, blieb er vor Bewunderung erstarrt.

Erschüttert und mit vor Gemüthsbewegung leicht geröthetem Gesicht stand Fräulein von Cardoville, ohne in den Salon zu treten, auf der Schwelle der Thür des Treibhauses.

Alles dieses hatte sich in weniger Zeit ereignet, als nöthig ist, um es niederzuschreiben; kaum hatte sich demnach auch der Vorhang erhoben, als Rodin, Ueberraschung heuchelnd, ausrief:

— Sie hier … Fräulein?

— Ja, mein Herr, — sagte Adrienne mit einer erschütterten Stimme, ich komme, um die Phrase zu beendigen, die Sie angefangen haben; ich hatte Ihnen gesagt, daß, wenn ein Argwohn in meinem Geiste aufstiege, ich es der Person offen sagen würde, die mir ihn einflößte. Nun denn! ich gestehe, daß ich gegen diese Biederkeit gefehlt habe; ich kam, um Sie in dem Augenblicke selbst zu belauschen, wo Ihre Antwort für den Abbé d'Aigrigny mir ein neues Pfand Ihrer Aufopferung und Ihrer Aufrichtigkeit gab; ich zweifelte an Ihrer Rechtlichkeit in demselben Augenblicke, als Sie

Zeugniß von meiner Offenherzigkeit ablegten ... Zum ersten Male in meinem Leben habe ich mich bis zu der List erniedrigt; ... diese Schwäche verdient eine Strafe, ich erdulde sie; eine Genugthuung, ich gebe sie Ihnen; bitte um Verzeihung, ich will sie Ihnen gern leisten ... — indem sie sich hierauf an Djalma wandte, fügte sie hinzu: — Jetzt, Prinz, muß das Geheimniß aufhören ... ich bin Ihre Verwandte, Fräulein von Cardoville, und ich hoffe, daß Sie von einer Schwester die Gastfreundschaft annehmen werden, die Sie von einer Mutter annehmen.

Djalma antwortete nicht.

In ein entzücktes Anschauen dieser plötzlichen Erscheinung versunken, welche die übertriebensten, die blendendsten Erscheinungen seiner Träume übertraf, empfand er eine Art von Trunkenheit, welche, indem sie in ihm die Denkkraft, die Ueberlegung lähmte, alle Kräfte seines Seins in seine Augen legte, ... und eben so, wie man vergebens einen nicht zu stillenden Durst zu löschen versucht ... sog der flammende Blick des Indiers so zu sagen mit einer verzehrenden Begierde alle die seltenen Vollkommenheiten dieses jungen Mädchens ein.

In der That, niemals waren zwei göttlichere Urbilder einander gegenüber gestellt. Adrienne und Djalma boten das Ideal der Schönheit des Mannes und der Schönheit des Weibes dar. Es schien etwas Verhängnißvolles, von der Vorsehung Bestimmtes in dem Zusammentreffen dieser beiden Wesen zu liegen, die so

jung und feurig, . . . so edelmüthig und leidenschaftlich, so heldenmüthig und stolz waren, daß sie, wie seltsam, bevor sie sich gesehen, bereits ihren ganzen moralischen Werth kannten; denn wenn Djalma bei den Worten Rodins in seinem Herzen eine eben so plötzliche als feurige und innige Bewunderung für die eben so großherzigen als edelmüthigen Eigenschaften dieser unbekannten Wohlthäterin hatte erwachen fühlen, die er in Fräulein von Cardoville wiederfand, so war diese wechselsweise erschüttert, gerührt oder entsetzt gewesen über die Unterredung, die sie so eben zwischen Djalma und Rodin belauscht, je nachdem diese von dem Adel seiner Seele, von der zarten Güte seines Herzens oder von dem schrecklichen Ungestüm seines Charakters gezeugt hatte; dann hatte sie ein Gefühl des Erstaunens, fast der Bewunderung, bei dem Anblicke der überraschenden Schönheit des Prinzen nicht unterdrücken können, und bald nachher hatte eine seltsame, schmerzliche Empfindung, eine Art von elektrischem Schlage ihr ganzes Wesen erschüttert, als ihre Augen denen Djalma's begegnet waren.

Nun auf eine schmerzliche Weise beunruhigt und durch diese Beunruhigung, die sie verwünschte, leidend, hatte sie versucht, den tiefen Eindruck zu verbergen, indem sie sich an Rodin wandte, um sich zu entschuldigen, ihn beargwöhnt zu haben... Aber das beharrliche Schweigen des Indiers verdoppelte die tödtliche Verlegenheit des jungen Mädchens.

Indem sie von Neuem die Augen auf den Prinzen erhob, um ihn zu einer Antwort auf ihr schwesterliches Anerbieten aufzufordern, schlug Adrienne, indem sie nochmals seinem von einer wilden Starrheit glühenden Blicke begegnete, mit einer Mischung von Entsetzen, Betrübniß und verletzten Stolzes die Augen nieder; nun wünschte sie sich Glück, die unerbittliche Nothwendigkeit errathen zu haben, in welcher sie sich von nun an befand, Djalma von sich entfernt zu halten, so viel Furcht flößte ihr dieser glühende und aufbrausende Charakter bereits ein. Indem sie dieser peinlichen Lage ein Ende machen wollte, sagte sie mit leiser und bebender Stimme zu Rodin:

— Ich bitte Sie, mein Herr .... reden Sie mit dem Prinzen; ... wiederholen Sie ihm meine Anerbietungen ... Ich kann nicht länger hier verweilen.

Indem sie dieses sagte, that Adrienne einen Schritt, um sich Florinen zu nähern.

Bei der ersten Bewegung Adriennens sprang Djalma, wie ein Tiger auf die Beute, welche man ihm rauben will, auf sie zu. Entsetzt über den Ausdruck wilder Gluth, welche die Züge des Indiers entflammte, floh das junge Mädchen, einen lauten Schrei ausstoßend, rückwärts.

Bei diesem Schrei kam Djalma wieder zu sich selbst, und erinnerte sich alles dessen, was so eben vorgefallen war; nun, bleich vor Reue und vor Scham, zitternd, bestürzt, die Augen in Thränen gebadet, mit entstellten

Zügen voll rührender Verzweiflung, sank er vor Adriennen auf die Kniee, und seine gefalteten Hände zu ihr erhebend, sagte er mit einer wundervoll sanften, flehenden und schüchternen Stimme zu ihr:

— O! bleiben Sie . . . bleiben Sie . . . verlassen Sie mich nicht . . . seit so langer Zeit . . . erwarte ich Sie . . .

Auf diese, mit der bangen Unschuld eines Kindes, mit einer Ergebung, die so seltsam gegen das wilde Aufbrausen contrastirte, über welches Adrienne so eben so sehr entsetzt gewesen war, gemachte Bitte antwortete sie, indem sie Florinen einen Wink gab, sich zum Fortgehen bereit zu halten:

— Prinz . . . es ist mir unmöglich, länger hier zu bleiben.

— Aber . . . Sie werden wiederkommen? — sagte Djalma, indem er seine Thränen unterdrückte, — ich werde Sie wiedersehen? . . .

— O! nein, niemals! . . . niemals! . . . — sagte Fräulein von Cardoville mit erloschener Stimme; denn den Schrecken benutzend, in welchen ihre Antwort Djalma versetzt hatte, verschwand Adrienne rasch hinter einem der Dickichte des Treibhauses.

In dem Augenblicke, als Florine, die sich beeilte, ihre Gebieterin einzuholen, vor Rodin vorüberging, sagte er mit leiser Stimme schnell zu ihr:

— Man muß morgen mit der Mayeux ein Ende machen.

Faringhea schauderte an seinem ganzen Körper und verschwand, ohne Rodin zu antworten, wie Adrienne, hinter einem der Dickichte.

Erschöpft, vernichtet, war Djalma mit auf seine Brust gesenktem Kopfe auf den Knieen geblieben; sein reizendes Gesicht drückte weder Zorn, noch Aufbrausen, sondern eine herzzerreißende Bestürzung aus; er weinte still. Als er Rodin auf sich zukommen sah, stand er auf; aber er zitterte so sehr, daß er kaum schwankenden Schrittes den Divan wieder erreichen konnte, auf welchen er, sein Gesicht in seine Hände verbergend, sank.

Nun, zu ihm tretend, sagte Rodin mit einer schmeichelnden und ergriffenen Stimme zu ihm:

— Ach . . . ich befürchtete, was geschehen ist; ich wollte Sie nicht mit Ihrer Wohlthäterin bekannt machen, und ich hatte Ihnen sogar gesagt, daß Sie alt wäre; wissen Sie warum, lieber Prinz?

Ohne zu antworten, ließ Djalma seine Hände auf seine Kniee sinken, und wandte sein noch in Thränen gebadetes Gesicht nach Rodin um.

— Ich wußte, daß Fräulein von Cardoville liebenswürdig war; ich wußte, daß man in Ihrem Alter leicht verliebt wird, — fuhr Rodin fort, — und ich wollte Ihnen dieses Unglück ersparen, mein lieber Prinz, denn Ihre schöne Beschützerin liebt zum Sterben einen schönen, jungen Mann dieser Stadt . . .

Bei diesen Worten drückte Djalma gewaltsam seine beiden Hände auf sein Herz, als ob er einen schneiden-

den Stich darin erhalten hätte, stieß einen Schrei grimmigen Schmerzes aus; sein Kopf fiel zurück und er sank ohnmächtig auf den Divan.

Robin prüfte ihn kalt einige Secunden lang, und sagte, indem er fortging und seinen alten Hut mit dem Ellbogen abbürstete:

— Gehen wir ... das brennt ... das brennt ...

VI.

Die Rathschläge.

Es war Nacht. Es hatte eben neun Uhr geschlagen. Es war an dem Tage, wo Fräulein von Cardoville sich zum ersten Male Djalma gegenüber befunden hatte; bleich, erschüttert und zitternd war Florine so eben, eine Kerze in der Hand, in ein einfaches, aber sehr bequem meublirtes Schlafzimmer getreten.

Dieses Zimmer gehörte zu der Wohnung, welche die Mayeux bei Adriennen inne hatte; sie lag im Erdgeschosse und hatte zwei Eingänge: der eine führte auf den Garten, der andere auf den Hof, von dieser Seite traten die Personen ein, welche kamen um sich wegen Erlangung einer Unterstützung an die Mayeux zu wenden; ein Vorzimmer, in dem man wartete, ein Salon, in welchem sie Bitten empfing, das waren die von der Mayeux bewohnten und durch das Schlafzimmer vervollständigten Gemächer. In letzteres war Florine so eben mit einer besorgten, fast bestürzten Miene eingetreten, indem sie kaum mit ihren, mit Atlas beschuheten

Fußzehen den Teppich zu berühren wagte, ihren Athem anhielt und auf das geringste Geräusch horchte.

Ihren Leuchter auf das Kamin stellend, ging die Kammerjungfer nach einem flüchtigen Blicke in das Zimmer, nach dem Mahaghoni-Schreibtische, über welchem sich eine hübsche, wohlbesetzte Bibliothek befand; der Schlüssel befand sich an den Schubläden des Meubles; sie wurden alle drei von Florinen untersucht. Sie enthielten verschiedene Bitten um Unterstützung, und einige von der Hand der Mayeur geschriebene Anmerkungen. Das war es nicht, was Florine suchte. Ein Gestell, welches drei Pappkasten enthielt, trennte den Tisch von der kleinen Bibliothek; diese Kasten wurden auch vergebens untersucht; Florine machte eine Miene mürrischen Verdrusses, blickte um sich, horchte nochmals mit Bangigkeit und dann, eine Kommode ins Auge fassend, stellte sie darin neue und vergebliche Nachforschungen an.

An dem Fußende des Bettes befand sich eine kleine Thür, die in ein großes Toilettencabinet führte; Florine betrat dasselbe, suchte anfänglich ohne Erfolg in einem geräumigen Schranke, in welchem mehrere neuerdings in Auftrag des Fräuleins von Cardoville für die Mayeur gemachte schwarze Kleider hingen. Als sie dann auf dem Boden und im Hintergrunde dieses Schrankes, und halb unter einem Mantel versteckt, einen schlechten kleinen Koffer erblickte, öffnete ihn Florine hastig ... sie fand darin, sorgfältig zusammengeschlagen, die armseligen alten Kleider, in welche die

Mayeux gekleidet gewesen, als sie in dieses reiche Haus eingetreten war.

Florine erbebte; eine unwillkürliche Gemüthserschütterung zog ihre Züge zusammen; bedenkend, daß es sich nicht darum handelte, sich weich zu stimmen, sondern den unbarmherzigen Befehlen Rodins zu gehorchen, verschloß sie rasch den Koffer und den Schrank wieder, verließ das Toilettenkabinet und kehrte in das Schlafzimmer zurück.

Nachdem sie den Schreibtisch nochmals untersucht, stieg ein plötzlicher Gedanke in ihr auf. Indem sie sich nicht damit begnügte, von Neuem die Pappkasten zu durchsuchen, zog sie den ersten Kasten gänzlich heraus, in der Hoffnung, vielleicht hinter dem Rücken desselben und dem Boden des Meubels das zu finden, was sie suchte; aber sie sah nichts. Ihr zweiter Versuch war glücklicher; sie fand da, wo sie es hoffte, ein ziemlich dickes Heft Papier versteckt. Sie machte eine Miene der Ueberraschung, denn sie erwartete etwas Anderes; indessen nahm sie dieses Manuscript, schlug es auf und durchblätterte es rasch. Nachdem sie mehrere Seiten durchlaufen, bezeigte sie ihre Zufriedenheit, und machte eine Bewegung, um dieses Heft in ihre Tasche zu stecken; aber nachdem sie einen Augenblick überlegt hatte, legte sie es wieder an den Ort, wo es anfangs gewesen, stellte die Ordnung wieder in Allem her, nahm ihren Leuchter wieder, und verließ das Zimmer, ohne, wie sie berechnet hatte, denn sie wußte, daß die Mayeux

einige Stunden bei dem Fräulein von Cardoville war, überrascht worden zu sein.

. . . .

An dem, auf die Nachforschungen Florinens folgenden Tage saß die Mayeux allein in ihrem Schlafzimmer, in einem Sessel an der Ecke eines Kamines, in welchem ein gutes Feuer flammte; ein dicker Teppich bedeckte den Fußboden; durch die Vorhänge der Fenster erblickte man den Rasen eines großen Gartens; das tiefe Schweigen war nur durch die regelmäßigen Schwingungen des Pendels einer Standuhr und durch das Knistern der Flammen unterbrochen.

Die beiden Hände auf die Armlehnen des Sessels gestützt, gab sich die Mayeux einem Gefühle von Glück hin, das sie niemals so vollständig gekostet hatte, seitdem sie dieses Hôtel bewohnte. Für sie, die seit so langer Zeit an grausame Entbehrungen gewöhnt war, lag ein unaussprechlicher Reiz in der Ruhe dieser Zufluchtsstätte, in der lachenden Ansicht des Gartens, und besonders in dem Bewußtsein, das Wohlsein, dessen sie genoß, der Ergebung und der Energie zu verdanken, welche sie unter so vielen harten, glücklicher Weise beendigten Prüfungen gezeigt hatte.

Eine bejahrte Frau, mit einem sanften und gutmüthigen Gesichte, welche auf den ausdrücklichen Willen Adriennens zur Bedienung der Mayeux bestimmt war, trat ein, und sagte zu ihr:

— Es ist ein junger Mann da, Mademoiselle, der

Sie auf der Stelle wegen einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünscht; ... er nennt sich Agricol Beaudoin.

Bei diesem Namen stieß die Mayeux einen leisen Ausruf der Freude und der Ueberraschung aus, erröthete leicht, und eilte nach der Thür, welche in den Salon führte, in dem sich Agricol befand.

— Guten Tag, meine gute Mayeux, — sagte der Schmied, indem er das junge Mädchen herzlich umarmte, deren Wangen unter diesen brüderlichen Küssen glühend und carmoisinroth wurden.

— Ach! mein Gott! — rief die Nähterin plötzlich aus, indem sie Agricol mit Bangigkeit anblickte, — was bedeutet diese schwarze Binde, welche Du um die Stirne hast? ... Du bist also verwundet worden?

— Das hat nichts zu bedeuten, — sagte der Schmied, — durchaus nichts; ... denke nicht daran, ... ich werde Dir sogleich sagen ... wie mir das zugestoßen ist; ... aber zuvor habe ich Dir sehr wichtige Dinge mitzutheilen.

— Komm dann in mein Zimmer; dort werden wir ungestört sein, — sagte die Mayeux, indem sie Agricol vorausging.

Trotz der ziemlich großen Unruhe, welche sich auf Agricols Zügen malte, konnte er sich dennoch nicht enthalten vor Zufriedenheit zu lächeln, als er bei dem Eintritte in das Zimmer des jungen Mädchens um sich blickte.

— So lasse ich mir es gefallen, meine arme Mayeux, so hätte ich gewünscht, Dich immer eingerichtet zu sehen; daran erkenne ich Fräulein von Cardoville ... Welches Herz! ... welches Gemüth! ... Du weißt nicht ... sie hat mir vorgestern geschrieben ... um mir für das zu danken, was ich für sie gethan hätte ... indem sie mir eine goldene, sehr einfache Nadel übersandte, die ich annehmen könnte, hat sie mir geschrieben, denn sie hätte keinen andern Werth, als den, von ihrer Mutter getragen worden zu sein ... Wenn Du wüßtest, wie sehr ich über die Zartheit dieses Geschenkes gerührt gewesen bin!

— Nichts darf Dich von einem Herzen wie das ihrige in Erstaunen setzen, — antwortete die Mayeux. — Aber Deine Wunde ... Deine Wunde ...

— Sogleich, meine gute Mayeux ... ich habe Dir so Vieles mitzutheilen! ... Fangen wir mit dem Dringendsten an, denn es handelt sich in einem sehr ernsten Falle darum, mir einen guten Rath zu ertheilen ... Du weißt wohl, wie viel Vertrauen ich in Dein vortreffliches Herz und in Dein Urtheil setze ... Und dann werde ich Dich nachher bitten, mir einen Dienst zu erweisen ... o! ja, einen großen Dienst, — fügte der Schmied mit einem innigen, fast feierlichen Tone hinzu, welcher die Mayeux in Erstaunen setzte; dann begann er wieder: — aber beginnen wir mit dem, was mich nicht persönlich angeht.

— Geschwind, rede!

— Seitdem meine Mutter mit Gabriel abgereiset ist, um sich auf die kleine Landpfarre zu begeben, die er erlangt hat, und seitdem mein Vater bei dem Marschall Simon und seinen Töchtern wohnt, habe ich, wie Du weißt, auf der Fabrik des Herrn Hardy mit meinen Kameraden in dem gemeinschaftlichen Hause mich einlogirt. Nun ... heute Morgen ... ach! ich muß Dir sagen, daß Herr Hardy, von einer langen Reise, die er letzthin gemacht hat, zurückgekehrt, von Neuem auf einige Tage in Geschäften abwesend ist. Heute Morgen also, ich war zur Frühstücksstunde ein wenig nach dem letzten Glockenschlage an der Arbeit geblieben, verließ ich das Fabrikgebäude, um mich nach unserem Speisesaale zu begeben, als ich ein Frauenzimmer in den Hof treten sah, die aus einer Miethkutsche ausgestiegen war; sie schritt rasch auf mich zu. Ich konnte bemerken, daß sie blond ist, obgleich ihr Schleier halb herabgeschlagen war, eben so sanfte als hübsche Gesichtszüge hatte und wie eine sehr angesehene Person gekleidet war. Aber über ihre Blässe, über ihre besorgte, entsetzte Miene betroffen, frage ich sie, was sie wünsche. — Sind Sie einer der Arbeiter dieser Fabrik, mein Herr? — sagte sie mit zitternder Stimme und indem sie sich zusammenzunehmen schien, zu mir. — Ja, Madame. — Herr Hardy ist also in Gefahr? — rief sie aus. — Herr Hardy, Madame? aber er ist nicht nach der Fabrik zurückgekehrt. — Wie! — erwiederte sie, — Herr Hardy ist gestern Abend nicht hierher zurückge-

kehrt? Er ist nicht beim Besuche seiner Werkstätten durch eine Maschine sehr gefährlich verwundet worden? ... — Indem sie diese Worte aussprach, zitterten die Lippen dieser armen jungen Dame sehr heftig, und ich sah dicke Thränen aus ihren Augen rollen. — Gott sei Dank! Madame, nichts ist grundloser, als Alles das, — sagte ich zu ihr, — denn Herr Hardy ist noch nicht wieder zurück; man meldet seine Rückkehr erst für morgen oder übermorgen. — Demnach also, mein Herr, ... können Sie mich wahrhaft versichern, daß Herr Hardy nicht angekommen? nicht verwundet ist? — erwiederte die hübsche Dame, indem sie ihre Augen abtrocknete. — Ich sage Ihnen die Wahrheit, Madame; wenn Herr Hardy in Gefahr wäre, so würde ich nicht so ruhig sein, indem ich mit Ihnen von ihm spreche. — Ach! ich danke Dir, mein Gott! ich danke Dir! rief die junge Dame aus. — Dann drückte sie mir ihre Erkenntlichkeit mit einer so glücklichen, so gerührten Miene aus, daß ich davon ergriffen wurde. Aber plötzlich, als ob sie sich nun über den von ihr gethanen Schritt geschämt hätte, schlug sie ihren Schleier wieder herab, verließ mich eiligst, ging aus dem Hofe und stieg wieder in die Miethkutsche, welche sie hergefahren hatte. Ich sagte mir: das ist eine Dame, welche an Herrn Hardy Antheil nimmt, und die durch ein falsches Gerücht wird beunruhigt worden sein.

— Sie liebt ihn ohne Zweifel, — sagte die Mayeux gerührt, — und in ihrer Besorgniß wird sie vielleicht

eine Unbesonnenheit dadurch begangen haben, daß sie gekommen ist, sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

— Du sagst nur zu sehr die Wahrheit. Ich sah sie mit Theilnahme wieder in ihre Miethkutsche steigen, denn ihre Erschütterung hatte mich angesteckt . . . Die Miethkutsche fuhr wieder fort; . . . aber, was sehe ich einige Augenblicke nachher? ein Cabriolet, welches die junge Dame nicht hatte bemerken können, da es hinter der Ecke einer Mauer verborgen war, und in dem Augenblicke, wo es um die Ecke bog, bemerke ich genau, wie ein neben dem Kutscher sitzender Mann diesem ein Zeichen giebt, denselben Weg, als die Miethkutsche, einzuschlagen.

— Man folgte dieser armen jungen Dame, — sagte die Mayeux besorgt.

— Ohne Zweifel; ich stürzte demnach auch der Miethkutsche nach, erreiche sie, und sage durch die herabgelassenen Vorhänge zu der jungen Dame, indem ich neben dem Schlage herlief: „Nehmen Sie sich in Acht, Madame, man folgt Ihnen mit einem Cabriolet.“

— Schön! . . . schön! Agricol, . . . und hat sie Dir geantwortet?

— Ich habe sie mit einem herzzerreißenden Ausdruck ausrufen hören: „Großer Gott!!“ und die Miethkutsche ist weiter gefahren. Bald darauf rollte das Cabriolet bei mir vorüber; ich habe zur Seite des Kutschers einen großen, dicken und rothen Mann gesehen, welcher, da er mich der Miethkutsche hat nachlaufen

sehen, vielleicht etwas gemuthmaßt hat, denn er hat mich mit einer besorgten Miene angeblickt.

— Und wann kommt Herr Hardy an? — begann die Mayeux wieder.

— Morgen oder übermorgen; jetzt, meine gute Mayeux, rathe mir ... Diese junge Dame liebt Herrn Hardy, das ist augenscheinlich. Sie ist ohne Zweifel verheirathet, da sie eine sehr verlegene Miene gehabt hat, als sie mit mir sprach, und einen Schrei des Entsetzens ausstieß, als sie erfuhr, daß man ihr folge ... Was muß ich thun? ... Ich hatte Lust, den Vater Simon um Rath zu fragen; aber er ist so streng! ... Und dann in seinem Alter ... ein Liebeshandel! ... Dagegen Du, meine gute Mayeux, die Du so zart und so gefühlvoll bist ... Du wirst das begreifen.

Das junge Mädchen erbebte und ein bitteres Lächeln zog über ihre Lippen; Agricol wurde es nicht gewahr, und fuhr fort:

— Ich habe mir demnach auch gesagt: Nur die Mayeux kann mir rathen. Angenommen, daß Herr Hardy morgen zurückkehrt, muß ich ihm das sagen, was vorgefallen ist, oder? ...

— Warte doch ... — rief plötzlich die Mayeux aus, indem sie Agricol unterbrach und ihre Erinnerungen zu sammeln schien, — als ich nach dem Sanct-Marien-Kloster gegangen bin, um die Superiorin um Arbeit zu bitten, hat sie mir angeboten, als Nähterin im Tagelohn in ein Haus einzutreten, in welchem ich ...

beaufsichtigen . . . sprechen wir es gerade zu aus . . . ausspioniren sollte.

— Die Elende! . . .

— Und weißt Du, — sagte die Mayeux, — weißt Du, bei wem man mir vorschlug, einzutreten, um dieses schändliche Gewerbe zu treiben? Bei einer Frau von . . . Fremont oder von Bremont, ich erinnere mich des Namens nicht mehr recht genau, einer außerordentlich religiösen Frau, deren Tochter aber, eine junge verheirathete Dame, welche ich besonders belauschen sollte, wie mir die Superiorin sagte, zu häufige Besuche eines Fabrikherrn empfinge.

— Was sagst Du? — rief Agricol aus, — dieser Fabrikherr wäre? . . .

— Herr Hardy . . . ich hatte zu viel Gründe, um diesen Namen nicht zu vergessen, welchen die Superiorin ausgesprochen hat . . . Seit diesem Tage haben sich so viele Ereignisse zugetragen, daß ich diesen Umstand vergessen hatte. Demnach ist es wahrscheinlich . . . daß diese junge Dame diejenige ist, von welcher man mir im Kloster gesprochen hatte.

— Und welches Interesse hätte die Superiorin des Klosters bei dieser Ausspionirung? . . . — fragte der Schmied.

— Ich weiß es nicht; . . . aber, wie Du siehst, besteht das Interesse, welches sie handeln ließ, immer noch, da diese junge Dame belauert . . . und vielleicht in

diesem Augenblicke angeklagt ... entehrt worden ist... Ha! das ist abscheulich!

Als sie hierauf Agricol heftig erbeben sah, fügte die Mayeux hinzu:

— Aber, was hast Du denn?

— Und warum nicht? — sagte der Schmied, indem er mit sich selbst sprach, — wenn Alles das ... von derselben Hand ausginge! ... Die Superiorin eines Klosters kann sich wohl mit einem Abbé verstehen ... Aber dann ... zu welchem Zwecke ...

— So erkläre Dich doch, Agricol, — begann die Mayeux wieder, — und dann endlich Deine Wunde ... wie hast Du sie empfangen? ich beschwöre Dich, beruhige mich.

— Und gerade von meiner Wunde will ich Dir jetzt erzählen ... denn wahrlich, je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr scheint mir das Abenteuer der jungen Dame mit anderen Vorfällen in Verbindung zu stehen.

— Was sagst Du?

— Stelle Dir vor, daß seit einigen Tagen seltsame Dinge in der Umgebung unserer Fabrik vorgehen ... zuvörderst, da wir in der Fastenzeit sind, ist bereits ein Abbé von Paris, ein großer und schöner Mann, wie man sagt, nach dem kleinen Dorfe Villiers, welches nur eine Viertelstunde weit von unserer Werkstatt liegt, gekommen, um dort zu predigen ... Dieser Abbé hat

in seinen Predigten ein Mittel gefunden, Herrn Hardy zu verläumden und anzugreifen.

— Wie so?

— Herr Hardy hat eine Art von gedruckter Verordnung in Bezug auf unsere Arbeit und auf die Ansprüche an den besonderen Vergünstigungen, welche er uns bewilligt, erlassen; dieser Verordnung sind mehrere eben so edle, als einfache Verhaltungsregeln, einige für Jedermann verständliche Lehren der brüderlichen Vertraulichkeit, Auszüge aus verschiedenen Philosophen und verschiedenen Religionen angehängt ... Aus dem, was Herr Hardy von dem, was es Reinstes in den verschiedenen Religionslehren giebt, ausgewählt hat, hat der Herr Abbé geschlossen, daß Herr Hardy durchaus keine Religion hätte, und er hat dieses Thema zum Grunde gelegt, nicht allein, um ihn von der Kanzel aus anzugreifen, sondern auch um unsere Fabrik als einen Herd der Verderbniß, der Verdammniß und der Verführung anzugreifen, weil unsere Gesellen Sonntags, anstatt seine Predigten anzuhören oder in die Schenke zu gehen, mit ihren Frauen und Kindern den Tag damit zubringen, ihre kleinen Gärten zu bebauen, zu lesen, im Chor zu singen, oder in Familie in unserem Gemeindehause zu tanzen; der Abbé ist selbst so weit gegangen, zu sagen, daß die Nachbarschaft eines solchen Haufens von Atheisten, so nennt er uns, den Zorn des Himmels auf eine Gegend herbeiziehen könnte ... daß man viel von der herannahenden Cholera spräche, und

es wäre wahrscheinlich, daß wegen unserer gottlosen Nachbarschaft die ganze Umgegend von dieser rächenden Seuche befallen werden würde.

— Aber solche Dinge unwissenden Leuten zu sagen, — rief die Mayeux aus, — schließt ja die Gefahr in sich, sie zu verderblichen Handlungen aufzureizen.

— Das ist gerade das, was der Abbé wollte.

— Was sagst Du?

— Die Bewohner der Umgegend, ohne Zweifel auch noch durch Anstiftung einiger Aufwiegler gereizt, zeigen sich gegen die Arbeiter der Fabrik feindselig; man hat, wo nicht ihren Haß, doch zum Mindesten ihren Neid benutzt . . . In der That, indem sie uns in Gemeinschaft lebend, in einer guten Wohnung, gut genährt, gut erwärmt und gut gekleidet, thätig, fröhlich und arbeitsam sehen, hat sich ihre Eifersucht noch durch die Predigten des Abbé's und die heimlichen Anstiftungen einiger schlechten Subjecte erbittert, die ich als die schlechtesten Arbeiter unseres Concurrenten, des Herrn Tripeaud, erkannt habe. Alle diese Aufreizungen fangen an, ihre Früchte zu tragen; es hat bereits zwei oder drei Handgemenge zwischen uns und den Bewohnern der Umgegend gegeben . . . Bei einer dieser Raufereien habe ich einen Steinwurf an den Kopf erhalten . . .

— Und diese Wunde ist nicht gefährlich, Agricol, gewiß? — sagte die Mayeux besorgt.

— Durchaus nicht, sage ich Dir; . . . aber die Feinde des Herrn Hardy haben sich nicht auf Predigten be-

schränkt: sie haben etwas bei weitem Gefährlicheres in's Werk gesetzt.

— Und was noch?

— Ich und fast alle meine Kameraden haben in den Julitagen herzhaft das Gewehr gehandhabt; aber was die Gegenwart anbelangt, so ziemt es uns aus Gründen nicht, die Waffen wieder zu ergreifen; das ist nicht Jedermanns Meinung, das gebe ich zu; wir tadeln Niemanden, aber wir haben unsere Ansicht, und der Vater Simon, der eben so tapfer als sein Sohn, und ein eben so großer Patriot, als irgend Jemand ist, billigt unsere Meinung und leitet uns. Nun denn! seit einigen Tagen findet man um unsere Fabrik herum, in dem Garten, in den Höfen gedruckte Zettel, durch die man uns sagt: ... „Ihr seid Memmen, Selbstsüchtige; weil der Zufall Euch einen guten Herrn gegeben hat, bleibt Ihr gleichgiltig gegen das Unglück Eurer Brüder und gegen die Mittel, sie zu emanciпiren; das materielle Wohlsein entnervt Euch.“

— Mein Gott! Agricol, welches entsetzliche Beharren in der Bosheit! ...

— Ja ... und unglücklicher Weise haben diese Umtriebe angefangen, einigen Einfluß auf mehrere der jüngsten unserer Kameraden auszuüben; da man sich, wie nicht zu leugnen, an edle und stolze Gesinnungen wandte, so hat ein Echo stattgefunden ... schon haben sich einige Keime von Zwietracht in unseren, bis dahin so brüderlich einigen Werkstätten entwickelt: man fühlt,

daß eine dumpfe Gährung in ihnen herrscht; . . . ein frostiges Mißtrauen tritt bei einigen an die Stelle der gewohnten Herzlichkeit. Wenn ich Dir nun sage, daß ich beinahe überzeugt bin, daß diese über die Mauern der Fabrik geworfenen gedruckten Zettel, welche unter uns einige Gährung der Zwietracht haben ausbrechen lassen, durch Abgesandte des predigenden Abbé verbreitet sind, . . . findest Du da nicht, daß Alles das, zusammentreffend mit dem, was heute Morgen der jungen Dame begegnet ist, beweiset, daß Herr Hardy seit kurzer Zeit zahlreiche Feinde hat?

— Wie Du, finde ich das entsetzlich, Agricol, — sagte die Mayeux, — und das ist so wichtig, daß Herr Hardy allein in dieser Beziehung einen Entschluß wird fassen können . . . Was das betrifft, was heute Morgen dieser jungen Dame begegnet ist, so meine ich, daß, sobald Herr Hardy zurückgekehrt ist, Du eine Unterredung von ihm verlangen, und, so zart eine solche Mittheilung auch sein möge, ihm das sagen mußt, was vorgefallen ist.

— Das ist es, was mich in Verlegenheit setzt . . . Fürchtest Du nicht, daß ich auf diese Weise mir das Ansehen gäbe, als ob ich in seine Geheimnisse eindringen wollte?

— Wenn man dieser jungen Dame nicht gefolgt wäre, so hätte ich Deine Bedenklichkeiten getheilt . . . Aber man hat sie belauert; sie läuft Gefahr . . . und so ist es nach meiner Meinung Deine Pflicht, Herrn

Hardy davon zu benachrichtigen ... Nimm an, daß, wie es wahrscheinlich, diese Dame verheirathet ist ... ist es da nicht aus tausend Gründen besser, daß Herr Hardy von Allem unterrichtet ist?

— Das ist richtig, meine gute Mayeux; ... ich will Deinen Rath befolgen; Herr Hardy soll Alles erfahren ... Jetzt haben wir von Anderen gesprochen ... sprechen wir nun von mir ... ja, von mir ... denn es handelt sich um eine Sache, von der das Glück meines Lebens abhängen kann, — fügte der Schmied in einem ernsten Tone hinzu, der die Mayeux überraschte.

— Du weißt, — begann Agricol nach einem Momente des Schweigens wieder, — daß ich Dir seit meiner Kindheit nichts verheimlicht habe, ... daß ich Dir Alles, ... durchaus Alles gesagt habe?

— Ich weiß es, Agricol, ich weiß es, — sagte die Mayeux, indem sie ihre weiße und schmale Hand dem Schmied reichte, der sie herzlich drückte und fortfuhr:

— Wenn ich sage, daß ich nichts verheimlicht habe, ... so irre ich mich ... ich habe immer meine Liebschaften verheimlicht ... und zwar, weil, obschon man einer Schwester Alles sagen kann ... es dennoch Dinge giebt, über die man mit einem würdigen und rechtschaffenen Mädchen, wie Du bist, nicht sprechen darf ...

— Ich danke Dir dafür, Agricol; ... ich hatte ... diese Zurückhaltung von Deiner Seite bemerkt ... — antwortete die Mayeux, indem sie die Augen nieder-

schlug und heldenmüthig den Schmerz unterdrückte, den sie empfand, — ich danke Dir dafür.

— Aber gerade deshalb, weil ich mir auferlegt hatte, Dir niemals etwas von meinen Liebschaften zu sagen, so habe ich mir gesagt: . . . daß, wenn mir irgend etwas Ernstes begegnen sollte . . . kurz, eine Liebe, die mich an eine Heirath denken ließe! . . . o! dann, wie man zuerst einer Schwester das anvertraut, was man nachher seinem Vater und seiner Mutter vorlegt, wird meine gute Mayeux die Erste sein, die ich davon unterrichte.

— Du bist sehr gütig, Agricol! . . .

— Nun denn! . . . dieser Fall hat sich ereignet . . . ich bin wie ein Rasender verliebt, und ich denke zu heirathen.

Bei diesen Worten Agricols fühlte sich die arme Mayeux während einiger Augenblicke gelähmt; sie meinte, daß ihr Blut in ihren Adern stockte und erstarrte; einige Secunden lang glaubte sie zu sterben . . . ihr Herz hörte auf zu schlagen; . . . sie fühlte, wie es nicht brach, sondern sich auflösete, sich in nichts verwandelte . . . Dann, sobald diese vernichtende Erschütterung vorüber war, fand das junge Mädchen, gleich wie die Märtyrer gerade in der Ueberreizung eines gräßlichen Schmerzes die schreckliche Macht fanden, welche sie inmitten der Martern lächeln ließ, in der Besorgniß, das Geheimniß ihrer lächerlichen und unglückseligen Liebe durchschauen zu lassen, eine unglaubliche Kraft; sie erhob

den Kopf wieder, blickte den Schmied ruhig, fast heiter an, und sagte mit einer festen Stimme zu ihm:

— Ah! Du liebst Jemanden ... ernstlich ...

— Das heißt, meine gute Mayeux, ich lebe seit vier Tagen ... nicht ... oder vielmehr ich lebe nur durch diese Liebe ...

— Erst ... seit vier Tagen ... bist Du verliebt? ...

— Nicht länger; ... aber die Zeit thut nichts dabei ...

— Und ... sie ist recht hübsch?

— Braun, ... einen Nymphenwuchs, weiß, wie eine Lilie, ... blaue Augen ... groß wie das und eben so sanft ... eben so gut ... wie die Deinigen ...

— Du schmeichelst mir, Agricol.

— Nein, nein ... Angelica ist es, der ich schmeichele, ... denn so heißt sie ... Welch hübscher Name! ... nicht wahr, meine gute Mayeux?

— Das ist ein reizender Name ... — sagte das arme Mädchen, indem sie mit einem bitteren Schmerze diesen lieblichen Namen mit dem Spottnamen die Mayeux verglich, welchen der wackere Agricol ihr beilegte, ohne daran zu denken.

Sie begann wieder mit einer entsetzlichen Ruhe:

— Angelica ... ja, das ist ein reizender Name! ...

— Nun denn! stelle Dir vor, daß dieser Name nicht allein das Bild ihres Gesichts, sondern auch ihres Herzens zu sein scheint ... Mit einem Worte, ... es ist

ein Herz, welches, wie ich zum Mindesten glaube, fast dem Deinigen gleich kommt.

— Sie hat meine Augen, ... sie hat mein Herz, — sagte die Mayeux lächelnd, — es ist sonderbar, wie ähnlich wir uns sind ...

Agricol wurde den Spott der Verzweiflung nicht gewahr, welchen diese Worte der Mayeux verbargen, und er erwiederte mit einer eben so aufrichtigen, als unbarmherzigen Zärtlichkeit:

— Glaubst Du denn, meine gute Mayeux, daß ich mich von einer ernsten Liebe hätte ergreifen lassen, wenn nicht in dem Charakter, in dem Herzen, in dem Verstande derjenigen, welche ich liebe, viel von Dir gelegen hätte?

— Geh, Bruder, ... — sagte die Mayeux lächelnd, ... ja, die Unglückliche hatte den Muth, hatte die Kraft zu lächeln ... — geh, Bruder, Du bist heute im Zuge, Artigkeiten zu sagen, ... und wo hast Du diese hübsche Person kennen gelernt?

— Sie ist ganz einfach die Schwester eines meiner Kameraden; seine Mutter steht an der Spitze der allgemeinen Wäschkammer der Arbeiter; sie hat für dieses Jahr einer Hülfe bedurft, und da man nach dem Gebrauche der Verbindung vorzugsweise die Verwandten der Gesellschaftsmitglieder verwendet, ... so hat Madame Bertin, das ist der Name der Mutter meines Kameraden, ihre Tochter von Lille kommen lassen, wo sie bei einer ihrer Tanten war, und seit fünf Tagen ist

sie in der Werkzeugkammer ... Am ersten Abend, wo ich sie gesehen, habe ich drei Stunden damit zugebracht, mit ihr, mit ihrer Mutter und mit ihrem Bruder zu plaudern; ... am folgenden Tage habe ich mich im Innersten des Herzens von ihr ergriffen gefühlt; am zweiten Tage hat es nur noch zugenommen ... und jetzt bin ich närrisch in sie verliebt ... fest entschlossen, mich zu verheirathen ... je nach dem, was Du dazu sagen würdest ... Indessen ... ja ... das verwundert Dich ... aber Alles hängt von Dir ab; ... ich werde von meinem Vater und von meiner Mutter nicht eher die Erlaubniß verlangen, als bis Du Dich ausgesprochen hast.

— Ich verstehe Dich nicht, Agricol.

— Du kennst das unumschränkte Vertrauen, welches ich in den unglaublichen Instinct Deines Herzens setze; gar manches Mal hast Du zu mir gesagt: „Agricol, traue Diesem nicht, liebe Jenen, habe Vertrauen zu diesem Anderen." Nun denn! Du mußt mir denselben Dienst erweisen ... Du wirst Fräulein von Cardoville um die Erlaubniß bitten, Dich zu entfernen; ich werde Dich nach der Fabrik führen; ich habe mit Madame Bertin und mit ihrer Tochter von Dir, als von meiner geliebten Schwester, gesprochen, ... und je nach dem Eindrucke, welchen Du empfinden wirst, nachdem Du Angelika gesehen, werde ich mich erklären, oder nicht erklären ... Das ist, wenn Du willst, eine Kinderei

oder ein Aberglaube von meiner Seite, aber ich bin nun einmal so ...

— Es sei, — antwortete die Mayeux mit einem heroischen Muthe, — ich werde Mademoiselle Angelica sehen, ich werde Dir sagen, was ich von ihr halte ... und das, hörst Du ... auf eine aufrichtige Weise.

— Ich weiß es wohl ... Und wann wirst Du kommen?

— Ich muß Fräulein von Cardoville fragen, an welchem Tage sie meiner nicht bedürfen wird; ... ich werde Dir es wissen lassen ...

— Ich danke Dir! meine gute Mayeux, — sagte Agricol mit Innigkeit; dann fügte er lächelnd hinzu, — und erlaß Dein bestes Urtheil ... Dein Urtheil feierlicher Tage ...

— Scherze nicht, Bruder ... — sagte die Mayeux mit einer sanften und traurigen Stimme, — das ist eine ernste Sache ... es handelt sich um das Glück Deines ganzen Lebens ...

In diesem Augenblicke klopfte man bescheiden an die Thür.

— Herein! — sagte die Mayeux.

Florine erschien.

— Fräulein bittet Sie, gefälligst zu ihr kommen zu wollen, wenn Sie nicht beschäftigt sind, — sagte Florine zu der Mayeux.

Diese stand auf, und indem sie sich an den Schmied wandte, sagte sie:

— Willst Du einen Augenblick warten, Agricol? ich will Fräulein von Cardoville fragen, über welchen Tag ich verfügen kann, und zurückkommen, um Dir es zu sagen.

Indem sie dieses sagte, verließ das junge Mädchen das Zimmer und ließ Agricol mit Florinen allein.

— Ich hätte wohl gewünscht, Fräulein von Cardoville heute zu danken, — sagte Agricol, — aber ich fürchte mich, unbescheiden zu sein.

— Das Fräulein ist ein wenig unwohl, — sagte Florine, — und sie hat Niemand empfangen, mein Herr; aber ich bin überzeugt, daß, sobald sie sich besser befindet, sie sich ein Vergnügen daraus machen wird, Sie zu sehen.

Die Mayeux trat wieder ein und sagte zu Agricol:

— Wenn Du mich morgen gegen drei Uhr abholen willst, damit Du nicht Deinen ganzen Tag verlierst, so wollen wir mit einander nach der Fabrik gehen, und Du wirst mich am Abend zurückführen.

— Also auf morgen, um drei Uhr, meine gute Mayeux.

— Auf morgen, um drei Uhr, Agricol.

. . . .

Am Abende eben dieses Tages, als Alles in dem Hôtel ruhig geworden, kehrte die Mayeux, welche bis um zehn Uhr bei dem Fräulein von Cardoville geblieben war, in ihr Schlafzimmer zurück und verschloß ihre Thür; indem sie sich unendlich frei und ohne Zwang

Vertrauten argwöhnischer oder verletzter Herzen, diesem geduldigen, verschwiegenen und kalten Freunde, der, wenn er nicht auf die herzzerreißenden Klagen antwortet, sie zum Mindesten immer anhört, immer die Erinnerung aufbewahrt?

Wenn ihr Herz bald von traurigen und sanften, bald von bitteren und es zerreißenden Gefühlen überströmte, hatte sich die arme Nähterin, die einen schwermüthigen Reiz in diesen stummen und einsamen, bald in ein poetisches, einfaches und rührendes Gewand gekleideten, bald in einer ungekünstelten Prosa geschriebenen Ergießungen fand, allmälig daran gewöhnt, diese Mittheilungen nicht mehr auf das zu beschränken, was Agricol betraf; obwohl er den Grund aller ihrer Gedanken ausmachte, so waren doch gewisse Betrachtungen, die der Anblick der Schönheit, der glücklichen Liebe, der Mutterschaft, des Reichthums und des Mißgeschickes in ihr entstehen ließ, so innig von ihrer eine so unglückliche Ausnahme bildenden Persönlichkeit durchdrungen, daß sie nicht einmal wagte, sie Agricol mitzutheilen.

Das war also das Tagebuch eines schwächlichen, verwachsenen und unglücklichen, aber mit einer Engels-Seele und einem schönen, durch das Lesen, die Betrachtung und die Einsamkeit entwickelten Verstandes begabten armen Mädchens aus dem Volke; ungekannte Seiten, die indessen ergreifende und tiefe Bemerkungen über die Wesen und über die Dinge enthielten, die aus dem ei-

genthümlichen Gesichtspunkte aufgefaßt waren, auf welchen das Verhängniß diese Unglückliche gestellt hatte.

Die folgenden, hier und da plötzlich abgebrochenen oder mit Thränen benetzten Zeilen bildeten, nach der Richtung der Gefühle, welche die Mayeux im Laufe des Tages, an dem sie die unendliche Liebe Agricols für Angelica erfuhr, empfunden hatte, die letzten Seiten dieses Tagebuches.

„Freitag den 3. März 1832.

„... Meine Nacht ist durch keinen peinlichen Traum aufgeregt gewesen; heute Morgen bin ich ohne irgend eine traurige Ahnung aufgestanden.

„Ich war ruhig, unbesorgt, als Agricol kam.

„Er erschien mir nicht aufgeregt; er war, wie immer, einfach, liebevoll. Er hat mir zuerst ein Herrn Hardy betreffendes Ereigniß erzählt, und dann hat er ohne Uebergang, ohne Zögern zu mir gesagt:

„— Seit vier Tagen bin ich sterblich verliebt... Dieses Gefühl ist so ernstlich, daß ich daran denke, mich zu verheirathen ... Ich komme, um Dich zu berathen.

„So ist mir diese, für mich so niederschlagende Mittheilung ... auf eine natürliche, herzliche Weise gemacht worden ... ich an der einen Seite des Kamines,

Agricol an der andern, als ob wir von gleichgiltigen Dingen geplaudert hätten.

„Es bedarf indessen nicht mehr, um uns das Herz zu brechen... Jemand tritt ein... umarmt uns brüderlich, setzt sich... erzählt uns und dann...

„O! mein Gott... mein Gott... mein Verstand verwirrt sich...

. . . .

„Ich fühle mich mehr ruhig... Nun denn, Muth, armes Herz... Muth; wenn mich eines Tages das Unglück von Neuem niederbeugt, so werde ich diese unter dem Eindrucke des grausamsten Schmerzes, den ich jemals empfinden kann, niedergeschriebenen Zeilen wieder lesen und mir sagen: Was ist der Kummer der Gegenwart gegen den Kummer der Vergangenheit?

„Welch ein grausamer Schmerz ist der meinige!... Er ist unrechtmäßig, lächerlich, beschämend; ich würde ihn nicht zu gestehen wagen, selbst nicht der zärtlichsten, der nachsichtigsten der Mütter...

„Ach! das kommt daher, weil es sehr widerwärtige Leiden giebt, bei denen man dennoch mit gutem Rechte vor Mitleiden oder vor stolzer Geringschätzung die Achseln zuckt. Ach!... das kommt daher, weil es verbotenes Unglück giebt...

„Agricol hat mich gebeten, morgen das junge Mädchen zu sehen, in die er leidenschaftlich verliebt ist, und die er heirathen wird, wenn ihm der Instinct meines Herzens zu dieser... Ehe räth... Dieser Gedanke ist

der schmerzlichste von allen denen, die mich gemartert haben, seitdem er mir diese Liebe auf eine so unbarmherzige Weise gemeldet hat...

„Auf eine unbarmherzige Weise... nein... Agricol;... nein, nein, Bruder, vergieb mir diesen ungerechten Schrei meines Leidens!... Weißt Du etwa,... kannst Du etwa ahnen, daß ich Dich weit heftiger liebe, als Du liebst und Du jemals dieses reizende Geschöpf lieben wirst.

„Braun, einen Nymphenwuchs, weiß wie eine Lilie, und blaue Augen... groß wie das ...und fast ebenso sanft als die Deinigen...

„So hat er gesagt, als er mir ihr Bild schilderte.

„Armer Agricol, er hätte gewiß gelitten, mein Gott!! wenn er gewußt hätte, daß jedes seiner Worte mir das Herz zerriß!

„Niemals habe ich mehr, als in diesem Augenblicke, das tiefe Mitleiden, das zarte Erbarmen gefühlt, das uns ein liebevolles und gutes Wesen einflößt, das uns in seiner aufrichtigen Unwissenheit tödtlich verletzt und uns zulächelt...

„Deshalb tadelt man ihn auch nicht,... nein,... man bedauert ihn über all den Schmerz, den er empfinden würde, wenn er das Weh entdeckte, das er uns verursacht.

„Wie seltsam! niemals hatte mir Agricol schöner geschienen, als heute Morgen... Wie sein männliches Gesicht sanft erregt war, als er mir von den Besorg-

nissen dieser jungen und hübschen Dame erzählte! ... Als ich ihn mir die Angst einer Frau erzählen hörte, welche es riskirt, sich für den Mann, den sie liebt, ins Unglück zu stürzen ... fühlte ich mein Herz gewaltig klopfen ... meine Hände glühend werden ... ein mattes Schmachten sich meiner bemächtigen ... Lächerlichkeit und Unvernunft!! Habe ich etwa das Recht, so bewegt zu sein?

. . . .

„Ich erinnere mich, daß ich, während er sprach, einen flüchtigen Blick in den Spiegel geworfen habe, ich war stolz, so gut gekleidet zu sein; er hat es nicht einmal bemerkt; aber, gleichviel; es schien mir, daß meine Haube mir gut stände, daß meine Haare glänzend wären, daß mein Blick sanft sei ...

„Ich fand Agricol so schön ... daß ich so weit gekommen bin, mich minder häßlich als gewöhnlich zu finden!! ohne Zweifel, um mich in meinen eigenen Augen darüber zu entschuldigen, daß ich ihn zu lieben wagte ...

„Am Ende ... mußte sich das, was sich heute ereignet, früher oder später doch einmal ereignen ...

„Ja ... und das ist tröstend wie ... für diejenigen, welche das Leben lieben ... der Gedanke: daß der Tod nichts ist, weil er heute oder an einem andern Tage eintreten muß.

„Das, was mich immer vor dem Selbstmorde bewahrt hat ... dieser letzten Zuflucht des Unglücklichen,

der es vorzieht, lieber zu Gott zu gehen, als unter seinen Geschöpfen zu bleiben... ist das Gefühl der Pflicht... Man darf nicht blos an sich denken.

„Und ich sagte mir auch: Gott ist gütig... immer gütig,... da die am meisten verwahrloseten Wesen... immer noch zu lieben... sich aufzuopfern Gelegenheit finden. Wie kommt es, daß es mir, die ich so schwach und so niedrig bin, immer verliehen gewesen ist, Jemandem hülfreich und nützlich zu sein?

„So war ich noch heute sehr versucht, mit dem Leben ein Ende zu machen;... — weder Agricol noch seine Mutter bedurften meiner mehr... Ja... aber diese Unglücklichen, zu deren Vorsehung mich Fräulein von Cardoville gemacht hat?... Aber meine Wohlthäterin selbst,... obgleich sie mich wegen der Hartnäckigkeit meines Argwohns gegen diesen Mann liebreich gescholten hat?... Mehr als jemals bin ich für sie in Angst... Mehr als jemals... fühle ich sie bedroht;... mehr als jemals glaube ich an die Nützlichkeit meiner Anwesenheit bei ihr...

„Ich muß also leben...

„Leben, um morgen dieses junge Mädchen zu sehen ... das Agricol zum Sterben liebt?

„Mein Gott!... warum habe ich denn immer den Schmerz gekannt, und niemals den Haß?... Es muß ein bitterer Genuß in dem Hasse liegen... So viele Leute hassen!!... Vielleicht werde ich dies junge Mäd-

chen hassen ... Angelica ... wie er sie genannt hat ... indem er treuherzig zu mir sagte:

„Ein reizender Name ... Angelica ... nicht wahr, Mayeux?

„Diesen Namen, der an einen Begriff voller Anmuth erinnert, mit diesem Spottnamen, das höhnische Symbol meiner Mißgestalt, zusammen zu stellen! ...

„Armer Agricol ... armer Bruder ... Sag'! die Güte ist also zuweilen eben so unbarmherzig verblendet, als die Bosheit! ...

„Ich, das junge Mädchen hassen? ... Und weshalb? Hat sie mir die Schönheit entwendet, welche Agricol verführt? Kann ich ihr bös darüber sein, daß sie schön ist ...

„Als ich mich noch nicht an die Folgen meiner Häßlichkeit gewöhnt hatte, fragte ich mich mit einer bitteren Neugierde, warum der Schöpfer seine Geschöpfe auf eine ungleiche Weise begabt hätte ...

„Die Gewohnheit gewisser Leiden hat mir erlaubt, mit Ruhe zu überlegen; ich habe mich am Ende überredet ... und ich glaube es, daß an die Häßlichkeit und an die Schönheit die beiden edelsten Empfindungen der Seele geknüpft sind ... die Bewunderung und das Mitleiden!

„Diejenigen, welche mir gleich sind ... bewundern diejenigen, welche schön sind ... wie Angelica, wie Agricol ... und diese da empfinden ihrer Seits ein rührendes Mitleiden für meines Gleichen ...

„Man hat zuweilen wider seinen Willen sehr sinnlose Hoffnungen ... Deshalb, weil Agricol mir aus Schicklichkeitsgefühl niemals etwas von seinen Liebschaften, wie er gesagt hat, erzählte ... überredete ich mich zuweilen, daß er keine hätte; ... daß er mich liebe; ... aber daß für ihn, wie für mich, die Lächerlichkeit ein Hinderniß für jedes Geständniß sei. Ja, und ich habe sogar Verse über diesen Gegenstand gemacht. Es sind, wie ich glaube, von allen die am mindesten schlechten.

„Welch seltsame Stellung die meinige ist! ... Wenn ich liebe ... mache ich mich lächerlich; ... wenn man mich liebt ... so ist man noch weit lächerlicher.

„Wie habe ich das so weit vergessen können ... um gelitten zu haben ... um zu leiden, wie ich jetzt leide? Aber gesegnet sei dies Leiden, da es keinen Haß erzeugt, ... nein ... denn ich werde dieses junge Mädchen nicht hassen; ... ich werde meine Pflicht als Schwester bis an's Ende erfüllen ... ich werde genau auf mein Herz hören; ich habe den Instinct der Erhaltung Anderer; er wird mich leiten, er wird mich aufklären ...

„Meine einzige Furcht ist, bei dem Anblicke des jungen Mädchens in Thränen auszubrechen, meine Gemüthsbewegung nicht unterdrücken zu können. Aber, mein Gott! welche Entdeckung sind dann meine Thränen für Agricol!! Er ... die thörichte Liebe entdecken, die er mir einflößt ... o! niemals; ... der Tag, an

welchem er sie erführe, wäre der letzte meines Lebens ... Es gäbe dann für mich etwas, das über der Pflicht steht, der Wille, der Scham zu entgehen, einer unheilbaren Scham, welche ich immer brennend, wie ein glühendes Eisen, fühlen werde ...

„Nein, nein, ich werde ruhig sein .... — habe ich nicht außerdem vor Kurzem in seiner Gegenwart muthig eine schreckliche Prüfung bestanden? Ich werde ruhig sein; ... außerdem muß es sein, damit meine Persönlichkeit nicht dieses zweite Gesicht trübt, welches so hellsehend für diejenigen ist, welche ich liebe.

„O! peinliches ... peinliches Werk ... Denn auch selbst die Furcht, einem schlechten Gefühle unwillkürlich nachzugeben, darf mich nicht zu nachsichtig gegen dieses junge Mädchen machen? Ich könnte auf diese Weise die Zukunft Agricols gefährden, da, wie er sagt, meine Entscheidung allein ihn leiten soll.

„Armes Geschöpf, das ich bin ... Wie ich mich täusche! Agricol fragt mich um meinen Rath, weil er glaubt, daß ich nicht den traurigen Muth haben würde, seiner Leidenschaft ein Hinderniß zu bilden; oder auch wird er mir sagen: ... »Gleichviel ... ich liebe ... und ich trotze der Zukunft ...«

„Aber dann, wenn mein Rath, wenn der Instinct meines Herzens ihn nicht leiten sollten, wenn sein Entschluß im Voraus gefaßt ist, ... wozu nützt dann morgen dieser für mich so grausame Auftrag?

„Wozu er nützt? ihm zu gehorchen! Hat er mir nicht gesagt: »Komm!«

„Wie manches Mal habe ich mich nicht, bei dem Gedanken an meine Hingebung für ihn, in der geheimsten Tiefe meines Herzens gefragt, ob jemals der Gedanke in ihm aufgestiegen sei, mich auf eine andere Weise, denn als Schwester zu lieben? ob er sich jemals gesagt hätte, welche treue Frau er an mir haben würde.

„Und warum sollte er sich das gesagt haben? so lange, als er es gewollt hat, so lange, als er es wollen wird, war ich und werde ich für ihn eben so hingebend sein, als ob ich seine Frau, seine Schwester, seine Mutter wäre? Warum sollte dieser Gedanke in ihm aufgestiegen sein? Denkt man jemals daran, das zu wünschen, was man besitzt? . . .

„Ich mit ihm verheirathet . . . mein Gott! . . . Dieser eben so sinnlose, als unaussprechliche Traum . . . Diese Gedanken, voll einer himmlischen Lieblichkeit, welche alle Empfindungen, von der Liebe bis zur Mutterschaft, umfassen, . . . sind diese Gedanken und Empfindungen nicht bei Strafe einer Lächerlichkeit untersagt, welche nicht mehr und nicht minder groß ist, als wenn ich Kleider und Putz trüge, welche meine Mißgestalt und meine Häßlichkeit mir verbieten?

„Ich möchte wissen, ob ich da, wo ich in die grausamste Noth versenkt war, bei der Nachricht von der Verheirathung Agricols mehr gelitten hätte, als ich

jetzt leide? Hätten der Hunger, der Frost, das Elend von diesem gräßlichen Schmerze zerstreut, oder hätte dieser gräßliche Schmerz vielmehr mich über den Frost, den Hunger und das Elend zerstreut? ...

„Nein, nein, dieser Spott ist bitter; es ist nicht recht von mir, so zu sprechen. Wozu der so tiefe Schmerz? In was hat sich die Zuneigung, die Achtung, die Ehrerbietung Agricols gegen mich geändert? Ich beklage mich ... Und was wäre es denn, großer Gott! wenn, wie man das leider nur zu häufig sieht, ich schön, liebend, treu wäre, und er mir eine minder schöne, minder liebende, minder treue Frau vorgezogen hätte! ... Wäre ich dann nicht noch tausend Mal unglücklicher? Denn ich könnte, ich müßte ihn tadeln ... während ich ihm nicht böse darüber sein kann, niemals an eine, wegen der Lächerlichkeit unmögliche Verbindung gedacht zu haben ...

„Und hätte er sie gewollt ... würde ich etwa jemals die Selbstsucht gehabt haben, darein zu willigen? ...

„Ich habe gar viele Seiten dieses Tagebuches zu schreiben begonnen, wie ich diese da begonnen habe ... das Herz voller Bitterkeit, und fast immer in der Stimmung, daß ich dem Papiere das sagte, was ich Niemandem zu sagen gewagt haben würde, ... meine Seele beruhigte sich, dann kam die Ergebung ... die Ergebung ... meine Heilige, die, welche die Augen

voller Thränen, lächelnd leidet, liebt und niemals hofft!!"

. . . .

Diese Worte waren die letzten des Tagebuches.

Man sah an den reichlichen Spuren von Thränen, daß die Unglückliche oft in Schluchzen ausgebrochen sein mußte ...

In der That, durch so viele Gemüthserschütterungen erschöpft, hatte die Mayeux gegen das Ende der Nacht das Tagebuch wieder hinter den Pappkasten gelegt, nicht etwa, weil sie es dort für mehr, als überall anderswo, in Sicherheit glaubte (sie konnte nicht den geringsten Mißbrauch des Vertrauens argwöhnen), sondern weil sie es dort weniger den Blicken preisgegeben hielt, als in einer Schieblade ihres Schreibtisches, die sie häufig vor den Augen Aller öffnete.

Demnach, wie es sich das muthige Geschöpf vorgenommen hatte, welches sein Werk bis an's Ende auf eine würdige Weise vollbringen wollte, hatte sie am folgenden Tage Agricol erwartet, und sich, wohl befestigt in ihrem heldenmüthigen Entschlusse, mit dem Schmied nach der Fabrik des Herrn Hardy begeben.

Florine, von dem Ausgange der Mayeux unterrichtet, aber einen Theil des Tages durch ihren Dienst bei dem Fräulein von Cardoville zurückgehalten, und indem sie außerdem vorzog, die Nacht zur Ausführung der neuen Aufträge abzuwarten, welche sie, nachdem sie durch einen

Brief den Inhalt von dem Tagebuche der Mayeux hatte wissen lassen, verlangt und erhalten hatte; Florine, gewiß, nicht überrascht zu werden, trat, sobald die Nacht gänzlich hereingebrochen war, in das Zimmer der jungen Nähterin ...

Da sie den Ort kannte, wo sie das Manuscript finden würde, so ging sie gerade auf den Schreibtisch zu und zog den Pappkasten heraus; dann nahm sie einen versiegelten Brief aus ihrer Tasche, und schickte sich an, ihn an die Stelle des Manuscripts zu legen, welches sie weggenommen hatte.

In diesem Augenblicke zitterte sie so heftig, daß sie genöthigt war, sich einen Augenblick an den Tisch zu lehnen.

Wir haben gesagt, daß nicht jedes gute Gefühl in Florinens Herzen erloschen war, sie gehorchte verhängnißvoller Weise den Aufträgen, welche sie empfing; aber sie fühlte auf eine schmerzliche Weise das Abscheuliche und Schändliche, was in ihrem Verfahren lag ... Wenn es sich durchaus nur um sie gehandelt hätte, so würde sie ohne Zweifel eher den Muth gehabt haben, Allem zu trotzen, als eine abscheuliche Herrschaft zu erdulden; ... aber dem war unglücklicher Weise nicht so, und ihr Untergang hätte einer Person, die sie mehr als ihr Leben liebte, eine tödtliche Verzweiflung verursacht; ... sie ergab sich demnach ... nicht ohne grausame Seelenangst dem abscheulichen Verrath.

Obgleich sie fast immer nicht wußte, zu welchem

Zwecke man sie handeln ließe, und namentlich in Bezug auf die Entwendung von dem Tagebuche der Mayeux, so ahnete sie doch dunkel, daß die Unterschiebung dieses versiegelten Briefes gegen das Manuscript traurige Folgen für die Mayeux haben müßte, denn sie erinnerte sich der Unheil verkündenden, am Tage zuvor von Rodin ausgesprochenen Worte:

— Man muß morgen . . . mit der Mayeux ein Ende machen.

Was verstand er unter diesen Worten? In wiefern trug der Brief, welchen er ihr befohlen hatte an die Stelle des Tagebuches zu legen, zu diesem Resultate bei?

Sie wußte es nicht; aber sie sah ein, daß die so hellsehende Treue der Mayeux den Feinden des Fräuleins von Cardoville einen gerechten Argwohn einflößte, und daß sie selbst, Florine, jeden Tag ihre Falschheit durch die junge Nähterin entdeckt zu sehen riskire.

Die letztere Befürchtung machte dem Schwanken Florinens ein Ende; sie legte den Brief hinter den Pappkasten, schob ihn wieder an seinen Platz, und das Manuscript unter ihre Schürze verbergend, verließ sie verstohlen das Zimmer der Mayeux.

VIII.

Das Tagebuch der Mayeux.

Als Florine wieder in ihr Zimmer zurückgekehrt war, in welchem sie einige Stunden vorher das aus der Wohnung der Mayeux entwandte Manuscript versteckt hatte, wollte sie, ihrer Neugierde nachgebend, das Tagebuch durchlaufen.

Bald empfand sie ein zunehmendes Interesse, eine unwillkürliche Rührung bei dem Lesen dieser geheimen Mittheilungen der jungen Nähterin. Unter mehreren Aufsätzen in Versen, welche alle eine leidenschaftliche Liebe für Agricol athmeten, eine so tiefe, so unschuldige und aufrichtige Liebe, daß Florine davon gerührt war und die lächerliche Mißgestalt der Mayeux vergaß; unter mehreren Aufsätzen in Versen, sagen wir, befanden sich verschiedene Bruchstücke, Gedanken oder Erzählungen, die sich auf Ideen oder auf verschiedene Vorfälle bezogen. Wir wollen einige davon anführen, um den tiefen Eindruck zu rechtfertigen, den sie Florinen verursachten.

Bruchstücke aus dem Tagebuche der Mayeux.

„... Heute war mein Namenstag. Bis diesen Abend habe ich eine thörichte Hoffnung bewahrt.

„Gestern war ich zu Madame Beaudoin hinuntergegangen, um ihr eine kleine Wunde zu verbinden, die sie an dem Beine hatte. Als ich eintrat, war Agricol da. Ohne Zweifel sprach er mit seiner Mutter von mir, denn sie schwiegen plötzlich alle Beide, indem sie ein Lächeln des Einverständnisses auswechselten, und dann habe ich, im Vorbeigehen, auf der Kommode ein hübsches, kleines Pappkästchen mit einem Nadelkissen auf dem Deckel gesehen ... Ich fühlte mich vor Glück erröthen ... Ich glaubte, daß dieses kleine Geschenk für mich bestimmt sei, aber ich that, als ob ich nichts sähe.

„Während ich vor seiner Mutter auf den Knieen lag, ging Agricol aus; ich konnte ihn nur von der Seite sehen, aber ich habe bemerkt, daß er das kleine Kästchen mitnahm.

„Niemals ist Madame Beaudoin zärtlicher, mütterlicher gegen mich gewesen, als an diesem Abende. Ich habe zu bemerken geglaubt, daß sie sich an diesem Abende frühzeitiger als gewöhnlich zu Bette legte. — Das geschieht, um mich früher fortzuschicken, dachte ich, — damit ich desto früher die Ueberraschung genieße, die Agricol mir bereitet hat.

„Wie klopfte mir daher das Herz, als ich recht schnell wieder zu meiner kleinen Kammer hinaufging! Ich zögerte einen Augenblick, bevor ich die Thür öffnete, um mein Glück noch länger zu genießen.

„Endlich . . . trat ich mit vor Freudenthränen verschleierten Augen ein; ich blickte auf meinen Tisch, auf meinen Stuhl, . . . auf mein Bett, nichts; . . . das kleine Käßtchen war nicht da. Mein Herz wurde beklommen; . . . dann habe ich mir gesagt: es wird also morgen sein, denn heute ist ja erst der Vorabend meines Namenstages.

„Der Tag ist verflossen . . . Der heutige Abend ist gekommen . . . Nichts . . . Das hübsche Käßtchen war nicht für mich . . . Es befand sich ein Nadelkissen auf seinem Deckel . . . das konnte nur für ein Frauenzimmer passen . . . Wem hat es Agricol geschenkt? . . .

„In diesem Augenblicke leide ich sehr . . .

„Der Gedanke, den ich daran knüpfte, daß Agricol mir zu meinem Namenstage Glück wünschen würde, ist kindisch; . . . ich schäme mich, ihn mir zu gestehen; . . . aber das hätte mir bewiesen, daß er nicht vergessen hätte, daß ich noch einen anderen Namen als den der Mayeux habe, welchen man mir immer giebt . . .

„Meine Empfindlichkeit in dieser Beziehung ist so unglückselig, so hartnäckig, daß es mir unmöglich ist, nicht jedes Mal, so oft man mich die Mayeux nennt, einen Augenblick Scham und Kummer zu empfinden . . .

Und dennoch habe ich seit meiner Kindheit keinen anderen Namen gehabt ...

„Deshalb wäre ich sehr glücklich gewesen, wenn Agricol die Veranlassung meines Namenstages benutzt hätte, um mich ein einziges Mal bei meinem bescheidenen Namen ... Magdalene zu nennen.

. . . .

„Glücklicher Weise wird er niemals diesen Wunsch und dieses Bedauern erfahren.“

Florinens Wehmuth steigerte sich immer mehr bei dem Lesen dieser Seite, die eine so schmerzliche Einfachheit athmete, sie schlug einige Blätter um und fuhr fort:

„... Ich habe so eben dem Begräbnisse dieser armen kleinen Victorine Herbin, unserer Nachbarin, beigewohnt ... Ihr Vater, ein Tapezirergesell, arbeitet monatsweise fern von Paris ... Sie ist mit neunzehn Jahren, ohne Verwandte um sich herum, gestorben, ... ihr Todeskampf ist nicht schmerzlich gewesen; die wackere Frau, welche bis auf den letzten Augenblick bei ihr gewacht hat, hat uns gesagt, daß sie keine anderen Worte als die ausgesprochen hätte:

„— Endlich ... endlich ...

„Theures Kind! sie war sehr schmächtig geworden; aber mit fünfzehn Jahren war sie eine Rosenknospe ... und so hübsch ... so frisch ... blonde Haare, weich wie Seide; aber allmälig hat sie abgenommen, ihr Geschäft, wollene Matratzen aufzukämmen, hat sie getödtet ... Sie ist so zu sagen durch die Länge der Zeit von der Wolle, dem ausdünstenden Staube, vergiftet worden ...*) da ihr Gewerbe um so ungesunder und um

*) Man liest in der **Ruche Populaire** (Volksbienenkorb), eine vortreffliche, von Arbeitern herausgegebene Sammlung, über die wir bereits gesprochen haben, folgende nähere Umstände:

„Die Aufkämmerinnen von wollenen Matratzen. — Der aus der Wolle aufsteigende Staub macht aus dem Kämmen der Wolle einen der Gesundheit nachtheiligen Stand, dessen Gefahr aber noch durch die Verfälschung im Handel vermehrt wird. Wenn ein Hammel geschlachtet ist, so ist die Wolle des Halses mit Blut gefärbt; man muß sie reinigen, um sie verkaufen zu können. Zu diesem Ende weicht man sie in Kalk ein, der, nachdem er die Bleiche bewirkt, theilweise darin bleibt. Die Arbeiterin muß darunter leiden; denn wenn sie diese Arbeit verrichtet, setzt sich der Kalk, der sich als Staub ablöst, durch das Athmen auf die Brust, und verursacht ihr am häufigsten Magenkrampf und Erbrechen, welche sie in einen traurigen Zustand versetzen; die Meisten unter ihnen geben das Geschäft auf; diejenigen, welche dabei beharren, bekommen zum Mindesten Husten oder Brustbeklemmung, die sie nur mit dem Tode verläßt.

„Hierauf kommen die Pferdehaare, von denen die theuersten, diejenigen, welche man Musterhaare nennt, nicht einmal rein sind. Man kann daraus urtheilen, wie es mit den geringen ist, welche

so gefährlicher war, als sie für arme Haushaltungen arbeitete, deren Matratzen immer von Ausschußwolle gemacht sind.

„Sie hatte den Muth eines Löwen und die Ergebung eines Engels; sie sagte mir immer mit ihrer feinen, dann und wann durch einen trockenen und häufigen Husten unterbrochenen, sanften Stimme: — Ich habe nicht lange Vitriol und Kalkstaub alle Tage einzuathmen; ich speie Blut und habe zuweilen Magenkrämpfe, die mich ohnmächtig machen.

„— Aber so fange doch ein anderes Gewerbe an, — sagte ich zu ihr.

„— Und die Zeit eine andere Lehre zu machen? — antwortete sie mir, — und dann ist es jetzt zu spät, es ist aus mit mir, ich fühle es wohl ... es ist nicht meine Schuld, — fügte das gute Geschöpf hinzu, — denn ich habe meinen Stand nicht gewählt; mein Vater hat es gewollt; glücklicher Weise bedarf er

---

die Arbeiterinnen Vitriol-Pferdehaare nennen, und die aus dem Ausschuß, von Ziegen- und Bockhaaren und Schweineborsten zusammengesetzt sind, die man anfangs durch Vitriolöl und dann durch Farbe zieht, um die fremdartigen Körper zu verbrennen und zu verbergen, als Stroh, Dornen und selbst Stücken Fell, die man sich nicht die Mühe nimmt abzutrennen, und man bei dem Bearbeiten der Pferdehaare oft noch erkennt, aus denen ein Staub aufsteigt, der eben so viel Verwüstungen anrichtet, als der der Kalkwolle."

meiner nicht. Und dann, wenn man todt ist ... hat man sich um Nichts mehr zu bekümmern, man fürchtet nicht, keine Arbeit zu haben.

„Victorine sagte diese traurige Gemeinheit sehr aufrichtig und mit einer Art von Zufriedenheit. Sie ist demnach auch mit den Worten gestorben: ... Endlich ... endlich ...

„Es ist indessen ein sehr schmerzlicher Gedanke, daß die Arbeit, durch welche der Arme genöthigt ist, sich sein Brot zu verdienen, oft ein langsamer Selbstmord wird!

„Ich sagte das neulich zu Agricol; er antwortete mir, daß es noch bei weitem tödtlichere Gewerbe gäbe: die Arbeiter in Scheidewasser, in Bleiweiß und in Mennig unter anderen werden von vorausgesehenen und unheilbaren Krankheiten befallen, an denen sie sterben.

„— Weißt Du, — fügte Agricol hinzu, — weißt Du, was sie sagen, wenn sie nach diesen mörderischen Werkstätten gehen? »Wir gehen in's Schlachthaus! ...«

„Dieser Witz, bei einer entsetzlichen Wahrheit, hat mich schaudern lassen.

„— Und so etwas ereignet sich in unseren Tagen! ... — sagte ich mit blutendem Herzen zu ihm; — und man weiß das? Und unter so vielen mächtigen Leuten denkt Keiner an diese Sterblichkeit, welche seine

Brüder decimirt, die auf diese Weise gezwungen sind, ein mörderisches Brot zu essen?

„— Was willst Du, meine arme Mayeux? — antwortete mir Agricol, — so lange es sich darum handelt, das Volk in Regimenter zu reihen, um es im Kriege tödten zu lassen, bekümmert man sich nur zu sehr um dasselbe; handelt es sich darum, es zu organisiren, um es leben zu lassen, ... so denkt Niemand daran, ausgenommen Herr Hardy, mein Brotherr. Und man sagt: Bah! — der Hunger, das Elend oder die Leiden der Arbeiter, was thut das? Das gehört der Politik nicht an ... Man irrt sich, — fügte Agricol hinzu, — das steht über der Politik!

„... Da Victorine nichts hinterlassen hatte, um einen Gottesdienst zu bezahlen, so hat nur eine Ausstellung der Leiche unter der Vorhalle stattgefunden; denn es giebt nicht einmal eine einfache Todtenmesse für den Armen, ... und dann, da man dem Pfarrer keine achtzehn Franken hat geben können, so hat auch kein Priester den Armen-Leichenwagen nach der gemeinschaftlichen Gruft*) begleitet.

„Wenn so abgekürzte, eingeschränkte und verstümmelte Beerdigungen aus dem Gesichtspunkte der Religion genügen, wozu dann andere erfinden? Ge-

*) Ein großes Grab, in das immer eine gewisse Anzahl Särge zusammen verscharrt werden.

schieht es denn etwa aus Habsucht?... Wenn sie im Gegentheile ungenügend sind, warum dann den Bedürftigen zum einzigen Opfer dieser Unzulänglichkeit machen?

„Aber wozu sich um diesen Prunk, um den Weihrauch und die Gesänge bekümmern, mit denen man sich mehr oder minder verschwenderisch oder geizig zeigt? ... wozu nützt es? wozu nützt es? Das gehört wieder zu den eitlen und irdischen Dingen, um welche sich die Seele nicht mehr bekümmert, wenn sie strahlend zu ihrem Schöpfer zurückkehrt.

„Gestern hat mich Agricol einen Zeitungsartikel lesen lassen, in welchem man eines um das andere heftigen Tadel oder bitteren und verächtlichen Spott anwandte, um das anzugreifen, was man den verderblichen Hang einiger Leute des Volkes nennt, sich zu unterrichten, zu schreiben, die Dichter zu lesen und zuweilen Verse zu machen.

„Die materiellen Genüsse sind uns durch die Armuth untersagt. Ist es menschlich uns einen Vorwurf daraus zu machen, geistige Genüsse zu suchen?

„Welches Böse kann daraus hervorgehen, wenn ich mich, von allem Vergnügen, von aller Zerstreuung abgeschnitten, nach einem arbeitsam hingebrachten Tage darin gefalle, einige Verse zusammen zu setzen ... oder

in dieses Tagebuch die guten oder die bösen Eindrücke niederzuschreiben, die ich empfunden habe?

„Ist Agricol etwa ein minder guter Arbeiter, weil er, zu seiner Mutter zurückgekehrt, seinen Sonntag dazu verwendet, einige dieser Volkslieder zu verfassen, welche die nährende Arbeit des Handwerkers preisen, und die zu Allen sagen: Hoffnung und Brüderschaft! Macht er nicht einen weit würdigeren Gebrauch von seiner Zeit, als wenn er sie im Wirthshause vergeudete?

„Ha! diejenigen, welche uns über diese unschuldigen und edlen Zerstreuungen von unseren mühseligen Arbeiten und von unseren Leiden tadeln, irren sich, wenn sie glauben, daß in dem Maße, als der Verstand sich erhebt und läutert, man weit unwilliger die Entbehrungen und das Elend ertrüge, und daß die Aufregung gegen die Glücklichen der Welt dadurch zunähme.

„Selbst angenommen, daß dem so sei, und dem ist nicht so, wäre es da nicht weit besser, einen verständigen, aufgeklärten Feind zu haben, an dessen Vernunft und an dessen Herz man sich wenden kann, als einen dummen, grimmigen und unversöhnlichen Feind?

„Aber nein doch, die Feindseligkeiten verschwinden in dem Grade, als der Geist sich entwickelt, der Horizont des Mitgefühls sich erweitert; man gelangt auf diese Weise dazu, die moralischen Leiden zu begreifen; man erkennt dann, daß oft auch die Reichen schrecklichen

Kummer haben, und die Brüderschaft des Unglücks ist schon eine sympathetische Gemeinschaft.

„Ach! auch sie verlieren und beweinen bitterlich vergötterte Kinder, theuere Geliebten, angebetete Mütter; auch bei ihnen giebt es, besonders unter den Frauen, inmitten des Luxus und der Größe gar manche gebrochene Herzen, gar manche leidende Seele, gar manche heimlich vergossene Thräne...

„Mögen sie sich demnach nicht entsetzen.

„Indem es sich aufklärt... indem es durch Bildung des Verstandes ihres Gleichen wird, lernt das Volk die Reichen bedauern, wenn sie unglücklich und gut sind, ... und sie noch mehr zu bedauern, wenn sie glücklich und böse sind.

„... Welches Glück!... welch schöner Tag! Ich weiß mich nicht vor Freude zu fassen. O! ja, der Mensch ist gut, ist menschlich, ist mildthätig. O! ja, der Schöpfer hat alle edelmüthigen Gefühle in sein Herz gelegt... und, es sei denn, daß er eine abscheuliche Ausnahme wäre, so thut er niemals absichtlich Böses.

„Hier das, was ich so eben gesehen habe, ich warte den Abend nicht ab, um es niederzuschreiben, das würde es, so zu sagen, in meinem Herzen erkalten lassen.

„Ich war ausgegangen, um dringende Arbeit zu

überbringen; ich ging über den Place du Temple; einige Schritte weit vor mir führte ein Kind von höchstens zwölf Jahren, trotz der Kälte im bloßen Kopf und bloßen Füßen, mit einer Hose und einem elenden kurzen Kittel in Fetzen bekleidet, einen großen und starken Karrengaul, der abgespannt war, aber sein Geschirr noch trug, am Zügel;... von Zeit zu Zeit blieb das Pferd plötzlich stehen, indem es sich weiter zu gehen weigerte;... der Knabe, welcher keine Peitsche hatte, um es zum Weitergehen zu zwingen, zog es vergebens an seinem Zügel; das Pferd blieb regungslos... Nun rief der arme Kleine aus: O mein Gott!... mein Gott! — und weinte heiße Thränen... indem er um sich blickte, um irgend einen Beistand der Vorüberkommenden anzuflehen.

„Sein liebes kleines Gesicht trug den Ausdruck eines so herzzerreißenden Schmerzes, daß ich, ohne zu überlegen, etwas unternahm, worüber ich mich jetzt nicht zu lächeln enthalten kann, denn ich mußte ein sehr wunderliches Schauspiel darbieten.

„Ich habe eine schreckliche Furcht vor Pferden, und ich fürchte mich noch mehr, mich den Blicken auszusetzen. Gleichviel, ich nahm meinen Muth zusammen, ich hatte einen Regenschirm in der Hand ... ich schritt auf das Pferd zu, und mit dem Ungestüm einer Ameise, welche mit einem Strohhalm einen dicken Stein wankend machen wollte, versetzte ich aus allen meinen Kräften dem wi-

widerspänstigen Thiere mit meinem Regenschirme einen derben Schlag auf den Rücken.

„— Ach! ich danke! meine gute Frau, — rief der Knabe aus, indem er seine Thränen abtrocknete, — schlagen Sie es gefälligst noch ein Mal, es wird vielleicht wieder aufstehen.

„Ich schlug heldenmüthig zu, aber, ach! sei es nun aus Bosheit, oder sei es aus Faulheit, das Pferd bückte die Kniee, legte sich und wälzte sich; indem es sich hierauf in sein Geschirr verwickelte, zerriß und zerbrach es sein großes, hölzernes Kummet; in der Furcht, Hufschläge zu bekommen, hatte ich mich eiligst entfernt ... Bei diesem neuen Unglücke vermochte sich der Knabe nur mitten in der Straße auf die Kniee zu werfen; dann schluchzend die Hände faltend, rief er mit einer verzweifelten Stimme aus: — Zu Hülfe! ... zu Hülfe! ...

„Dieser Ruf wurde gehört, mehrere Vorüberkommende versammelten sich, eine weit wirksamere Züchtigung, als die meinige, wurde dem stätigen Pferde versetzt, welches wieder aufstand ... aber, großer Gott! in welchem Zustande befand sich sein Geschirr!

„— Mein Herr wird mich schlagen, — rief der arme Knabe noch heftiger schluchzend aus, — ich habe mich bereits um zwei Stunden verspätet, denn das Pferd wollte nicht vorwärts, und jetzt ist sein Geschirr zerrissen ... Mein Herr wird mich prügeln, mich fort-

jagen. Was soll aus mir werden, mein Gott! ... ich habe weder Vater, noch Mutter mehr ...

„Bei diesen, mit einem herzzerreißenden Ausdruck ausgesprochenen Worten, rief eine wackere Krämerin des Tempels, welche sich unter den Neugierigen befand, mit einer gerührten Miene aus:

„— Keinen Vater, keine Mutter mehr! ... Sei nicht untröstlich, armer Kleiner, es giebt auf dem Temple Mittel, man wird Dein Geschirr wieder ausbessern, und wenn meine Colleginnen, wie ich, sind, so wirst Du ihn bei einem solchen Wetter nicht barfuß und im bloßen Kopfe verlassen.

„Dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen; man führte das Kind und das Pferd fort; Einige beschäftigten sich damit, das Geschirr wieder auszubessern, dann lieferte die eine Händlerin eine Mütze, die andere ein Paar Strümpfe, jene die Schuhe, diese eine gute Jacke; kurz, in einer Viertelstunde war das Kind recht warm gekleidet, das Geschirr ausgebessert, und ein derber Bursche von achtzehn Jahren, welcher eine Peitsche schwang, die er vor den Ohren des Pferdes auf eine warnende Weise knallen ließ, sagte zu dem Kinde, welches, abwechselnd bald seine guten Kleider, bald die Händlerinnen anblickend, sich für den Helden eines Feenmährchens hielt:

„— Wo wohnt Dein Herr, mein Junge?

„— Am Kai des Kanals Saint-Martin, mein Herr,

— antwortete er mit einer bewegten und mit vor Freude zitternden Stimme.

„— Gut! — sagte der junge Mann, — ich will Dir helfen, Dein Pferd nach Hause zu führen; es wird mit mir schnell gehen, und ich werde Deinem Herrn sagen, daß Deine Verspätung seine Schuld ist. Man vertrauet kein stätiges Pferd einem Kinde von Deinem Alter an.

„In dem Augenblicke des Aufbruches sagte der arme Kleine schüchtern zu der Händlerin, indem er seine Mütze abnahm:

„— Wollen Sie mir erlauben, Madame, daß ich Sie umarme?

„Und seine Augen füllten sich mit Thränen der Dankbarkeit. Das Kind hatte ein gefühlvolles Herz.

„Dieser Auftritt von Volksmildthätigkeit hatte mich wundervoll gerührt; ich folgte mit den Augen, so lange als ich konnte, dem großen jungen Menschen und dem Kinde, welches dieses Mal Mühe hatte, dem Gange des plötzlich durch die Furcht vor der Peitsche gehorsam gemachten Pferdes zu folgen.

„Nun denn! ja, ich wiederhole es mit Stolz, das Geschöpf ist von Natur gut und hülfreich: nichts kam mehr aus freiem Antrieb, als diese Regung von Mitleiden, von Zärtlichkeit in dieser Menge, als dieser arme Kleine ausrief: »Was soll aus mir werden! ... ich habe weder Vater, noch Mutter mehr! ...«

„Unglückliches Kind! ... das ist wahr, weder Va-

ter, noch Mutter, ... sagte ich mir ... Einem rohen Herrn preisgegeben, der ihn kaum mit einigen Lumpen bedeckt und ihn mißhandelt; ... ohne Zweifel in dem Winkel eines Stalles schlafend! ... ist der arme Kleine, ... trotz dem Elende und dem Unglücke, noch sanft und gut ... Ich habe es wohl gesehen, er war mehr dankbar, als vergnügt über die Wohlthat, welche man ihm erwies ... Aber vielleicht wird dieser gute Charakter, verlassen, ohne Stütze, ohne Rath, ohne Unterstützung, außer sich über die schlechte Behandlung, schlecht werden, sich erbittern ... Dann wird das Alter der Leidenschaften kommen ... dann die bösen Lockungen ...

„Ach! ... bei den Armen, vom Himmel Verlassenen, ist die Tugend doppelt heilig und achtungswürdig.

„... Heute Morgen, nachdem sie mich, wie immer, freundlich darüber gescholten hatte, daß ich nicht in die Messe ginge, hat mir Agricols Mutter folgende, in ihrem so treuherzig glaubenden Munde so rührenden Worte gesagt: »Glücklicher Weise bete ich mehr für Dich, als für mich, meine arme Mayeux; der gute Gott wird mich erhören, und, wie ich hoffe, wirst Du nur in's Fegefeuer kommen ...«

„Gute Mutter . . . Engelsseele . . . sie sagte mir diese Worte mit einer so ernsten und überzeugten Sanftmuth, mit einem so innigen Vertrauen auf den glücklichen Erfolg ihrer frommen Vermittelung, daß ich meine Augen feucht werden fühlte und ich mich eben so ernstlich und aufrichtig dankbar an ihren Hals warf, als wenn ich an das Fegefeuer geglaubt hätte.

„. . . Dieser Tag ist glücklich für mich gewesen; ich werde hoffentlich Arbeit gefunden haben, und ich werde das Glück einer jungen Person voll Herz und Güte verdanken; sie wird mich morgen früh nach dem Sanct-Marien-Kloster führen, wo sie glaubt, daß man mich wird anstellen können . . .“

Florine, bereits auf das Innigste durch das Lesen dieses Tagebuches gerührt, erbebte bei dieser Stelle, wo die Mayeux von ihr sprach, und fuhr fort:

„Niemals werde ich vergessen, mit welcher rührenden Theilnahme, mit welchem zarten Wohlwollen mich dieses schöne, junge Mädchen, mich, die so Arme und Unglückliche, aufgenommen hat. Das verwundert mich außerdem nicht; sie war bei Fräulein von Cardoville; sie mußte würdig sein, sich der Wohlthäterin Agricols zu nähern. Es wird mir immer lieb und werth sein, mich ihres Namens zu erinnern; er ist anmuthig und hübsch, wie ihr Gesicht; sie heißt Florine . . . Ich bin nichts, ich besitze nichts; wenn aber die inbrünstigen Wünsche eines von Dankbarkeit durchdrunge-

nen Herzens erhört werden können, so wird Mademoiselle Florine glücklich, recht glücklich sein.

„Ach, leider! bin ich darauf beschränkt, Wünsche für sie auszusprechen . . . nur Wünsche . . . denn ich vermag nichts, . . . als mich ihrer zu erinnern und sie zu lieben.“

Diese Zeilen, welche auf eine so einfache Weise die aufrichtige Dankbarkeit der Mayeux bekundeten, machten dem Schwanken Florinens ein Ende; sie vermochte nicht länger der edelmüthigen Versuchung, welche sie empfand, zu widerstehen.

In dem Maße, wie sie die verschiedenen Bruchstücke dieses Tagebuches gelesen hatte, hatten ihre Zuneigung und Achtung vor der Mayeux neue Fortschritte gemacht; mehr als jemals fühlte sie, welche Schändlichkeit ihrerseits darin läge, die geheimsten Gedanken dieser Unglücklichen vielleicht dem Spotte und der Verachtung preiszugeben.

Glücklicher Weise ist das Gute oft eben so ansteckend, als das Böse. Begeistert durch die warmen, edlen und erhabenen Gefühle, welche in jenen Seiten, die sie so eben gelesen, niedergelegt waren, und nachdem sie ihre wankende Tugend an dieser belebenden und reinen Quelle wieder gestärkt hatte, verließ Florine, die endlich einer der guten Regungen nachgab, welche sie

zuweilen fortrissen, ihr Zimmer; sie nahm das Manuscript mit und war fest entschlossen, es wieder dahin zu legen, wo sie es genommen hatte, wenn die Mayeux noch nicht nach Hause gekommen wäre; auch fest entschlossen, Herrn Rodin zu sagen, daß dieses zweite Mal ihre Nachforschungen in Bezug auf das Tagebuch vergebens gewesen wären, da die Mayeux ohne Zweifel den ersten Entwendungsversuch bemerkt habe.

IX.

Die Entdeckung.

Kurze Zeit bevor sich Florine entschlossen hatte, ihren schändlichen Mißbrauch des Vertrauens wieder gut zu machen, war die Mayeux aus der Fabrik zurückgekehrt, nachdem sie eine schmerzliche Pflicht bis ans Ende vollzogen hatte. In Folge einer langen Unterhaltung mit Angelica hatte die Mayeux, wie Agricol über die ungekünstelte Anmuth, die Sittsamkeit und die Güte, mit der das junge Mädchen begabt zu sein schien, überrascht, die muthige Offenherzigkeit gehabt, den Schmied zu dieser Heirath aufzufordern.

Der folgende Auftritt ereignete sich also, als Florine, das Durchlaufen des Tagebuches der jungen Nähterin beendigend, noch nicht den löblichen Entschluß gefaßt hatte, es zurückzubringen.

Es war zehn Uhr Abends. In das Hôtel Cardoville zurückgekehrt, war die Mayeux so eben in ihr Zimmer getreten, und hatte sich, durch so viele Gemüthserschütterungen erschöpft, in einen Sessel geworfen.

Die tiefste Stille herrschte in dem Hause; sie wurde

nur dann und wann durch das Brausen eines heftigen Windes unterbrochen, der außerhalb die Bäume des Gartens schüttelte. Eine einzige Kerze erleuchtete das mit einem dunkelgrünen Stoffe behangene Zimmer. Diese dunkelen Farben und die schwarzen Kleider der Mayeux ließen ihre Bläße noch weit stärker hervortreten.

Auf einem Sessel an der Ecke des Fensters sitzend, den Kopf auf ihre Brust gesenkt, ihre Hände auf ihrem Schooße gefaltet, waren die Züge des jungen Mädchens schwermüthig und ergeben; man las in ihnen die herbe Zufriedenheit, welche das Bewußtsein erfüllter Pflicht zurückläßt.

So wie alle diejenigen, welche in der unbarmherzigen Schule des Unglücks erzogen, keine Uebertreibung mehr in die Empfindung ihres Kummers, des nur zu vertrauten, zu oft erscheinenden Gastes legen, als daß sie ihn mit Luxus bewirtheten, war die Mayeux unfähig, sich lange einem eitlen Bedauern hinzugeben, und darüber zu verzweifeln, was nicht mehr zu ändern war. Gewiß war der Schlag plötzlich, abscheulich gewesen, gewiß mußte er lange Zeit ein schmerzliches Nachgefühl in der Seele der Mayeux zurücklassen, aber er mußte bald, wenn man so sagen darf, zu dem Zustande der chronischen Leiden übergehen, die fast einen integrirenden Theil ihres Lebens ausmachten.

Und dann fand das edle, gegen das Schicksal so nachsichtige Wesen noch Trost in seinem bittern Schmerze;

so hatte sie sich demnach auch über die Freundschaftsbezeigungen tief gerührt gefühlt, welche ihr Angelica, Agricols Braut, erwiesen hatte, und sie hatte eine Art von Stolz des Herzens empfunden, als sie sah, mit welchem blinden Vertrauen, mit welcher unaussprechlichen Freude der Schmied die glücklichen Ahnungen aufnahm, die sein Glück zu weihen schienen.

Die Mayeux sagte sich ferner:

— „Zum Mindesten werde ich nicht mehr unwillkürlich aufgeregt sein, nicht durch Hoffnungen, sondern durch eben so lächerliche, als sinnlose Vermuthungen. Agricols Heirath macht allen den armseligen Träumereien meines armen Kopfes ein Ende.

Und dann endlich fand die Mayeux vor Allem einen wahren, hohen Trost in der Gewißheit, in welcher sie sich befand, daß sie dieser schrecklichen Prüfung hatte widerstehen und Agricol die Liebe verbergen können, die sie für ihn empfand, denn man weiß, wie furchtbar, wie entsetzlich für die Unglückliche die Begriffe von Lächerlichkeit und von Scham waren, die sie mit der Entdeckung ihrer thörichten Leidenschaft verbunden glaubte.

Nachdem sie einige Zeit in ihre Gedanken versunken geblieben, stand die Mayeux auf, und schritt langsam nach ihrem Schreibtische.

— Meine einzige Belohnung, sagte sie, indem sie Alles das was sie zum Schreiben nöthig hatte, zurecht legte, — soll sein, dem traurigen und stummen Zeugen meiner Leiden diesen neuen Schmerz anzuvertrauen; ich

werde zum Mindesten das Versprechen, das ich mir selbst gegeben hatte, gehalten haben; da ich auf dem Grunde meiner Seele dieses junge Mädchen für fähig hielt, Agricols Glück zu sichern, ... so habe ich es ihm mit Aufrichtigkeit gesagt ... Wenn ich eines Tages, in sehr langer Zeit, diese Seiten wieder durchlese, so werde ich darin vielleicht einen Ersatz für das finden, was ich jetzt leide.

Indem sie dieses sagte, zog die Mayeux den Pappkasten heraus.

Da sie ihr Manuscript nicht dahinter fand, so stieß sie zuerst einen Ausruf der Ueberraschung aus.

Aber wie groß war ihr Entsetzen, als sie einen an sie gerichteten Brief die Stelle ihres Tagebuches einnehmen sah!

Das junge Mädchen wurde todtenbleich; ihre Kniee zitterten; sie wurde beinahe ohnmächtig; aber da ihr zunehmender Schrecken ihr eine künstliche Energie verlieh, so hatte sie die Kraft, das Siegel dieses Briefes zu erbrechen.

Ein Bankbillet von fünfhundert Franken, das er enthielt, fiel auf den Tisch, und die Mayeux las Folgendes:

„Mademoiselle,

Die Geschichte Ihrer Liebe zu Agricol in Ihren Denkschriften zu lesen, ist etwas so Originelles und Hübsches, daß man dem Vergnügen nicht zu widerstehen

vermag, ihn mit dieser großen Leidenschaft bekannt zu machen, die er eben nicht ahnet, und gegen die er nicht ermangeln kann, sich gefühlvoll zu zeigen.

„Man wird diese Veranlassung benutzen, um einer Menge anderer Personen, die derselben unglücklicher Weise beraubt gewesen wären, die belustigende Lectüre Ihres Tagebuches zu verschaffen. Wenn die Abschriften und die Auszüge nicht genügen, so wird man es drucken lassen; man vermöchte die schönen Sachen nicht zu sehr zu verbreiten: die Einen werden weinen, die Andern werden lachen; was Diesen da köstlich scheinen wird, wird Jene in Gelächter ausbrechen lassen; so macht es die Welt: aber so viel ist gewiß, daß Ihr Tagebuch Aufsehen machen wird, man verbürgt es Ihnen.

„Da Sie im Stande sind, sich Ihrem Triumphe entziehen zu wollen, und Sie nur Lumpen auf dem Leibe hatten, als Sie aus Barmherzigkeit in dieses Haus aufgenommen wurden, in dem Sie herrschen und die Dame spielen wollen, was aus mehr als einem Grunde für Ihren Wuchs nicht paßt, sendet man Ihnen durch gegenwärtigen Brief fünhundert Franken zu, um Ihnen Ihr Papier zu bezahlen, und damit Sie für den Fall nicht ohne Mittel sind, wenn Sie bescheiden genug wären die Glückwünsche zu fürchten, die von morgen an Sie überhäufen werden, denn in diesem Augenblicke ist Ihr Tagebuch bereits im Umlauf.

Einer Ihrer Collegen,

Ein wahrer Mayeux."

Der plumpspöttische und unverschämte Ton dieses Briefes, der, absichtlich, von einem über den Eintritt des unglücklichen Geschöpfes in das Haus eifersüchtigen Bedienten geschrieben zu sein schien, war mit einer höllischen Gewandtheit berechnet worden und mußte unfehlbar die Wirkung hervorbringen, die man von ihm erwartete.

— O! mein Gott!...

Das waren die einzigen Worte, welche das junge Mädchen in seiner Bestürzung und in seinem Entsetzen auszusprechen vermochte.

Wenn man sich nun jetzt erinnert, in welchen leidenschaftlichen Ausdrücken die Liebe dieser Unglücklichen für ihren Adoptiv-Bruder ausgesprochen war, wenn man mehrere Stellen des Manuscripts bemerkt hat, wo sie die schmerzlichen Wunden offenbarte, welche ihr Agricol oft, ohne es zu wissen, verursacht hatte, wenn man sich endlich erinnert, wie groß ihre Furcht war sich lächerlich zu machen, so wird man ihre an Wahnsinn grenzende Verzweiflung, nach dem Lesen dieses schändlichen Briefes, begreifen.

Die Mayeux dachte keinen Augenblick lang an alle die edlen Worte, an alle die rührenden Erzählungen, welche ihr Tagebuch enthielt; der einzige und schreckliche Gedanke, welcher den verirrten Verstand dieser Unglücklichen vernichtete, war, daß am folgenden Tage Agricol, Fräulein von Cardoville und eine Menge von Unverschämten und Spöttern von dieser schrecklich lächerlichen

Liebe Kenntniß haben und unterrichtet sein würden, was, nach ihrer Meinung, sie vor Verwirrung und Scham vernichten müßte.

Dieser neue Schlag war so betäubend, daß sich die Mayeux einen Augenblick unter diesem unvorhergesehenen Stoße beugte.

Einige Minuten blieb sie gänzlich ohne Thatkraft, vernichtet; dann kehrte ihr mit der Ueberlegung plötzlich das Bewußtsein einer schrecklichen Nothwendigkeit zurück...

Sie mußte das so gastfreundliche Haus, in welchem sie nach so vielem Unglück eine sichere Zufluchtsstätte gefunden hatte, für immer verlassen. Die furchtsame Schüchternheit, das argwöhnische Zartgefühl des armen Geschöpfes, erlaubten ihr nicht, eine Minute länger in dieser Wohnung zu bleiben, wo die geheimsten Falten ihrer Seele auf diese Weise überrascht, entweihet und ohne Zweifel dem Spotte und der Verachtung überliefert worden waren.

Sie dachte nicht daran, von Fräulein von Cardoville Gerechtigkeit und Rache zu verlangen: einen Keim der Unruhe und der Aufregung in dem Augenblicke in dieses Haus zu bringen, wo sie es verließ, hätte ihr eine Undankbarkeit gegen ihre Wohlthäterin geschienen. Sie suchte nicht zu errathen, wer der Urheber oder welches der Beweggrund einer so abscheulichen Entwendung und eines so schmählichen Briefes sein könnte. Entschlossen, wie sie es war, den Demüthigungen zu ent-

fliehen, mit denen man sie bedrohte ... wozu nützte es da? ...

Es schien ihr dunkel (so wie man gehofft hatte), daß diese Schändlichkeit das Werk irgend eines Untergeordneten sein müßte, der eifersüchtig auf die freundschaftliche Achtung wäre, welche Fräulein von Cardoville ihr bezeigte; ... so dachte die Mayeux mit einer gräßlichen Verzweiflung. Diese so schmerzlich geheimen Blätter, die sie nicht gewagt hätte, der zärtlichsten, der nachsichtigsten Mutter anzuvertrauen, weil sie, so zu sagen, mit dem Blute ihrer Wunden geschrieben, mit einer zu grausamen Treue die tausend geheimen Wunden ihrer schmerzerfüllten Seele wiedergaben, ... diese Seiten sollten den Bedienten des Hôtels zum Zeitvertreib und zum Gelächter dienen, ... oder diente ihnen in diesem Augenblicke bereits dazu.

. . . .

Das Geld, welches diesen Brief begleitete, und die beleidigende Weise, mit der es ihr angeboten war, bestätigten sie noch in ihrem Verdacht. Man wollte, daß die Furcht vor dem Elende kein Hinderniß für sie werden sollte, das Haus zu verlassen.

Der Entschluß der Mayeux wurde mit der ruhigen und entschlossenen Ergebung gefaßt, welche ihr eigenthümlich war.

Sie stand auf, ihre glänzenden und ein wenig starren Augen vergossen nicht eine Thräne; sie hatte seit gestern zu viel geweint; mit zitternder und erstarrter Hand

schrieb sie folgende Worte auf ein Blatt Papier, das sie neben dem Bankbillet von fünfhundert Franken liegen ließ:

„Möge Fräulein von Cardoville für das Gute, was sie mir erwiesen hat, gesegnet sein, und mir verzeihen, ihr Haus verlassen zu haben, in welchem ich fernerhin nicht mehr bleiben kann.“

Als sie dieses geschrieben, warf die Mayeux den schändlichen Brief, der ihr in den Händen zu brennen schien, in's Feuer . . . Dann noch einen Blick dem, fast mit Luxus meublirten Zimmer widmend, schauderte sie unwillkürlich bei dem Gedanken an das Elend, welches sie von Neuem erwartete, ein noch weit gräßlicheres Elend als das, dessen Opfer sie bis jetzt gewesen war; denn Agricols Mutter war mit Gabriel abgereist, und das unglückliche Kind sollte nicht einmal mehr, wie sonst, in ihrer Noth durch die fast mütterliche Liebe von Dagoberts Frau getröstet werden.

Allein zu leben . . . ganz allein . . . mit dem Gedanken, daß ihre unglückselige Leidenschaft für Agricol von Allen, und vielleicht auch von ihm verspottet würde . . . Das war die Zukunft der Mayeux.

Diese Zukunft, . . . dieser Abgrund entsetzte sie; . . . ein verderblicher Gedanke stieg in ihrem Geiste auf; . . . sie erbebte, und der Ausdruck einer bittern Freude zog ihre Züge zusammen.

Entschlossen zu gehen, that sie einige Schritte, um

die Thür zu erreichen und, vor dem Kamin vorüberkommend, sah sie sich unwillkürlich, bleich wie eine Todte und schwarz gekleidet, in dem Spiegel; ... nun dachte sie daran, daß sie eine Kleidung trüge, welche ihr nicht gehörte, ... und erinnerte sich der Stelle des Briefes, wo man ihr die Lumpen vorwarf, welche sie vor ihrem Eintritte in dieses Haus trug.

— Das ist richtig! — sagte sie mit einem herzzerreißenden Lächeln, indem sie ihr schwarzes Kleid anblickte, — sie würden mich eine Diebin nennen ...

Und ihren Leuchter nehmend, ging das junge Mädchen in ihr Toiletten-Kabinet, und legte dort ihre alten Kleider wieder an, welche sie wie eine Art frommer Erinnerung an ihr Unglück hatte aufbewahren wollen.

Erst in diesem Augenblicke flossen die Thränen der Mayeux reichlich ... Sie weinte, nicht aus Verzweiflung, von Neuem die Tracht des Elendes anzulegen; sondern sie weinte aus Dankbarkeit, denn diese Umgebung von Wohlsein, welcher sie ein ewiges Lebewohl sagte, erinnerte sie bei jedem Schritte an das Zartgefühl und an die Güte des Fräuleins von Cardoville; demnach auch, nachdem sie ihre armseligen, alten Kleider wieder angelegt, einer unwillkürlichen Regung nachgebend, sank sie mitten in dem Zimmer auf die Kniee, und sich im Geiste an Fräulein von Cardoville wendend, rief sie mit durch krampfhaftes Schluchzen unterbrochener Stimme aus:

— Leben Sie wohl ... leben Sie für immer wohl!

. . . Sie, die Sie mich Ihre Freundin . . . Ihre Schwester nannten . . .

Plötzlich erhob sich die Mayeux mit Entsetzen; sie hatte leise auf dem Vorplatze gehen hören, welcher von dem Garten nach einer der Thüren ihres Zimmers führte; die andere führte in den Salon.

Das war Florine, welche leider zu spät das Manuscript zurückbrachte.

Bestürzt, entsetzt über das Geräusch der Schritte, sich schon als den Spott des Hauses sehend, stürzte die Mayeux, ihr Zimmer verlassend, in den Salon, durcheilte ihn im Laufe, wie auch das Vorzimmer, erreichte den Hof und klopfte an das Fenster des Pförtners. Die Thür öffnete sich und schloß sich wieder hinter ihr.

Und die Mayeux hatte das Hôtel Cardoville verlassen.

. . . .

Adrienne war auf diese Weise eines ergebenen, treuen und wachsamen Wächters beraubt.

Rodin hatte sich einer thätigen und scharfblickenden Gegnerin entledigt, welche er immer und mit Recht gefürchtet hatte.

Da er, wie man gesehen, die Liebe der Mayeux zu Agricol errathen hatte; da er wußte, daß sie Dichterin war, so vermuthete der Jesuit logischer Weise, daß sie im Geheimen einige Verse geschrieben haben würde, welche den Eindruck dieser unglückseligen und verborgenen Leidenschaft an sich trügen. Daher rührte der

Florinen gegebene Auftrag, sich Mühe zu geben, irgend einen schriftlichen Beweis dieser Liebe zu entdecken; daher rührte der, in seiner Grobheit so abscheulich richtig berechnete Brief, dessen Inhalt, wir müssen es sagen, Florine nicht kannte, da sie ihn empfangen hatte, nachdem sie im Allgemeinen den Inhalt des Manuscriptes mitgetheilt, welches sie sich das erste Mal begnügt hatte zu durchlaufen, ohne es zu entwenden.

. . . .

Wie wir bemerkt, war Florine, welche zu spät einer edelmüthigen Reue nachgegeben hatte, in dem Augenblicke zu der Mayeux gekommen, als diese entsetzt das Hôtel verließ.

Ein Licht in dem Toiletten-Kabinete erblickend, eilte die Kammerjungfer dorthin; sie sah auf einem Stuhle die schwarze Kleidung, welche die Mayeux so eben abgelegt hatte, und einige Schritte von da, offen und leer, den elenden kleinen Koffer, in welchem sie bis dahin ihre armseligen Kleider aufbewahrt hatte.

Florinen's Herz brach; sie eilte an den Schreibtisch: die Unordnung der Pappkasten, das zur Seite von zwei, an Fräulein von Cardoville geschriebenen Zeilen zurückgelassene Bankbillet von fünfhundert Franken, Alles das bewies ihr, daß ihr Gehorsam gegen Rodins Befehle traurige Früchte getragen, und daß die Mayeux das Haus für immer verlassen habe.

Die Nutzlosigkeit ihres verspäteten Entschlusses erkennend, ergab sich Florine seufzend darein, Rodin das

Manuscript zukommen zu lassen; dann, durch das Verhängniß ihrer elenden Stellung gezwungen, sich über das Böse durch das Böse selbst zu trösten, sagte sie sich, daß ihr Verrath wenigstens minder gefährlich durch das Fortgehen der Mayeux würde.

. . . .

Am zweiten Tage nach diesen Ereignissen empfing Adrienne, als Antwort auf einen Brief, den sie Rodin geschrieben hatte, um ihm das unerklärliche Verschwinden der Mayeux mitzutheilen, folgendes Billet von demselben:

„Mein liebes Fräulein,

„Genöthigt, noch heute Morgen nach der Fabrik des vortrefflichen Herrn Hardy abzureisen, wohin mich eine sehr wichtige Angelegenheit ruft, ist es mir unmöglich, Ihnen meine ergebene Aufwartung zu machen. Sie fragen mich: Was soll ich von dem Verschwinden dieses armen Mädchens denken? Ich verstehe es in Wahrheit nicht ... Die Zukunft wird Alles zu ihrem Vortheile erklären, ... ich zweifle nicht daran ... Nur erinnern Sie sich dessen, was ich Ihnen bei dem Doctor Baleinier in Bezug auf eine gewisse Gesellschaft und geheime Abgesandte gesagt habe, mit denen sie auf eine so hinterlistige Weise die Personen zu umgeben weiß, die sie ein Interesse hat belauern zu lassen.

„Ich lege Niemandem etwas zur Last; aber erinnern wir uns einfach des Vorgefallenen. Dieses arme

Mädchen hat mich beschuldigt, ... und, wie Sie wissen, bin ich der treueste Ihrer Diener ...

„Sie besaß nichts, ... und man hat fünfhundert Franken in ihrem Schreibtische gefunden.

„Sie haben sie mit Güte überhäuft ... und sie hat Ihr Haus verlassen, ohne daß sie es gewagt, die Ursache ihrer unwürdigen Flucht zu erklären.

„Ich ziehe keinen Schluß, mein liebes Fräulein; ... es ist mir immer zuwider, ohne Beweise anzuklagen; ... aber überlegen Sie, und sein Sie wohl auf Ihrer Hut, Sie sind vielleicht einer großen Gefahr entgangen. Sein Sie doppelt vorsichtig und mißtrauisch, das ist zum Mindesten der ehrerbietige Rath Ihres ganz ergebenen und gehorsamen Dieners

Robin."

Die Fabrik.

X.

Das Rendezvous der Wölfe *).

Es war eines Sonntags früh, an demselben Tage, an welchem Fräulein von Cardoville Rodins Brief

---

*) Rendezvous der Wölfe... Ich beziehe mich, zur Erklärung dieses Ausdrucks, auf die von mir gemachten Anmerkungen zu meiner Uebersetzung des Handwerksburschen von Georg Sand, in Bezug auf die in Frankreich bestehenden Gesellenverbindungen. Für diejenigen, welche dieses Buch nicht gelesen, füge ich zur Erklärung des Obigen hinzu: das erste Corps der Kinder Meister Jakobs besteht aus Steinmetzen, Compagnons du Devoir oder Compagnons passants (mit dem Spottnamen Loups garoux, Währwölfe) genannt. Der Name Compagnons passants oder Loups garoux rührt daher, weil fast alle Steinmetze, die am Tempel Salomonis arbeiteten, nicht aus Judäa selbst, sondern aus Tyrus und den umliegenden Ländern waren; sie waren demnach durchziehende oder wandernde, weil sie nicht

in Bezug auf das Verschwinden der Mayeux erhalten hatte.

Zwei Männer unterhielten sich in einer Schenke des kleinen, ganz in der Nähe der Fabrik des Herrn Hardy gelegenen Dorfes Villiers.

Dieses Dorf war überhaupt von Steinbruch-Arbeitern und von Steinhauern bewohnt, welche bei der Ausbeutung der Steinbrüche der Umgegend angestellt waren. Nichts ist härter, mühseliger und geringer bezahlt, als die Arbeiten dieser Handwerker. Demnach auch, hatte Agricol zu der Mayeux gesagt, bildeten sie einen für sie schmerzlichen Vergleich zwischen ihrem immer armseligen Loose und dem Wohlsein, dem fast unglaublichen Wohlstande, den die Arbeiter des Herrn Hardy durch seine großmüthige und verständige Leitung, wie durch die Grundsätze der Verbindung und der Gemeinschaft, die er bei ihnen in Ausübung gebracht, genossen.

Unglück und Unwissenheit verursachen immer große Uebel. Das Unglück erbittert leicht, und die Unwissenheit läßt sich zuweilen durch arglistige Rathschläge lei-

---

immer daselbst zu bleiben verlangten. — Der späterhin in diesem Capitel vorkommende Name Dévorants oder Dévorants ist gleichfalls die Benennung einer gewissen Maßen freimaurerischen Verbindung von Handwerkern, mit deren Erklärung ich den geneigten Leser hier nicht langweilen will.

M. L. Wesché.

ten; natürlich war das Glück der Arbeiter des Herrn Hardy lange Zeit beneidet, aber nicht mit gehässiger Eifersucht angesehen worden. Sobald die im Dunkeln schleichenden Feinde des Fabrikanten, verbunden mit Herrn Tripeaud, seinem Concurrenten, ein Interesse dabei hatten, daß dieser friedliche Zustand der Dinge sich änderte, ... so änderte er sich.

Mit einer teuflischen Gewandtheit und Beharrlichkeit brachte man es dahin, die schlechtesten Leidenschaften zu entzünden; man wandte sich durch auserwählte Abgesandte an einige Steinbruch-Arbeiter oder Steinhauer der Nachbarschaft, deren unordentlicher Lebenswandel das Elend noch verschlimmert hatte. Allbekannt wegen ihres Ungestümes, verwegen und energisch, konnten diese Menschen einen gefährlichen Einfluß auf die Mehrzahl ihrer friedlichen, arbeitsamen und rechtschaffenen, aber durch die Gewalt leicht einzuschüchternden Kameraden ausüben. Gegen diese, durch das Mißgeschick bereits erbitterten Unruhestifter übertrieb man noch das Glück der Arbeiter des Herrn Hardy, und erweckte so in ihnen eine gehässige Eifersucht. Man ging noch weiter: Die aufhetzenden Predigten eines Abbé, eines Mitgliedes der Congregation, der ausdrücklich von Paris gekommen, um während der Fastenzeit gegen Herrn Hardy zu predigen, wirkten mächtig auf die Weiber dieser Arbeiter, welche, während ihre Männer sich in den Schenken herumtrieben, sich zu den Predigten drängten. Die zunehmende Furcht benutzend,

welche das Herannahen der Cholera damals einflößte, erfüllte man diese schwachen und leichtgläubigen Geister mit Schrecken, indem man ihnen die Fabrik des Herrn Hardy als einen Herd des Verderbens und der Verdammniß darstellte, der fähig wäre, die Rache des Himmels, und dem zufolge die rächende Seuche über die Gegend herbeizuziehen. Die bereits auf das Höchste durch den Neid gereizten Männer wurden noch beständig durch ihre Frauen aufgehetzt, welche, durch die Predigten des Abbé überspannt, diesen Haufen von Gottesläugnern verwünschten, die so viel Unglück über die Gegend herbeiführen könnten.

Einige schlechte Subjecte, die zu den Werkstätten des Baron Tripeaud gehörten und von ihm besoldet wurden (wir haben bemerkt, welches Interesse dieser ehrbare Fabrikant bei dem Fall des Herrn Hardy hatte), vermehrten noch die allgemeine Aufregung und häuften das Maß, indem sie eine jener schrecklichen Fragen der Gesellenzunft erhoben, welche zum Unglück selbst noch in unseren Tagen zuweilen so viel Blut fließen lassen.

Eine ziemlich große Anzahl der Arbeiter des Herrn Hardy waren, bevor sie bei ihm eintraten, Mitglieder einer Gesellenzunft, die Dévorants genannt, während mehrere Steinhauer und Steinbruch-Arbeiter der Umgegend zu der Verbindung, die Wölfe genannt, gehörten; nun haben aber zu allen Zeiten oft unversöhnliche Rivalitäten zwischen den Wölfen und den

Dévorants bestanden, und mörderische, um so bedauernswerthere Kämpfe herbeigeführt, als in vieler Beziehung die Einrichtung der Gesellenzunft darin vortrefflich ist, und sie auf den so fruchtbringenden, so mächtigen Grundsatz der Verbindung gegründet ist. Unglücklicher Weise, anstatt alle Körperschaften in eine einzige brüderliche Gemeinde zu vereinigen, theilt sich die Gesellenzunft in einzelne und verschiedenartige Gesellschaften, deren Rivalitäten zuweilen blutigen Streit erregen.*)

---

*) Wir sagen es zum Lobe der Arbeiter, daß diese grausamen Auftritte um so seltener werden, je mehr sie sich aufklären und das Bewußtsein ihrer Würde erlangen. Man muß diese bessere Richtung auch dem guten Einflusse eines vortrefflichen Buches über die Gesellenzunft zuschreiben, herausgegeben von Herrn Agricol Perdiguier, genannt Avignonnais-la-Vertu, Tischlergeselle (Paris, Pagnerre, 1841. Zwei Bände in 18°.). In diesem Werke, voll richtiger Bemerkungen und merkwürdiger Umstände über die verschiedenen Verbindungen der Gesellenzunft, erhebt sich Herr Agricol Perdiguier mit der Empörung des rechtschaffenen Mannes gegen diese Auftritte der Gewalt, welche fähig sind, dem zu schaden, was es Nützliches und Praktisches in der Gesellenzunft giebt. — Dieses Buch, mit einer Geradheit, mit einem Verstande und ausgezeichneter Mäßigung geschrieben, ist nicht allein ein gutes Buch, sondern auch noch eine edle und muthige Handlung, denn Herr Agricol Perdiguier hat lange und tapfer zu kämpfen gehabt, um seine Brüder zu vernünftigen und friedlichen Ansichten zurückzuführen. Fügen wir endlich hinzu, daß Herr Agricol Perdiguier, blos mit Hülfe seiner eigenen Mittel, in der Faubourg Saint-

Durch so viele verschiedene Belagerungen überreizt, brannten demnach die Wölfe seit acht Tagen, eine Gelegenheit und einen Vorwand zu finden, um mit den Devorants handgemein zu werden; aber diese, welche die Schenken nicht besuchten, und während der Woche fast niemals die Fabrik verließen, hatten bis jetzt das Zusammentreffen unmöglich gemacht, und die Wölfe

---

Antoine eine bescheidene Anstalt von dem größten Nutzen für die arbeitende Klasse gestiftet hat. — Er beherbergt in seinem Hause, einem Muster der Ordnung, der Rechtschaffenheit, ungefähr vierzig bis fünfzig Tischlergesellen, denen er jeden Abend, nach dem Feierabend, eine Vorlesung über Geometrie und Linear-Architektur, auf den Schnitt des Holzes angewandt, hält. Wir haben einer dieser Vorlesungen beigewohnt, und es ist unmöglich, mit mehr Klarheit zu lehren, und, wir müssen es gestehen, mit mehr Verstand begriffen zu werden. Um zehn Uhr Abends, nach irgend einer in Gemeinschaft gehabten Lectüre, ziehen sich alle Gäste des Herrn Perdiguier in ihre bescheidenen Kämmerchen zurück (wegen des niedrigen Preises der Miethe sind sie im Allgemeinen genöthigt, zu Vier in denselben kleinen Zimmer zu schlafen). Herr Perdiguier sagte uns, das Studium und der Unterricht wären so mächtige Mittel zur Moralisirung, daß er seit sechs Jahren nur einen einzigen seiner Miether habe fortschicken müssen. — Nach Verlauf von zwei bis drei Tagen, — sagte er zu uns, — fühlen die schlechten Subjecte, daß hier ihr Platz nicht ist, und sie gehen von selbst. — Wir freuen uns, hier dieses öffentliche Lob einem Manne voller Kenntnisse, Rechtschaffenheit und der edelsten Aufopferung für die arbeitende Klasse ertheilen zu können.

hatten sich genöthigt gesehen, mit einer grimmigen Ungeduld den Sonntag abzuwarten.

Da außerdem eine große Anzahl von Steinbrechern und Steinhauern, friedliche Leute und gute Arbeiter, obgleich selbst Wölfe, sich geweigert hatten, an diesen Feindschaftsbezeigungen gegen die Dévorants der Fabrik des Herrn Hardy Theil zu nehmen .... so waren die Unruhestifter genöthigt gewesen, mehrere Landstreicher und Müßiggänger der Barrièren zu werben, welche die Lockspeise des Aufruhrs und des Frevels leicht unter die Fahne der kriegslustigen Wölfe gereihet hatte.

Das war also die dumpfe Gährung, welche das kleine Dorf Villiers bewegte, während die beiden Männer, von denen wir gesprochen, in einer Schenke zu Tische saßen.

Diese beiden Männer hatten ein Kabinet verlangt, um allein zu sein.

Der Eine von ihnen war noch jung und ziemlich gut gekleidet; aber die Nachlässigkeit seines Anzuges, seine lockere, nur halb geknüpfte Halsbinde, sein mit Wein beflecktes Hemd, sein verworrenes Haar, seine matten Gesichtszüge, seine marmorirte Haut, seine rothen Augen zeigten an, daß eine durchschwelgte Nacht diesem Morgen vorausgegangen war, während seine ungestüme und schwerfällige Bewegung, seine stammelnde Stimme, sein zuweilen funkelnder oder dummer Blick bewiesen, daß mit dem letzten Rausche der Trunkenheit von gestern sich

bereits die ersten Anfälle einer neuen Trunkenheit vereinigten.

Der Gesellschafter dieses Mannes sagte zu ihm, indem er sein Glas gegen das seinige stieß:

— Auf Eure Gesundheit, mein Junge!

— Auf die Eurige! — antwortete der junge Mann, — obgleich Ihr mir gerade so vorkommt, als wäret Ihr der Teufel ...

— Ich! ... der Teufel?

— Ja.

— Und weshalb?

— Woher kennt Ihr mich?

— Bereuet Ihr es, mich kennen gelernt zu haben?

— Wer hat Euch gesagt, daß ich Gefangener in Sainte-Pelagie wäre?

— Habe ich Euch aus dem Gefängnisse befreit?

— Weshalb habt Ihr mich aus ihm befreit?

— Weil ich ein gutes Herz habe.

— Ihr liebt mich vielleicht, wie der Schlächter den Ochsen liebt, den er nach dem Schlachthause führt.

— Ihr seid närrisch!

— Ohne Grund zahlt man keine zehntausend Franken für Jemanden.

— Ich habe einen Grund.

— Welchen? Was wollt Ihr aus mir machen?

— Einen lustigen Gesellschafter, der lustig Geld ausgiebt, ohne etwas zu thun, und der alle Nächte zubringt, wie die letzte. Guten Wein, gutes Essen, hübsche

Mädchen und lustige Lieder ... Ist das ein so schlechtes Gewerbe?

Nachdem er einen Augenblick zu antworten gezögert, erwiederte der junge Mann mit einer finsteren Miene:

— Warum habt Ihr am Tage zuvor, als ich das Gefängniß verließ, zur Bedingung meiner Freiheit gemacht, meiner Geliebten zu schreiben, daß ich sie niemals wiedersehen wolle? warum habt Ihr verlangt, daß ich Euch diesen Brief gäbe? ...

— Ein Seufzer! ... Ihr denkt noch daran?

— Immer ...

— Ihr habt Unrecht ... Eure Geliebte ist in diesem Augenblicke weit von Paris ... ich habe sie in den Eilwagen steigen sehen, ehe ich zurückkehrte, Euch aus Sainte-Pelagie zu befreien.

— Ja ... ich erstickte in diesem Gefängnisse, ich hätte, um es zu verlassen, meine Seele dem Teufel verschrieben; Ihr werdet es geahnet haben und Ihr seid gekommen ... Nur habt Ihr mir, statt meiner Seele, Cephysen genommen ... Arme Bacchanten-Königin! Und weshalb? Tausend Donner! Werdet Ihr mir es endlich sagen?

— Ein Mann, der eine Geliebte hat, die ihm am Herzen liegt, wie Euch die Eurige am Herzen lag, ist kein Mann mehr; ... wenn sich die Gelegenheit bietet, fehlt ihm die Energie.

— Welche Gelegenheit?

— Trinken wir ...

— Ihr laßt mich zu viel Branntwein trinken.

— Bah! ... da! seht mich.

— Das ist's, was mich entsetzt ... und mir teuflisch scheint ... Eine Flasche Branntwein läßt Euch keine Miene verziehen. Ihr habt also eine Brust von Eisen und einen Kopf von Marmor?

— Ich bin lange in Rußland gewesen; dort trinkt man, um sich zu erwärmen ...

— Hier, um sich zu erhitzen ... Wohlan ... laßt uns trinken ... aber Wein.

— Geht doch! der Wein ist gut für Kinder, Branntwein für Männer wie wir ...

— Meinetwegen Branntwein ... das brennt; ... aber der Kopf flammt, ... und man sieht dann alle Flammen der Hölle.

— So sehe ich Euch gern; Sapperment!

— So eben ... als Ihr mir sagtet, daß ich zu sehr in meine Geliebte vernarrt wäre, und daß es mir bei vorkommender Gelegenheit an Energie gemangelt hätte, von welcher Gelegenheit wolltet Ihr da sprechen?

— Trinken wir ...

— Einen Augenblick ... Seht Ihr, mein Kamerad, ich bin nicht dümmer, als ein Anderer. Aus Euren halben Worten habe ich etwas errathen.

— Laßt hören.

— Ihr wißt, daß ich Handwerksbursche gewesen bin, daß ich viele Kameraden kenne, daß ich ein guter Mensch bin, daß man mich ziemlich gern hat, und Ihr wollt

Euch meiner als eines Lockvogels bedienen, um mit ihm Andere anzulocken.

— Und dann?

— Ihr müßt irgend ein Aufruhrstifter ... irgend ein Empörungs-Commissionair sein.

— Nachher?

— Und Ihr reiset für irgend eine anonyme Gesellschaft in Flintenschüssen?

— Seid Ihr etwa ein feiger Prahler?

— Ich? ... ich habe in den Juli-Tagen Pulver verbrannt ... und das tüchtig!

— Werdet Ihr wohl wieder Pulver verbrennen?

— Dies Feuerwerk ist eben so gut, als ein anderes ... Indessen ... die Revolutionen sind mehr zum Vergnügen, als zum Nutzen; denn Alles, was ich bei den Barricaden der drei Tage gewonnen, war meine verbrannte Hose und der Verlust meiner Jacke ... Das hat das Volk in meiner Person gewonnen. Ei was! laßt hören, vorwärts, marschiren wir!! wo will das hinaus?

— Ihr kennt mehrere der Gesellen des Herrn Hardy?

— Ah! deshalb habt Ihr mich hierher geführt?

— Ja ... Ihr werdet Euch in der Gesellschaft mehrerer Gesellen seiner Fabrik befinden.

— Kameraden aus der Fabrik des Herrn Hardy, die sich in Aufruhr einlassen? sie sind zu glücklich dazu ... Ihr irrt Euch.

— Ihr werdet sie sogleich sehen.

— Sie, so glücklich! ... Was haben sie denn zu fordern?

— Und ihre Brüder? und diejenigen, welche, da sie keinen guten Herrn haben, vor Hunger und vor Elend sterben, und sie rufen, um sich an sie anzuschließen? Glaubt Ihr etwa, daß sie taub bei ihrem Rufe bleiben werden? Herr Hardy ist eine Ausnahme. Das Volk soll sich ein wenig in's Geschirr legen, die Ausnahme wird zur Regel und Jedermann ist zufrieden.

— Es liegt etwas Wahres in dem, was Ihr da sagt; aber es müßte eine derbe Hülfe sein, wenn sie jemals meinen Schuft von Herrn, den Baron Tripeaud, der aus mir gemacht hat, was ich bin, ... einen vollendeten Schwelger ... gut und rechtschaffen machen soll.

— Die Gesellen des Herrn Hardy werden kommen; Ihr seid ihr Kamerad, Ihr habt durchaus kein Interesse, sie zu täuschen; sie werden Euch glauben ... Vereinigt Euch mit mir ... sie zu bestimmen ...

— Wozu?

— Diese Fabrik zu verlassen, in der sie sich verweichlichen, in der sie sich in der Selbstsucht entnerven, ohne an ihre Brüder zu denken ...

— Wenn sie aber die Fabrik verlassen, wie sollen sie leben?

— Man wird dafür sorgen ... bis zu dem großen Tage.

— Und bis dahin, was sollen sie anfangen?

— Was Ihr heute Nacht gethan habt. Trinken,

lachen und singen, und dann, ihre ganze Arbeit, sich im Zimmer an den Gebrauch der Waffen gewöhnen.

— Und wer läßt diese Gesellen hierher kommen?

— Es hat bereits Jemand mit ihnen gesprochen; man hat ihnen Druckschriften zukommen lassen, in welchen man ihnen ihre Gleichgiltigkeit gegen ihre Brüder verwarf ... Laßt hören, werdet Ihr mich unterstützen?

— Ich werde Euch unterstützen; ... um so mehr, als ich anfange mich selbst ... kaum aufrecht zu erhalten ... Mir lag nichts in der Welt am Herzen, als Cephyse; ich fühle, daß ich an einem gefährlichen Abhange stehe ... Ihr treibt mich noch ... In des Henkers Namen! ... Auf die eine oder die andere Weise zum Teufel zu gehen, das ist mir gleich ... Trinken wir ...

— Trinken wir auf das Gelage der nächsten Nacht; ... die letzte war nur ein Neulings-Gelage.

— Woraus seid Ihr denn geschaffen? Ich sah Euch an; nicht einen Augenblick habe ich Euch erröthen oder lächeln ... oder Euch aufregen sehen; ... Ihr saßet da, wie ein Mann von Eisen.

— Ich bin nicht mehr fünfzehn Jahr alt; es bedarf etwas Anderes, um mich lachen zu machen; ... aber heute Nacht, ... werde ich lachen.

— Ich weiß nicht, ob es der Branntwein ist; ... aber ich will des Teufels sein, wenn Ihr mir nicht bange macht, indem Ihr sagt, daß Ihr heute Nacht lachen würdet!

— Als er dies sagte, stand der junge Mann strauchelnd auf; er begann von Neuem betrunken zu werden.

Man klopfte an die Thür.

— Herein!

Der Wirth der Schenke erschien.

— Was giebt es?

— Es ist ein junger Mann unten; er nennt sich Olivier; er fragt nach Herrn Morok.

— Der bin ich; lassen Sie ihn heraufkommen.

Der Wirth verließ das Zimmer.

— Das ist einer unserer Leute; aber er ist allein — sagte Morok, dessen strenges Gesicht getäuschte Hoffnung ausdrückte. — Allein ... das verwundert mich ... ich erwartete mehrere von ihnen; ... kennt Ihr ihn?

— Olivier? ... ja ... ein Blonder ... wie es mir scheint ...

— Wir werden es bald sehen ... da ist er.

In der That, ein junger Mann mit einem offenen, kühnen und verständigen Gesicht trat in das Kabinet.

— Ei ... Couche-tout-Nu? — rief er bei dem Anblicke von Moroks Trinkgenossen aus.

— Ich selbst. Es ist eine Ewigkeit her, daß man Dich nicht gesehen hat, Olivier.

— Das ist ganz natürlich, ... mein Junge, wir arbeiten nicht an demselben Orte.

— Aber Sie sind allein? — begann Morok wieder. Und auf Couche-tout-Nu deutend, fügte er hinzu:

— Man kann in seiner Gegenwart sprechen ... er

ist einer der Unsrigen. Aber wie kommt es, daß Sie allein sind?

— Ich bin allein, aber ich komme im Namen meiner Kameraden.

— Ah! — äußerte Morok mit einem Seufzer der Zufriedenheit, — sie willigen ein.

— Sie schlagen es aus... und ich auch.

— Wie, den Henker! sie weigern sich? ... Sie haben also nicht mehr Verstand, als Weiber? — rief Morok mit vor Wuth knirschenden Zähnen aus.

— Hören Sie mich an, — erwiederte Olivier kalt. — Wir haben Ihre Briefe erhalten, Ihren Bevollmächtigten gesehen; wir haben den Beweis gehabt, daß er wirklich in geheime Gesellschaften aufgenommen ist, in denen wir mehrere Personen kennen.

— Nun wohlan!... warum zögern Sie?...

— Zuvörderst beweiset uns nichts, daß diese Gesellschaften zu einem Aufstande bereit sind.

— Ich sage es Ihnen, ich!...

— Er... sagt es... er, — sagte Couche-tout-Nu stammelnd. — Und ich... ich bestätige es... **Vorwärts, marsch!!**

— Das genügt nicht, — erwiederte Olivier, — und außerdem haben wir überlegt... Acht Tage lang ist die Werkstatt getheilt gewesen; noch gestern hat es heftige, peinliche Debatten gegeben; aber heute Morgen hat uns der Vater Simon kommen lassen; man hat sich in seiner Gegenwart erklärt; er hat uns überzeugt;...

wir werden warten; ... wenn der Aufstand ausbricht ... werden wir sehen.

— Das ist Ihr letztes Wort?

— Das ist unser letztes Wort.

— Still! — rief plötzlich Couche-tout-Nu, indem er horchte und sich auf seinen schwankenden Beinen schaukelte; — man möchte sagen, es sei das Geschrei eines Auflaufes in der Ferne...

In der That, man hörte anfangs dumpf, dann von Augenblick zu Augenblick zunehmend, ein fernes Getümmel, das allmälig furchtbar wurde.

— Was ist das? — sagte Olivier erstaunt.

— Jetzt, — erwiederte Morok mit einer Unglück verheißenden Miene lächelnd, — erinnere ich mich, daß der Wirth, als ich eintrat, mir sagte, es herrsche eine große Gährung in dem Dorfe gegen die Fabrik. Wenn Sie und Ihre Kameraden sich von den andern Arbeitern des Herrn Hardy getrennt hätten, wie ich es glaubte, so würden diese Leute, die zu heulen beginnen, für Sie gewesen sein ... anstatt gegen Sie zu sein!...

— Diese Zusammenkunft war also eine Falle, die gestellt wurde, um die Arbeiter des Herrn Hardy gegen einander zu bewaffnen? — rief Olivier aus; — Sie hofften also, daß wir gemeinschaftliche Sache mit den Leuten gemacht hätten, die man gegen die Fabrik aufhetzt, und die...

Der junge Mann konnte nicht fortfahren.

Ein schrecklicher Ausbruch von Geschrei, von Geheul, von Pfeifen erschütterte die Schenke.

In demselben Augenblicke ging plötzlich die Thür auf, und der Schenkwirth stürzte bleich und zitternd in das Kabinet mit dem Ausruf:

— Meine Herren! ... befindet sich unter Ihnen etwa Jemand, der zu der Fabrik des Herrn Hardy gehört?

— Ich ... — sagte Olivier.

— Dann sind Sie verloren! ... da sind die Wölfe, die in Masse kommen, sie rufen, daß hier Dévorants aus der Fabrik des Herrn Hardy wären, und sie verlangen eine Schlacht ... es sei denn, daß die Dévorants die Fabrik abschwüren, und sich auf ihre Seite schlügen.

— Kein Zweifel mehr, es war eine Falle ... rief Olivier aus, indem er Morok und Couche-tout-Nu mit einer drohenden Miene anblickte, — man rechnete darauf, uns zu compromittiren, wenn meine Kameraden gekommen wären.

— Eine Falle ... ich? ... Olivier, — sagte Couche-tout-Nu stammelnd, — niemals!

— Schlacht mit den Dévorants! oder sie sollen mit den Wölfen gehen! — rief plötzlich mit Einer Stimme die gereizte Menge, welche das Haus zu erstürmen schien.

— Kommen Sie ... — rief der Wirth; und ohne Olivier Zeit zur Antwort zu lassen, ergriff er ihn bei

dem Arme, und ein Fenster öffnend, das auf das Dach eines niedrigen Schoppen ging, sagte er zu ihm:

— Flüchten Sie sich durch dieses Fenster, lassen Sie sich von dem Dache herab, und eilen Sie in das Feld; es ist Zeit.

Und da der junge Gesell zögerte, fügte der Wirth mit Entsetzen hinzu:

— Allein gegen Zweihundert, was wollen Sie anfangen? Eine Minute länger, und Sie sind verloren ... Hören Sie sie, sie sind in den Hof gedrungen, sie kommen herauf.

In der That, in diesem Augenblicke nahm das Geheul, das Pfeifen, das Geschrei an Heftigkeit zu; die hölzerne Treppe, welche auf das erste Stockwerk führte, knarrte unter den eiligen Schritten mehrerer Personen und der durchdringende und nahe Ruf erscholl:

— Schlacht mit den Dévorants!

— Flüchte Dich, Olivier, — rief Couche-tout-Nu, vor Gefahr beinahe nüchtern geworden, aus.

Kaum hatte er die letzten Worte ausgesprochen, als die Thür des großen Saales, der sich vor dem kleinen Kabinete befand, mit einem entsetzlichen Getöse aufging.

— Da sind sie ... sagte der Wirth, indem er mit Entsetzen die Hände faltete.

Dann auf Olivier zueilend, stieß er ihn so zu sagen aus dem Fenster, denn mit dem einen Beine auf der Fensterbrüstung, zögerte der junge Gesell noch.

Sobald das Fenster wieder geschlossen, kehrte der

Wirth zu Morok in dem Augenblicke zurück, als dieser das Kabinet verließ, um in den großen Saal zu gehen, in welchen die Anführer der Wölfe gedrungen waren, während ihre Begleiter in dem Hofe und auf der Treppe fluchten.

Acht bis zehn dieser Sinnlosen, die man ohne ihr Wissen zu diesen Auftritten der Ausschweifung antrieb, waren zuerst mit von Wein und Zorn aufgeregten Zügen in den Saal gestürzt; die Meisten waren mit langen Stöcken bewaffnet.

Ein Steinbrecher, von herkulischer Größe und Stärke, mit einem schlechten, rothen Taschentuche auf dem Kopfe, dessen Fetzen auf seine Schultern herabhingen, armselig in ein halb abgetragenes Ziegenfell gekleidet, schwang ein schweres Brecheisen, und schien den Aufstand anzuführen; die Augen mit Blut unterlaufen, mit drohenden und grimmigen Zügen, schritt er auf das Kabinet zu, indem er Miene machte, Morok zurückstoßen zu wollen, und mit einer donnernden Stimme ausrief:

— Wo sind die Dévorants!! ..: die Wölfe wollen sie fressen!

Der Wirth beeilte sich, die Thür des Kabinets zu öffnen, und sagte:

— Es ist Niemand hier, meine Freunde, ... es ist Niemand hier; ... sehen Sie selbst nach.

— Es ist wahr, — sagte der Steinbrecher erstaunt, nachdem er einen Blick in das Kabinet geworfen hatte,

— wo sind sie denn? Man hatte uns gesagt, daß ihrer fünfzehn hier wären. Entweder wären sie mit uns gegen die Fabrik marschirt, oder es hätte eine Schlacht gegeben, und die Wölfe hätten gebissen!

— Wenn sie noch nicht gekommen sind, ... — sagte ein Anderer, — so werden sie kommen, man muß sie erwarten.

— Ja ... ja, laßt sie uns erwarten.

— Man wird sich in der Nähe sehen!

— Da die Wölfe die Dévorants sehen wollen, — sagte Morok, — warum gehen sie nicht, um die Werkstatt dieser Ungläubigen, dieser Gotteslängner herum zu heulen? ... Bei dem ersten Geheul der Wölfe werden sie herauskommen, und es wird eine Schlacht geben ...

— Es wird ... eine Schlacht geben, ... — wiederholte Couche-tout-Nu maschinenmäßig.

— Es sei denn, daß die Wölfe Furcht vor den Dévorants hätten, — fügte Morok hinzu.

— Da Du von Furcht sprichst! ... so wirst Du mit uns gehen ... und Du wirst uns im Kampfe sehen! — rief der furchtbare Steinbrecher mit donnernder Stimme, indem er auf Morok zuschritt.

Und eine große Anzahl von Stimmen vereinigte sich mit der des Steinbrechers.

— Die Wölfe vor den Dévorants Furcht haben!

— Das wäre das erste Mal.

— Die Schlacht ... die Schlacht!! und daß dem ein Ende wird.

— Das bringt uns am Ende um ... Warum so viel Elend für uns, und so viel Glück für sie?

— Sie haben gesagt, daß die Steinbrecher unvernünftiges Vieh wären, gut, die Räder des Steinbruches, wie Hunde den Bratspieß, zu drehen, — sagte einer der Abgesandten des Baron Tripeaud.

— Und daß sie, die Dévorants, sich Mützen aus dem Felle der Wölfe machen würden ... — fügte ein Anderer hinzu.

— Weder sie, noch ihre Weiber gehen jemals in die Messe. Es sind Heiden ... wahre Hunde! — rief ein Späher des predigenden Abbé aus.

— Sie, das lasse ich mir gefallen ... sie müssen wohl den Sonntag nach ihrer Weise zubringen! aber daß ihre Weiber nicht in die Messe gehen! ... das schreit um Rache ...

— Deshalb sagte auch der Pfarrer, daß diese Fabrik da im Stande sei, die Cholera ihrer Gräuel wegen über die Gegend herbeizuziehen.

— Das ist wahr ... Er hat es auf der Kanzel gesagt.

— Unsere Weiber haben es gehört! ...

— Ja, ja, nieder mit den Dévorants! welche die Cholera über die Gegend herbeiziehen wollen!

— Schlacht! ... Schlacht! ... — rief man im Chor aus.

— Nach der Fabrik also! . . . meine wackeren Wölfe! ... — rief Morok mit einer Stentor-Stimme — nach der Fabrik! ...

— Ja! nach der Fabrik! nach der Fabrik! — wiederholte die Menge mit wüthendem Gestampfe, denn allmälig hatten sich Alle, welche hinaufkommen und in dem großen Saale oder auf der Treppe hatten Platz finden können, darin zu Haufen gesammelt.

Da das wüthende Geschrei Couche-tout-Nu einen Augenblick wieder zu sich brachte, so sagte er leise zu Morok:

— Aber, ein Blutbad ist es also, was Sie beabsichtigt haben? Ich weiß nicht mehr, woran ich bin ...

— Wir werden Zeit haben, Ihnen in der Fabrik zuvor zu kommen ... Wir werden Sie unterwegs verlassen, — sagte Morok zu ihm. Dann rief er laut und wandte sich an den durch das Getümmel erschreckten Wirth:

— Branntwein! daß man auf die Gesundheit der wackeren Wölfe trinken kann! Ich halte Alle frei!

Und er warf dem Wirth Geld zu, welcher verschwand, und bald mit mehreren Flaschen Branntwein und einigen Gläsern zurückkehrte.

— Geht doch! Gläser! — rief Morok aus: — trinken Kameraden, wie wir, etwa aus Gläsern? ...

Und indem er den Pfropfen einer Flasche springen ließ, hielt er den Hals an seine Lippen, und reichte

sie dem riesigen Steinbrecher, nachdem er getrunken hatte.

— So lasse ich mir's gefallen, — sagte der Steinbrecher; — zu trinken, ohne die Lippen naß zu machen! ein Schuft, der nicht theilnimmt! Das wird die Zähne der Wölfe schärfen!

— Für Euch andere, Kameraden! — sagte Morok, — die Flaschen vertheilend.

— Am Ende von alle dem wird es Blut geben, — murmelte Couche-tout-Nu, der trotz seinem Zustande von Trunkenheit alle die Folgen der traurigen Aufregungen einsah.

In der That, bald verließ die zahlreiche Versammlung den Hof der Schenke, um in Masse nach der Fabrik des Herrn Hardy zu eilen.

Diejenigen der Gesellen und Bewohner des Dorfes, welche an diesem feindseligen Aufstande nicht hatten theilnehmen wollen (und sie waren die Mehrzahl), erschienen nicht in dem Augenblicke, als der drohende Haufen durch die Hauptstraße zog; aber eine große Anzahl von Weibern, durch die Predigten des Abbé fanatisirt, ermuthigten den kriegerischen Haufen durch ihr Geschrei.

An seiner Spitze schritt der riesige Steinbrecher und schwang sein furchtbares Brecheisen; dann hinter ihm folgte bunt durcheinander, die Einen mit Knüppeln, die Anderen mit Steinen bewaffnet, der große Haufe. Die durch den so eben getrunkenen Branntwein noch

mehr überspannten Köpfe waren in einen Zustand furchtbarer Gährung versetzt. Die Gesichter waren grimmig, glühend, entsetzlich. Das Loslassen der ärgsten Leidenschaften ließ die traurigsten Folgen voraussehen.

Sich am Arme führend, und vier bis fünf in einer Reihe, reizten sich die Wölfe durch ihre, mit einer zunehmenden Aufregung wiederholten Kriegsgesänge noch mehr auf; hier der letzte Vers derselben:

Elançons nous pleins d'assurance,
Exerçons nos bras vigoureux,
Ils ont lassé notre prudence.
Eh bien! nous voici devant eux. (Bis)
Enfans d'un roi brillant de gloire *),
C'est aujourd'hui, que sans pâlir
Il faût savoir vaincre ou mourir;
La mort, la mort ou la victoire!
Du grand roi Salomon, intrépides enfans,
Faisons, faisons un nohle effort,
Nous serons triomphans!

(Rücken wir voller Zuversicht heran, üben wir unsere kräftigen Arme, sie haben unsere Vorsicht ermüdet; wohlan! jetzt stehen wir ihnen gegenüber, heute müssen wir, ohne zu erbleichen, zu siegen oder zu sterben wissen;

---

*) Die Wölfe und die Gavots unter anderen führen ihre Abstammung bis auf den König Salomo zurück. (Man sehe die näheren Umstände in dem lesenswerthen Werke des Herrn Agricol Perdiguier, welches wir bereits angeführt, und aus dem dieser Kriegsgesang entnommen ist.)

den Tod oder den Sieg, unerschrockene Kinder des großen Königs Salomo, laßt es uns auf eine edle Weise versuchen; wir werden triumphiren!)

. . . .

Morok und Couche-tout-Nu waren verschwunden, während der Haufe im Getümmel die Schenke verließ, um sich nach der Fabrik zu begeben.

XI.

Das Gemeinde-Haus.

Während die Wölfe, wie man so eben gesehen, sich zu einem grimmigen Angriffe gegen die Dévorants vorbereiteten, hatte die Fabrik des Herrn Hardy an diesem Morgen ein Festtagsgesicht, das vollkommen mit der Heiterkeit des Himmels übereinstimmte; denn der Wind wehete aus Norden und die Kälte war ziemlich schneidend für einen schönen März-Tag.

Die Uhr hatte so eben neun des Morgens auf dem Gemeinde-Hause der Arbeiter geschlagen, das durch einen breiten, mit Bäumen bepflanzten Weg von den Werkstätten getrennt war.

Die aufgehende Sonne übergoß mit ihren Strahlen diese imposante Menge von Gebäuden, die eine Stunde weit von Paris, in einer eben so freundlichen als gesunden Gegend lagen, von wo aus man die mit Wald bewachsenen und malerischen Anhöhen erblickte, welche von dieser Seite die große Stadt beherrschen.

Nichts hatte ein einfacheres und freundlicheres Ansehen, als das Gemeinde-Haus der Arbeiter. Sein

Sennen-Dach von rothen Ziegeln trat über die weißen Mauern hervor, welche hier und da durch breite Vorsprünge von Backsteinen durchschnitten waren, die gegen die grüne Farbe der Läden des ersten und zweiten Stockwerkes angenehm abstachen.

Diese, der Mittags- und Morgensonne ausgesetzten Gebäude waren mit einem zehn Morgen großen Garten umgeben, der hier mit Bäumen im verschobenen Viereck bepflanzt, und dort in Küchen- und Obstgarten eingetheilt war.

Ehe wir in dieser Beschreibung fortfahren, die vielleicht ein wenig mährchenhaft erscheinen wird, wollen wir zuvor bemerken, daß diese Wunder, deren Bild wir entwerfen wollen, nicht als unausführbar, als Träume betrachtet werden dürfen; nichts war im Gegentheile positiver, und selbst, beeilen wir uns es zu sagen und hauptsächlich zu beweisen (in gegenwärtiger Zeit wird eine solche Versicherung der Sache ein außerordentliches Gewicht und Interesse verleihen), diese Wunder waren das Ergebniß einer vortrefflichen Speculation, und bildeten, kurz gesagt, eine eben so einträgliche als sichere Capitalanlage.

Etwas Schönes, Nützliches und Großartiges zu unternehmen, eine beträchtliche Anzahl menschlicher Geschöpfe mit einem Wohlsein zu beglücken, das im Vergleiche mit dem abscheulichen, fast mörderischen Loose, zu dem sie fast immer verdammt sind, ideal ist; sie zu unterrichten, sie in ihren eigenen Augen zu erheben;

sie den rohen Vergnügungen der Schenke, oder vielmehr den traurigen Betäubungen, welche diese Unglücklichen leider darin aufsuchen, um dem Bewußtsein ihrer traurigen Bestimmung zu entfliehen, die Vergnügen des Verstandes, die Zerstreuungen der Künste vorziehen zu lassen; mit einem Worte, den Menschen durch das Glück zu moralisiren; endlich durch großmüthiges Eingehen auf eine leicht auszuführende Aufgabe einen Platz unter den Wohlthätern der Menschheit einzunehmen, und zu gleicher Zeit, so zu sagen, gezwungener Weise ein vortreffliches Geschäft zu machen... das scheint fabelhaft. Es ist indessen das Geheimniß der Wunder, von denen wir sprechen.

. . . .

Treten wir in das Innere der Fabrik.

Agricol, dem das schreckliche Verschwinden der Mayeux unbekannt war, gab sich den glücklichsten Gedanken hin, indem er an Angelica dachte, und beendigte seine Toilette mit einer gewissen Koketterie, um dann zu seiner Braut zu gehen.

Nur einige Worte über die Wohnung, welche der Schmied gleich den andern Unverheiratheten für den unglaublich geringen Preis von fünfundsiebenzig Franken jährlich in dem Gemeinde-Hause inne hatte.

Die in dem zweiten Stockwerke gelegene Wohnung bestand aus einer schönen Stube und einem Kabinete, welche ganz gegen Mittag gelegen und nach dem Garten zu gingen; der Fußboden, von Tannenholz, war voll-

kommen weiß; die eiserne Bettstelle enthielt einen mit Maisblättern gefüllten Strohsack, eine vortreffliche Matratze und weiche Decken; eine Gasröhre und die Oeffnung eines Wärmeleiters gingen, je nach dem Bedürfnisse von Licht und einer milden Wärme, in das Zimmer, welches mit einer hübschen bunten Papiertapete tapezirt und mit ähnlichen Vorhängen geschmückt war; eine Commode, ein Tisch von Nußbaumholz, einige Stühle und eine kleine Bibliothek machten Agricols Ameublement aus; endlich befanden sich in dem sehr großen und hellen Kabinete ein Wandschrank, um die Kleider zu verschließen, ein Tisch für die Toiletten-Gegenstände und ein großes Waschbecken von Zink, über welchem ein Hahn Wasser nach Belieben gab.

Wenn man diese angenehme, gesunde und bequeme Wohnung mit der dunkeln, kalten und verfallenen Dachkammer für neunzig Franken vergleicht, welche der würdige junge Mann in dem Hause seiner Mutter bewohnte, und nach der er jeden Abend gehen mußte, wobei er mehr als anderthalb Stunden Wegs zurücklegte, so wird man das Opfer begreifen, welches er der Liebe zu dieser vortrefflichen Frau brachte.

Nach dem letzten, ziemlich zufriedenen Blick in seinen Spiegel, während er seinen Schnurrbart und einen breiten Backenbart auskämmte, verließ Agricol sein Zimmer, um zu Angelica in die Gemeinde-Wäschkammer zu gehen; der Vorplatz, über den er ging, war breit,

von oben erleuchtet und der Fußboden von Tannenholz außerordentlich sauber.

Trotz der Keime der Zwietracht, welche seit Kurzem durch die Feinde des Herrn Hardy unter die bis dahin so brüderlich einige Gesellenverbindung ausgesäet waren, hörte man fast in allen Zimmern längs des Vorplatzes fröhlichen Gesang, und im Vorbeigehen vor mehreren offenen Thüren bot und erhielt Agricol von mehreren seiner Kameraden einen herzlichen guten Morgen.

Der Schmied ging hurtig die Treppe hinab, schritt über den mit Rasen bedeckten und mit Bäumen bepflanzten Hof, in dessen Mitte ein Brunnen Quellwasser sprudelte, und erreichte den andern Flügel des Gebäudes. Dort befand sich die Werkstatt, in welcher ein Theil der Frauen und der Töchter der verbündeten Gesellen, die nicht in der Fabrik angestellt waren, Weißzeug-Gegenstände verfertigten. Diese direkt in der Fabrik durch die Verbindung gefertigte Handarbeit verringerte, verbunden mit der ungeheuren Ersparniß, welche aus dem Ankauf der Leinewand im Großen erwuchs, den Kostenpreis eines jeden Gegenstandes auf eine unglaubliche Weise.

Als er durch die Weißzeug-Werkstatt, einem geräumigen Saale, im Sommer gut gelüftet*), im Winter

*) Herr Adolph Boblerre geht in einem kleinen, kürzlich herausgegebenen Buche (Von der Luft, betrachtet in Hinsicht auf die Gesundheit. — Fournier) in die merkwürdigsten

gut geheizt, gegangen war, klopfte Agricol an die Thüre von Angelica's Mutter.

Wenn wir einige Worte über die auf dem ersten Stockwerke gelegene Wohnung sagen, welche der Morgensonne ausgesetzt war und nach dem Garten sah, so geschieht das, weil sie so zu sagen das Muster der Familien-Wohnungen in der Gemeinde, zu dem immer unglaublich geringen Preise von hundert fünfundzwanzig Franken das Jahr, darbot.

Eine Art von kleinem Vorzimmer, das auf den

---

und positivsten Erklärungen über unerläßliche Nothwendigkeit der Erneuerung der Luft für die Erhaltung der Gesundheit ein. Aus den Erfahrungen der Wissenschaft geht die unwiderlegliche Thatsache hervor, daß, damit der Mensch in seinem gewöhnlichen Gesundheitszustande bleibt, er stündlich sechs bis zehn Cubikmetre frischer und erneuerter Luft bedarf. Nun aber schaudert man bei dem Gedanken an die dunkeln und dumpfigen Werkstätten, in denen oft eine Menge von Arbeitern zusammen aufgeschichtet sind. Unter den vortrefflichen Schlußfolgen der Brochüre des Herrn Bobierre führen wir folgende an, und vereinigen uns mit ihm, diesen Vorschlag der Aufmerksamkeit des Gesundheits-Rathes zu empfehlen, welcher täglich so wichtige Dienste leistet.

— Sobald eine Werkstatt eine Anzahl von Arbeitern von mehr als zehn in sich fassen sollte, so würde sie der Aufsicht von Abgeordneten des Gesundheits-Rathes zu unterstellen sein, welche entscheiden, ob ihre Einrichtung nicht von der Beschaffenheit ist, daß sie der Gesundheit der Arbeiter, die darin eingeschlossen sind, schadet.

Vorplatz ging, führte in ein sehr großes Zimmer, auf jeder Seite desselben befand sich ein etwas weniger großes, für die Kinder der Familie bestimmtes Zimmer, wenn Töchter oder Söhne zu groß waren, um ferner in einem der beiden Schlafsäle zu schlafen, die eingerichtet waren, wie die Schlafsäle in Erziehungsanstalten. Jede Nacht war die Beaufsichtigung dieser Schlafsäle einem Vater oder einer, zu der Gesellschaft gehörenden Familien-Mutter anvertraut.

Da die Wohnung, von der wir sprechen, so wie alle anderen, durchaus aller Küchengeräthschaften entbehrte, weil im Großen und in Gemeinschaft in einem andern Theile des Gebäudes gekocht wurde, so konnte sie in einer außerordentlichen Sauberkeit erhalten werden. Ein ziemlich großer Teppich, ein guter Sessel, einiges hübsches Porzellan auf einem Gestell von weißem, gut gebohntem Holze, mehrere an den Wänden hängende Kupferstiche, eine Standuhr von vergoldeter Bronze, ein Bett, eine Commode und ein Secretair von Mahagoni, zeigten, daß die Miether dieser Wohnung mit ihrem Wohlsein ein wenig Ueberfluß verbanden.

Angelica, die man von diesem Augenblicke an die Braut Agricols nennen könnte, rechtfertigte in jeder Beziehung das schmeichelhafte, von dem Schmied bei seiner Unterredung mit der armen Mayeux entworfene Bild; das liebenswürdige junge Mädchen von höchstens siebenzehn Jahren, mit eben so vieler Einfachheit als Frische

gekleidet, saß an der Seite ihrer Mutter. Als Agricol eintrat, erröthete sie leicht bei seinem Anblicke.

— Ich komme, mein Versprechen zu erfüllen, Mademoiselle, — sagte der Schmied, — wenn Ihre Mutter ihre Einwilligung dazu giebt.

— Gewiß, Herr Agricol, gebe ich meine Einwilligung, antwortete die Mutter des jungen Mädchens herzlich. — Sie hat weder mit ihrem Vater, noch mit ihrem Bruder, noch mit mir das Gemeinde-Haus und das was dazu gehört, besuchen wollen, um das Vergnügen zu haben, es mit Ihnen heute am Sonntage zu besuchen... Es ist wohl das Geringste, daß Sie, der Sie so gut sprechen, dieser Neuangekommenen die Ehre des Hauses erweisen; schon seit einer Stunde erwartet sie dieselbe, und mit welcher Ungeduld!

— Entschuldigen Sie mich, Mademoiselle, — sagte Agricol heiter: — bei dem Gedanken an das Vergnügen, Sie zu sehen... habe ich die Stunde vergessen... Das ist meine einzige Entschuldigung.

— Ach! Mama... — sagte das junge Mädchen zu ihrer Mutter in einem Tone sanften Vorwurfes, und wurde feuerroth, wie eine Kirsche, — warum haben Sie das gesagt?

— Ist es wahr, ja oder nein? Ich mache Dir keinen Vorwurf darüber, im Gegentheile; geh, mein Kind, Herr Agricol wird Dir noch besser als ich Alles das erklären, was die Arbeiter der Fabrik Herrn Hardy verdanken.

— Wie Schade, Herr Agricol, — sagte Angelica, und knüpfte die Bänder ihrer hübschen Haube, — daß Ihre gute liebe Adoptiv-Schwester nicht bei uns ist!

— Die Mayeur? Sie haben Recht, Mademoiselle, aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und der Besuch, den sie uns gestern gemacht hat, wird nicht der letzte sein ...

Nachdem sie ihre Mutter umarmt, verließ das junge Mädchen mit Agricol, dessen Arm sie nahm, das Zimmer.

— Mein Gott! Herr Agricol, — sagte Angelica, — wenn Sie wüßten, wie sehr ich bei meinem Eintritte in dies schöne Haus erstaunte, die ich daran gewöhnt war, so vieles Elend bei den armen Arbeitern unserer Provinz zu sehen... ein Elend, das ich auch theilte... während hier Jedermann eine so glückliche, so zufriedene Miene hat! ... Das ist in Wahrheit wie Zauberei, ich glaube zu träumen, und wenn ich meine Mutter um Erklärung dieser Zauberei bitte, so antwortet sie mir: „Herr Agricol wird Dir das erklären.“

— Wissen Sie, warum ich so vergnügt über den angenehmen Auftrag bin, den ich ausführen werde, Mademoiselle? — sagte Agricol mit zugleich ernstem und zärtlichem Ausdrucke, — weil nichts gelegener kommen konnte.

— Wie so? Herr Agricol.

— Ihnen dieses Haus zu zeigen, Sie mit alle den

Hülfsquellen unserer Verbindung bekannt zu machen, heißt eben so viel, als Ihnen sagen zu können: „Hier, Mademoiselle, ist der Arbeiter, gewiß der Gegenwart, gewiß der Zukunft, nicht wie so viele seiner armen Brüder genöthigt, oft auf das süßeste Bedürfniß seines Herzens, ... dem Verlangen, sich eine Gefährtin für das Leben zu wählen . . . in der Besorgniß zu verzichten, mit seinem Elende ein anderes Elend zu verbinden.“

Angelica schlug die Augen nieder und erröthete.

— Hier kann sich der Arbeiter ohne Sorgen der Hoffnung auf süße Familienfreuden hingeben, fest überzeugt, nicht später sein Herz durch den Anblick der schrecklichen Entbehrungen derer, die ihm theuer sind, zerrissen zu sehen; in Folge der Ordnung der Arbeit, der weisen Verwendung der Kräfte eines Jeden leben hier die Männer, die Frauen und die Kinder glücklich und zufrieden; mit einem Worte, Ihnen Alles das zu erklären, — fügte Agricol mit einer noch zärtlicheren Miene lächelnd hinzu; — heißt, Ihnen beweisen, daß man hier, Mademoiselle, nichts Vernünftigeres thun kann, — als sich zu lieben, und nichts Gescheidteres, — als sich zu verheirathen.

— Herr ... Agricol, — antwortete Angelica mit einer sanftbewegten Stimme und erröthete noch mehr, — wenn wir doch unseren Spaziergang begönnen.

— Augenblicklich, Mademoiselle, — antwortete der Schmied, glücklich über die Verwirrung, welche er in

dieser unschuldigen Seele veranlaßt hatte. — Sehen Sie, wir sind ganz nahe bei dem Schlafsaale der kleinen Mädchen. Diese zwitschernden Vögelchen haben schon lange ihr Nest verlassen; treten wir ein.

— Mit Vergnügen, Herr Agricol.

Der junge Schmied und Angelica traten bald darauf in einen geräumigen Schlafsaal, ähnlich dem einer vortrefflichen Erziehungsanstalt. Die kleinen eisernen Bettstellen waren symmetrisch aufgestellt; an jedem der Enden sah man die Betten der Familienmütter, die nach der Reihe das Amt der Aufseherinnen hatten.

— Mein Gott! wie ist dieser Schlafsaal so wohl eingetheilt, Herr Agricol, und welche Sauberkeit! Wer sorgt denn dafür so vollkommen?

— Die Kinder selbst; hier giebt es keine Diener; es herrscht unter diesen lieben Kleinen ein unglaublicher Wetteifer; jedes will sein Bett am besten gemacht haben; das belustigt sie zum Mindesten eben so sehr, als das Bett ihrer Puppe zu machen. Sie wissen, die kleinen Mädchen spielen gern Haushalten. Nun denn! hier spielen sie es ernstlich, und die Haushaltung findet sich wundervoll dabei bestellt.

— Ach! ich verstehe . . . man benutzt ihren natürlichen Geschmack für alle diese Arten von Belustigung.

— Darin liegt das ganze Geheimniß; Sie werden sie überall sehr nützlich beschäftigt und entzückt über

die Wichtigkeit sehen, welche diese Beschäftigungen ihnen geben ...

— Ach! Herr Agricol, — sagte Angelica schüchtern, — wenn man die schönen, so gesunden und warmen Schlafsäle mit den abscheulichen, eisigen Dachkammern vergleicht, in welchen die Kinder auf einem elenden Strohsacke und vor Frost klappernd, bunt durcheinander aufgeschichtet sind, wie es fast bei allen Arbeitern in unserer Heimath der Fall ist!

— Und in Paris denn! Mademoiselle, ... da ist es vielleicht noch schlimmer.

— Ach! wie gut, großmüthig und vor Allem reich muß Herr Hardy sein, daß er so viel Geld ausgiebt, Gutes zu thun!

— Ich werde Sie sehr in Verwunderung setzen, Mademoiselle, — sagte Agricol lächelnd, — Sie dermaßen in Verwunderung setzen, daß Sie mir vielleicht nicht glauben werden ...

— Warum denn das, Herr Agricol?

— Es giebt gewiß auf der Welt keinen Menschen mit einem besseren und großmüthigeren Herzen, als Herrn Hardy; er thut das Gute um des Guten willen, ohne an sein Interesse zu denken; wohlan! stellen Sie sich vor, Mademoiselle Angelica, daß er der selbstsüchtigste, der interessirteste, der geizigste Mensch wäre ... daß er noch einen ungeheuren Vortheil darin fände, uns in den Stand zu setzen, so glücklich zu sein, wie wir es wirklich sind.

— Ist das möglich, Herr Agricol? Sie sagen es mir, ich glaube Ihnen; aber wenn das Gute so leicht, ... und selbst so vortheilhaft zu thun ist, warum thut man es da nicht mehr?

— Ach! Mademoiselle, das kommt daher, daß dazu drei sehr selten bei einer und derselben Person anzutreffende Bedingungen nöthig sind, nämlich — Wissen, — Können, — Wollen.

— Leider! ja! diejenigen, welche wissen ... können nicht.

— Und diejenigen, welche können, wissen oder wollen nicht.

— Aber, wie findet Herr Hardy so viel Vortheil bei dem Guten, das er Sie genießen läßt?

— Ich werde Ihnen das sogleich erklären, Mademoiselle.

— Ach! welcher gute und liebliche Geruch von Früchten! — sagte Angelica plötzlich.

— Das kommt daher, weil die Gemeinde-Fruchtkammer nicht weit von hier ist; ich wette, daß Sie dort noch mehrere unserer kleinen Vögel des Schlafsaales hier, nicht mit Naschen, sondern mit Arbeiten beschäftigt finden werden.

Und eine Thür öffnend, ließ Agricol Angelica in ein ziemlich großes, mit breternen Gestellen versehenes Zimmer treten, auf welchen Winterobst symmetrisch aufgestellt war; mehrere Kinder von sieben bis acht Jahren, reinlich und warm gekleidet, von Gesundheit

strahlend, beschäftigten sich unter der Aufsicht einer Frau fröhlich damit, das verdorbene Obst abzusondern und auszulesen.

— Sehen Sie? — sagte Agricol, — überall verwenden wir, so viel als möglich, die Kinder; diese Beschäftigungen sind Belustigungen für sie, entsprechen dem Bedürfnisse von Bewegung und von Thätigkeit ihres Alters, und auf diese Weise nimmt man von den Jungfrauen und Frauen nicht eine weit besser zu verwendende Zeit in Anspruch.

— Das ist wahr, Herr Agricol; wie weise ist das Alles angeordnet!

— Und wenn Sie diese lieben Kleinen in der Küche sähen, welche Dienste sie leisten! Von einer oder zwei Frauen geleitet, verrichten sie die Arbeit von acht bis zehn Mägden.

— In der That, — sagte Angelica lächelnd, — in diesem Alter spielt man so gern, den Puppen ein Essen anzurichten! Sie müssen entzückt sein.

— Ganz recht, und eben so, unter dem Vorwande die Gärtnerin zu spielen, gäten sie im Garten die Beete, besorgen das Einsammeln der Früchte und der Gemüse, begießen die Blumen, kratzen mit der Harke die Wege auf u. s. w.; mit einem Worte, dieses Heer kleiner Arbeiter, das gewöhnlich bis zu dem Alter von zehn bis zwölf Jahren noch keinen Dienst leistet, ist hier sehr nützlich; mit Ausnahme von drei, für sie vollkommen genügenden Schulstunden, sind von dem

Alter von sechs bis sieben Jahren an ihre Erholungsstunden auf eine sehr ernste Weise verwendet, und gewiß verdienen diese lieben kleinen Wesen, durch die Ersparniß von großen Armen, deren Arbeit sie versehen, bei Weitem mehr, als sie kosten, und dann endlich, Mademoiselle, finden Sie nicht, daß in der Anwesenheit der so unter alle unsere Arbeiten gemischten Kindheit etwas Liebliches, Reines, fast Geheiligtes liegt, was den Reden, den Handlungen eine immer heilsame Zurückhaltung auflegt? Der am meisten ungesittete Mensch respectirt die Kindheit ...

— Wie man doch in dem Maße, daß man nachdenkt, sieht, daß in der That Alles hier für das Glück Aller berechnet ist! — sagte Angelica mit Bewunderung.

— Und das war nicht ohne Mühe zu bewirken; man hat Vorurtheile, die Gewohnheit besiegen müssen ... Aber sehen Sie, Mademoiselle Angelica, da befinden wir uns gerade vor der Gemeindeküche, — fügte der Schmied lächelnd hinzu, — sehen Sie, ob das nicht eben so imposant ist, als die Küche einer Kaserne, oder einer großen Erziehungsanstalt!

In der That, die Küche des Gemeindehauses war unermeßlich; alle ihre Geschirre glänzten von Sauberkeit; dann, durch die eben so wundervollen, als ökonomischen Einrichtungen der modernen Wissenschaft (die immer den armen Klassen unzugänglich sind, denen sie unentbehrlich wären, weil sie dieselben nicht in einem

großen Maßstabe in Anwendung bringen können), wurden der Herd und die Oefen nicht allein mit einer zwei Mal geringeren Quantität Brennmaterial geheizt, als die, welche jede einzelne Haushaltung verbraucht, sondern der Ueberfluß der Wärme genügte auch noch, mittelst einer vortrefflich eingerichteten Luftheizung eine gleichmäßige Wärme in allen Zimmern des Gemeindehauses zu verbreiten.

Dort wieder leisteten die Kinder unter der Leitung zweier Hausfrauen zahlreiche Dienste. Nichts war komischer, als der Ernst, den sie auf ihre Küchenverrichtungen verwandten; eben so war es mit der Hülfe, die sie bei der Bäckerei leisteten, in welcher zu einem außerordentlich geringeren Preise (man kaufte das Mehl im Großen) dieses vortreffliche Hausbacken-Brot gebacken wurde, eine gesunde und nahrhafte Mischung von Weizen und Roggen, das dem weißen und leichten Brote so sehr vorzuziehen ist, welches diese Eigenschaften oft nur mit Hülfe von ungesunden Substanzen erhält.

— Guten Morgen, Madame Bertrand, — sagte Agricol munter zu der würdigen Matrone, die ernsthaft dem langsamen Drehen mehrerer, den Hochzeiten von Gamache würdiger Bratenwender zusah, so stolz waren sie mit Stücken Ochsen-, Hammel- und Kalbfleisch beladen, die eine schöne Farbe von dem appetitlichsten Goldbraun anzunehmen begannen, — guten Morgen, Madame Bertrand, — begann Agricol wieder, — nach

der Vorschrift überschreite ich die Schwelle der Küche nicht; ich will nur Mademoiselle sie bewundern lassen, sie ist vor wenigen Tagen hier angekommen.

— Bewundern Sie, mein Sohn, bewundern Sie, ... und vor Allem sehen Sie, wie dieses Kindervolk geschickt ist und gut arbeitet!...

— Und bei diesen Worten deutete die Matrone mit ihrem großen Bratpfannen-Löffel, der ihr zum Zepter diente, auf ein Mandel kleine Wesen beiderlei Geschlechts, die, um einen Tisch herum sitzend, ganz in ihre Arbeiten vertieft waren, die darin bestanden, Kartoffeln zu schälen und Gemüse zu lesen.

— Wir werden also ein wahres Balthasar-Fest haben, Madame Bertrand? — fragte Agricol lachend.

— Meiner Treue! ein wahres Fest, wie immer, mein Lieber... Da ist die Speisekarte für heute: eine gute Gemüsesuppe von Fleischbrühe, gebratenes Ochsenfleisch mit Kartoffeln, Salat, Früchte, Käse und als Extra-Sonntagsessen Torten mit Weinbeermuß, welche die Mutter Denis in der Bäckerei besorgt, und ich muß es jetzt sagen, es wird für Euch gebacken.

— Was Sie mir da sagen, Madame Bertrand, macht mir rasenden Appetit, — sagte Agricol lustig. — Uebrigens bemerkt man wohl, wenn an Ihnen die Reihe in der Küche ist, — fügte er mit einer schmeichelnden Miene hinzu.

— Gehen Sie, gehen Sie, Spottvogel! — sagte die diensthabende Köchin lachend.

— Es verwundert mich wieder recht sehr, Herr Agricol, — sagte Angelica, die fortwährend an Agricols Seite blieb, — wenn ich die so karge und ungesunde Nahrung der Arbeiter in unserer Heimath mit der vergleiche, die man hier hat.

— Und dennoch geben wir nicht mehr, als fünfundzwanzig Sous täglich aus, um besser gespeist zu werden, als in Paris für drei Franken.

— Aber das ist kaum zu glauben, Herr Agricol. Wie ist denn das möglich?...

— Das geschieht immer durch den Zauberstab des Herrn Hardy. Ich werde es Ihnen sogleich erklären.

— Ach! wie begierig bin ich, auch Herrn Hardy zu sehen!

— Sie werden ihn bald sehen, vielleicht noch heute, denn man erwartet ihn in jedem Augenblicke. Aber sehen Sie, da ist der Speisesaal, den Sie nicht kennen, da Ihre Familie, wie andere Verheirathete, es vorgezogen hat, sich ihr Essen bringen zu lassen... Sehen Sie doch, welch schöner Saal... und so freundlich nach dem Garten, dem Brunnen gegenüber!

In der That, es war ein geräumiger Saal, in Form einer Galerie gebaut und durch zehn, nach dem Garten gehende Fenster erleuchtet; Tische mit sehr glänzendem Wachstuch überzogen, waren den Wänden entlang aufgestellt, so daß der Saal im Winter, Abends nach der Arbeit, denen von den Gesellen zum Versammlungssaale diente, welche es vorzogen, den Abend in

Gemeinschaft, statt allein auf ihrem Zimmer oder in der Familie zuzubringen. Dann beschäftigten sich in dem unermeßlichen, mit Luftheizung gut erwärmten, und mit Gas glänzend erleuchteten Saale die Einen mit Lesen, Andere spielten Karte, Jene plauderten oder verrichteten kleine Arbeiten.

— Das ist nicht Alles, — sagte Agricol zu dem jungen Mädchen, — ich bin überzeugt, Sie werden diesen Saal noch schöner finden, wenn Sie erfahren, daß er sich Donnerstags und Sonntags in einen Ballsaal, und Dienstags und Sonnabends in einen Concertsaal verwandelt!

— Wahrhaftig! ...

— Gewiß, antwortete der Schmied stolz. — Wir haben unter uns tüchtige Musiker, die vollkommen fähig sind, zum Tanz zu spielen; außerdem singen wir fast Alle wöchentlich zwei Mal, Männer, Frauen und Kinder *) im Chor. Unglücklicher Weise haben diese Woche einige in der Fabrik entstandene Unruhen unsere Concerte verhindert.

— So viel Stimmen! das muß köstlich sein.

— Es ist sehr schön, das versichere ich Ihnen ... Herr Hardy hat diese Zerstreuungen unter uns immer

*) Wir werden von denen verstanden werden, welche die wundervollen Concerte des Orpheons gehört haben, in welchen mehr als tausend Arbeiter, Männer, Frauen und Kinder, mit einer wundervollen Harmonie sangen.

sehr aufgemuntert, die, wie er sagt, und mit Recht, von einer so mächtigen Wirkung auf den Geist und auf die Sitten sind.

Einen Winter lang hat er auf seine Kosten zwei Schüler des berühmten Herrn Wilhelm hierher kommen lassen, und seitdem hat unsere Schule große Fortschritte gemacht; wahrhaftig, ich versichere Ihnen, Mademoiselle Angelica, daß es, ohne uns zu schmeicheln, einen ziemlich ergreifenden Eindruck macht, ungefähr zweihundert verschiedene Stimmen im Chor eine Hymne auf die Arbeit oder auf die Freiheit singen zu hören ... Sie werden das hören, und ich bin überzeugt, Sie werden finden, daß etwas Großartiges, und so zu sagen für das Herz Erhebendes in dem brüderlichen Einklang aller der, in einen einzigen, ernsten, wohlklingenden und imposanten Ton verschmelzenden Stimmen liegt.

— O! ich glaube es; aber welches Glück hier zu wohnen! Hier giebt es nur Freuden, denn die so mit dem Vergnügen gepaarte Arbeit wird ein Glück.

— Leider! giebt es auch hier, wie überall, Thränen und Schmerzen, — sagte Agricol mit betrübtem Tone. — Sehen Sie dort, ... das abgesonderte, ganz freistehende Gebäude.

— Ja, was ist das für eines?

— Das ist unser Krankenhaus ... Zum Glück ist es in Folge unserer guten und so gesunden Lebensweise nicht oft ganz besetzt; eine jährliche Beisteuer erlaubt uns, einen sehr guten Arzt zu erhalten; außerdem ist

eine Kasse zu gegenseitiger Unterstützung so eingerichtet, daß im Falle einer Krankheit jeder von uns zwei Drittel von dem erhält, was er in gesunden Tagen empfängt.

— Wie ist das Alles so einsichtsvoll! Und dort, Herr Agricol, auf der andern Seite des Rasens?

— Das ist das Waschhaus und die Spülbank mit fließendem warmen und kalten Wasser, und dann unter diesem Schoppen ist der Trockenplatz, dann weiterhin die Ställe und die Fourage-Speicher für die Dienstpferde der Fabrik.

— Werden Sie mir aber endlich das Geheimniß von allen den Wundern erklären, Herr Agricol?

— In zehn Minuten werden Sie es verstehen, Mademoiselle.

Unglücklicher Weise wurde die Neugierde Angelica's in diesem Augenblicke getäuscht: das junge Mädchen befand sich mit Agricol in der Nähe eines Stackets, das den Garten von der Seite der großen Allee, welche die Werkstätten von dem Gemeinde-Hause trennte, verschloß.

Plötzlich ließ ein Windstoß das ferne Schmettern kriegerischer Fanfaren und eine Militair-Musik vernehmen, dann hörte man den donnernden Galopp von zwei Pferden, die sich rasch näherten, und bald langte ein General, auf einem schönen schwarzen Pferde mit langem, wallenden Schweife und carmoisinrother Schabracke reitend, an; wie noch unter dem Kaiser hatte er Stulpstiefeln und eine weiße Hose an; seine blaue

Uniform glänzte von Goldstickerei, das rothe Commandeur-Band der Ehrenlegion hing über sein rechtes Epaulet mit vier silbernen Sternen, und sein Hut mit einem breiten Goldrande war mit weißen Federn, der Auszeichnung der Marschälle von Frankreich, besetzt.

Es giebt keinen Krieger, der, mit mehr kriegerischer und ritterlicher Haltung, stolzer auf seinem Schlachtrosse gesessen hätte.

In dem Augenblicke, als der Marschall Simon, denn er war es, in die Nähe von Angelica und Agricol kam, hielt er sein Pferd kurz an, stieg behend ab, und warf seine goldenen Zügel dem Livree-Bedienten zu, der ihm zu Pferde folgte.

— Wo soll ich den Herrn Herzog erwarten? — fragte der Diener.

— An dem Ende der Allee, — sagte der Marschall.

Und ehrerbietig sein Haupt entblößend, schritt er, den Hut in der Hand, rasch einer Person entgegen, welche Angelica und Agricol noch nicht sahen.

Diese Person erschien bald an der Ecke der Allee; es war ein Greis mit energischem und verständigem Gesicht; er trug einen sehr reinlichen Kittel, eine Tuchmütze auf seinen langen weißen Haaren, und, die Hände in seinen Taschen, rauchte er ruhig aus einer alten Meerschaum-Pfeife.

— Guten Morgen, mein guter Vater, — sagte der Marschall ehrerbietig, und umarmte gerührt den alten Arbeiter, der, als er seine Umarmung zärtlich erwie-

dert und sah, daß er seinen Hut in der Hand behielt, zu ihm sagte:

— So bedecke Dich doch, mein Junge ... Aber wie Du geputzt bist! — fügte er lächelnd hinzu.

— Das kömmt daher, mein Vater, weil ich so eben einer Revue ganz hier in der Nähe beigewohnt habe, und ich habe diese Gelegenheit benutzt, um desto eher bei Ihnen zu sein.

— Ach so, wird diese Gelegenheit mich etwa verhindern, heute, wie alle Sonntage, meine Enkelchen zu umarmen?

— Nein, mein Vater ... sie werden zu Wagen kommen, Dagobert wird sie begleiten.

— Aber ... was fehlt Dir denn? Du scheinst mir bekümmert.

— Die Ursache ist, mein Vater, — sagte der Marschall mit schmerzlich bewegter Miene, — weil ich Ihnen in der That wichtige Dinge mitzutheilen habe.

— Dann komme zu mir, — sagte der Greis ziemlich besorgt.

Und der Marschall und sein Vater verschwanden, indem sie um die Ecke der Allee bogen.

Angelica war so auf das Höchste darüber erstaunt, daß der glänzende General, welchen man Herr Herzog nannte, einen alten Arbeiter im Kittel zum Vater habe, daß sie, indem sie Agricol mit einer verstörten Miene anblickte, zu ihm sagte:

— Wie! Herr Agricol... dieser alte Arbeiter?...

— Ist der Vater des Herrn Marschalls, Herzog von Ligny ... des Freundes ... ja, ich darf es sagen, — fügte Agricol mit einer bewegten Stimme hinzu, — des Freundes meines Vaters, der zwanzig Jahre lang den Krieg unter seinen Befehlen mitgemacht hat.

— So hoch gestellt zu sein, und doch so ehrerbietig, so zärtlich sich gegen seinen Vater zu beweisen! — sagte Angelica. — Der Marschall muß ein sehr edles Herz haben; aber warum läßt er seinen Vater Arbeiter bleiben?

— Weil der Vater Simon seinen Stand und auch die Fabrik nicht um Alles in der Welt verlassen würde; er ist als Arbeiter geboren, er will als Arbeiter sterben, obgleich er einen Herzog, einen Marschall von Frankreich zum Sohne hat.

XII.

Das Geheimniß.

Als das höchst natürliche Erstaunen, welches die Ankunft des Marschalls Simon bei Angelica veranlaßt hatte, vorüber war, sagte Agricol lächelnd zu ihr:

— Ich wünsche nicht diesen Umstand zu benutzen, Mademoiselle Angelica, um mir die Mühe zu ersparen, Ihnen das Geheimniß aller der Wunder unseres Gemeinde-Hauses zu entdecken . . .

— O! auch ich hätte Sie Ihres Versprechens nicht entledigt, Herr Agricol, — antwortete Angelica; — was Sie mir schon gesagt haben, erregt mein Interesse zu sehr für diesen Gegenstand.

— Nun, so hören Sie mich an, Mademoiselle. Herr Hardy hat, wie ein wahrer Zauberer, drei cabbalistische Worte ausgesprochen: »Verbindung, Gemeinschaft, Brüderschaft.« Wir haben den Sinn dieser Worte verstanden, und die Wunder, welche Sie sehen, sind zu unserem großen Vortheile, und, ich wiederhole es Ihnen, auch zum großen Vortheile des Herrn Hardy geschaffen worden.

— Das ist's immer wieder, was mir außerordentlich scheint, Herr Agricol.

— Nehmen Sie an, Mademoiselle, daß Herr Hardy, anstatt zu sein, was er ist, blos ein Speculant mit kaltem Herzen gewesen wäre, der nur auf den Ertrag sieht, indem er zu sich sagte: was brauche ich, damit meine Fabrik mir viel einbringt? — vollkommene Arbeit, — große Ersparniß in den Grundstoffen, — vollkommen gute Verwendung der Zeit der Arbeiter; mit einem Worte, Ersparniß in der Fabrikation, um zu ganz wohlfeilen Preisen zu produciren, — ausgezeichnete Producte, um sehr theuer zu verkaufen ...

— Gewiß, Herr Agricol, ein Fabrikant kann nicht mehr verlangen.

— Wohlan! Mademoiselle, diesen Anforderungen wäre genügt, wie es wirklich der Fall ist; ... aber wie? Auf folgende Weise: Herr Hardy, als bloßer Speculant, würde zuvörderst zu sich gesagt haben: Entfernt von meiner Fabrik, machen sich meine Arbeiter, um sich dahin zu begeben, müde; wenn sie früher aufstehen, schlafen sie weniger; sollen sie den dem Arbeiter so nöthigen Schlaf sich abkürzen? eine falsche Rechnung; sie ermatten, die Arbeit leidet darunter; dann wird das schlechte Wetter nach der Jahreszeit die langen Wege noch erschweren; der Arbeiter wird durchnäßt, schaudernd vor Frost und entnervt, ehe er seine Arbeit beginnt, ankommen, und dann ... welche Arbeit!!

— Leider ist das nur zu wahr, Herr Agricol; wenn

ich in Lille, ganz durchnäßt vom kalten Regen, in die Manufaktur kam, so zitterte ich dann zuweilen den ganzen Tag über an meinem Stickrahmen.

— Weiter, Mademoiselle Angelica, wird der Speculant auch sagen: — Meine Arbeiter an der Thür meiner Fabrik wohnen lassen, heißt dieser Unannehmlichkeit vorbeugen. Wir wollen einmal rechnen: — Der verheirathete Arbeiter zahlt in Paris im Durchschnitt zweihundert und fünfzig Franken jährlich *) für ein bis zwei elende Zimmer und ein Kabinet, Alles dunkel, eng, ungesund, in irgend einer finsteren, verpesteten Straße; dort lebt er mit seiner Familie zusammengedrängt; daher auch, welche hinfällige Gesundheit! immer fieberhaft, immer schwächlich; und was für Arbeit kann man von einem Fieberhaften, von einem Schwächlichen erwarten? Was die unverheiratheten Arbeiter betrifft, so bezahlen sie für eine etwas kleinere, aber eben so ungesunde Wohnung ungefähr 250 Franken. Addiren wir nun: ich habe 146 verheirathete Arbeiter; sie bezahlen also zusammen für ihr abscheuliches Nest 36,500 Franken jährlich; auf der anderen Seite beschäftige ich 115 unverheirathete Arbeiter, welche auch jährlich 17,280 Franken bezahlen, im Ganzen ungefähr 50,000 Franken Miethe, die Zinsen einer Million.

*) Das ist in der That der Durchschnittspreis der Wohnung eines Arbeiters, die höchstens aus zwei kleinen Zimmern und einem Kabinet in dem dritten oder vierten Stockwerke besteht.

— Mein Gott, Herr Agricol, welche ungeheure Summe machen doch zusammengerechnet diese armseligen kleinen Miethen!

— Sie sehen, Mademoiselle, 50,000 Franken jährlich! der Preis der Wohnung eines Millionairs. Was sagte sich nun unser Speculant? — Um meine Arbeiter zu bestimmen, ihre Wohnung in Paris zu verlassen, will ich ihnen außerordentliche Vortheile gewähren. Ich will so weit gehen, den Preis ihrer Miethe bis auf die Hälfte herabzusetzen, und anstatt ungesunder Zimmer sollen sie geräumige, recht luftige, sonnige, und mit wenig Kosten leicht zu heizende und zu erleuchtende Wohnungen haben; wenn nun 146 Haushaltungen nur 125 Franken mir zahlen, und 115 Unverheirathete 75 Franken, so habe ich eine Total-Summe von 26 bis 27,000 Franken . . . Ein ziemlich geräumiges Gebäude, um alle diese Leute unterzubringen, wird mir höchstens 500,000 Franken kosten*). Ich werde demnach

*) Diese Summe ist genau, vielleicht sogar übertrieben . . . Ein ähnliches Gebäude würde eine Stunde weit von Paris, in der Gegend von Montrouge, mit allem nöthigen Zubehör: Küche, Waschhaus, Spülhaus u. s. w., Gasbehälter, Wasserleitung, Luftheizung u. s. w., umgeben von einem zehn Morgen großen Garten, zur Zeit dieser Erzählung kaum 500,000 Franken gekostet haben. — Ein erfahrener Bauunternehmer hat die Güte gehabt, uns einen ausführlichen Anschlag zu machen, der unsere Behauptung bestätigt. — Man sieht also, daß selbst zu dem gleichen Preise, den die Arbeiter im Allgemeinen bezahlen, man ihnen gesunde

mein Geld wenigstens zu fünf Procent und ganz sicher angelegt haben, da der Lohn für die Miethe mir bürgt.

— Ach! Herr Agricol, jetzt erst lerne ich es einsehen, wie es zuweilen vortheilhaft sein kann, Gutes zu thun, selbst bei einem Geldinteresse.

— Und ich bin beinahe gewiß, Mademoiselle, daß die rechtlicher und billiger Weise gemachten Geschäfte immer gut sind. Kommen wir aber zu unserem Speculanten zurück. Da sind also, — würde er sagen, — meine Arbeiter vor der Thür meiner Fabrik eingerichtet; sie wohnen gut, sie haben warme Zimmer, und sie kommen immer ganz rüstig in die Werkstatt. Das ist noch nicht Alles ... Der englische Arbeiter, der gutes Rindfleisch ißt und gutes Bier trinkt, fördert in der gleichen Zeit zwei Mal so viel Arbeit, als der französische Arbeiter*), der durch die Vergiftung der Nahrungsmittel auf eine erbärmliche, mehr schwächende, als stärkende Nahrung beschränkt ist. Meine Arbeiter werden also bei Weitem mehr arbeiten, wenn sie um Vieles besser

---

Wohnungen verschaffen, und sein Geld noch zu 10 Procent anlegen könnte.

*) Diese Erfahrung ist bei den Arbeiten der Eisenbahn nach Rouen gemacht worden. Die französischen Arbeiter, welche, da sie keine Familie hatten, die Lebensweise der Engländer annehmen konnten, haben damals, durch eine gesunde und hinlängliche Nahrung gestärkt, zum Mindesten eben so viel wie diese gearbeitet.

essen. Wie soll man aber das ausführen, ohne zuzusetzen? Doch da fällt mir die Einrichtung der Kasernen, der Erziehungsanstalten und selbst der Gefängnisse ein; worin besteht sie? in der gemeinschaftlichen Verwendung der individuellen Hülfsmittel, welche so eine, ohne diese Verbindung unmöglich zu verwirklichende, Summe von Wohlsein darbieten. Wenn nun meine zweihundert und sechzig Arbeiter anstatt zweihundert und sechzig Küchen zu machen, sich mit einander verbänden, um nur eine, aber durch die Ersparnisse aller Art sehr gute, zu haben, welcher Vortheil für mich... und für sie! Zwei bis drei Hausfrauen würden mit Hülfe der Kinder täglich hinreichen, die Mahlzeiten zu bereiten; anstatt Holz und Kohlen im Kleinen zu kaufen und sie doppelt zu bezahlen*), würde die Verbindung meiner Arbeiter unter meiner Bürgschaft (ihr Lohn würde mich meiner Seits sicherstellen) Ankäufe im Großen von Holz, Mehl, Butter, Oel, Wein u. s. w. machen, indem sie sich direkt an die Producenten wendeten. So würde ihnen nun eine Flasche reiner und gesunder Wein nur drei bis vier Sous kosten, statt ein vergiftetes Getränk mit zwölf und fünfzehn Sous zu bezahlen. Jede Woche würde die Verbindung einen

*) Wir sagten, daß der Wagen Holz in Trachten oder in Wellen dem Armen auf neunzig Franken zu stehen käme; eben so ist es mit allen Gegenständen des Verbrauches im Kleinen, da die Brüche und die Abfälle zu seinem Nachtheile sind.

lebendigen Ochsen und einige Hammel kaufen, die Hausfrauen würden, wie auf dem Lande, Brot backen; kurz, mit diesen Hülfsmitteln, mit Ordnung und Sparsamkeit, würden meine Arbeiter, für zwanzig bis fünf und zwanzig Sous täglich, eine gesunde, angenehme und reichliche Nahrung haben.

— Ach! jetzt klärt sich Alles auf, Herr Agricol.

— Das ist noch nicht Alles, Mademoiselle, — sagte Agricol, indem er in der Rolle des Speculanten kaltherzig fortfuhr; — er sagte sich: — Da sind jetzt meine Arbeiter, mit einer Ersparniß bis zur Hälfte, in guten Wohnungen, gut geheizt, gut genährt; jetzt sollen sie auch recht warm gekleidet sein; ihre Gesundheit hat dann alle Aussicht, vollkommen zu sein, und die Gesundheit ist die Arbeit. Die Gesellschaft wird also im Ganzen und zum Fabrikpreise (immer unter meiner Bürgschaft, da der Lohn mir bürgt) warme und dauerhafte Stoffe, gute und starke Leinewand kaufen, aus denen ein Theil der Frauen der Arbeiter eben so gute Kleidungsstücke machen werden, als die Schneider. Was endlich die Lieferung der Fußbekleidung und der Kopfbedeckung betrifft, so wird die Gesellschaft, da sie beträchtlich ist, einen ansehnlichen Rabatt von dem Unternehmer erhalten ... Nun! Mademoiselle Angelica, was sagen Sie zu unserem Speculanten?

— Ich sage, Herr Agricol, — antwortete das junge Mädchen mit einer treuherzigen Bewunderung, —

daß es kaum zu glauben ist, und dennoch ist es so einfach!

— Gewiß, nichts ist einfacher, als das Gute . . . als das Schöne, und gewöhnlich denkt man eben nicht daran . . . Berücksichtigen Sie auch, daß unser Mann durchaus nur aus dem Gesichtspunkte seines Privatinteresses urtheilt . . . Er faßt die materielle Seite der Frage in's Auge . . . Die Gewohnheit der Brüderschaft, der Unterstützung, der gemeinschaftlichen Bürgschaft, die unausbleiblich aus dem gemeinschaftlichen Leben hervorgeht, achtet er für nichts; bedenkt nicht, daß das Wohlsein die Sitten veredelt und den Charakter des Menschen sanfter macht; er sagt sich nicht, daß die Starken den Schwachen eine Stütze und eine Lehre schuldig sind; bedenkt nicht, daß am Ende der rechtschaffene, thätige und arbeitsame Mensch ein Recht, ein bestimmtes Recht hat, von der menschlichen Gesellschaft Arbeit, und einen den Bedürfnissen seiner Stellung angemessenen Lohn zu verlangen; . . . nein, unser Speculant denkt nur an den rohen Ertrag; wohlan denn! Sie sehen, er legt nicht allein sein Geld auf eine sichere Weise zu fünf Procent in Häusern an, sondern er findet auch noch große Vortheile in dem materiellen Wohlsein seiner Arbeiter.

— Das ist richtig, Herr Agricol.

— Und was werden Sie dann sagen, Mademoiselle, wenn ich Ihnen bewiesen habe, daß unser Speculant

einen eben so großen Vortheil dabei hat, seinen Arbeitern außer ihrem gewöhnlichen Lohne noch einen verhältnißmäßigen Antheil an seinem Gewinne zu geben!

— Das scheint mir noch schwieriger, Herr Agricol.

— Hören Sie mich noch einige Minuten an, und Sie werden überzeugt sein.

Indem sie so mit einander sprachen, waren Angelica und Agricol in die Nähe der Thür vom Garten des Gemeindehauses gekommen.

Eine bejahrte, sehr einfach, aber sorgfältig gekleidete Frau trat auf Agricol zu, und sagte zu ihm:

— Ist Herr Hardy in seine Fabrik zurückgekehrt, mein Herr?

— Nein, Madame, aber man erwartet ihn in jedem Augenblicke.

— Heute vielleicht?

— Heute oder morgen, Madame.

— Man weiß nicht, zu welcher Stunde er hier sein wird, mein Herr?

— Ich glaube nicht, daß man es weiß, Madame; aber der Pförtner der Fabrik, welcher auch der Pförtner vom Hause des Herrn Hardy ist, wird Ihnen vielleicht Auskunft geben können.

— Ich danke Ihnen, mein Herr.

— Zu Ihren Diensten, Madame.

— Herr Agricol, — sagte Angelica, als sich die Frau, welche so eben den Schmied angeredet, entfernt

hatte, — fanden Sie nicht, daß diese Frau sehr bleich war und eine sehr aufgeregte Miene hatte?

— Ich habe es, wie Sie, bemerkt, Mademoiselle; es schien mir sogar, Thränen aus ihren Augen rollen zu sehen.

— Ja, sie sah aus, als ob sie sehr geweint hätte. Arme Frau! vielleicht will sie Herrn Hardy um irgend eine Unterstützung bitten. Aber, was fehlt Ihnen, Herr Agricol? Sie scheinen ganz tiefsinnig zu sein.

XIII.

Das Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Agricol ahnete dunkel, daß der Besuch dieser bejahrten Frau mit so traurigem Gesichte einigen Zusammenhang mit dem Abenteuer der jungen und hübschen blonden Dame haben müßte, welche drei Tage vorher so in Thränen zerfließend, so erschüttert gekommen war, um sich nach Herrn Hardy zu erkundigen, und die vielleicht zu spät erfahren hatte, daß man ihr folge und sie belauere.

— Verzeihen Sie mir, Mademoiselle, — sagte Agricol zu Angelica, — aber die Anwesenheit dieser Frau erinnerte mich an einen Umstand, den ich unglücklicher Weise Ihnen nicht mittheilen kann, denn er betrifft ein Geheimniß, welches mir nicht allein gehört.

— O! beruhigen Sie sich, Herr Agricol, — antwortete das junge Mädchen lächelnd, — ich bin nicht neugierig, und das, was Sie mir mittheilen, interessirt mich so sehr, daß ich nicht wünsche, Sie von etwas Anderem reden zu hören.

— Nun denn! Mademoiselle, also noch einige Worte,

und Sie werden, wie ich, von allen Geheimnissen unserer Verbindung unterrichtet sein ...

— Ich bin ganz Ohr, Herr Agricol.

— Sprechen wir immer wieder aus dem Gesichtspunkte des interessirten Speculanten. Er sagt sich: — Da sind jetzt meine Arbeiter in den bestmöglichsten Verhältnissen, um viel zu arbeiten; was sollen wir jetzt thun, um großen Nutzen zu erlangen? — Wohlfeil fabriciren, — sehr theuer verkaufen. — Aber es giebt keine Wohlfeilheit ohne Ersparniß an den Grundstoffen, — ohne Vollkommenheit in dem Verfahren der Fabrication, — ohne Schnelligkeit in der Arbeit. — Wie kann ich nun aber, trotz meiner Aufsicht, meine Arbeiter an dem Verschwenden des Grundstoffes verhindern? wie sie veranlassen, jeder in seinem Fache, einfachere, minder kostspielige Verfahrungsweisen zu suchen?

— Das ist wahr, Herr Agricol, wie soll man das anfangen?

— Und das ist nicht Alles, wird unser Mann sagen, um meine Erzeugnisse sehr theuer zu verkaufen, müssen sie tadellos, vortrefflich sein. Meine Arbeiter machen ihre Sache hinlänglich gut, das ist aber nicht genug; sie müssen mir Meisterstücke liefern!

— Aber, Herr Agricol, wenn sie einmal ihre Arbeit genügend vollendet, welches Interesse sollten da die Arbeiter haben, sich viel Mühe zu geben, um Meisterstücke anzufertigen?

— Das ist das Wort, Mademoiselle Angelica:

Welches I n t e r e s s e haben sie. Unser Speculant sagt sich demnach auch bald: — Wenn meine Arbeiter ein I n t e r e s s e haben, an dem Grundstoffe zu sparen, ein I n t e r e s s e, ihre Zeit gut zu verwenden, I n t e r e s s e, bessere Fabrications-Erfahrungsweisen zu finden, I n t e r e s s e, daß das, was aus ihren Händen kommt, ein Meisterstück ist . . . Dann ist mein Ziel erreicht. Wohlan! i n t e r e s s i r e n wir meine Arbeiter bei dem Gewinne, den mir ihre Ersparniß, ihre Thätigkeit, ihr Eifer, ihre Geschicklichkeit einbringen wird, je besser sie fabriciren, desto besser werde ich verkaufen, desto besser wird ihr Antheil und der meinige auch sein.

— Ah! jetzt begreife ich, Herr Agricol.

— Und unser Speculant speculirte gut. Ehe er i n t e r e s s i r t war, sagte sich der Arbeiter: Was liegt mir daran, daß ich am Tage mehr vollbringe? daß ich die Arbeit besser mache? Was habe ich davon? Nichts! Nun denn, für festbestimmten Lohn festbestimmte Pflicht. Jetzt dagegen habe ich ein Interesse, Eifer, Sparsamkeit anzuwenden. O! dann ändert sich Alles, ich verdoppele meine Thätigkeit, ich feuere die der Anderen an; ist ein Kamerad faul, verursacht er der Fabrik irgend einen Schaden: so habe ich das Recht, ihm zu sagen: »Bruder, wir leiden Alle mehr oder minder durch Deine Faulheit oder durch den Schaden, den Du der gemeinsamen Sache zufügst.«

— Und mit welchem Eifer, Muth und Hoffnung muß man dann arbeiten, Herr Agricol!

— Gerade darauf hat unser Speculant gerechnet, und er wird sich ferner sagen: Schätze von Erfahrung, von praktischem Wissen sind oft aus Mangel an gutem Willen, an Gelegenheit oder an Aufmunterung in den Werkstätten vergraben: vortreffliche Arbeiter, anstatt zu vervollkommnen, Neues zu erfinden, wie sie es könnten, befolgen gleichgiltig den Schlendrian... Wie Schade! denn ein verständiger, sein ganzes Leben lang mit einer speciellen Arbeit beschäftigter Mann, muß auf die Länge hin tausend Mittel entdecken, besser oder schneller zu arbeiten; ich will also eine Art von berathendem Ausschuß bilden, ich werde in denselben meine Werkführer und meine geschicktesten Arbeiter berufen; unser Interesse ist jetzt gemeinschaftlich; es muß nothwendiger Weise helles Licht aus diesem Vereine von praktischem Verstande hervorgehen ... Der Speculant irrt sich nicht, bald überrascht von unglaublichen Hülfsmitteln, von tausend neuen, sinnreichen, vollkommenen Verfahrungsarten, die plötzlich von den Arbeitern offenbart werden, ruft er aus: — Aber Unglückselige! Ihr wußtet das, und Ihr sagtet mir es nicht? Das, was mir seit zehn Jahren hundert Franken anzufertigen kostet, hätte mir nur fünfzig gekostet, ohne eine ungeheure Ersparniß an Zeit zu rechnen. — Mein Meister, — antwortet der Arbeiter, welcher nicht dümmer ist, als ein anderer, — welches Interesse hatte ich dabei, daß Sie eine Ersparniß von 50 Procent auf dieses oder jenes da machten oder nicht? Keines; jetzt ist es etwas Anderes;

Sie geben mir außer meinem Lohn einen Antheil an Ihrem Nutzen, Sie erheben mich in meinen eigenen Augen, indem Sie meine Erfahrung, mein Wissen zu Rathe ziehen; statt mich wie ein untergeordnetes Geschöpf zu behandeln, treten Sie in Verbindung mit mir; es ist mein Interesse, es ist meine Pflicht, Ihnen Alles zu sagen, was ich weiß, und noch nach neuen Erfahrungen zu streben. — Und auf diese Weise, Mademoiselle Angelica, wird der Speculant Werkstätten einrichten, um seine Concurrenten zu beschämen und neidisch zu machen. Wenn es sich nun jetzt statt dieses Berechners mit kaltem Herzen um einen Mann handelte, der, indem er seine Kenntniß der Zahlen mit den zarten und edelmüthigen Sympathien eines christlich liebenden Herzens und der Erhabenheit eines großen Verstandes vereinigte, seine glühende Sorgfalt nicht blos auf das materielle Wohlsein ausdehnte, sondern auch auf die moralische Emancipirung der Arbeiter; indem er durch alle möglichen Mittel ihren Verstand zu entwickeln, ihr Herz zu erheben suchte, und der stark durch das Ansehn, welches ihm seine Wohlthaten verleihen würden, besonders wenn er fühlt, daß derjenige, von dem das Glück oder das Unglück von dreihundert menschlichen Geschöpfen abhängt, auch ihre Seelen auf dem Gewissen hat, diejenigen, die er nicht mehr seine Arbeiter, sondern seine Brüder nennen würde, in die rechtschaffensten, in die edelsten Wege leitete und sich bemühte, in ihnen den Geschmack an Belehrung, an den

Künsten zu erwecken, kurz, der sie glücklich und stolz auf einen Stand machte, der oft von Andern nur mit Thränen der Verwünschung und der Verzweiflung angenommen ist... nun denn! Mademoiselle Angelica, dieser Mann... ist... Aber sehen Sie, mein Gott! ... er konnte unter uns nur unter Segenswünschen ankommen... Da ist er!... Das ist Herr Hardy!

— Ach! Herr Agricol, — sagte Angelica gerührt, indem sie ihre Thränen abtrocknete, — mit vor Dankbarkeit gefalteten Händen sollte man ihn empfangen.

— Da,... sehen Sie, ob dieses edle und freundliche Gesicht nicht das Bild dieser herrlichen Seele ist!

In der That, eine Kutsche mit Postpferden, in welcher sich Herr Hardy mit Herrn von Blessac befand, dem unwürdigen Freunde, der ihn auf eine so schändliche Weise verrieth, fuhr in diesem Augenblick in den Hof der Fabrik.

. . . .

. . . .

Nur einige Worte über die Thatsachen, die wir so eben auf dramatische Weise darzustellen versucht haben, und die sich an die Organisation der Arbeit knüpfen, eine Hauptfrage, mit der wir uns vor dem Ende dieses Buches nochmals beschäftigen werden.

Trotz der mehr oder minder officiellen Reden, von mehr oder minder ernsten Leuten (es scheint uns, daß man diesen gewichtigen Beinamen ein wenig mißbraucht)

über das zunehmende Gedeihen des Landes, giebt es doch eine Sache, die außer aller Erörterung bleibt: — Nämlich, daß niemals die arbeitenden Klassen der Gesellschaft unglücklicher gewesen sind, denn niemals hat der Lohn in einem schlechtern Verhältniß zu den gleichwohl mehr als bescheidenen Bedürfnissen der Arbeiter gestanden, als jetzt.

Ein unwiderlegbarer Beweis dessen, was wir anführen, ist das zunehmende Bestreben der reichen Stände, das man nicht würdig genug loben kann, denen zu Hülfe zu kommen, welche auf eine so grausame Weise leiden.

Die Findelhäuser, die Zufluchtshäuser für arme Kinder, die philanthropischen Stiftungen u. s. w., zeigen hinlänglich, daß die Glücklichen der Erde, trotz der officiellen Versicherungen in Bezug auf das allgemeine Gedeihen, schreckliche, drohende Leiden ahnen, die in der Gesellschaft gähren.

So edelmüthig diese allein dastehenden, persönlichen Versuche auch sein mögen, so sind sie und müssen sie dennoch mehr als ungenügend sein.

Die Regierenden allein vermöchten eine wirksame Initiative zu ergreifen ... aber sie hüten sich wohl davor.

Die ernsten Leute verhandeln ernstlich die Wichtigkeit unserer diplomatischen Verbindungen mit Monomotapa, oder jede andere eben so ernste Angelegenheit, und sie überlassen den Zufälligkeiten des Mitleidens

Einzelner, dem guten oder dem bösen Willen der Capitalisten und der Fabrikanten, das immer trauriger werdende Schicksal eines ganzen, unermeßlichen, verständigen, arbeitsamen Volkes, das sich immer mehr über seine Rechte und über seine Stärke aufklärt, das aber durch die Unglücksfälle einer unbarmherzigen Concurrenz so ausgehungert ist, daß es ihm oft selbst an der Arbeit fehlt, von der es Mühe hat zu leben!

Es sei ... die ernsten Leute geruhen nicht, an dieses furchtbare Elend zu denken.

Die Staatsmänner lächeln mitleidig bei dem bloßen Gedanken, ihren Namen einem Antrage hinzuzufügen, der sie mit einer wohlthätigen und fruchtbaren Volksthümlichkeit umgeben würde.

— Es sei ... Alle ziehen es vor, den Moment abzuwarten, wo die gesellschaftliche Frage gleich dem Gewitter ausbrechen wird ... dann ... mitten in dieser entsetzlichen Erschütterung, welche die Welt wankend machen wird, wird man sehen, was aus den ernsten Fragen und aus den ernsten Leuten dieser Zeit werden wird.

Um diese traurige Zukunft zu beschwören, oder zum Mindesten sie weiter hinauszuschieben, muß man sich also wieder im Namen des Glückes, im Namen der Ruhe, im Namen des Heiles Aller, an Privat-Sympathien wenden.

Wir haben vor langer Zeit gesagt: Wenn die Reichen wüßten!! Nun denn! wiederholen wir es

zum Lobe der Menschheit, wenn die Reichen wissen, so thun sie das Gute oft mit Verstand und mit Freigebigkeit.

Wir wollen uns bemühen, ihnen zu beweisen und auch denen, von welchen das Schicksal einer zahllosen Menge von Arbeitern abhängt, daß sie gesegnet, so zu sagen angebetet sein können, ohne den Beutel aufzumachen.

Wir haben von Gemeinde-Häusern gesprochen, in welchen die Arbeiter gesunde und gut geheizte Wohnungen finden würden.

Diese vortreffliche Einrichtung stand im Jahre 1829 durch die mildthätigen Absichten des Fräuleins Amalie von Vitrolles *) auf dem Punkte sich zu verwirklichen. In diesem Augenblicke hat sich in England Lord Ashley an die Spitze einer Gesellschaft gestellt, welche denselben Zweck hat, und den Actionairen ein Minimum von 4 Procent verbürgter Zinsen bieten wird.

Warum sollte man in Frankreich einem solchen Beispiel nicht folgen, einem Beispiel, das außerdem den Vortheil hätte, den armen Klassen die ersten Anfangsgründe und die ersten Mittel zur Verbindung zu bieten.

Die unermeßlichen Vortheile des gemeinschaftlichen Lebens sind klar; sie leuchten Allen ein; aber das Volk ist außer Stande, die für diese Gemeinschaft unentbehrlichen Stiftungen zu begründen. Welche unermeßlichen

---

*) Man sehe die Democratie pacifique vom 19. Octbr. 1844.

Dienste würde demnach der Reiche leisten, wenn er die Arbeiter in den Stand setzte, diese köstlichen Vortheile zu genießen! Was machte es ihm aus, ein Haus von der Größe bauen zu lassen, das fünfzig Haushaltungen eine gesunde Wohnung darböte, wenn die Einkünfte eines solchen gesichert wären? und es wäre sehr leicht, sie ihm sicher zu stellen.

— Warum sollte das Institut, das jährlich den jungen Architekten Pläne von Palästen, Kirchen, Schauspielhäusern u. s. w. als Gegenstand des Wettstreites aufgiebt, nicht zuweilen den Plan einer, zur Wohnung der arbeitenden Klassen bestimmten Anstalt aufgeben, die alle wünschenswerthe Bedingungen von Ersparniß und Gesundheit vereinigen müßte?

Warum sollte der Municipalrath von Paris, dessen vortrefflicher Wille, dessen väterliche Sorgfalt für die leidenden Klassen sich so viele Male auf eine bewundeungswürdige Weise kund gethan hat, nicht in den bevölkerten Quartieren Muster-Gemeinde-Häuser erbauen, in denen man die erste Anwendung des gemeinschaftlichen Lebens machte? Das Verlangen, in diese Anstalten aufgenommen zu werden, müßte ein mächtiger Hebel der Nacheiferung, zur Moralisirung, und eben so auch eine tröstende Hoffnung ... für die Arbeiter ... sein. Nun aber ist die Hoffnung schon etwas.

Die Stadt Paris würde auf diese Weise eine gute Capitalanlage machen, ein gutes Werk thun, und ihr

Beispiel würde vielleicht die Regierenden bestimmen, aus ihrer unbarmherzigen Gleichgiltigkeit herauszutreten.

Warum sollten endlich die Capitalisten, welche Manufacturen gründen, diese Lehre nicht benutzen, um Arbeiter-Gemeinde-Häuser ihren Hüttenwerken oder ihren Fabriken hinzuzufügen?

Es würde daraus in diesen Zeiten verzweifelter Concurrenz für die Fabrikanten selbst ein sehr beträchtlicher Vortheil hervorgehen. Sehen wir, wie: — Die Herabsetzung des Lohnes ist um so trauriger, um so unerträglicher für den Arbeiter, als sie ihn oft in die Nothwendigkeit versetzt, sich die ersten Lebensbedürfnisse versagen zu müssen; wenn ihm nun aber, so lange er allein lebt, drei Franken zum Lebensunterhalte kaum genügen, und der Fabrikant ihm durch das gemeinsame Leben das Mittel verschaffte, mit 30 Sous leicht auszukommen, so könnte selbst in einem Momente der Handelskrisis der Lohn des Handwerkers auf die Hälfte herabgesetzt werden, ohne daß er zu sehr durch diese, dem Feiern noch vorzuziehende Verringerung zu leiden hätte, und der Fabrikant würde nicht genöthigt sein, seine Arbeiten einzustellen.

Wir hoffen den Vortheil, die Nützlichkeit, die Leichtigkeit einer Gründung von Arbeiter-Gemeinde-Häusern bewiesen zu haben.

Wir haben hierauf noch angenommen:

Daß es nicht allein der strengsten Billigkeit gemäß wäre, den Arbeiter an dem Nutzen, der Frucht seines

Schweißes und seines Verstandes theilnehmen zu lassen, sondern daß diese gerechte Vertheilung selbst dem Fabrikanten Nutzen bringen müßte.

Es handelt sich hier nicht mehr um Hypothesen, außerdem vollkommen ausführbarer Pläne, es handelt sich um ausgeführte Thatsachen.

Einer unserer besten Freunde, ein sehr großer Fabrikant, dessen Herz dem Verstande gleich kommt, hat einen berathenden Ausschuß von Arbeitern geschaffen, und sie berufen (außer ihrem Lohne), einen verhältnißmäßigen Antheil an dem Nutzen seiner Geschäfte zu genießen; schon haben die Resultate seine Hoffnungen übertroffen. Um die Ausführung dieses vortrefflichen Beispiels auf alle mögliche Weise zu erleichtern, für den Fall, daß einige eben so verständige als großmüthige Geister es nachzuahmen wünschten, so geben wir als Note die Grundlagen der schon erwähnten Einrichtung *).

---

*) Dem Reglement, welches von den Vorrichtungen des Ausschusses handelt, gehen folgende, für den Fabrikanten, wie für seine Arbeiter eben so ehrenvolle Betrachtungen voraus:

— Wir erkennen mit Vergnügen an, daß jeder Werkführer, jeder Chef einer Abtheilung und jeder Arbeiter in der Sphäre seiner Arbeit zu den Vorzügen beiträgt, welche die Erzeugnisse unserer Manufactur empfehlen. Sie sollen demnach an dem Nutzen, den sie einträgt, theilnehmen, und fortfahren, sich den Fortschritten zu widmen, die zu machen übrig bleiben; es ist klar, daß viel Gutes aus der Vereinigung der Kenntnisse und der Ansichten eines Jeden hervorgeht. Zu diesem Zwecke haben wir den Aus-

Wir haben nur zu bemerken, daß die gegenwärtigen Verhältnisse der Fabrication, und andere Rücksichten

---

schuß eingesetzt, dessen Zusammenstellung und Befugnisse weiter unten geordnet werden sollen.

Wir haben bei dieser Einrichtung auch den Zweck gehabt, durch häufigen Austausch der Ideen zwischen den Arbeitern, die bis jetzt fast ganz abgesondert lebten und arbeiteten, die Summe der Kenntnisse eines Jeden zu vermehren, und sie in die allgemeinen Grundsätze einer vernünftigen und guten Verwaltung einzuweihen. Aus dieser Vereinigung der lebendigen Kräfte der Werkstatt um den Herrn der Fabrik wird der doppelte Nutzen der intellectuellen und materiellen Verbesserung der Arbeiter, und das Zunehmen des Gedeihens der Manufactur hervorgehen.

Indem wir außerdem als gerecht annehmen, daß der Antheil der Anstrengungen eines Jeden belohnt werden müsse, so haben wir beschlossen, daß von dem Netto-Gewinne des Geschäfts, nach Abzug aller Kosten und Bewilligungen, eine Prämie von 5 Procent erhoben wird, welche in gleiche Theile unter alle Mitglieder des Ausschusses, mit Ausnahme des Präsidenten, des Vicepräsidenten und des Secretairs vertheilt, und ihnen am 31. December jeden Jahres eingehändigt werden soll. Diese Prämie soll jedes Mal um 1 Procent erhöht werden, wenn der Ausschuß drei neue Mitglieder aufgenommen hat.

Die Moralität, die gute Aufführung, die Gewandtheit und die verschiedenen Geschicklichkeiten zur Arbeit haben unsere Wahl in Bezeichnung der Arbeiter geleitet, die wir zur Bildung des Ausschusses berufen. Indem wir seinen Mitgliedern das Recht bewilligen, die Hinzufügung neuer Mitglieder vorzuschlagen, für deren Aufnahme dieselben Eigenschaften zum Grunde liegen würden, und die durch den Ausschuß selbst erwählt werden, wollen wir allen Arbeitern unserer Werkstätten ein Ziel vorhalten, das früher oder später

nicht erlauben wollten, gleich anfangs der Gesammtheit der Arbeiter diese besonderen Vortheile zu gewähren,

---

zu erreichen von ihnen abhängen wird. Das Bestreben, alle ihre Pflichten in der vollkommensten Ausführung ihrer Arbeiten und ihrer Aufführung außer der Arbeit zu erfüllen, wird ihnen allmälig die Thür des Ausschusses öffnen. Auch sie werden berufen werden, einen gerechten und billigen Antheil an den Vortheilen zu genießen, die aus dem Beifalle hervorgehen, den die Erzeugnisse unserer Manufactur erhalten, ein Beifall, zu dem sie beigetragen haben, und der sich nur durch das gute Einverständniß und durch den fruchtbaren Wetteifer, der, wir zweifeln nicht daran, unter den Mitgliedern des Ausschusses bestehen wird, vermehren kann.

Auszug aus den Bestimmungen in Bezug auf den berathenden Ausschuß, der aus einem Präsidenten (dem Herrn der Fabrik), — einem Vicepräsidenten, — einem Secretair — und vierzehn Mitgliedern, — von denen vier Werkführer, — und zehn aus den einsichtsvollsten Arbeitern in einem jedem Fache gewählt, besteht.

Art. 6. Drei sich vereinigende Mitglieder sollen das Recht haben, die Aufnahme eines neuen Mitgliedes vorzuschlagen, dessen Name angeschlagen wird, damit in der nächsten Sitzung die Berathung über seine Aufnahme statt findet. Diese Aufnahme wird ausgesprochen, wenn das vorgeschlagene Mitglied in geheimer Abstimmung zwei Drittel der Stimmen der anwesenden Mitglieder erlangt hat.

Art. 7. Der Ausschuß wird sich in seinen wöchentlichen Sitzungen mit Folgendem beschäftigen:

1) Mit Aufsuchung der Mittel, um den Schwierigkeiten abzuhelfen, die täglich bei der Fabrication vorkommen.

die ihnen aber gern zugestanden werden, und deren sie Alle einst theilhaftig werden können.

Wir können versichern, daß der ehrenwerthe Fabrikherr, von dem wir reden, schon von der vierten Sitzung dieses berathenden Comités an, durch den an die praktischen Kenntnisse seiner Arbeiter ergangenen Aufruf bereits ein solches Resultat erlangte, daß er den Nutzen, der sowohl durch Ersparungen, als auch durch Ver-

---

2) Hat er die besten und mindest kostspieligen Mittel vorzuschlagen, um die ausschließlich nur für die überseeischen Länder bestimmten Fabricate herzustellen, und so auf eine wirksame Weise, durch die Vorzüge unserer Zusammensetzung, die ausländische Concurrenz zu besiegen.

3) Mit den Mitteln, um zu der größten Ersparniß in der Verwendung der Stoffe zu gelangen, ohne der Dauerhaftigkeit und der Güte der fabricirten Gegenstände zu schaden.

4) Hat er Vorschläge auszuarbeiten und zu verhandeln, die von dem Präsidenten oder den verschiedenen Mitgliedern des Ausschusses vorgelegt werden, und die Bezug auf Verbesserungen oder Vervollkommnungen der Fabrication haben.

5) Endlich, den Preis der Arbeit in ein Verhältniß mit dem wahren Werthe der verfertigten Gegenstände zu stellen.

Wir fügen hinzu, daß nach den Mittheilungen, die Herr *** so gefällig gewesen ist, uns zu geben, der Antheil des Nutzens von jedem seiner Arbeiter (außer ihrem gewöhnlichen Lohne) zum Mindesten dreihundert bis dreihundert und fünfzig Franken jährlich sein würde. Wir bedauern unendlich, daß bescheidene Bedenklichkeiten uns nicht erlauben, hier den eben so ehrenwerthen, als geehrten Namen des wackeren Mannes zu nennen, der diese großmüthige Einrichtung getroffen hat.

vollkommnung des Fabricats erzielt wurde; auf ungefähr 30,000 Franken jährlich anschlagen konnte.

Wiederholen wir jetzt kurz:

In jedem Industriezweige giebt es dreierlei Kräfte, dreierlei wirkende, dreierlei ausführende Wesen, deren Rechte in gleichem Maße zu beachten sind; nämlich:

Den Capitalisten, welcher das Geld hergiebt, den sachkundigen Mann, welcher die Ausführung der Arbeit leitet, und den Arbeiter, welcher sie vollbringt.

Bis jetzt hat der Arbeiter nur einen sehr geringen, für seine Bedürfnisse unzulänglichen Antheil gehabt; wäre es nicht gerecht, menschlich, ihn direkt oder indirekt besser zu belohnen, entweder indem man sein Wohlbefinden durch Association erleichtert, oder indem man ihm einen Antheil von dem Vortheil zugesteht, den man zum Theil seinen Arbeitern verdankt?

Wollen wir auch annehmen, daß, wenn die Geschäfte schlechter gehen und, bei der Concurrenz ohne Maß und Ziel, diese Vermehrung des Lohnes den Antheil des Capitalisten und des Fabrikherrn um etwas verringern müßte, so würden diese nicht nur großmüthig und als billig denkende Menschen handeln, sondern auch ihren Vortheil im Auge haben, indem sie ihr Vermögen, ihre Fabriken vor jeder Zerstörung schützten, weil sie den Arbeitern jeden rechtmäßigen Vorwand zu Unruhen, schmerzlichen und gerechten Klagen entzogen hätten.

Mit einem Wort, diejenigen erscheinen uns immer besonders weise ... welche ihre Güter gegen eine Feuersbrunst versichern.

. . . .

Wir haben schon gesagt, Herr Hardy und Herr von Blessac waren in der Fabrik angekommen.

Ein wenig später sah man aus der Ferne, von Paris her, einen bescheidenen kleinen Fiaker auch den Weg nach der Fabrik einschlagen.

In diesem Fiaker befand sich Rodin.

———————

XIV.

Offenbarungen.

Während Angelica und Agricol das Gemeinde-Haus besuchten, war die Bande der Wölfe, welche sich auf ihrem Wege durch die Stammgäste der Wirthshäuser vergrößerte, fortwährend gegen die Fabrik herangezogen, nach welcher sich auch langsam die Miethkutsche hinbewegte, die Herrn Robin von Paris herführte.

Als Herr Hardy mit seinem Freunde, Herrn von Blessac, aus dem Wagen gestiegen, war er in den Salon des Hauses getreten, das er neben der Fabrik bewohnte.

Zum Verstehen des folgenden Auftrittes sind einige Worte über Herrn Hardy unentbehrlich.

Herr Hardy war von mittlerem, elegantem und schmächtigem Wuchse, was eine durchaus nervöse und gefühlvolle Natur andeutete. Seine Stirn war breit und offen, seine Gesichtsfarbe bleich, seine schwarzen Augen zu gleicher Zeit voller Sanftmuth und Scharf-

sinn, seine Züge außerordentlich bieder, geistreich und anziehend.

Ein einziges Wort wird den Charakter des Herrn Hardy schildern: seine Mutter nannte ihn die Sinnpflanze (Sensitive); er gehörte in der That zu jenen Wesen, welche mit einer außerordentlich feinen und zarten Organisation begabt, eben so hingebend, eben so liebend, als edel und großmüthig, aber dabei auch so empfindlich sind, daß sie sich bei der geringsten rohen Berührung in sich selbst zusammen ziehen.

Wenn man zu dieser außerordentlichen Empfindsamkeit eine leidenschaftliche Liebe für die Künste, einen hohen Verstand, einen wahrhaft auserlesenen, geläuterten Geschmack hinzufügt, und man an die tausend Täuschungen oder zahllosen Betrügereien denkt, deren Opfer er in seiner Laufbahn als Fabrikant hat sein müssen, so wird man kaum begreifen, daß dieses so zarte und liebende Herz nicht tausend Mal in dem beständigen Kampfe gegen die unbarmherzigsten Interessen gebrochen ist.

Genöthigt, den Stand eines Fabrikanten zu erwählen, um das Geschäft in Ehren zu erhalten, welches ihm sein Vater, ein Muster von Biederkeit und Rechtschaffenheit, in Folge der Ereignisse des Jahres 1815, ein wenig verwickelt hinterlassen, hatte Herr Hardy in der That viel gelitten; durch Thätigkeit und Fähigkeit war es ihm gelungen, eine der ehrenvollsten Stellungen unter den Fabrikanten zu erlangen; aber welche

schmählichen Neckereien hatte er zu erdulden, welche unredliche Concurrenz hatte er zu bekämpfen, welche gehässige Rivalitäten zu ermüden, um dieses Ziel zu erreichen!

Empfindlich, wie er war, wäre Herr Hardy tausend Mal diesen grausamen und häufigen Anfällen von schmerzlicher Empörung gegen die Gemeinheit bitterer Auflehnung, gegen die Unrechtlichkeit unterlegen, ohne die weise und feste Unterstützung seiner Mutter; sobald er nach einem Tage mühseligen Kampfes oder abscheulicher Enttäuschung zu ihr zurückgekehrt war, befand er sich plötzlich in einer, eine so wohlthuende Reinheit, eine so strahlende Heiterkeit athmenden Atmosphäre, daß sich fast augenblicklich die Erinnerung an das Schändliche und Ehrlose verlor, das ihn im Laufe des Tages auf eine so grausame Weise verletzt hatte; die Wunden seines Herzens schlossen sich bei der bloßen Berührung mit dieser erhabenen und schönen Seele. Die Liebe des Herrn Hardy für seine Mutter war demnach auch eine Vergötterung. Als er sie verlor, empfand er daher jenen ruhigen und unendlichen Schmerz, gleich dem Gram, der niemals endigt, der einen Theil unseres Lebens selbst ausmacht, und der zuweilen sogar seine Tage schwermüthiger Freude hat.

Kurze Zeit nach diesem schrecklichen Unglücke schloß sich Herr Hardy noch enger an seine Arbeiter an; er war immer gerecht und gütig gegen sie gewesen; aber trotz der Stelle, welche seine Mutter für immer in

seinem Herzen leer lassen mußte, fühlte er doch eine so zu sagen zunehmende Liebe, und er empfand um so mehr das Bedürfniß, um sich herum glückliche Leute zu sehen, je mehr er litt; bald dienten die wunderbaren Verbesserungen, welche er in dem physischen und moralischen Wohlsein aller derer, die ihn umgaben, nicht zur Zerstreuung, sondern zur Beschäftigung seines Schmerzes. Nach und nach entfernte er sich demnach auch von der Welt, und sein ganzes Leben beschränkte sich auf drei Neigungen: auf eine aufrichtige und glühende Liebe, gleich einer letzten Liebe, auf eine zärtliche und sich aufopfernde Freundschaft, wie die, welche so zu sagen alle früheren Freundschaften in sich schließt, und eine väterliche Anhänglichkeit an seine Arbeiter...

Seine Tage verflossen daher mitten in dieser kleinen Welt voll Dankbarkeit und Achtung gegen ihn, eine Welt, die er so zu sagen nach seinem Bilde geschaffen hatte, um darin eine Zufluchtsstätte gegen die schmerzliche Wirklichkeit zu finden, vor welcher er einen Abscheu hatte, und sich so mit guten, verständigen und glücklichen Wesen zu umgeben, die fähig waren, allen den edlen Gedanken zu entsprechen, welche ihm so zu sagen immer mehr ein Lebensbedürfniß wurden.

Im Besitze eines aufrichtigen Freundes, einer seiner Liebe würdigen Geliebten, und der leidenschaftlichen Anhänglichkeit seiner Arbeiter gewiß, hatte demnach Herr Hardy, nach gar manchem Kummer in das reifere Alter getreten, zur Zeit dieser Erzählung alle die Glück-

seligkeit erlangt, auf welche er seit dem Tode seiner Mutter Anspruch machen konnte.

. . . .

Herr von Blessac, der vertraute Freund des Herrn Hardy, war lange Zeit dieser rührenden und brüderlichen Freundschaft würdig gewesen; aber man hat gesehen, durch welches teuflische Mittel es dem Pater d'Aigrigny und Rodin gelungen war, aus dem bis dahin rechtschaffenen und aufrichtigen Herrn von Blessac das Werkzeug ihrer Umtriebe zu machen.

Die beiden Freunde, welche während der Reise die schneidende Heftigkeit des Nordwindes ein wenig empfunden hatten, wärmten sich bei einem guten, in dem kleinen Salon des Herrn Hardy angezündeten Feuer.

— Ah! mein lieber Marcell, ich fange wirklich an, alt zu werden, — sagte Herr Hardy lächelnd, indem er sich an Herrn von Blessac wandte, — ich empfinde immer mehr das Bedürfniß, nach Hause zurückzukehren . . . Aus meinen Gewohnheiten herauszutreten, wird mir wirklich beschwerlich, und ich verwünsche Alles, was mich nöthigt, diesen glücklichen kleinen Winkel der Erde zu verlassen.

— Und wenn ich bedenke, — antwortete Herr von Blessac, indem er sich nicht enthalten konnte, leicht zu erröthen, — wenn ich bedenke, mein Freund, daß Sie meinetwegen vor einiger Zeit jene lange Reise unternommen haben! ...

— Nun! ... mein lieber Marcell, haben Sie mich

nicht auch bei einem Ausfluge begleitet, welcher ohne Sie eben so langweilig gewesen wäre, als er nun angenehm war?

— Welcher Unterschied, mein Freund! ich habe gegen Sie eine Schuld contrahirt, deren ich mich nie auf eine würdige Weise werde entledigen können.

— Gehen Sie doch! mein guter Marcell, ... giebt es etwa unter uns einen Unterschied zwischen dem Dein und Mein? Ist es da, wo wirkliche Zuneigung stattfindet, nicht eben so süß, eben so wohlthuend, zu geben, als zu empfangen?

— Edles Herz ... edles Herz!

— Sagen Sie: glückliches Herz ... o! ja, sehr glücklich durch die letzten Neigungen, für die es schlägt ...

— Und wer, großer Gott! würde hienieden das Glück verdienen ... wenn Sie es nicht sind, mein Freund?

— Wem verdanke ich dieses Glück? Jenem Wohlwollen, das ich bereit gefunden habe, mich aufrecht zu erhalten, als ich mich, der Stütze meiner Mutter beraubt, die meine ganze Kraft war, ich gestehe meine Schwäche, fast unfähig gefühlt hätte, die Widerwärtigkeiten zu ertragen.

— Sie, mein Freund, mit so festem, so entschlossenem Charakter, das Gute zu thun, Sie, den ich mit eben so vieler Energie als Muth habe kämpfen

sehen, um den Sieg einer ehrenvollen und billigen Idee herbeizuführen?

— Ja, aber je weiter ich in meiner Laufbahn komme, desto mehr Widerwillen verursacht mir das Häßliche, das Schimpfliche, und desto weniger fühle ich mich stark, ihm die Spitze zu bieten.

— Wenn es sein müßte, so würden Sie mehr Muth haben, mein Freund.

— Mein guter Marcell, — erwiederte Herr Hardy mit einer sanften und unterdrückten Gemüthsbewegung, — sehr oft habe ich Ihnen gesagt: — Mein Muth war meine Mutter, — sehen Sie, Freund, wenn ich mit zerrissenem Herzen über irgend eine abscheuliche Undankbarkeit, oder empört über irgend eine schändliche Betrügerei zu ihr kam, und sie, indem sie meine beiden Hände zwischen ihre ehrwürdigen Hände nahm, mit ihrer zärtlichen und ernsten Stimme zu mir sagte: — Mein liebes Kind, an den Undankbaren und Schelmen ist es, betrübt zu sein; bedauern wir die Boshaften, vergessen wir das Schlechte; denken wir nur an das Gute.... — Dann, Freund, erheiterte sich mein schmerzlich beklommenes Herz bei dem heiligen Einflusse dieser mütterlichen Worte, und täglich fand ich bei ihr die nothwendige Kraft, um am folgenden Tage einen grausamen Kampf gegen die traurigen, unabwendbaren Pflichten meines Standes von Neuem zu beginnen: glücklicher Weise hat Gott gewollt, daß ich, nachdem ich diese geliebte Mutter verloren, mein Leben an Ihre

Freundschaft habe anschließen können, ohne die, ich gestehe es, ich mich schwach und entwaffnet fühlen würde; denn, Marcell, Sie vermögen sich keinen Begriff von der Stütze, von der Kraft zu machen, die ich in Ihrer Freundschaft finde.

— Sprechen wir nicht von mir, mein Freund, — erwiederte Herr von Blessac, indem er seine Verlegenheit verbarg. — Sprechen wir von einer anderen, fast eben so süßen und zärtlichen Liebe, als die einer Mutter.

— Ich verstehe Sie, mein guter Marcell, — erwiederte Herr Hardy, — ich habe Ihnen nichts verhehlen können, da ich bei einem sehr bedenklichen Umstande meine Zuflucht zu dem Rathe Ihrer Freundschaft genommen habe ... Nun denn! ja ... ich glaube, daß jeder Tag meines Lebens meine Verehrung für diese Frau noch vermehrt, die einzige, welche ich leidenschaftlich geliebt habe, die einzige, welche ich jetzt für immer lieben werde ... und dann endlich ... muß ich Ihnen Alles sagen ... meine Mutter, die nicht wußte, was Margarethe für mich wär, hat sie mir so oft gelobt, daß diese Liebe in meinen Augen fast geheiligt wurde.

— Und dann findet eine so außerordentliche Uebereinstimmung zwischen dem Charakter der Frau von Noisy und dem Ihrigen statt, mein Freund ... ihre Vergötterung für ihre Mutter besonders!

— Das ist wahr, Marcell, diese Verleugnung Mar-

garethens hat oft meine Bewunderung und meinen Kummer ausgemacht... Wie manches Mal hat sie mir mit ihrer gewohnten Offenherzigkeit gesagt: — Ich habe Ihnen Alles geopfert, aber ich würde Sie meiner Mutter opfern.

— Gott sei Dank! mein Freund, Sie werden niemals zu fürchten haben, Frau von Noisy diesem grausamen Kampfe ausgesetzt zu sehen... Wie Sie mir gesagt, hat ihre Mutter seit langer Zeit auf den Gedanken verzichtet, nach Amerika zurückzukehren, wo Herr von Noisy, vollkommen gleichgiltig gegen seine Frau, für immer gefesselt zu sein scheint... Durch die verschwiegene Treue jener vortrefflichen Frau, die Margarethen erzogen hat, ist Eure Liebe mit dem größten Geheimnisse umgeben;... wer könnte sie jetzt stören?

— Nichts! o nichts... — rief Herr Hardy aus, — ich habe sogar beinahe Bürgschaft für ihre Dauer...

— Was wollen Sie damit sagen,... mein Freund?...

— Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen mittheilen darf...

— Bin ich unbescheiden gewesen ... mein Freund?...

— Sie, mein guter Marcell,... können Sie es denken? — sagte Herr Hardy in einem Tone freundschaftlichen Vorwurfes, — nein;... das kommt daher, weil ich Ihnen mein Glück nicht gern eher erzähle, als bis es vollständig ist,... und es mangelt noch etwas an der Gewißheit gewisser entzückender Pläne...

Ein Diener, der in diesem Augenblicke eintrat, sagte zu Herrn Hardy:

— Es ist ein alter Herr da, der Sie wegen sehr dringender Angelegenheiten zu sprechen wünscht ...

— Schön! ... — sagte Herr Hardy ein wenig unwillig. — Sie erlauben, mein Freund? ... — Dann auf eine Bewegung, welche Herr von Blessac machte, um sich in ein benachbartes Zimmer zurückzuziehen, begann Herr Hardy wieder lächelnd: — Nein, nein, bleiben Sie ... Ihre Gegenwart wird die Unterredung beschleunigen.

— Wenn es sich aber um Geschäfte handelt, mein Freund?

— Sie wissen, ich mache dieselben offen ... Indem er sich hierauf an den Diener wandte, sagte er: — Bittet diesen Herrn, einzutreten.

— Der Postillon fragt, ob er gehen könne? — sagte der Diener.

— Nein, gewiß nicht, er soll Herrn von Blessac nach Paris zurückfahren, er mag warten.

Der Bediente verließ das Zimmer, und kehrte sogleich wieder zurück, indem er Rodin einführte, den Herr von Blessac nicht kannte, da sein Verrath durch einen andern Vermittler unterhandelt worden war.

— Herr Hardy? — sagte Rodin, indem er ehrerbietig grüßte, und die beiden Freunde der Reihe nach mit den Augen befragte.

— Das bin ich, mein Herr, was wünschen Sie? — antwortete der Fabrikant auf eine wohlwollende Weise; bei dem Anblicke dieses alten, demüthigen und schlecht

gekleideten Mannes erwartete er eine Bitte um Unterstützung.

— Herr ... Franz Hardy? — wiederholte Rodin, als ob er sich nochmals hätte versichern wollen, daß es wirklich die Person sei, die er suche.

— Ich habe die Ehre gehabt Ihnen zu sagen, daß ich es bin, mein Herr ...

— Ich hätte Ihnen eine geheime Mittheilung zu machen, mein Herr, — sagte Rodin.

— Sie können sprechen! ... Der Herr ist mein Freund, — sagte Herr Hardy, indem er auf Herrn von Blessac deutete.

— Aber ... ich wünschte ... mit Ihnen allein zu sprechen, mein Herr, — erwiederte Rodin.

Herr von Blessac wollte sich entfernen, als Herr Hardy ihn durch einen Blick zurückhielt, und in der Besorgniß, daß die Gegenwart eines Dritten ihn verletzen möchte, wenn er um ein Almosen zu bitten hätte, gütig zu Rodin sagte:

— Erlauben Sie mir Sie zu fragen, mein Herr, ob es Sie oder mich betrifft, weshalb Sie das Geheimniß dieser Unterredung wünschen?

— Wegen Ihrer, ... mein Herr, ... durchaus Ihretwegen, antwortete Rodin.

— Dann, mein Herr, — sagte Herr Hardy ziemlich erstaunt, — dann können Sie reden, ... ich habe vor diesem Herrn keine Geheimnisse ...

Nach einem Augenblicke des Schweigens begann Rodin wieder, indem er sich an Herrn Hardy wandte:

— Ich weiß, mein Herr, ... daß Sie des vielen Guten, das man von Ihnen sagt, würdig sind, ... und Sie als solcher ... die Theilnahme aller rechtschaffenen Leute verdienen.

— Ich hoffe es, mein Herr.

— Nun denn, als rechtschaffener Mann komme ich, Ihnen einen Dienst zu erweisen.

— Und dieser Dienst ... mein Herr?

— Ich komme, um Ihnen einen schändlichen Verrath zu entschleiern ... dessen Opfer Sie gewesen sind.

— Ich glaube, daß Sie sich irren, mein Herr.

— Ich habe die Beweise dessen, was ich behaupte.

— Die Beweise?

— Die schriftlichen Beweise des Verrathes ... den ich zu entschleiern komme ... ich habe sie hier, — antwortete Rodin; — mit einem Worte, ein Mann, den Sie für Ihren Freund gehalten haben ... hat Sie auf eine schändliche Weise betrogen, mein Herr.

— Und der Name dieses Mannes?

— Herr Marcell von Blessac, — sagte Rodin.

Bei diesen Worten erbebte Herr von Blessac, wurde leichenblaß und war wie vernichtet.

Kaum vermochte er mit stockender Stimme zu murmeln:

— Mein Herr ...

Ohne seinen Freund anzublicken, ohne seine entsetz-

liche Verwirrung gewahr zu werden, ergriff ihn Herr Hardy bei der Hand und sagte rasch zu ihm: — Still! ... mein Freund.

Dann, sich mit vor Empörung funkelnden Augen an Rodin wendend, der nicht aufgehört hatte, ihm in's Gesicht zu sehen, sagte er mit einer Miene vernichtender Verachtung zu ihm:

— Ah! ... Sie beschuldigen Herrn von Blessac?

— Ich beschuldige ihn, — antwortete Rodin ohne Umschweife.

— Kennen Sie ihn?

— Ich habe ihn niemals gesehen ...

— Und was werfen Sie ihm vor? ... Und wie wagen Sie zu sagen, daß er mich verrathen hat?

— Zwei Worte, mein Herr, — sagte Rodin mit einer Gemüthsbewegung, die er kaum zu unterdrücken schien, — muß ein Ehrenmann, der einen andern Ehrenmann auf dem Punkte sieht, ermordet zu werden, muß er, ja oder nein, Mörder schreien?

— Ja, mein Herr; aber welche Beziehung? ...

— In meinen Augen, mein Herr, sind gewisse Verräthereien eben so strafbar, als Mord ... und ich komme, um mich zwischen den Henker und das Opfer zu stellen ...

— Den Henker? das Opfer? — sagte Herr Hardy mit wachsendem Erstaunen.

— Sie kennen ohne Zweifel die Handschrift des Herrn von Blessac? — sagte Rodin.

— Ja, mein Herr ...

— So lesen Sie denn dieses ...

Und Rodin zog einen Brief aus der Tasche, den er Herrn Hardy überreichte.

Nun erst, und zum ersten Male, die Augen auf Herrn von Blessac werfend, ... wich der Fabrikant ... entsetzt über die Todesblässe dieses Mannes, um einen Schritt zurück, der, vor Scham vernichtet, kein Wort fand, denn er besaß doch nicht die freche Schamlosigkeit, seinen Verrath zu leugnen.

— Marcell! — rief Herr Hardy mit Entsetzen und mit durch diesen unerwarteten Schlag entstellten Zügen aus, — Marcell! ... wie bleich Sie sind! ... Sie antworten nicht?

— Marcell! ... Sie sind Herr von Blessac! — rief Rodin aus, indem er ein schmerzliches Erstaunen heuchelte, — ah! mein Herr ... wenn ich gewußt hätte ...

— Aber, Sie verstehen diesen Mann also nicht, Marcell? — rief Herr Hardy aus. — Er sagt, daß Sie mich auf eine schändliche Weise verrathen haben ...

Und er ergriff die Hand des Herrn von Blessac.

Diese Hand war eisig.

— O! mein Gott! ... mein Gott! ... — sagte Herr Hardy, indem er mit Entsetzen zurückwich. — Er antwortet nichts ... nichts ...

— Da ich mich dem Herrn von Blessac gegenüber befinde, — begann Rodin wieder, — so bin ich genöthigt ihn zu fragen, ob er zu leugnen wagt, mehrere

Briefe nach der Straße du **Milieu des Ursins** in Paris, unter einem Couvert an Herrn Rodin, gerichtet zu haben?

Herr von Blessac blieb stumm.

Herr Hardy, der noch nicht an das glauben wollte, was er sah, was er hörte, öffnete krampfhaft den Brief, den ihm Rodin so eben übergeben hatte, und las einige Zeilen davon ... indem er hier und da sein Lesen mit Ausrufungen untermischte, welche seine schmerzliche Bestürzung schilderten.

Er hatte nicht nöthig, den Brief auszulesen, um sich von dem abscheulichen Verrathe des Herrn von Blessac zu überzeugen.

Herr Hardy wankte, einen Augenblick lang verließen ihn seine Sinne ... bei dieser schrecklichen Entdeckung fühlte er sich von einem Schwindel ergriffen, der Kopf schwindelte ihm bei dem ersten Blicke, den er in diesen Abgrund von Schändlichkeit warf. Der abscheuliche Brief entfiel seinen zitternden Händen.

Aber bald, indem die Empörung, der Zorn, die Verachtung dieser Niedergeschlagenheit folgten, stürzte er bleich und entsetzlich auf Blessac zu:

— Elender!! ... — rief er aus, indem er eine drohende Geberde machte.

Dann, in dem Augenblicke, als er zuschlagen wollte, inne haltend, sagte er mit einer entsetzlichen Ruhe:

— Nein, ... das hieße meine Hand besudeln ... Und er fügte hinzu, indem er sich an Rodin wandte,

der rasch herbeigeschritten war, um sich in's Mittel zu legen:

— Nicht die Wange eines Niederträchtigen will ich ohrfeigen ... Ihre biedere Hand muß ich drücken, mein Herr, ... denn Sie haben den Muth gehabt, einen Verräther und einen Schändlichen zu entlarven.

— Mein Herr! — rief Herr von Blessac außer sich vor Scham aus, — befehlen Sie über mich ... und ...

Er vermochte nicht, auszusprechen.

Ein Geräusch von Stimmen erscholl hinter der Thür, die sich gewaltsam öffnete, und eine bejahrte Frau trat trotz der Anstrengungen eines Dieners ein, indem sie mit stockender Stimme sagte:

— Ich sage Ihnen, daß ich Ihren Herrn auf der Stelle sprechen muß ...

Bei dieser Stimme, bei dem Anblicke dieser bleichen, entstellten, in Thränen zerfließenden Frau, wich Herr Hardy, Herrn von Blessac, Rodin und den schändlichen Verrath vergessend, um einen Schritt zurück, indem er ausrief:

— Madame Duparc! Sie hier! ... was giebt es?

— Ach! mein Herr ... ein großes Unglück ...

— Margarethe! ... — rief Herr Hardy mit einer herzzerreißenden Stimme aus ...

— Sie ist abgereist! ... mein Herr ...

— Abgereist! ... — erwiederte Herr Hardy eben so bestürzt, als ob der Blitz vor seinen Füßen eingeschlagen hätte.

— Margarethe ist abgereist! — wiederholte er.

— Alles ist entdeckt. Ihre Mutter hat sie vor drei Tagen fortgeführt! — sagte die arme Frau mit erlöschender Stimme.

— Abgereist ... Margarethe ... das ist nicht wahr! Man betrügt mich ... — rief Herr Hardy aus.

Und ohne auf etwas zu hören, außer sich, entsetzt, stürzte er aus seinem Hause, eilte nach dem Schoppen, und in seinen Wagen springend, der, mit Postpferden bespannt, Herrn von Blessac erwartete, sagte er zu dem Postillon:

Nach Paris, in vollem Galopp! ...

. . . .

In dem Augenblicke, wo der Wagen, rasch wie der Blitz, nach Paris dahinfuhr, trug der ziemlich heftige Wind den fernen Klang des Kriegsgesanges der Wölfe herbei, die in aller Eile gegen die Fabrik heranzogen.

XV.

Der Angriff.

Als Herr Hardy die Fabrik verlassen hatte, ging Rodin, der außerdem dieses plötzliche Fortgehen nicht erwartet hatte, wieder langsam nach seiner Miethkutsche; aber plötzlich blieb er einen Augenblick lang stehen, und erbebte vor Vergnügen und Ueberraschung, als er in einiger Entfernung den Marschall Simon und seinen Vater auf eine der Alleen des Gemeinde-Hauses zuschreiten sah, denn ein zufälliger Umstand hatte bis dahin die Unterredung des Vaters und des Sohnes verzögert.

— Sehr schön! — sagte Rodin, — immer besser; jetzt, vorausgesetzt, daß mein Mann diese kleine Rosa-Pompon ausgehoben und bestimmt hat! ...

Und Rodin beeilte sich, seinen Wagen wieder zu erreichen.

In diesem Augenblicke trug der fortwährend wehende Wind den weit näheren Klang vom Kriegsgesange der Wölfe bis an das Ohr des Jesuiten.

Nachdem er einen Augenblick lang aufmerksam auf

dieses ferne Getümmel, mit dem Fuße auf dem Wagentritte, gehorcht, sagte Rodin, indem er sich in den Wagen setzte:

— In diesem Augenblicke ahnet der würdige Josua van Daël in Java gewiß nicht, daß in diesem Momente seine Forderungen an den Baron Tripeaud auf dem Punkte stehen, vortrefflich zu werden.

Und die Miethkutsche schlug wieder den Weg nach dem Thore ein.

. . . .

— Mehrere Arbeiter hatten in dem Augenblicke, als sie sich nach Paris begeben wollten, um die Antwort ihrer Kameraden auf andere, in Bezug auf geheime Gesellschaften ihnen gemachte Vorschläge zu überbringen, mit dem Vater des Marschalls Simon allein sprechen müssen; daher rührte die Verzögerung der Unterredung mit seinem Sohne.

Der alte Arbeiter, ältester Werkführer der Fabrik, bewohnte zwei schöne, in dem Erdgeschosse am Ende eines der Flügel des Gemeinde-Hauses gelegene Zimmer; ein kleiner Garten von ungefähr vierzig Klaftern, den er zum Vergnügen bebauete, erstreckte sich unter den Fenstern hin. Da die Glasthür, welche nach diesen Beeten führte, offen geblieben war, so drangen die bereits warmen Strahlen der Märzsonne in diese bescheidene Wohnung, in welche so eben der Arbeiter im Kittel und der Marschall von Frankreich in seiner Staats-Uniform eingetreten waren.

Jetzt sagte der Marschall, indem er die Hände seines Vaters in die seinigen schloß, mit einer so tief bewegten Stimme, daß der Greis darüber erbebte:

— Ich bin sehr unglücklich ... mein Vater.

Und ein schmerzlicher, bis dahin unterdrückter Ausdruck verfinsterte plötzlich die edlen Züge des Marschalls.

— Du ... unglücklich? — rief der Vater Simon besorgt aus, indem er noch näher trat.

— Ich werde Ihnen Alles sagen, mein Vater ... — antwortete der Marschall mit bewegter Stimme, — denn ich bedarf des Rathes Ihrer unerschütterlichen Rechtlichkeit.

— In Sachen der Ehre, der Biederkeit, hast Du von Niemandem Rath zu begehren!

— Doch, mein Vater ... Sie allein können mich aus einer Ungewißheit reißen, die für mich eine grausame Marter ist.

— Erkläre Dich ... ich beschwöre Dich.

— Seit einigen Tagen erscheinen mir meine Töchter gezwungen, tiefsinnig. Während der ersten Zeit unserer Vereinigung waren sie ausgelassen vor Freude und Glück ... Plötzlich hat sich das geändert; sie werden immer betrübter ... Noch gestern habe ich sie mit Thränen in den Augen überrascht; da habe ich sie ganz erschüttert an meine Brust gedrückt, indem ich sie inständig bat, mir ihren Kummer zu sagen ... Ohne

mir zu antworten, haben sie ihre Arme um meinen Hals geschlungen, und mein Gesicht mit Thränen bedeckt.

— Das ist sonderbar! ... aber welcher Ursache soll man diese Veränderung zuschreiben?

— Zuweilen fürchte ich, ihnen den Schmerz nicht vorsichtig genug verheimlicht zu haben, den mir der Tod ihrer Mutter verursacht ... und diese armen Engel betrüben sich, weil sie sehen, daß sie für mein Glück nicht ausreichend sind. Dennoch, wie unerklärlich, scheinen sie meinen Schmerz nicht allein zu begreifen, sondern ihn auch noch zu theilen ... Noch gestern sagte Blanca zu mir: — Wie würden wir Alle noch weit glücklicher sein, wenn unsere Mutter bei uns wäre! ...

— Sie theilen Deinen Schmerz, sie können Dir ihn also nicht zum Vorwurfe machen ... Darin liegt die Ursache ihres Kummers nicht.

— Das sage ich mir auch, mein Vater; aber welches ist sie dann? Meine Vernunft erschöpft sich vergebens, sie aufzusuchen. Was soll ich Ihnen sagen? Zuweilen gehe ich so weit, mir einzubilden, daß irgend ein böser Dämon sich zwischen mich und meine Kinder gestellt hat ... Dieser Gedanke ist albern, abgeschmackt, ich weiß es; aber, was wollen Sie? ... wenn vernünftige Gründe uns fehlen, so giebt man sich am Ende den sinnlosesten Vermuthungen hin.

— Wer kann sich zwischen Dich und Deine Töchter stellen wollen?

— Niemand ... ich weiß es.

Jetzt sagte der Marschall, indem er die Hände seines Vaters in die seinigen schloß, mit einer so tief bewegten Stimme, daß der Greis darüber erbebte:

— Ich bin sehr unglücklich ... mein Vater.

Und ein schmerzlicher, bis dahin unterdrückter Ausdruck verfinsterte plötzlich die edlen Züge des Marschalls.

— Du ... unglücklich? — rief der Vater Simon besorgt aus, indem er noch näher trat.

— Ich werde Ihnen Alles sagen, mein Vater ... — antwortete der Marschall mit bewegter Stimme, — denn ich bedarf des Rathes Ihrer unerschütterlichen Rechtlichkeit.

— In Sachen der Ehre, der Biederkeit, hast Du von Niemandem Rath zu begehren!

— Doch, mein Vater ... Sie allein können mich aus einer Ungewißheit reißen, die für mich eine grausame Marter ist.

— Erkläre Dich ... ich beschwöre Dich.

— Seit einigen Tagen erscheinen mir meine Töchter gezwungen, tiefsinnig. Während der ersten Zeit unserer Vereinigung waren sie ausgelassen vor Freude und Glück ... Plötzlich hat sich das geändert; sie werden immer betrübter ... Noch gestern habe ich sie mit Thränen in den Augen überrascht; da habe ich sie ganz erschüttert an meine Brust gedrückt, indem ich sie inständig bat, mir ihren Kummer zu sagen ... Ohne

mir zu antworten, haben sie ihre Arme um meinen Hals geschlungen, und mein Gesicht mit Thränen bedeckt.

— Das ist sonderbar! ... aber welcher Ursache soll man diese Veränderung zuschreiben?

— Zuweilen fürchte ich, ihnen den Schmerz nicht vorsichtig genug verheimlicht zu haben, den mir der Tod ihrer Mutter verursacht ... und diese armen Engel betrüben sich, weil sie sehen, daß sie für mein Glück nicht ausreichend sind. Dennoch, wie unerklärlich, scheinen sie meinen Schmerz nicht allein zu begreifen, sondern ihn auch noch zu theilen ... Noch gestern sagte Blanca zu mir: — Wie würden wir Alle noch weit glücklicher sein, wenn unsere Mutter bei uns wäre! ...

— Sie theilen Deinen Schmerz, sie können Dir ihn also nicht zum Vorwurfe machen ... Darin liegt die Ursache ihres Kummers nicht.

— Das sage ich mir auch, mein Vater; aber welches ist sie dann? Meine Vernunft erschöpft sich vergebens, sie aufzusuchen. Was soll ich Ihnen sagen? Zuweilen gehe ich so weit, mir einzubilden, daß irgend ein böser Dämon sich zwischen mich und meine Kinder gestellt hat ... Dieser Gedanke ist albern, abgeschmackt, ich weiß es; aber, was wollen Sie? ... wenn vernünftige Gründe uns fehlen, so giebt man sich am Ende den sinnlosesten Vermuthungen hin.

— Wer kann sich zwischen Dich und Deine Töchter stellen wollen?

— Niemand ... ich weiß es.

— Geh, Peter, — sagte der alte Arbeiter auf eine väterliche Weise, — warte es ab ... fasse Geduld, beaufsichtige, belauere diese armen jungen Herzen mit der Sorgfalt, welche ich an Dir kenne, und ich bin überzeugt, daß Du irgend ein, ohne Zweifel sehr unschuldiges Geheimniß entdecken wirst.

— Ja, — sagte der Marschall, indem er seinen Vater fest anblickte, — ja, aber um dieses Geheimniß zu erforschen, darf ich sie nicht verlassen ...

— Warum wolltest Du sie verlassen? — sagte der Greis, erstaunt über die finstere Miene seines Sohnes, — bist Du jetzt nicht für immer bei ihnen, ... bei mir?

— Wer weiß? — antwortete der Marschall mit einem Seufzer.

— Was sagst Du da?

— Hören Sie zuvörderst alle die Pflichten, mein Vater, welche mich hier zurückhalten; ... Sie sollen nachher diejenigen erfahren, welche mich von Ihnen, von meinen Töchtern und von meinem anderen Kinde entfernen könnten ...

— Welches Kind?

— Der Sohn meines alten Freundes, der indische Prinz ...

— Djalma? was stößt ihm zu ...

— Er entsetzt mich ... mein Vater ...

— Er?

Plötzlich ertönte ein furchtbares, durch einen heftigen

Windstoß herbeigetragenes Geschrei in der Ferne; dieser Lärm war so gewaltig, daß sich der Marschall unterbrach und zu seinem Vater sagte:

— Was ist das?

Nachdem er einen Augenblick auf das dumpfe Geschrei gehorcht, welches schwächer wurde und mit den Windstößen vorüberzog, antwortete der Greis:

— Einige berauschte Barrièren-Sänger, die auf's Land gehen.

— Das glich dem Geschrei einer zahlreichen Menge, — erwiederte der Marschall.

Er und sein Vater horchten von Neuem, der Lärm hatte aufgehört.

— Was sagtest Du mir? — begann der alte Arbeiter wieder, — daß dieser junge Indier Dir Furcht einflöße? Und weshalb?

— Ich habe Ihnen von seiner thörichten und unglückseligen Leidenschaft für Fräulein von Cardoville erzählt, mein Vater.

— Und das ist es, was Dich erschreckt, mein Sohn? — sagte der Greis, indem er seinen Sohn mit Verwunderung anblickte; — Djalma ist erst achtzehn Jahre alt, ... und in diesem Alter vertreibt eine Liebe die andere.

— Wenn es sich um eine gewöhnliche Liebe handelt, ja, mein Vater ... Aber bedenken Sie doch, daß Fräulein von Cardoville, wie Sie wissen, mit einer idealen Schönheit den edelsten, den großmüthigsten Charakter

verbindet ... und daß in Folge verhängnißvoller, o! sehr unglücklich verhängnißvoller Umstände, Djalma den seltenen Werth dieser schönen Seele hat würdigen können.

— Du hast Recht, das ist bedenklicher, als ich dachte.

— Sie haben keinen Begriff, welche Verwüstungen diese Leidenschaft bei diesem feurigen und unbändigen Kinde anrichtet; zuweilen folgen auf seine schmerzliche Niedergeschlagenheit Ausbrüche einer grimmigen Wildheit. Gestern habe ich ihn unversehens mit blutigem Auge, mit vor Wuth zusammengezogenen Zügen überrascht; in einem Anfalle thörichter Wuth durchbohrte er mit Dolchstößen ein Kissen von rothem Tuche, indem er mit keuchender Stimme ausrief: — Ha! ... Blut ... ich habe sein Blut. — Unglücklicher, sagte ich zu ihm, was ist das für ein sinnloser Jähzorn? — Ich tödte den Mann, — antwortete er mir mit einer dumpfen Stimme und einer verwirrten Miene. — So bezeichnet er den Nebenbuhler, den er zu haben glaubt.

— Eine solche Leidenschaft in einem solchen Herzen ... ist in der That etwas Schreckliches, — sagte der Greis.

— Manchmal, — begann der Marschall wieder, — bricht seine Wuth gegen Fräulein von Cardoville aus; manchmal endlich gegen sich selbst. Ich bin genöthigt gewesen, ihm seine Waffen heimlich wegnehmen zu lassen,

denn ein Mann, der mit ihm von Java gekommen, und der ihm sehr ergeben zu sein scheint, hat mir gesagt, daß er ihn in Verdacht habe, an den Selbstmord zu denken.

— Unglückliches Kind! ...

— Nun denn! mein Vater, — sagte der Marschall Simon mit einer unendlichen Bitterkeit, — in dem Momente, wo meine Töchter, wo dieser Adoptiv-Sohn meine ganze Sorgfalt in Anspruch nehmen ... muß ich sie vielleicht morgen verlassen ...

— Sie verlassen?

— Ja ... um einer, vielleicht noch heiligeren Pflicht zu entsprechen, als diejenigen, welche die Freundschaft, die Familie auferlegen, — sagte der Marschall mit einem zugleich so ernsten, so feierlichen Ausdrucke, daß sein Vater tief bewegt ausrief:

— Aber, was ist denn das für eine Pflicht?

— Mein Vater, — sagte der Marschall, nachdem er einen Augenblick in Nachdenken versunken gewesen, — wer hat mich zu dem gemacht, was ich bin? Wer hat mir den Rang als Herzog, den Marschalls-Stab gegeben?

— Napoleon ...

— Ich weiß, daß er für Sie, den strengen Republikaner, alle sein Blendwerk verloren hat, als er aus dem ersten Bürger einer Republik sich zum Kaiser gemacht.

— Ich habe seine Schwäche verwünscht, — sagte

betrübt Vater Simon; — der Halbgott machte sich zum Menschen.

— Aber für mich, mein Vater, für mich, den Soldaten, der ich mich immer an seiner Seite, unter seinen Augen geschlagen habe, für mich, den er von dem niedrigsten Range im Heere zu dem ersten erhoben, für mich, den er mit Wohlthaten, mit Freundschaft überhäuft hat, ist er mehr, als ein Held ... ist er ein Freund gewesen, und es lag in meiner Vergötterung für ihn eben so viel Dankbarkeit, als Bewunderung. Verbannt ... habe ich seine Verbannung theilen wollen; man hat mir diese Gunst verweigert; da habe ich mich verschworen, da habe ich das Schwert gegen diejenigen gezogen, die seinen Sohn der Krone beraubt, welche Frankreich ihm gegeben hatte.

— Und in Deiner Stellung hast Du Recht gethan ... Peter; ... ohne Deine Bewunderung zu theilen, habe ich Deine Dankbarkeit verstanden ... die Pläne der Verbannung, der Verschwörung, ich habe Alles gebilligt ... Du weißt es.

— Nun denn! dieses enterbte Kind, in dessen Namen ich vor siebenzehn Jahren eine Verschwörung angestiftet, ist jetzt fähig, den Degen ... seines Vaters ... zu halten.

— Napoleon II! — rief der Greis aus, indem er seinen Sohn mit einem Erstaunen und einer außerordentlichen Angst anblickte; — der König von Rom!!

— König!! nein, er ist kein König mehr ... Na-

poleon? nein, er heißt nicht mehr Napoleon; sie haben ihm, ich weiß nicht, welchen östreichischen Namen gegeben, ... denn der andere Name machte ihnen Furcht ... Alles macht ihnen Furcht ... Wissen Sie demnach auch, was sie mit dem Sohne des Kaisers machen? ... — begann der Marschall von Neuem mit einer schmerzlichen Ueberspannung, ... — sie martern ihn, ... sie tödten ihn langsam ...

— Wer hat Dir das gesagt? ...

— O! Jemand, der es weiß ... und der die Wahrheit gesagt hat, zu sehr die Wahrheit ... Ja, der Sohn des Kaisers ringt mit allen seinen Kräften gegen einen frühzeitigen Tod; die Augen nach Frankreich gewendet ... wartet er ... wartet er ... und Niemand kommt; ... Niemand ... nein ... Unter allen diesen Männern, die sein Vater eben so groß gemacht hat, als sie klein waren, ... denkt nicht Einer, nein, nicht Einer an dieses gesalbte Kind, das man erstickt, und das stirbt ...

— Und Du ... Du denkst daran ...

— Ja; aber um daran zu denken, habe ich erfahren müssen ... o! um nicht daran zu zweifeln, denn ich habe alle meine Erkundigungen nicht an derselben Quelle eingezogen, habe ich das grausame Schicksal dieses Kindes erfahren müssen ... dem ich auch einen Eid geleistet; ... denn, ich habe es Ihnen erzählt, eines Tages hat der Kaiser, ein stolzer und zärtlicher Vater, indem er es mir in seiner Wiege zeigte, zu mir gesagt:

— Du wirst für den Sohn sein, was Du für den Vater gewesen bist, mein alter Freund; denn wer uns liebt... liebt unser Frankreich...

— Ja... ich weiß es... gar manches Mal hast Du mir diese Worte wiederholt, und wie Du... bin ich gerührt gewesen...

— Nun denn! mein Vater, wenn, unterrichtet über das, was der Sohn des Kaisers leidet, ich gesehen hätte... und mit Gewißheit die augenscheinlichsten Beweise gesehen, daß man mich nicht täusche, wenn ich einen Brief von einer hohen Person am Wiener Hofe gesehen hätte, die einem der Verehrung des Kaisers getreuen Manne die Mittel anböte, mit dem Könige von Rom in Verbindung zu treten... und ihn vielleicht seinen Henkern zu entführen...

— Und dann, — sagte der Arbeiter, indem er seinen Sohn fest anblickte, — wenn Napoleon II. einmal frei ist?...

— Dann!!... — rief der Marschall aus. — Dann sagte er mit einer gedämpften Stimme zu dem Greise: — Sehen Sie, mein Vater, halten Sie Frankreich für gefühllos gegen die Schmach, die es erduldet?... Halten Sie das Andenken an den Kaiser für erloschen? ... Nein, nein, vor allen in diesen Tagen der Erniedrigung ist sein Name für das Vaterland geheiligt und im Stillen angerufen... Was wäre es denn, wenn dieser glorreiche, in seinem Sohne wieder auflebende Name an der Grenze erschiene? Glauben Sie

nicht, daß das Herz von ganz Frankreich für ihn schlagen würde?

— Das ist eine Verschwörung ... gegen die gegenwärtige Regierung ... mit Napoleon II. als Fahne, — erwiederte der Arbeiter; — das ist ernst.

— Ich habe Ihnen gesagt, daß ich sehr unglücklich wäre, mein Vater; nun denn! urtheilen Sie darüber ... — rief der Marschall aus. — Nicht allein frage ich mich, ob ich meine Kinder und Sie verlassen darf, um mich den Zufällen eines so verwegenen Unternehmens auszusetzen; ... sondern ich frage mich auch noch, ob ich nicht gegen die gegenwärtige Regierung verpflichtet bin, die, indem sie meinen Titel und meinen Rang anerkannt, mir gerade keine Gunst bewilligt, ... mir aber am Ende hat Gerechtigkeit widerfahren lassen ... Was soll ich thun?

— Alles das verlassen, was ich liebe, oder gefühllos bei den Martern des Kaisersohnes bleiben ... des Kaisers, dem ich Alles verdanke ... dem ich persönlich Treue geschworen habe, sowohl gegen ihn, als gegen sein Kind? Darf ich diese einzige Gelegenheit, ihn vielleicht zu retten, verlieren, oder soll ich mich vielmehr für ihn verschwören; ... sagen Sie mir, ob ich das übertreibe, was ich dem Gedächtnisse des Kaisers schuldig bin? ... Sagen Sie, mein Vater, entscheiden Sie; eine ganze schlaflose Nacht hindurch habe ich mich bemüht, mitten in dem Chaos die von der Ehre vorgeschriebene Bahn zu entdecken ... Ich bin nur von

einer Unentschlossenheit zur andern gekommen... Sie allein, mein Vater, ich sage es Ihnen nochmals, Sie allein... können mich leiten.

Nachdem er einige Augenblicke nachgedacht, stand der Greis im Begriffe seinem Sohne zu antworten, als Jemand, nachdem er im Laufe durch den kleinen Garten gekommen, die Thür des Erdgeschosses öffnete und bestürzt in das Zimmer trat, in welchem sich der Marschall Simon und sein Vater befanden.

Es war Olivier, der junge Arbeiter, der aus der Schenke des Dorfes hatte entrinnen können, in welchem sich die Wölfe zusammengerottet hatten.

— Herr Simon... Herr Simon... — rief er bleich und athemlos aus, — da sind sie... sie kommen ... sie wollen die Fabrik angreifen.

— Wer denn?... — rief der Greis hastig aufstehend aus.

— Die Wölfe, einige Steinbrecher und Steinhauergesellen, denen sich unterweges eine Menge von Leuten aus der Umgebung und Landstreicher von den Barrièren angeschlossen haben. Da, hören Sie?... sie schreien: Tod den Dévorants!

In der That, das Geschrei kam näher, wurde immer deutlicher.

— Das war der Lärm, den ich so eben gehört hatte, — sagte der Marschall, indem auch er aufstand.

— Es sind ihrer mehr als zweihundert, Herr Simon, — sagte Olivier; — sie sind mit Steinen, mit

Knüppeln bewaffnet, und unglücklicher Weise sind die meisten von den Arbeitern der Fabrik in Paris. Wir sind hier unser in Allem keine vierzig; die Frauen und die Kinder flüchten sich schon unter Jammergeschrei in die Zimmer. Hören Sie sie?

In der That, die Decke erdröhnte unter den eiligen Schritten.

— Wäre dieser Angriff etwa ernstlich? — sagte der Marschall zu seinem Vater, der immer besorgter schien.

— Sehr ernstlich, — sagte der Greis; — es giebt nichts Schrecklicheres, als diese Gesellenzunfts-Schlägereien, und außerdem setzt man seit einiger Zeit Alles in Bewegung, um die Leute der Umgegend gegen die Fabrik aufzureizen.

— Wenn Sie so gering an Zahl sind, — sagte der Marschall, — so muß man zuvörderst alle Zugänge wohl verrammeln, ... und dann ...

Er vermochte nicht zu endigen.

Ein Ausbruch rasenden Geschreies ließ die Fensterscheiben des Zimmers erbeben, und erscholl so nahe und mit solcher Gewalt, daß der Marschall, sein Vater und der junge Arbeiter sogleich in den kleinen Garten hinausgingen, der auf der einen Seite von einer ziemlich hohen Mauer begränzt war, welche auf die Felder ging.

Plötzlich, und gerade, als das Geschrei an Heftigkeit zunahm, schlug ein Hagel von Steinen und ungeheuren Kieseln, bestimmt die Fensterscheiben des Hauses

zu zerschmettern, einige Fenster des ersten Stockwerkes ein, prallte an der Mauer ab, und fiel um den Marschall und seinen Vater herum in den Garten.

Verhängniß!! von einem dicken Steine am Kopfe getroffen, wankte der Greis ... neigte sich vor, und sank sehr blutend in dem Augenblicke in die Arme des Marschalls Simon, als außerhalb mit einer zunehmenden Wuth das grimmige Geschrei erscholl: Schlacht und Tod den Dévorants!

XVI.

Die Wölfe und die Dévorants.

Diese aufgehetzte Menge, deren erste Feindseligkeiten so traurig für den Vater des Marschalls Simon gewesen waren, gewährte einen entsetzlichen Anblick.

Ein Flügel des Gemeinde-Hauses, an welchem auf dieser Seite die Gartenmauer auslief, ging auf die Felder; von dort aus hatten die Wölfe ihren Angriff begonnen.

Die Eilfertigkeit des Marsches, die Stationen, welche der Haufe in zwei Schenken der Heerstraße gemacht hatte, die glühende Ungeduld des nahenden Kampfes, hatten die wilde Ueberspannung dieser Menschen immer mehr aufgeregt.

Nachdem sie ihre erste Salve von Steinwürfen geschleudert, suchten die meisten der Angreifenden auf dem Boden neue Munition; die Einen, um sich mit mehr Bequemlichkeit zu versehen, hielten ihre Knüppel zwischen den Zähnen, Andere hatten sie längs der Mauer hingestellt; hier und da bildeten sich auch mehrere lärmende Gruppen um die Hauptführer der Bande; die

am besten gekleideten unter diesen Männern trugen lange oder kurze Kittel und Mützen, andere waren fast mit Lumpen bedeckt, denn, wie wir bemerkt, hatte sich eine ziemlich große Anzahl von Gesindel der Barrière und von Landstreichern mit widrigen Galgengesichtern ohne zu fragen dem Haufen der Wölfe angeschlossen; einige scheußliche, zerlumpte Weiber, die auf den Wegen dieser Elenden immer aufzutauchen scheinen, begleiteten sie, und reizten durch ihr Geschrei, durch ihre Herausforderungen die erhitzten Gemüther noch mehr auf; eine unter ihnen, groß, stark, mit purpurrothem Gesicht, den Augen einer Betrunkenen und zahnlosem Munde, trug eine Pelzmütze als Kopfbedeckung, unter welcher gelbliche Haare struppig hervorstanden; über ihrem zerlumpten Kleide trug sie einen alten Shawl von brauner Wolle, über die Brust gekreuzt und hinter ihrem Rücken zusammengebunden. Diese Furie schien von Wuth besessen. Sie hatte ihre halb zerrissenen Aermel zurückgestreift; mit der einen Hand schwang sie einen Knüppel, mit der andern hielt sie einen dicken Stein: ihre Begleiter nannten sie Zipolle.

Das abscheuliche Geschöpf rief mit einer heiseren Stimme:

— Ich will mich mit den Weibern der Fabrik beißen; ich will ihnen zur Ader lassen . . .

Diese grimmigen Worte wurden von ihren Begleitern mit Beifallsbezeigungen und durch wildes Geschrei

aufgenommen: »Es lebe Zipolle!« was sie bis zum Wahnsinne aufreizte.

Unter den anderen Führern befand sich ein dürrer, bleicher kleiner Mann mit der Miene eines Spürhundes, und mit einem schwarzen Barte; er trug eine scharlachrothe, griechische Mütze, und sein langer neuer Kittel ließ ein Beinkleid von sehr sauberem Tuch und feine Stiefel sehen. Augenscheinlich gehörte dieser Mann einem anderen Stande an, als die übrigen Leute des Haufens: er war es besonders, der den Arbeitern der Fabrik die am meisten Zorn erregenden und die am meisten beleidigenden Aeußerungen gegen die Bewohner der Umgegend zuschrieb; er lärmte viel, aber er trug weder Stein noch Stock. Ein Mann mit vollem, hochrothem Gesicht, dessen furchtbare Baßstimme einem Kirchensänger anzugehören schien, sagte zu ihm:

Du willst also kein Feuer auf diese gottlosen Hunde geben, die im Stande sind, die Cholera über die Gegend herbeizuziehen, wie der Herr Pfarrer gesagt hat?

— Ich werde Feuer geben . . . besser als Du, — antwortete der kleine Mann mit der Spürhundsmiene, mit einem seltsamen und widrigen Lächeln.

— Und womit wirst Du Feuer geben?

— Wahrscheinlich mit diesem Steine, — sagte der kleine Mann, indem er einen dicken Kiesel aufraffte; aber in dem Augenblicke, als er sich bückte, fiel ein ziemlich geschwellter, aber sehr leichter Beutel zu Boden, der unter seinem Kittel befestigt zu sein schien.

— Da, Du verlierst Sack und Pack, — sagte der Andere. — Das scheint mir aber nicht sehr schwer zu sein.

— Das sind Wollproben, — antwortete der Mann mit der Spürhundsmiene, indem er eiligst den Beutel aufraffte und ihn unter seinen Kittel steckte; dann fügte er hinzu:

— Aber Achtung, ich glaube, daß der Steinbrecher jetzt spricht.

In der That war es der schreckliche Steinbrecher, welcher am meisten eine vollständige Gewalt über diese gereizte Menge ausübte; sein riesenhafter Wuchs überragte die Menge dermaßen, daß man immer seinen dicken, mit einem zerrissenen rothen Taschentuche bedeckten Kopf und seine, mit einem halben Ziegenfelle bedeckten Herkulesschultern über diese dunkele und wimmelnde Menge sich erheben sah, die nur hier und da mit einigen Weiberhauben, wie eben so viele weiße Punkte, untermischt war.

Da sie sahen, zu welchem Grade der Erbitterung die Gemüther gelangten, so versuchte die kleine Anzahl rechtschaffener, aber irre geleiteter Arbeiter, die sich unter dem Vorwande eines Gesellenzunft-Streites in dieses gefährliche Unternehmen hatten hineinziehen lassen, in der Furcht vor den Folgen des Kampfes, den großen Haufen zu verlassen; aber es war zu spät; umringt, und so zu sagen mitten in die feindseligsten Gruppen eingeschlossen, ergaben sie sich in der Besorgniß, für feig

zu gelten, oder der schlimmen Behandlung der Mehrzahl ausgesetzt zu sein, darein, einen günstigeren Augenblick abzuwarten, um sich davon zu machen.

Auf das wilde Geschrei, welches die erste Steinsalve begleitet hatte, folgte ein tiefes, durch die Stentorstimme verlangtes Schweigen.

— Die Wölfe haben geheult, — rief er aus, — man muß abwarten und sehen, wie die Dévorants antworten und die Schlacht beginnen werden.

— Man muß sie alle aus ihrer Fabrik herauslocken, und die Schlacht auf einem neutralen Boden liefern, — sagte der kleine Mann mit der Spürhundsmiene, welcher der Gesetzgeber der Bande zu sein schien; — ohne dem ... wäre Verletzung ihrer Wohnung vorhanden.

— Verletzen! ... Bekümmern wir uns etwa darum zu verletzen? ... — rief die abscheuliche Furie, Zipolle genannt; — draußen oder drinnen, ich muß mich mit den Metzen der Fabrik raufen.

— Ja, ja, — riefen andere abscheuliche, eben so zerlumpte Geschöpfe, wie die Zipolle, — es darf nicht Alles für die Männer sein.

— Wir wollen auch unsern Streich ausführen!

— Die Weiber der Fabrik sagen, daß alle Frauen der Umgegend Säuferinnen und Gassenmenscher wären, — rief der kleine Mann mit der Spürhundsmiene.

— Gut, das soll ihnen bezahlt werden.

— Die Weiber müssen sich drein mengen.

— Das geht uns an.

— Da sie die Sängerinnen in ihrem Gemeinde-Hause machen, — rief die Zipolle, — so wollen wir ihnen die Melodie lehren: — Zu Hülfe ... man bringt mich um!

Dieser barbarische Scherz wurde mit Geschrei, Jauchzen und rasendem Stampfen aufgenommen, dem die Stentorstimme des Steinbrechers ein Ende machte, indem er ausrief:

— Still!

— Still! ... still! — antwortete die Menge, — hört den Steinbrecher.

— Wenn die Dévorants feig genug sind, daß sie nicht wagen, nach einer zweiten Stein-Salve herauszukommen, so ist dort ein Thor; ... wir schlagen es ein, und hetzen sie in ihren Löchern.

— Es wäre besser, sie zur Schlacht herauszulocken, und daß nicht ein Einziger im Innern der Fabrik bliebe ... — sagte der kleine Mann mit der Spürhundsmiene, der einen geheimen Vorbehalt zu haben schien.

— Man schlägt sich, wo man kann, — rief der Steinbrecher mit donnernder Stimme; — wenn man sich nur packt ... so geht Alles ... Man würde sich auf der Zinne eines Daches oder einer Mauer die Haare zerzausen, nicht wahr, meine Wölfe?

— Ja! ... ja! ... — sagte die durch diese rohen Worte elektrisirte Menge; — wenn sie nicht herauskommen, ... so laßt uns mit Gewalt eindringen.

— Man wird ihren Palast sehen!

— Diese Heiden haben nicht einmal eine Kapelle, — sagte die Baßstimme, — der Herr Pfarrer hat sie verdammt.

— Warum sollten sie denn einen Palast, und wir Hundeställe haben!

— Die Arbeiter des Herrn Hardy behaupten, daß Hundeställe noch zu gut für Pack, wie Ihr, wären, — rief der kleine Mann mit der Spürhundsmiene.

— Ja! ... ja! sie haben es gesagt.

— Dann wird man Alles bei ihnen zertrümmern!

— Man wird ihren Bazar niederreißen.

— Alles zu unterst und zu oberst kehren.

— Und nachdem wir die Metzen haben singen lassen, die die Zieraffen spielen, — rief Zipolle aus, — läßt man sie mit Steinwürfen auf den Kopf tanzen.

— Hört ... Wölfe, Achtung! — rief der Steinbrecher mit einer Stentorstimme, — noch eine Salve, und wenn die Dévorants nicht herauskommen ... nieder mit dem Thore.

Dieser Antrag wurde mit von grimmigem Eifer zeugendem Geheul angenommen, und der Steinbrecher, dessen Stimme das Getümmel überschrie, rief mit aller Kraft seiner herkulischen Lungen:

— Achtung! ... Wölfe ... den Stein in die Hand ... und mit einander ... Seid Ihr fertig?

— Ja! ja! ... wir sind fertig ...

— Schlagt an! ... Feuer ...

Und zum zweiten Male fiel eine Wolke von Steinen und von ungeheuren Kieseln auf die Façade des Gemeinde-Hauses herab, welche auf die Felder ging; ein Theil dieser Wurfgeschosse zerschmetterte die Scheiben, welche bei dem ersten Angriff verschont geblieben waren; mit dem hellen und schneidenden Klirren der zerbrochenen Scheiben vereinigte sich der grimmige, zu gleicher Zeit und wie in einem furchtbaren Chor von der, durch ihre eigenen Ausschweifungen berauschten Menge ausgestoßene Ruf:

— Schlacht ... und Tod den Dévorants!

Aber bald wurde dieses Geschrei rasend, als die Angreifenden durch die eingeschlagenen Fenster die entsetzt hin und her laufenden Frauen sahen, von denen die einen ihre Kinder forttrugen, andere um Hülfe rufend die Arme gen Himmel erhoben, andere endlich, die beherzter waren, sich zum Fenster herauslehnten und versuchten, die Läden zu schließen.

— Ah! da ziehen die Ameisen aus! — rief die Zipolle, indem sie sich bückte, um einen Stein aufzuraffen, — man muß ihnen mit Kieselsteinen helfen!

Und der, von der männlichen und sicheren Hand der Furie geworfene Stein traf eine unglückliche Frau, die über den Fensterrahmen gebückt, einen Laden an sich zu ziehen versuchte.

— Getroffen ... ich habe in das Weiße getroffen ... — rief das abscheuliche Geschöpf aus.

— Du heißest mit Recht Zipolle, Du verstehst die Zwiebel zu werfen.

— Es lebe die Zipolle!

— Kommt doch heraus! he! Ihr Dévorants! wenn Ihr es wagt!

— Sie, die hundert Mal gesagt haben, daß die Leute der Umgegend zu feig wären, um nur ihr Haus anzublicken, — sagte der kleine Mann mit der Spürhundsmiene.

— Und jetzt verkriechen sie sich!

— Sie wollen nicht herauskommen, — rief der Steinbrecher mit einer Donnerstimme aus, laßt uns sie räuchern!!

— Ja . . . ja . . .

— Schlagen wir das Thor ein . . .

— Wir müssen sie wohl aufsuchen.

— Vorwärts! . . . vorwärts! . . .

Und die Menge, der Steinbrecher an der Spitze, in dessen Nähe Zipolle, einen Knüppel schwingend, marschirte, rückte lärmend gegen das nicht sehr weit entfernte große Thor heran.

Der klingende Boden zitterte unter den eiligen Fußtritten des Haufens, welcher jetzt nicht mehr schrie; dieses verworrene, aber so zu sagen unterirdische Getöse schien vielleicht noch unheilverkündender, als das rasende Geschrei.

Die Wölfe gelangten bald an das massive Thor von Eichenholz.

In dem Augenblicke, als der Steinbrecher einen furchtbaren Steinhauer-Hammer gegen einen der Flügel erhob, ... öffnete sich dieser Flügel plötzlich.

Einige der Entschlossensten unter den Angreifenden wollten durch diese Oeffnung hineinstürzen; aber der Steinbrecher trat, die Arme ausstreckend, zurück, als wollte er diesen Eifer mäßigen und den Seinigen Schweigen auferlegen; nun stellten und drängten sich diese um ihn herum.

Das halb geöffnete Thor ließ einen, unglücklicher Weise nicht zahlreichen Haufen von Arbeitern sehen, deren Haltung aber Entschlossenheit anzeigte; sie hatten sich in der Eile mit Heugabeln, Brecheisen und Knüppeln bewaffnet. An ihrer Spitze stehend, hielt Agricol seinen gewichtigen Schmiedehammer in der Hand.

Der junge Arbeiter war sehr bleich; man sah an dem Feuer seiner Augen, an dem herausfordernden Ausdrucke seines Gesichts, an seiner kühnen Zuversicht, daß das Blut seines Vaters in seinen Adern kochte, und daß er in einem solchen Kampfe schrecklich werden könnte. Indessen gelang es ihm, sich zu fassen, und er sagte zu dem Steinbrecher mit einer festen Stimme:

— Was wollt Ihr?

— Schlacht! — rief der Steinbrecher mit donnernder Stimme.

— Ja ... ja ... Schlacht! ... — wiederholte die Menge.

— Still! ... meine Wölfe ... — rief der Stein-

brecher, indem er sich umwandte und seine breite Hand gegen die Menge ausstreckte.

Sich hierauf an Agricol wendend, sagte er:

— Die Wölfe verlangen Schlacht ...

— Gegen wen?

— Gegen die Dévorants.

— Es giebt keine Dévorants hier, — antwortete Agricol, — es giebt hier friedliche Arbeiter ... entfernt Euch ...

— Nun denn! hier sind Wölfe, welche die friedlichen Arbeiter fressen werden.

— Die Wölfe werden Niemand fressen, — sagte Agricol, indem er dem Steinbrecher fest in's Gesicht sah, welcher mit drohender Miene auf ihn zuschritt, — und die Wölfe werden nur die kleinen Kinder bange machen.

— Ah! ... Du glaubst? — sagte der Steinbrecher mit einem grimmigen Hohnlachen.

Dann, seinen gewichtigen Steinhauer-Hammer erhebend, hielt er denselben, so zu sagen, Agricol unter die Nase, indem er zu ihm sagte:

— Und das? das ist zum Spaßen?

— Und das? — erwiederte Agricol, welcher mit einer raschen Bewegung auf eine kräftige Weise mit seinem Schmiedehammer den Steinhauer-Hammer zurückstieß.

— Eisen ... gegen Eisen ... Hammer gegen

Hammer, das ist mir Recht, — sagte der Steinbrecher.

— Es handelt sich nicht um das, was Euch Recht ist, — antwortete Agricol, indem er sich kaum bemeisterte, — Ihr habt unsere Fenster eingeworfen, unsere Frauen entsetzt, und ... den ältesten Arbeiter der Fabrik, welcher in diesem Augenblicke in den Armen seines Sohnes liegt, vielleicht tödtlich verwundet, — und Agricols Stimme stockte unwillkürlich, — das ist, glaube ich genug.

— Nein! die Wölfe haben mehr Hunger, als das, — antwortete der Steinbrecher, — Ihr müßt herauskommen, ... elende Memmen, ... und hier im Freien eine Schlacht liefern.

— Ja! ja! Schlacht! ... sie sollen herauskommen ... — rief die Menge heulend, pfeifend und ihre Knüppel schwingend, indem sie, sich zusammendrängend, den kleinen Raum, welcher sie von dem Thore trennte, noch enger machte.

— Wir wollen keine Schlacht, — antwortete Agricol, — wir werden unsere Wohnung nicht verlassen; aber wenn Ihr das Unglück habt, dieses hier zu überschreiten, — und seine Mütze auf die Schwelle werfend, stellte Agricol mit einer herzhaften Miene seinen Fuß darauf. — Ja, wenn Ihr dieses überschreitet, dann werdet Ihr uns in unserem Hause angreifen ... und Ihr werdet für alle Folgen verantwortlich sein.

— Bei Dir, oder anderswo, werden wir eine

Schlacht haben; die Wölfe wollen die Dévorants fressen! ... Sieh, da ist Dein Angriff! — rief der grimmige Steinbrecher, indem er seinen Hammer gegen Agricol erhob.

Aber dieser, indem er durch ein plötzliches Zurückziehen des Körpers sich zur Seite bog, wich dem Hiebe aus, und schleuderte seinen Hammer gerade auf die Brust des Steinbrechers, welcher einen Augenblick strauchelte, aber bald, wieder fest auf seinen Beinen, wüthend über Agricol herfiel, mit dem Ausruf:

— Zu Hülfe! Wölfe!

XVII.

Die Rückkehr.

Sobald der Kampf zwischen Agricol und dem Steinbrecher begonnen hatte, wurde das Handgemenge schrecklich, entsetzlich, unbarmherzig; eine Fluth von Angreifenden, welche dem Steinbrecher folgten, stürzte mit einer unwiderstehlichen Wuth durch das Thor herein; Andere, die nicht durch dieses entsetzliche Gedränge zu dringen vermochten, in welchem die Ungestümsten die weniger Eifrigen niederwarfen, erstickten und zertraten, machten einen ziemlich langen Umweg, rissen eine, von einer Hecke unterstützte Stacketenwand ein, und nahmen die Arbeiter der Fabrik so zu sagen zwischen zwei Feuer; die Einen leisteten muthigen Widerstand; Andere, welche sahen, daß Zipolle, gefolgt von einigen ihrer abscheulichen Begleiterinnen und mehrerem Gesindel der Barrièren mit Unglück verheißenden Gesichtern, eiligst in das Gemeinde-Haus gingen, wohin sich die Frauen und die Kinder geflüchtet hatten, machten sich an die Verfolgung dieser Bande; aber da einige Begleiter der Furie sich umgewandt und kräftig den Eingang der

Treppe gegen die Arbeiter vertheidigt hatten, so konnten Zipolle, drei bis vier von ihres Gleichen, und eben so viel nicht minder schändliche Männer, sich über mehrere Zimmer hermachen, die einen um zu plündern, die andern um Alles zu zertrümmern...

Eine Thür, die anfangs ihren Anstrengungen widerstanden hatte, wurde bald eingeschlagen; ihren Knüppel in der Hand, mit zerzausten Haaren, rasend, durch den Lärm und das Getümmel berauscht, stürzte Zipolle in dieses Gemach. Ein schönes junges Mädchen (es war Angelica), welche den Eingang eines zweiten Zimmers vertheidigen zu wollen schien, warf sich bleich, flehend, mit gefalteten Händen auf die Kniee, indem sie ausrief:

— Thut meiner Mutter nichts zu Leide!

— Dich werde ich zuerst bedienen, und dann Deine Mutter, — rief das abscheuliche Weib, indem sie über das unglückliche Kind herfiel und ihr das Gesicht mit ihren Nägeln zu zerkratzen suchte, während das Barrierengesindel mit Knüppelschlägen den Spiegel und die Uhr zertrümmerte, und Andere sich einiger Kleidungsstücke bemächtigten.

Angelica stieß schmerzliches Geschrei aus, indem sie sich gegen Zipolle wehrte, und suchte immer das Zimmer zu vertheidigen, in welches sich ihre Mutter geflüchtet hatte, die, aus dem Fenster gelehnt, Agricol zu Hülfe rief.

Der Schmied war von Neuem mit dem schrecklichen

Steinbrecher handgemein. In diesem Kampfe, Leib gegen Leib, waren ihre Hämmer nutzlos geworden; mit blutigen Augen, mit knirschenden Zähnen, Brust gegen Brust, wie zwei Schlangen in einander verschlungen, machten sie unerhörte Anstrengungen, um sich niederzuwerfen; Agricol hielt gebückt unter seinem rechten Arm das linke Bein des Steinbrechers, da es ihm gelungen war, bei dem Ausweichen eines wüthenden Fußtrittes so das Bein zu packen; aber die herkulische Kraft des Anführers der Wölfe war so groß, daß er, obgleich er nur auf einem Beine stand, dennoch unerschütterlich blieb wie ein Thurm. Mit der Hand, welche er frei hatte (die andere war von Agricol wie in einen Schraubstock gespannt), versuchte er, durch von unten auf geführte Faustschläge den Kinnbacken des Schmieds zu zerschmettern, welcher, den Kopf gesenkt, die Stirn gegen die Brusthöhle seines Gegners drückte.

— Der Wolf wird dem Dévorant die Zähne einschlagen, daß er nichts mehr verzehren wird, — sagte der Steinbrecher.

— Du bist kein wahrer Wolf, — antwortete der Schmied, indem er seine Anstrengungen verdoppelte; — die Wölfe sind wackere Gesellen, die nicht zu zehn über einen herfallen...

— Wahr oder falsch, ich werde Dir die Zähne einschlagen.

— Und ich Dir die Pfote brechen.

Mit diesen Worten riß der Schmied das Bein

des Steinbrechers so gewaltig zur Seite, daß dieser einen gräßlichen Schmerzensschrei ausstieß und, mit der Wuth eines wilden Thieres plötzlich seinen Hals vorstreckend, gelang es ihm, Agricol in die Seite des Halses zu beißen.

Bei diesem scharfen Bisse machte der Schmied eine Bewegung, welche dem Steinbrecher erlaubte, sein Bein loszumachen; nun stürzte er sich mit übermenschlicher Anstrengung und seiner ganzen Last auf Agricol, machte ihn wanken, straucheln und unter sich fallen.

In diesem Augenblicke rief, aus einem Fenster des Gemeinde-Hauses geneigt, Angelica's Mutter mit einer herzzerreißenden Stimme:

— Zu Hülfe, Herr Agricol... man bringt meine Tochter um!

— Laß mich... und auf Ehrenwort... wir werden uns morgen... wann Du willst, schlagen, — sagte Agricol mit athemloser Stimme.

— Nichts Aufgewärmtes, ... ich esse warm, — antwortete der Steinbrecher; und den Schmied mit einer seiner furchtbaren Hände bei der Gurgel packend, wollte er ihm das Knie auf die Brust setzen.

— Zu Hülfe!... man bringt meine Tochter um! — rief Angelica's Mutter ganz außer sich.

— Gnade!... ich bitte Dich um Gnade!... Laß mich gehen, ... — sagte Agricol, indem er unerhörte Anstrengungen machte, seinem Gegner zu entgehen.

— Ich habe zu großen Hunger, — antwortete der Steinbrecher.

Erbittert durch den Schrecken, welchen ihm Angelica's Gefahr verursachte, verdoppelte Agricol seine Anstrengungen, als sich der Steinbrecher durch scharfe Zähne an dem Schenkel gepackt fühlte und in demselben Augenblicke empfing er drei bis vier, von einer kräftigen Hand geführte Stockschläge auf den Kopf.

Er ließ los ... und sank betäubt auf ein Knie und auf eine Hand, indem er mit der andern die Hiebe zu pariren suchte, welche man nach ihm führte, und die aufhörten, sobald Agricol befreit war.

— Mein Vater ... Sie retten mich ... Wenn es nur für Angelica nicht zu spät ist! — rief der Schmied wieder aufstehend.

— Eile, ... geh, ... bekümmere Dich nicht um mich, — antwortete Dagobert.

Und Agricol stürzte auf das Gemeinde-Haus zu.

Von Rabat-Joie begleitet, war Dagobert, wie wir bemerkt, gekommen, um die Töchter des Marschalls Simon zu ihrem Großvater zu führen. Mitten in dem Getümmel ankommend, hatte der Soldat einige Arbeiter gesammelt, um den Eingang von dem Zimmer zu vertheidigen, in welches der Vater des Marschalls Simon sterbend gebracht worden war; von diesem Posten aus hatte der Soldat Agricols Gefahr gesehen.

Bald trennte ein anderer Strom des Handgemenges

Dagobert von dem, einige Augenblicke lang besinnungslos gebliebenen Steinbrecher.

Mit zwei Sprüngen im Gemeinde-Hause angelangt, war es Agricol gelungen, die Männer über den Haufen zu werfen, welche die Treppe vertheidigten, und auf den Vorplatz zu stürzen, welcher nach Angelica's Zimmer führte.

In dem Augenblicke, als er kam, vertheidigte das unglückliche Kind maschinenmäßig ihr Gesicht mit den beiden Händen gegen Zipolle, welche erbittert auf sie, wie eine Hyäne auf die Beute, ihr Gesicht zu entstellen trachtete.

Sich auf die abscheuliche Furie stürzen, sie bei ihrem gelblichen Borstenhaar packen, sie mit einer unwiderstehlichen Kraft rücklings zu Boden werfen, und sie dann durch einen gewaltigen Fußtritt auf die Brust auf dem Rücken ausstrecken, Alles das wurde von Agricol mit der Schnelligkeit des Gedankens ausgeführt.

Derb getroffen, aber durch die Wuth erbittert, stand Zipolle sogleich wieder auf; in diesem Augenblicke konnten einige Agricol nachgeeilte Arbeiter mit Vortheil kämpfen, und während der Schmied die halb ohnmächtige Angelica aufhob und sie in das benachbarte Zimmer trug, wurde Zipolle und ihre Bande aus diesem Theile des Hauses verjagt.

Als nach dem ersten Feuer des Angriffs die sehr kleine Zahl wahrer Wölfe, wie Agricol sagte, welche, außerdem rechtschaffene Arbeiter, die Schwäche gehabt

hatten, sich unter dem Vorwande eines Gesellenzunft-Streites in dieses Unternehmen fortreißen zu lassen, den Frevel sahen, welchen die Landstreicher, von denen sie fast wider ihren Willen begleitet waren, zu begehen anfingen, schlugen sich diese wackeren Wölfe, sagen wir, plötzlich auf die Seite der Dévorants.

— Es giebt hier keine Wölfe und keine Dévorants mehr! — hatte einer der entschlossensten Wölfe zu Olivier gesagt, mit dem er sich so eben derb und wacker geschlagen, — es giebt jetzt nur noch rechtschaffene Arbeiter, welche sich vereinigen müssen, um über diese Bande von Spitzbuben herzufallen, welche nur gekommen sind, um hier zu zerstören und zu plündern.

— Ja ... — erwiederte ein Anderer, — gegen unseren Willen hat man damit angefangen, die Fenster Eures Hauses einzuwerfen.

— Der Steinbrecher ist es, welcher Alles in Bewegung gesetzt hat ... — sagte ein Anderer, — die wahren Wölfe verleugnen ihn; er wird sein Theil bekommen.

— Täglich prügelt man sich tüchtig ... aber man achtet sich.*)

---

*) Wir wünschen, daß unsere Leser richtig verstehen mögen, daß nur die Nothwendigkeit unserer Fabel den Wölfen die angreifende Rolle gegeben hat; denn indem wir versuchen, einen der Mißbräuche der Gesellenzunft zu zeigen, Mißbräuche, die außerdem

Dieser Abfall eines Theiles der Angreifenden, unglücklicher Weise ein sehr geringer Theil, verlieh indessen den Arbeitern der Fabrik ein neues Feuer, und Alle, Wölfe und Dévorants, obgleich weit geringer an Zahl, verbanden sich gegen das Barrièren-Gesindel und die anderen Landstreicher, welche sehr traurige Auftritte vorbereiteten.

Aufgehetzt und fortgerissen durch den kleinen Mann mit der Spürhundsmiene, einem geheimen Abgesandten des Baron Tripeaud, begab sich eine Bande dieser Elenden in Masse nach den Werkstätten des Herrn Hardy.

---

täglich mehr verschwinden, möchten wir nicht scheinen, den Charakter grimmiger Feindseligkeit einer Secte vor der anderen, den Wölfen eher, als den Dévorants, beizulegen. Die Wölfe, Steinhauergesellen, sind im Allgemeinen sehr fleißige, sehr verständige Arbeiter, deren Lage der Theilnahme um so würdiger ist, als nicht allein ihre, beinahe mit mathematischer Genauigkeit ausgeführten Arbeiten die härtesten und mühseligsten sind, sondern diese Arbeiten ihnen auch noch drei bis vier Monate lang des Jahres fehlen, da ihr Gewerbe unglücklicher Weise eines von denen ist, in welchen der Winter eine unvermeidliche Feierzeit herbeiführt. Eine ziemlich große Anzahl von Wölfen besuchen, um sich in ihrem Gewerbe zu vervollkommnen, jeden Abend einen Cursus von, auf den Steinschnitt angewandter Linear-Geometrie, gleich dem, welchen Herr Agricol Perdiguier für die Tischler vorträgt; mehrere Steinhauergesellen hatten sogar bei der letzten Ausstellung ein architektonisches Modell von Gyps ausgestellt.

Nun begann eine bejammernswerthe Verwüstung: diese Leute, durch die Zerstörungswuth vom Schwindel ergriffen, zerschmetterten ohne Erbarmen die theuersten Maschinen, außerordentlich zarte Werkzeuge; halbfertige Gegenstände wurden unbarmherzig zerstört; da ein wilder Wetteifer diese Barbaren anfeuerte, so waren diese Werkstätten, vor Kurzem noch Muster von Ordnung und Arbeitsersparniß, bald nur noch Trümmern; die Höfe füllten sich bald mit Gegenständen aller Art, welche man mit wildem Geschrei, unter grimmigem Gelächter, aus den Fenstern warf. Dann wurden, immer durch die Eingebungen des kleinen Mannes mit der Spürhundsmiene, die Handlungsbücher des Herrn Hardy, diese gewerblichen, dem Handelsmanne so unentbehrlichen Archive, in den Wind geworfen, zerrissen, und durch diese, einem Reigen der Unterwelt ähnliche Rotte, welche aus allen denen bestand, was es unter diesem Zusammenlaufe an schmutzigen, zerlumpten, widrigen Männern und Weibern Unlauterstes gab, und welche sich bei der Hand gefaßt hatten und unter abscheulichem Geschrei einen Rundtanz hielten, mit den Füßen zerstampft.

Seltsamer und schmerzlicher Contrast! Unter dem betäubenden Getöse dieser abscheulichen Auftritte von Getümmel und Zerstörung, ereignete sich in dem Zimmer des Vaters vom Marschall Simon, vor welchem einige treue Männer wachten, eine Scene voll imposanter und trauriger Ruhe.

Der alte Arbeiter lag, den Kopf in eine Binde gehüllt, welche seine blutigen weißen Haare sehen ließ, auf seinem Bette ausgestreckt; seine Züge waren todtenbleich, sein Athem beklommen, seine Augen starr, fast ohne Sehkraft.

Der Marschall Simon, an dem Haupte des Bettes, über seinen Vater gebückt, stehend, belauschte mit einer verzweifelten Angst das geringste Zeichen von Besinnung des Sterbenden ... dessen matten Puls ein Arzt fühlte.

Rosa und Blanca, von Dagobert hergeführt, knieten mit gefalteten Händen und mit in Thränen gebadeten Augen vor dem Bette; ein wenig weiter hin, halb in dem Schatten des Zimmers verborgen, denn die Stunden waren verflossen und die Nacht rückte heran, stand Dagobert mit über seine Brust gekreuzten Armen und schmerzlich zusammengezogenen Zügen.

Es herrschte in diesem Zimmer eine tiefe, feierliche, dann und wann durch Rosa's und Blanca's ersticktes Schluchzen, oder das mühselige Athemholen des Vater Simon unterbrochene Stille.

Die Augen des Marschalls waren trocken, finster und glühend; ... er wandte sie nur von dem Gesichte seines Vaters ab, um den Arzt mit dem Blicke zu befragen.

Es giebt seltsame Verhängnisse ...

Dieser Arzt war Herr Baleinier.

Da die Heilanstalt des Doctors sich der der Fabrik

am nächsten gelegenen Barrière ziemlich nahe befand, und da er in der Umgegend im Rufe stand, so war man zuerst zu ihm geeilt, um Hülfe zu holen.

Plötzlich machte der Doctor Baleinier eine Bewegung; der Marschall Simon, der ihn nicht mit den Augen verließ, rief aus:

— Hoffnung! ...

— Zum Mindesten belebt sich der Puls ein wenig, Herr Herzog ...

— Er ist gerettet! — sagte der Marschall.

— Keine falschen Hoffnungen, Herr Herzog, — antwortete der Doctor ernst, — der Puls belebt sich; ... das ist die Wirkung der heftigen örtlichen Mittel, die ich auf die Füße habe legen lassen; ... aber ich weiß nicht, welches der Ausgang dieser Krisis sein wird ...

— Mein Vater! mein Vater! hören Sie mich? — rief der Marschall aus, als er den Greis eine leichte Bewegung mit dem Kopfe machen und seine Augenwimpern schwach bewegen sah.

In der That, bald darauf schlug er die Augen auf; ... dieses Mal leuchtete das Bewußtsein in ihnen.

— Mein Vater, ... Du siehst, ... Du erkennst mich? — rief der Marschall trunken vor Freude und vor Hoffnung aus.

— Peter, ... Du bist da? ... — sagte der Greis mit schwacher Stimme, — Deine Hand ... gieb ...

Und er machte eine leichte Bewegung.

— Da, ... mein Vater, ... — rief der Marschall, die Hand des Greises in die seinige drückend.

Dann, einer Regung unwillkürlichen Entzückens nachgebend, stürzte er über seinen Vater, und bedeckte seine Hände, sein Gesicht, seine Haare mit Küssen, indem er ausrief:

— Er lebt! ... mein Gott! ... er lebt! ... Er ist gerettet! ...

In diesem Augenblicke gelangte das Geschrei des Kampfes, der von Neuem zwischen den Landstreichern, den Wölfen und den Dévorants begann, bis zu den Ohren des Sterbenden.

— Dieser Lärm! ... dieser Lärm! ... — sagte er, — man schlägt sich also? ...

— Ich glaube ... es besänftigt sich ... — sagte der Marschall, um seinen Vater nicht besorgt zu machen.

— Peter ... — sagte der Greis mit schwacher und unterbrochener Stimme, — ich habe nicht mehr lange ... zu leben ...

— Mein Vater ...

— Laß mich reden ... mein Sohn ... vorausgesetzt ... daß ich Dir Alles ... zu sagen ... vermag.

— Mein Herr, — sagte Valeinier salbungsvoll zu dem alten Arbeiter, — der Himmel wird vielleicht ein Wunder zu Ihren Gunsten vollbringen, zeigen Sie sich erkenntlich ... und daß ein Priester ...

— Ein Priester? ich danke ... mein Herr ... ich habe meinen Sohn ... — sagte der Greis, — in sei-

nen Armen ... werde ich diese Seele aufgeben ... die immer rechtschaffen und brav gewesen ist.

— Sterben ... Du ... — rief der Marschall aus, — o! nein ... nein.

— Peter ... — sagte der Greis mit einer Stimme, die anfangs ziemlich fest, allmälig schwach wurde, — Du hast mich ... so eben ... um Rath gefragt ... wegen einer ... sehr ernsten Sache ... Es scheint mir ... daß ... der Wunsch ... Dich über Deine Pflicht aufzuklären ... mich für einen Augenblick ... wieder ins Leben ... gerufen hat ... denn ... ich würde sehr unglücklich sterben ... wenn ... ich Dich ... auf einem ... Deiner ... und meiner ... unwürdigen Wege wüßte ... Höre mich demnach an, ... mein Sohn, ... mein biederer Sohn, ... denn in diesem feierlichen Augenblicke, ... irrt sich ... ein Vater nicht; ... Du hast eine große Pflicht zu erfüllen; ... bei Strafe ... nicht als Ehrenmann zu handeln, ... bei Strafe ... meinen letzten ... Willen zu verkennen ... Du mußt ohne ... ohne zu schwanken ...

Die Stimme des Greises war immer schwächer geworden; ... als er die letzten Worte aussprach, wurde sie ganz unverständlich.

Die einzigen Worte, welche der Marschall Simon unterscheiden konnte, waren folgende:

Napoleon II. ... Eid ... Entehrung, ... mein Sohn ...

Hierauf bewegte der alte Arbeiter noch maschinenmäßig die Lippen ... und das war Alles ...

In dem Augenblicke, wo er verschied, war die Nacht völlig hereingebrochen, und plötzlich ertönte außerhalb der schreckliche Ruf: ...

— Feuer! ... Feuer! ...

Die Feuersbrunst brach in der Mitte eines der Gebäude der Werkstätten aus, das mit brennbaren Gegenständen angefüllt war, und in das sich der kleine Mann mit der Spürhundsmiene geschlichen hatte.

Zu gleicher Zeit hörte man in der Ferne die Trommeln wirbeln, welche die Ankunft eines, von der Barière anlangenden Truppencorps meldeten ...

. . . .

Seit einer Stunde, und trotz aller Anstrengungen, verzehrte das Feuer die Fabrik.

Die Nacht war hell, kalt, gestirnt; der Nordwind war heftig; er blies, er heulte.

Ein Mann, der durch die Felder ging und durch eine ziemliche Erhöhung des Bodens, ihm zur Seite, verhindert wurde, die Feuersbrunst zu bemerken, kam langsamen und ungleichen Schrittes heran.

Dieser Mann war Herr Hardy.

Er hatte zu Fuß, durch das Feld, in der Hoffnung nach Hause zurückkehren wollen, daß das Gehen sein Fieber . . . ein eisiges Fieber, wie der Schauder eines Sterbenden, besänftigen würde.

Man hatte ihn nicht getäuscht; diese angebetete Ge-

liebte, dieses edle Weib, bei der er nach der erlittenen entsetzlichen Täuschung eine Zufluchtsstätte hätte finden können, ... diese Frau hatte Frankreich verlassen.

Er konnte nicht mehr daran zweifeln: Margarethe war nach Amerika abgereist; ihre Mutter hatte als Büßung ihres Fehltrittes von ihr verlangt, daß sie ihm kein einziges Wort des Abschiedes schriebe, ihm, für den sie ihre Pflichten als Gattin geopfert hatte. Margarethe hatte gehorcht ...

Sie hatte ihm außerdem oft gesagt: — Zwischen meiner Mutter und Ihnen werde ich nicht schwanken ...

Sie hatte nicht geschwankt ... Es gab also keine Hoffnung, keine Hoffnung mehr! Trennte ihn nicht der Ocean von Margarethen, deren blinde Unterwürfigkeit gegen ihre Mutter er hinlänglich kannte, um gewiß zu sein, daß eben so Alles gebrochen ... für ewig gebrochen sei.

Es ist gut ... er rechnet nicht mehr auf dieses Herz, ... dieses Herz, ... seine letzte Zufluchtsstätte.

Da sind also die beiden lebendigsten Wurzeln seines Lebens mit demselben Striche, an demselben Tage, fast zu gleicher Zeit, ausgerissen und gebrochen! ...

— Was bleibt Dir dann übrig, arme Sensitive, wie Dich Deine zärtliche Mutter nannte?

Was bleibt Dir übrig, um Dich über diese verlorene letzte Liebe ... über diese Freundschaft zu trösten, welche die Schändlichkeit in Deinem Herzen ertödtet hat?

O! es bleibt Dir dieser Winkel von einer nach Deinem

Bilde geschaffenen Welt, diese kleine, so friedliche, so blühende Kolonie, wo, zufolge Deiner Sorgfalt, die Arbeit ihre Freude und ihre Belohnung mit sich bringt; diese würdigen Handwerker, die Du so glücklich, so gut, so dankbar gemacht hast ... sie werden Dir nicht fehlen ... Das ist auch eine heilige und erhabene Liebe; ... möge sie Deine Zufluchtsstätte mitten in diesen gräßlichen Umwälzungen Deines heiligsten Glaubens sein ...

Die Ruhe dieser freundlichen und lieblichen Zufluchtsstätte, der Anblick des Glückes ohne Gleichen, das Deine Geschöpfe darin genießen, wird Dein armes, so schmerzerfülltes, so blutendes Herz, daß es nur noch durch das Leiden lebt, beruhigen.

Vorwärts! ... da bist Du bald auf der Höhe des Hügels, von wo aus Du in der Ebene von weitem dieses Paradies der Arbeiter erblicken kannst, deren gepriesener und angebeteter Gott Du bist.

Herr Hardy war auf den Gipfel des Hügels gelangt.

In diesem Augenblicke brach die, während einiger Zeit unterdrückte Feuersbrunst mit einer neuen Wuth in dem Gemeinde-Hause aus, das sie erreicht hatte.

Ein helles, anfangs weißliches, dann feuerrothes, dann kupferfarbiges Licht, erleuchtete in der Ferne den Horizont.

Herr Hardy betrachtete dies ... mit ungläubiger, fast stumpfer Bestürzung. Plötzlich stieg eine ungeheure Flammensäule, begleitet von einer Wolke von Funken,

inmitten eines Wirbels von Rauch gen Himmel auf, indem er über die ganze Gegend und bis zu den Füßen des Herrn Hardy einen glühenden Schein warf...

Die Heftigkeit des Nordwindes, der die unter seinem Drucke schwankenden Flammen jagte und niederbog, trug bald zu den Ohren des Herrn Hardy die eiligen Klänge der Sturmglocke seiner in Flammen stehenden Fabrik...

Ende des sechsten Bandes.

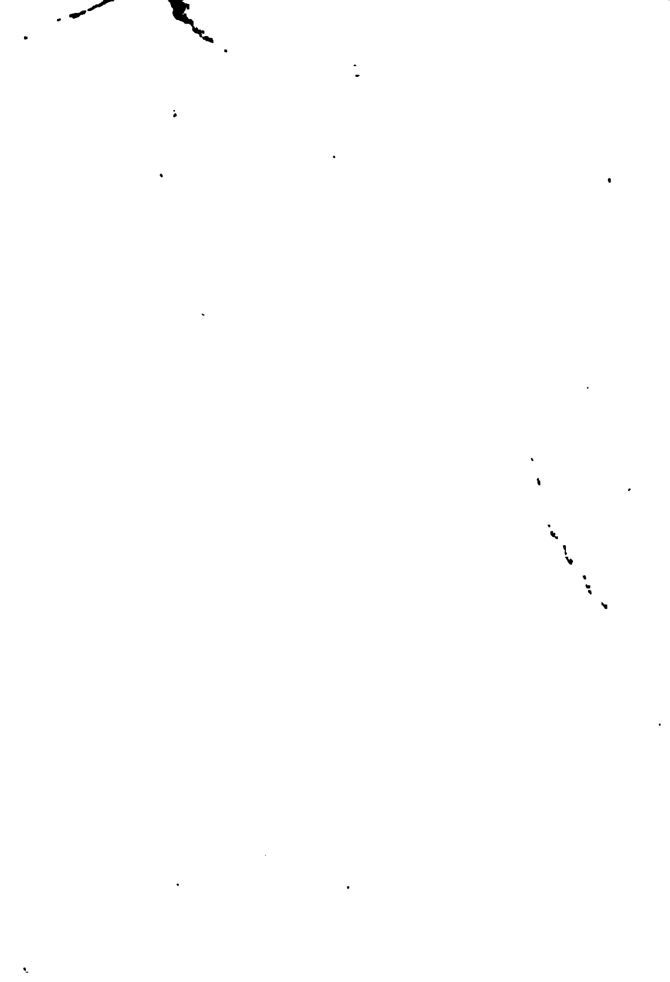
Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Der
ewige Jude.

Deutsche
Originalausgabe
unter Mitwirkung
von
Wilhelm Ludwig Wesché.
Von
Eugen Sue.

Siebenter Band.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1845.





Der ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Siebenter Band.

Der schwarze Panther von Java.

I.

Der Unterhändler.

Wenige Tage waren seit der Feuersbrunst in der Fabrik des Herrn Hardy verflossen. Der folgende Auftritt ereignete sich in der Straße Clovis, in dem Hause, in welchem Rodin ein, jetzt aufgegebenes, Absteigequartier gehabt hatte, und welches, wie bekannt, auch von Rosa-Pompon bewohnt war, die ohne die geringste Bedenklichkeit das Hausgeräth ihres Freundes Philemon verbrauchte.

Es war ungefähr Mittag, Rosa-Pompon, allein in dem Zimmer des immer noch abwesenden Studenten, frühstückte sehr vergnügt an der Ecke ihres Feuers; aber welches seltsame Frühstück, welches sonderbare Feuer, welches wunderliche Zimmer!

Stelle man sich ein ziemlich geräumiges, durch zwei Fenster ohne Vorhänge erhelltes Zimmer vor; denn

da diese Fenster die Aussicht in's Freie hatten, so hatte der Inhaber der Wohnung keine unbescheidenen Blicke zu fürchten. Eine der Seiten des Zimmers diente zur Kleiderkammer, man sah dort an einem Hakenbrete das galante Debardeur-Kostüm von Rosa-Pompon nicht weit von der Bootsmanns-Harpune Philemons und seine weiten Hosen von grober grauer Leinwand hängen, die eben so sehr von tausend Stückpforten, tausend Haifischen, tausend Wallfischen getheert waren, als ob dieser kühne Matrose den großen Mastkorb einer Fregatte auf einer Reise um die Welt bewohnt hätte. Ein Kleid Rosa-Pompons hing anmuthig über den Beinen einer Hose mit Füßen, die unter dem Rocke hervorzukommen schienen. Auf dem letzten Gestell einer kleinen, außerordentlich bestäubten und vernachlässigten Bibliothek sah man neben drei alten Stiefeln (warum drei Stiefel?) und mehreren leeren Flaschen einen Todtenkopf stehen, ein osteologisches Andenken der Freundschaft, welches einer der Freunde Philemons, ein Student der Medicin, ihm hinterlassen hatte. In Folge eines, in dem lateinischen Quartiere sehr beliebten, Scherzes hielt dieser Todtenkopf zwischen seinen prachtvoll weißen Zähnen eine irdene Pfeife mit schwarzgerauchtem Kopf; außerdem verschwand sein glänzender Schädel halb unter einem alten, sehr entschlossen auf die Seite gesetzten Schicksalshute, der ganz mit verblichenen Blumen und Bändern bedeckt war; wenn Philemon betrunken war, so betrachtete er lange diesen Schädel, und ergoß sich

in die begeistertsten Selbstgespräche über den philosophischen Zusammenhang zwischen dem Tode und den thörichten Freuden des Lebens.

Zwei bis drei an die Wände genagelte Gipsmasken, mit mehr oder minder zerstoßenen Nasen und Kinn, zeugten von der vorübergehenden Wißbegierde Philemons in Bezug auf die Schädellehre, ein Geduld und Nachdenken erforderndes Studium, aus welchem er folgenden unumstößlichen Schluß gezogen hatte: — daß, da er in einem außergewöhnlichen Grade den Höcker des Schuldenmachens besäße, er sich in das Verhängniß seiner Organisation ergeben müsse, die ihm Gläubiger wie eine Lebensnothdurft auferlegte.

Auf dem Kamine stand unverletzt und in seiner Majestät das riesenhafte Prunkglas des Bootsmanns, dem zur Seite sich eine Theekanne von Porzellan mit abgebrochenem Halse und ein Tintenfaß von schwarzem Holz befanden, dessen Mündung unter einem grünlichen und moosartigen Gewächse zur Hälfte verschwand.

Von Zeit zu Zeit wurde die Stille dieser Wohnung durch das Girren der Tauben unterbrochen, welchen Rosa-Pompon eine herzliche Gastfreundschaft in Philemon's Arbeitskabinette gewährt hatte.

Frostig, wie eine Wachtel, saß Rosa-Pompon an der Ecke dieses Kamins, und schien sich auch über die milde Wärme eines feurigen Sonnenstrahles zu ergötzen, welcher sie in einem goldigen Lichte badete.

Dieses ausgelassene kleine Geschöpf trug eines der wunderlichsten Kostüme, welches indessen die blühende Frische ihrer siebenzehn Jahre, ihre reizenden Züge und ihr entzückendes, mit schönen, immer vom frühesten Morgen an sorgfältig gekämmten und gescheitelten, blonden Haaren gekröntes Gesichtchen auf eine außerordentliche Weise hervorhob.

Rosa-Pompon hatte sinnreich Philemons großes Hemd von scharlachrother Wolle, welches sie von seinem officiellen Bootsmanns-Kostüme genommen, wie einen Schlafrock über ihr Hemd gezogen; der offene und zurückgeschlagene Kragen ließ die Weiße der Leinewand von dem ersten Kleidungsstücke des jungen Mädchens sehen, so wie ihren Hals und den Beginn ihres vollen Busens und ihre fleischigen Schultern, süße Schätze von einem so festen und so glänzenden Atlas, daß das scharlachrothe Hemd sich in einer Rosafarbe auf der Haut wiederzuspiegeln schien; die frischen und fleischigen Arme der Grisette traten halb unter den weiten, zurückgeschlagenen Aermeln hervor, und man sah auch halb und übereinander geschlagen ihre reizenden Beine, welche schon am frühen Morgen mit weißen, festangezogenen Strümpfen und bis auf die Knöchel gehenden Halbstiefelchen bekleidet waren. Ein schwarzseidenes Halstuch, welches das scharlachrothe Hemd um den Wespenwuchs Rosa-Pompons über ihren, der Begeisterung eines modernen Phidias würdigen Hüften zusammenhielt, verlieh diesem, vielleicht ein wenig zu üppig

verrätherischen Kleidungsstücke eine sehr originelle Anmuth.

Wir haben behauptet, daß das Feuer, bei welchem sich Rosa-Pompon wärmte, ein sonderbares wäre ... Man denke sich: die Freche, die Verschwenderin wärmte sich, da es ihr an Holz mangelte, sparsamer Weise mit Philemons Stiefelblöcken, welche übrigens dem Auge ein Brennmaterial von wundervoller Regelmäßigkeit boten.

So haben wir auch behauptet, daß Rosa-Pompons Frühstück seltsam wäre. Man urtheile darüber. Auf einem kleinen, vor ihr stehenden Tische befand sich ein Waschbecken, in welches sie vor Kurzem ihr frisches Gesichtchen in ein nicht minder frisches Wasser, als sie, getaucht hatte; aus diesem, gefälliger Weise in eine Salatschüssel verwandelten Waschbecken nahm Rosa-Pompon, wir müssen es wohl gestehen, mit den Spitzen ihrer Finger große Blätter grasgrünen Salates, welcher mit Essig angemacht war, um den Schlund zusammen zu ziehen, dann zermalmte sie dieses Grün mit allen Kräften ihrer kleinen weißen Zähne, deren Schmelz zu unverwüstlich war, um stumpf zu werden; zum Getränk hatte sie ein Glas Wasser, mit Johannisbeersyrup zubereitet, dessen Mischung sie mit einem kleinen hölzernen Senflöffel unterhielt. Endlich sah man als Beiessen ein Dutzend Oliven in einem jener blauen und undurchsichtigen Blumengläser zu fünfundzwanzig Sous; ihr Nachtisch bestand aus Nüssen, welche sie sich an-

schickte, auf einer, bei dem Brande von Philemons Stiefelhölzern glühend gemachten Feuerschaufel halb zu braten.

Daß Rosa-Pompon bei der Wahl einer so unglaublichen und so rohen Nahrung durch die Frische ihrer Gesichtsfarbe ihres Namens würdig blieb, ist eines jener göttlichen Wunder, welche die Allmacht der Jugend und der Gesundheit offenbaren.

Nachdem Rosa-Pompon ihren Salat verspeist, und im Begriffe stand, ihre Oliven zu verzehren, klopfte man bescheiden an ihre, züchtiger Weise von Innen verriegelte Thür.

— Wer ist da? — fragte Rosa-Pompon.

— Ein Freund, ... ein Alter von der Alten, — antwortete eine tönende und fröhliche Stimme. — Sie schließen sich also ein?

— Ei! Sie sind es, Nini-Moulin?

— Ja, mein geliebtes Mündel ... Machen Sie mir hurtig auf ... Es hat Eile.

— Ihnen aufmachen? ... Ach ja! wahrhaftig! ... angezogen, wie ich bin ... das wäre hübsch!

— Ich glaube es wohl ... daß, gebaut wie Sie sind, es hübsch sein würde, und selbst sehr hübsch, ... o, rosigste aller Zierden, mit denen Amor jemals seinen Köcher geschmückt hat!!

— Predigen Sie doch die Buße und die Moral in Ihrem Journal ... dicker Apostel! — sagte Rosa-

Pompon, indem sie das scharlachrothe Hemd wieder zu Philemons Kostüm hing.

— Ach! werden wir etwa lange so zur größesten Erbauung der Nachbarn durch die Thür mit einander sprechen? — sagte Nini-Moulin. — Bedenken Sie, daß ich Ihnen sehr wichtige Dinge mitzutheilen habe, Dinge ... die Sie in Erstaunen setzen werden ...

— Lassen Sie mir doch die Zeit, ein Kleid anzuziehen ... dicker Quälgeist!

— Wenn es wegen meiner Schamhaftigkeit geschieht, so übertreiben Sie deren Empfindlichkeit nicht, ich bin nicht spröde, ich werde Sie sehr gern annehmen, wie Sie sind.

— Und zu sagen, daß ein solcher Unhold der Liebling aller Sacristeien ist! — sagte Rosa-Pompon, indem sie die Thür aufmachte, und vollends ein Kleid über ihren Nymphenwuchs zuheftete.

— Ah! da sind Sie endlich wieder in den Taubenschlag zurückgekehrt, hübscher Zugvogel! — sagte Nini-Moulin, indem er die Arme kreuzte und Rosa-Pompon mit einem komischen Ernste maß. — Und wo kommen Sie her, wenn's beliebt? Es ist jetzt drei Tage her, seitdem Sie nicht in Ihr Nest zurückgekehrt sind, garstige kleine Taube.

— Das ist wahr, ... ich bin erst seit gestern Abend zurück. Sie sind also während meiner Abwesenheit gekommen?

— Ich bin täglich, ... und eher zwei Mal als ein

Mal gekommen, Mademoiselle, denn ich habe Ihnen sehr wichtige Dinge zu sagen.

— Wichtige Dinge? Dann werden wir herzlich lachen.

— Durchaus nicht, es ist sehr ernstlich, — sagte Nini-Moulin, indem er sich setzte. — Aber zuvörderst, was haben Sie während der drei Tage gethan, daß Sie die ... eheliche und Philemonische Wohnung öde gelassen haben? ... Ich muß das wissen, bevor ich Ihnen mehr mittheile.

— Wollen Sie Oliven? — sagte Rosa-Pompon, indem sie an einer dieser Oelfrüchte knaupelte.

— Das ist Ihre Antwort ... ich verstehe ... Unglücklicher Philemon!

— Es giebt dabei keinen unglücklichen Philemon, Lästerzunge: Clara hat einen Todesfall in ihrem Hause gehabt, und während der ersten Tage nach der Beerdigung hat sie sich gefürchtet, die Nächte ganz allein zuzubringen.

— Ich glaubte Clara hinlänglich geschützt ... gegen Befürchtungen dieser Art ....

— Darin irren Sie sich gerade, ungeheure Viper! da ich zu diesem armen Mädchen gegangen bin, um ihr Gesellschaft zu leisten.

Bei dieser Behauptung summte der religiöse Schriftsteller mit vollkommen ungläubiger und schlauer Miene zwischen seinen Zähnen.

— Das soll so viel heißen, als ob ich Philemon

Streiche spielte, — rief Rosa-Pompon, indem sie mit der Empörung der ungerecht beargwöhnten Tugend eine Nuß knackte.

— Ich sage nicht Streiche, sondern einen einzigen kleinen, niedlichen, und Rosa ... Pompon farbigen Streich.

— Ich sage Ihnen, daß ich mich durchaus nicht zu meinem Vergnügen von hier entfernt habe ... im Gegentheile, denn während dieser Zeit da ... ist diese arme Cephyse verschwunden ...

— Ja, die Bacchanten-Königin ist auf Reisen, Mutter Arsène hat mir das gesagt; aber wenn ich zu Ihnen sage Philemon, so antworten Sie mir Cephyse ... das ist nicht klar.

— Ich will von dem schwarzen Panther gefressen werden, den man in dem Theater an der Porte Saint-Martin zeigt, wenn ich Ihnen nicht die Wahrheit sage ... Und, in Bezug darauf, Sie werden zwei Sperrsitze miethen müssen, um mich hinzuführen, diese Thiere zu sehen, mein lieber Nini-Moulin? Man sagt, daß es allerliebste wilde Thiere sind.

— Ah! so, sind Sie närrisch?

— Wie so?

— Daß ich Ihre Jugend wie ein Großvater Chicard zu diesen mehr oder minder Tulipes orageuses führe, das läßt sich thun, ich riskire nicht, dort meine religiösen Herren zu finden; aber Sie gerade zu einem Fastenzeit-Schauspiele zu führen, da jetzt nur Vorstellungen von

Thieren stattfinden, braucht' ich dort nur meine Geistlichen anzutreffen, und ich würde mich mit Ihnen am Arme hübsch ausnehmen.

— Sie nehmen eine falsche Nase vor ... und Stege an Ihr Beinkleid, mein dicker Nini; man wird Sie nicht erkennen...

— Es handelt sich nicht um eine falsche Nase, sondern um das, was ich Ihnen mitzutheilen habe, da Sie mich versichern, daß Sie keinen Liebeshandel haben.

— Ich schwöre es, — sagte Rosa-Pompon feierlich, indem sie ihre linke Hand wagerecht ausstreckte, während sie mit ihrer Rechten eine Nuß an ihre Zähne legte; dann fügte sie mit erstaunter Miene hinzu, indem sie Nini-Moulins Sack-Paletot betrachtete:

— Ah! mein Gott! was Sie für dicke Taschen haben ... Was ist denn darin?

— Es befinden sich Sachen darin, welche Sie angehen, Rosa-Pompon, — sagte Dumoulin ernst.

— Mich?

— Rosa-Pompon, — sagte plötzlich Nini-Moulin mit einer majestätischen Miene, — wollen Sie Equipage haben? wollen Sie, anstatt dieses abscheuliche Nest zu bewohnen, eine reizende Wohnung haben? wollen Sie endlich wie eine Herzogin gekleidet sein?

— Gehen Sie ... wieder Albernheiten ... lassen Sie hören; essen Sie Oliven? ... wo nicht, so esse ich sie alle ... es bleibt nur noch eine übrig ...

Ohne auf dieses gastronomische Anerbieten zu antworten, suchte Nini-Moulin in einer seiner Taschen, zog ein Schmuckkästchen heraus, das ein sehr hübsches Armband enthielt, und ließ es vor den Augen des jungen Mädchens spiegeln.

— Ah! welch köstliches Armband! — rief sie in ihre kleinen Hände klatschend aus. — Eine grüne Schlange, die sich in den Schwanz beißt.... das Sinnbild meiner Liebe zu Philemon.

— Reden Sie mir nicht von Philemon ... das genirt mich, — sagte Nini-Moulin, indem er das Armband an Rosa-Pompons Handgelenke befestigte, die, wie eine Ausgelassene lachend, ihn gewähren ließ, und zu ihm sagte:

— Das ist ein Ankauf, mit dem man Sie beauftragt hat, dicker Apostel, und Sie wollen seine Wirkung sehen. Wahrlich! dieser Schmuck ist allerliebst.

— Wollen Sie, Rosa-Pompon, — begann Nini-Moulin wieder, — wollen Sie, ja oder nein, Bedienten, eine Loge in der Oper und tausend Franken monatlich für Ihre Toilette?

— Immer derselbe Scherz? Gut ... wahrlich, — sagte das junge Mädchen, und ließ das Armband funkeln, indem sie dabei ihre Nüsse aß; — wozu immer derselbe Spaß und keine andern finden?

Nini-Moulin fuhr von Neuem mit der Hand in seine Tasche, und zog dieses Mal eine köstliche goldene Kette heraus, welche er Rosa-Pompon um den Hals hing.

— O! welch schöne Kette! — rief das junge Mädchen aus, indem sie wechselsweise das funkelnde Kleinod und den religiösen Schriftsteller anblickte.

— Wenn Sie diese auch ausgewählt haben . . . so haben Sie einen ausgezeichnet guten Geschmack; aber gestehen Sie, daß ich ein gutes Mädchen bin, Ihnen so zur Schmuckausstellung zu dienen.

— Rosa-Pompon! — begann Nini-Moulin immer feierlicher wieder, — diese Kleinigkeiten sind durchaus gar nichts gegen das, worauf Sie Ansprüche machen können, wenn Sie dem Rathe Ihres alten Freundes folgen . . .

Rosa-Pompon begann Dumoulin mit Erstaunen anzublicken, und sagte zu ihm:

— Was bedeutet das, Nini-Moulin? Erklären Sie sich doch, worin besteht Ihr Rath?

Dumoulin antwortete nichts, sondern steckte die Hand wieder in seine unerschöpflichen Taschen, und zog dieses Mal ein Packet heraus, das er sorgfältig entfaltete; es war eine prachtvolle Mantille von schwarzen Spitzen.

Von neuer Bewunderung ergriffen, war Rosa-Pompon aufgestanden. Dumoulin warf rasch die reiche Mantille über die Schultern des jungen Mädchens.

— Aber das ist köstlich! Ich habe niemals etwas Aehnliches gesehen! . . . Welch schönes Muster! . . . Welche Stickerei! — sagte Rosa-Pompon, indem sie Alles mit einer ungekünstelten, wir müssen sagen, voll-

kommen uneigennützigen Neugierde musterte, — dann fügte sie hinzu:

— Ihre Tasche ist also ein förmlicher Laden? Wie kommen Sie zu so viel schönen Sachen? ...

Dann in ein schallendes Gelächter ausbrechend, das ihr hübsches Gesicht feuerroth machte, rief sie aus:

— Ich hab's ... Ich hab's, das ist das Hochzeitsgeschenk der Frau von Sainte-Colombe! Ich mache Ihnen mein Kompliment deshalb! Das ist auserlesen!

— Und wo der Teufel wollen Sie, daß ich Geld genug hernähme, alle diese Wunder zu kaufen? — sagte Nini-Moulin. — Alles dieses, ich wiederhole es Ihnen, ... gehört Ihnen, wenn Sie wollen, und wenn Sie auf mich hören!

— Wie, — sagte Rosa mit einer Art von Bestürzung, — ist das, was Sie mir da sagen, ernstlich gemeint?

— Sehr ernstlich.

— Diese Anträge, als vornehme Dame zu leben?

— Diese Kleinodien bürgen Ihnen für die Wirklichkeit dieser Anerbietungen.

— Und Sie sind es ... der mir diese Anträge für einen Andern macht, mein armer Nini-Moulin?

— Einen Augenblick Geduld ... — rief der religiöse Schriftsteller mit einer komischen Verschämtheit aus, — Sie müssen mich hinlänglich kennen, mein geliebtes Mündel! um gewiß zu sein, daß ich unfähig wäre, Sie zu einer unrechtlichen ... oder unanständigen

. . . Handlung aufzufordern . . . Ich achte mich dazu zu sehr . . . ohne zu rechnen, daß dies kränkend für Philemon wäre, der mir die Bewachung Ihrer Tugend anvertraut hat.

— Dann, Rini-Moulin, — sagte Rosa-Pompon immer mehr staunend, — begreife ich auf Ehre nichts mehr davon.

— Es ist indessen sehr einfach . . . ich . . .

— Ah! ich hab's . . . — rief Rosa-Pompon, indem sie Rini-Moulin in die Rede fiel, — es ist ein Herr, der mir seine Hand, sein Herz und was daran hängt, anbieten will . . . Konnten Sie mir das nicht auf der Stelle sagen?

— Eine Heirath? ach ja doch! — sagte Dumoulin, die Achseln zuckend.

— Es handelt sich nicht um eine Heirath? — fragte Rosa-Pompon, indem sie wieder in jenes Erstaunen zurück versank.

— Nein.

— Und die Anträge, welche Sie mir machen, sind anständig, mein dicker Apostel?

— Sie können nicht anständiger sein.

(Und Dumoulin sagte die Wahrheit.)

— Ich brauchte Philemon nicht untreu zu sein?

— Nein.

— Oder einem Andern getreu?

— Eben so wenig.

Rosa-Pompon blieb nachdenkend; dann begann sie wieder:

— Ei was! lassen Sie hören, scherzen wir nicht. Ich bin nicht albern genug, um mir einzubilden, daß man mich blos meiner schönen Augen wegen als Herzogin würde leben lassen, . . . wenn ich mich so ausdrücken darf, — fügte der Schlaukopf mit einer geheuchelten Bescheidenheit hinzu.

— Sie können sich vollkommen so ausdrücken.

— Aber am Ende, — sagte Rosa-Pompon immer verlegener, — was müßte ich dagegen geben?

— Durchaus nichts.

— Nichts?

— Nicht einmal das, — und Nini-Moulin biß in seine Nagelspitze.

— Aber was müßte ich denn dann thun?

— Sie müßten sich so hübsch als möglich machen, sich putzen, sich belustigen, spazieren fahren. Sie sehen, das ist nicht sehr ermüdend ... ohne zu rechnen, daß Sie zu einem guten Werke beitragen werden.

— Indem ich als Herzogin lebe?

— Ja; . . . entscheiden Sie sich demnach; fragen Sie mich nicht mehr um nähere Umstände; . . . ich könnte sie Ihnen nicht angeben; . . . übrigens werden Sie nicht gegen Ihren Willen zurückgehalten werden; . . . versuchen Sie . . . das Leben, welches man Ihnen anträgt; wenn es Ihnen behagt . . . so setzen Sie es

fort; wo nicht, so kehren Sie in Ihre Philemonische Haushaltung zurück.

— In der That ...

— Versuchen Sie es immer, was riskiren Sie?

— Nichts; ... aber ich kann nicht glauben, daß Alles das wahr ist. Und dann, — fügte sie zögernd hinzu, — ich weiß nicht, ob ich darf ...

Nini-Moulin ging an das Fenster, öffnete es, und sagte zu Rosa-Pompon, die herbeieilte:

— Sehen Sie ... an der Hausthür.

— Ein sehr hübscher kleiner Wagen, meiner Treue! Gott! wie hübsch man sich darin befinden muß!

— Dieser Wagen ist der Ihrige. Er erwartet Sie.

— Wie! er erwartet mich? — sagte Rosa-Pompon, — ich müßte mich so auf der Stelle entschließen?

— Oder gar nicht, ...

— Heute?

— Augenblicklich.

— Aber wohin führen Sie mich?

— Weiß ich es etwa? ...

— Sie wissen nicht, wohin Sie mich führen?

— Nein ... (und Dumoulin sagte wieder die Wahrheit) der Kutscher hat Aufträge.

— Wissen Sie, daß das Alles außerordentlich närrisch ist ... Nini-Moulin!

— Ich glaube wohl; ... wenn es nicht närrisch wäre ... wo wäre denn dann das Vergnügen?

— Sie haben Recht.

— Sie nehmen es also an. Das ist Recht; ich bin darüber für Sie und für mich entzückt.

— Für sich?

— Ja, weil Sie mir durch die Annahme einen großen Dienst erweisen ...

— Ihnen? ... und wie so?

— Das kümmert Sie wenig, wenn ich nur Ihr Schuldner bin.

— Das ist richtig ...

— Vorwärts ... gehen wir?

— Bah! ... Am Ende ... wird man mich nicht fressen, — sagte Rosa-Pompon entschlossen.

Und sie holte hüpfend ein Grisettenhütchen, so hübsch rosafarbig, wie ihr hübsches Gesicht, und vor einen gesprungenen Spiegel tretend, setzte sie ihn außerordentlich nach vorn auf den Scheitel ihrer blonden Haare, was, indem es ihren weißen Hals und das seidige, dicke, untere Ende ihrer Haarflechten entblößte, ihrem hübschen, kleinen Gesichte zu gleicher Zeit das schelmischste, wir möchten nicht sagen, das buhlerischste Aussehn gab.

— Meinen Mantel! — sagte sie zu Nini-Moulin, der, seitdem sie eingewilligt hatte, von einer großen Sorge befreit schien.

— Pfui doch! ... einen Mantel, — antwortete der Cicisbeo, der, indem er zum letzten Mal in eine Tasche, einen wahren Zwergsack, fuhr, daraus einen schönen Cachemir-Shawl hervorzog, den er Rosa-Pompon über die Schultern warf.

— Ein Cachemir!! — rief das junge Mädchen ganz vor Behagen und vor freudiger Ueberraschung bebend.

Dann fügte sie mit heroischer Fassung hinzu:

— Das ist abgemacht! ... Ich wage es ...

Und von Nini-Moulin gefolgt, ging sie leichten Fußes die Treppe hinab.

Die wackere Gemüse- und Kohlenhändlerin stand vor ihrem Laden.

— Guten Morgen, Mademoiselle, Sie sind heute früh auf, — sagte sie zu dem jungen Mädchen.

— Ja, Mutter Arsène ... da ist mein Schlüssel.

— Danke, Mademoiselle.

— Ach! mein Gott! ... aber da fällt mir ein, — sagte plötzlich Rosa-Pompon mit leiser Stimme, indem sie sich nach Nini-Moulin umwandte und sich von der Pförtnerin entfernte, — und Philemon?

— Philemon?

— Wenn er ankommt! ...

— Ah! den Teufel! ... — sagte Nini-Moulin, indem er sich hinter den Ohren kratzte.

— Ja, wenn Philemon ankommt, ... was soll man ihm sagen? denn ich werde vielleicht lange abwesend sein.

— Ich glaube, drei bis vier Monate.

— Nicht länger?

— Ich glaube nicht.

— Dann ist es gut, — sagte Rosa-Pompon; hierauf wieder zu der Kohlenhändlerin zurückkehrend, sagte sie nach einem Augenblicke der Ueberlegung zu ihr:

— Wenn Philemon ankommen sollte, Mutter Arsène, so sagen Sie zu ihm ... daß ich ausgegangen bin ... in Geschäften ...

— Ja, Mademoiselle.

— Daß er mich erwarten möge ... ohne ungeduldig zu werden ...

— Ja, Mademoiselle.

— Adieu, Mutter Arsène.

— Adieu, Mademoiselle.

Und Rosa-Pompon stieg triumphirend mit Nini-Moulin in den Wagen.

— Der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß, was aus alle dem werden soll, — sagte sich Jacques Dumoulin, während der Wagen sich rasch aus der Straße Clovis entfernte. — Ich habe meine Albernheit wieder gut gemacht; jetzt lache ich zu dem Uebrigen.

II.

Das Geheimniß.

Der folgende Auftritt ereignete sich einige Tage nach der Entführung Rosa-Pompons durch Nini-Moulin.

Fräulein von Cardoville saß tiefsinnig in ihrem, mit grünem ostindischen Seidenzeuge behangenen Arbeitszimmer, das mit Bibliothekgestellen von Ebenholz, mit großen Karyatiden von vergoldeter Bronze verziert, meublirt war.

An einigen bezeichnenden Anzeichen errieth man, daß Fräulein von Cardoville in den Künsten eine Zerstreuung von ernsten und traurigen Gedanken gesucht hatte. Neben einem offenen Piano stand eine Harfe vor einem Notenpulte; weiterhin sah man auf einem, mit Pastell- und Aquarell-Kästchen bedeckten Tische mehrere Pergamentblätter voll sehr lebhaft illuminirter Zeichnungen. Die meisten stellten Skizzen asiatischer, in alle dem Feuer der Sonne des Orients leuchtender Landschaften vor.

Getreu ihrer Laune, sich zu Hause auf eine pittoreske Weise zu kleiden, glich Fräulein von Cardoville

an diesem Tage einem jener stolzen Portraits von Velasquez mit so edler und strenger Haltung ... Ihr Kleid war von schwarzem Mohr mit weitem Rocke, sehr langer Taille, und mit Aermeln, deren Puffen von Rosa-Atlas mit Schnüren von schwarzem Bernstein eingefaßt waren. Eine spanische, wohl gestärkte Krause reichte beinahe bis zum Kinn hinauf, und war um den Hals herum durch ein breites Rosa-Band wie befestigt. Dieser sanft bewegte Busenschleier rundete sich auf den eleganten Wölbungen eines, mit Schnüren von schwarzen Bernsteinperlen zugeschnürten Vordermieders von Rosa-Atlas, das auf dem Gürtel in einer Spitze auslief.

Es ist unmöglich zu sagen, wie sehr dieses schwarze Kleid mit reichen und glänzenden Falten, durch Rosa und funkelnden schwarzen Bernstein gehoben, mit der blendenden Weiße von Adriennens Haut und den goldigen Wellen ihres schönen Haarwuchses harmonirte, deren seidene und lange Ringel bis auf ihren Busen herabfielen.

Das junge Mädchen befand sich in einer halb liegenden Stellung auf einem kurzen, mit grünem ostindischen Seidenzeuge überzogenen Sopha; die nach der Seite des Kamines ziemlich hohe Rücklehne wurde bis zu dem Fuße dieses Meubels allmälig niedriger. Eine Art halbrundes, ungefähr fünf Fuß hohes, leichtes Gitterwerk von vergoldeter Bronze, mit blühenden Lianen behangen (wundervollen passiflores quadrangulata),

in einen tiefen Blumenkasten von Ebenholz gepflanzt, aus welchem dieses Gitterwerk sich erhob, umgab dieses Kanape mit einer Art von Laubschirm, welcher buntscheckig durch breite, von außen grüne und im Innern purpurrothe Blumen von einem eben so glänzenden Schmelze war, als jene Porzellanblumen, die Sachsen uns liefert. Ein lieblicher und leichter Wohlgeruch, gleich einer schwachen Mischung von Veilchen und Jasmin, verbreitete sich aus dem Kelche dieser wundervollen Passifloren.

Wie seltsam: eine ziemlich große Anzahl ganz neuer (Adrienne hatte sie seit zwei bis drei Tagen kaufen lassen) und ganz frisch aufgeschnittener Bücher lagen um sie herum, die einen auf dem Kanape, die andern auf einem kleinen Gueridon, und jene endlich, unter deren Zahl sich mehrere große Mappen mit Kupferstichen befanden, auf dem prächtigen Teppich von Marder, der sich zu den Füßen des Divans ausbreitete. Wie noch seltsamer: diese Bücher, von verschiedenen Formaten und Verfassern, behandelten alle denselben Gegenstand.

Adriennens Stellung verrieth eine Art von schwermüthiger Niedergeschlagenheit; ihre Wangen waren bleich, ein leichter bläulicher Ring, der ihre halb verschleierten großen schwarzen Augen umgab, verlieh ihnen einen Ausdruck tiefer Traurigkeit.

Gar manche Ursachen veranlaßten diese Traurigkeit, unter anderen das Verschwinden der Mayeux. Ohne

gerade bestimmt an die arglistigen Zuflüsterungen Rodins zu glauben, welcher zu verstehen gab, daß diese, in der Furcht, von ihm entlarvt zu werden, nicht gewagt hätte, in dem Hause zu bleiben, empfand Adrienne doch eine schmerzliche Beklommenheit des Herzens bei dem Gedanken, daß dieses junge Mädchen, in welches sie so großes Vertrauen gesetzt hatte, ihrer beinahe schwesterlichen Gastfreundschaft entflohen wäre, ohne ein Wort der Dankbarkeit an sie zu richten; man hatte sich in der That wohl gehütet, die wenigen, in dem Augenblicke des Fortgehens von der armen Nähterin in der Eile an ihre Wohlthäterin geschriebenen Worte zu zeigen; man hatte ihr nur von dem, auf ihrem Schreibtische gefundenen Fünfhundert-Franken-Billete gesagt, und dieser, so zu sagen, unerklärliche Umstand hatte auch dazu beigetragen, in dem Geiste des Fräuleins von Cardoville grausamen Argwohn zu erwecken. Schon empfand sie die traurigen Wirkungen dieses Mißtrauens gegen Alles und gegen Alle, das ihr Rodin anempfohlen hatte; dieses Gefühl von Mißtrauen, von Zurückhaltung mußte um so mächtiger werden, als Fräulein von Cardoville, bis dahin der Lüge fremd, zum ersten Male in ihrem Leben ein Geheimniß zu verbergen hatte ... ein Geheimniß, welches zu gleicher Zeit ihr Glück, ihre Scham und ihre Qual ausmachte.

Auf ihrem Divan halb liegend, tiefsinnig, niedergeschlagen, durchlief Adrienne, oft zerstreut, eines dieser

kürzlich gekauften Werke; plötzlich stieß sie einen leisen Ausruf der Ueberraschung aus; ihre Hand, welche das Buch hielt, zitterte wie Laub, und von diesem Augenblicke an schien sie mit einer leidenschaftlichen Aufmerksamkeit, mit einer verzehrenden Neugierde zu lesen. Bald glänzten ihre Augen vor Begeisterung; ihr Lächeln wurde unaussprechlich lieblich, sie schien zu gleicher Zeit stolz, glücklich und entzückt . . . aber in dem Augenblicke, als sie das letzte Blatt umgewendet hatte, drückten ihre Züge getäuschte Hoffnung und Verdruß aus.

Hierauf begann sie diese Lectüre, welche ihr ein so süßes Entzücken verursacht hatte, von Neuem; aber dieses Mal überlas sie jede Seite mit einer berechneten Langsamkeit, indem sie so zu sagen jede Zeile, jedes Wort buchstabirte; von Zeit zu Zeit unterbrach sie sich, und dann, tiefsinnig, ihre Stirn gebückt und auf ihre schöne Hand gestützt, schien sie in einer tiefen Träumerei die Stellen auszulegen, welche sie so eben mit zarter und frommer Liebe gelesen hatte. Als sie bald darauf an eine Stelle gelangte, welche einen solchen Eindruck auf sie machte, daß eine Thräne in ihrem Auge leuchtete, wandte sie plötzlich den Band um, um auf seinem Umschlag den Namen des Verfassers zu sehen. Einige Secunden lang betrachtete sie diesen Namen mit einem Ausdrucke besonderer Dankbarkeit, und konnte sich nicht enthalten, rasch ihre rosigen Lippen auf die Seite zu drücken, auf welcher er gedruckt stand.

Nachdem sie mehrere Male die Zeilen überlesen, von denen sie überrascht war, begann sie so tief nachzudenken, daß, indem sie ohne Zweifel den Buchstaben über dem Geist vergaß, das Buch ihrer Hand entglitt und auf den Teppich fiel . . .

In dem Laufe dieser Träumerei hatte anfangs der Blick des jungen Mädchens maschinenmäßig auf einem wundervollen Basrelief verweilt, welches auf einer Staffelei von Ebenholz neben einem der Fenster stand.

Diese prachtvolle, vor Kurzem nach einer über die Antike gemachten Gipsform gegossen, stellte den Triumph des indischen Bacchus vor. Niemals vielleicht war die griechische Kunst zu einer so seltenen Vollkommenheit gelangt.

Der junge Eroberer, halb in eine Löwenhaut gekleidet, welche die jugendliche und reizende Reinheit seiner Formen zur Bewunderung freiließ, strahlte von einer göttlichen Schönheit. Auf einem, von zwei Tigern gezogenen Wagen stehend, mit zugleich sanfter und stolzer Miene, stützte er sich mit der einen Hand auf einen Thyrsusstab und mit der anderen leitete er mit ruhiger Majestät sein grimmiges Gespann . . . An dieser seltenen Mischung von Anmuth, von Kraft und Heiterkeit erkannte man den Helden, welcher gegen die Menschen und gegen die Ungeheuer der Wälder so blutige Schlachten geliefert hatte.

Durch den fahlen Ton des Reliefs ließ das Licht, indem es von der Seite darauf fiel, auf wundervolle

Weise die Gestalt des jungen Gottes hervortreten, der, fast ganz erhaben ausgegraben und auf diese Weise erleuchtet, wie eine prächtige Statue von mattem Golde auf dem dunkeln und unebenen Bronzegrunde glänzte ...

Als Adrienne zuerst ihren Blick auf dieser seltenen Vereinigung göttlicher Vollkommenheiten hatte verweilen lassen, waren ihre Züge ruhig, träumend; da aber diese anfangs fast maschinenmäßige Beschauung immer aufmerksamer und überlegender wurde, so stand das junge Mädchen plötzlich von ihrem Sitze auf, und schritt langsam auf das Basrelief zu, indem sie der unbesiegbaren Anziehungskraft einer außerordentlichen Aehnlichkeit nachzugeben schien.

Nun begann eine leichte Röthe auf den Wangen des Fräuleins von Cardoville aufzugehen, überzog allmälig ihr Gesicht, und verbreitete sich rasch über ihre Stirn und ihren Hals.

Sie näherte sich dem Basrelief noch mehr, und nachdem sie einen verstohlenen, fast schamhaften Blick um sich herum geworfen, gleichsam als ob sie sich gefürchtet hätte, bei einer tadelnswerthen Handlung überrascht zu werden, näherte sie zwei Mal ihre vor Gemüthsbewegung zitternde Hand, um nur mit den Spitzen ihrer reizenden Finger die eherne Stirn des indischen Bacchus zu berühren.

Aber zwei Mal hielt sie eine Art züchtigen Zögerns zurück.

Endlich wurde die Versuchung zu stark ... Sie unter-

lag ihr .... und nachdem ihr Alabasterfinger auf zarte Weise das bleich-goldige Gesicht des jungen Gottes geliebkoset hatte, stützte er sich kühner eine Secunde lang auf seine edle und reine Stirn.

Bei diesem, indessen sehr leichten Drucke, schien Adrienne eine Art von elektrischem Stoß zu empfinden; sie schauderte an ihrem ganzen Körper; ihre Augen wurden schmachtend, und nachdem sie einen Augenblick lang in ihrem feuchten und glänzenden Perlmutter geschwommen, erhoben sie sich gen Himmel, und niedergedrückt, schlossen sie sich halb ... nun warf sich der Kopf des jungen Mädchens ein wenig zurück, ihre Kniee bogen sich unmerklich, ihre hochrothen Lippen öffneten sich halb, um ihren glühenden Athem durchzulassen, denn ihr Busen hob sich mit Macht, als ob der Saft der Jugend und des Lebens das Klopfen ihres Herzens beschleunigt und ihr Blut hätte sieden lassen; bald endlich verrieth das brennende Gesicht Adriennens wider ihren Willen eine Art von zugleich züchtigen und leidenschaftlichen, keuschen und sinnlichen Entzückens, dessen Ausdruck unaussprechlich und rührend war.

Wie unaussprechlich und rührend ist in der That der Anblick einer Jungfrau, deren züchtige Stirn bei dem ersten Feuer eines geheimen Verlangens erröthet ... Belebt der Schöpfer aller Dinge nicht den Leib wie die Seele mit seinem göttlichen Funken? Muß er nicht in frommer Weise vom Geiste wie von den Sinnen verherrlicht werden, mit denen er seine Geschöpfe so väter-

lich begabt hat? Ruchlose, Gotteslästerer sind diejenigen, welche diese himmlischen Sinne zu ersticken suchen, statt ihren göttlichen Aufschwung zu leiten und in Einklang zu bringen.

Plötzlich erbebte Fräulein von Cardoville, richtete den Kopf wieder auf, schlug die Augen auf, als ob sie aus einem Traume erwache, wich ungestüm zurück, entfernte sich von dem Basrelief, und that gewaltsam erschüttert einige Schritte in dem Zimmer, indem sie ihre glühenden Hände an ihre Stirn legte.

Als sie dann, so zu sagen, vernichtet auf einen Sessel sank, flossen ihre Thränen reichlich; der bitterste Schmerz brach auf ihren Zügen aus, die nun tiefe Spuren des traurigen Kampfes verriethen, der in ihrem Innern vorging.

Dann versiegten ihre Thränen allmälig, und auf diese Krisis so schmerzlicher Niedergeschlagenheit folgte eine Art heftigen Unwillens, erzürnter Empörung gegen sich selbst, welcher sich durch folgende, ihr entschlüpfende Worte aussprach:

— Zum ersten Male in meinem Leben fühle ich mich schwach und feig... o! ja... feig!... sehr feig!...

. . . .

Das Knarren einer sich öffnenden und wieder schließenden Thür riß Fräulein von Cardoville aus ihren bittern Betrachtungen. Georgette trat ein, und sagte zu ihrer Gebieterin:

— Kann das Fräulein den Herrn Grafen von Montbron empfangen?

Adrienne, welche zu viel Lebensart hatte, um in Gegenwart ihrer Frauen eine Art von Unwillen zu zeigen, welchen ihr ein gerade ungelegener Besuch verursachte, sagte zu Georgetten:

— Haben Sie dem Herrn von Montbron gesagt, daß ich zu Hause bin?

— Ja, Fräulein.

— Bitten Sie ihn einzutreten.

Obgleich Fräulein von Cardoville in diesem Augenblicke einen ziemlich lebhaften Unwillen über die Ankunft des Herrn von Montbron empfand, so wollen wir uns doch zu sagen beeilen, daß sie eine fast kindliche Zuneigung, eine hohe Achtung gegen ihn hatte, und dennoch war sie, vermöge eines ziemlich häufig vorkommenden Contrastes, fast immer von der seinen Ansichten entgegengesetzten Meinung, und es gingen daraus, wenn Fräulein von Cardoville ihre ganze Freiheit des Geistes hatte, die ausgelassen lustigsten oder lebhaftesten Streitereien hervor, Streitereien, in welchen Herr von Montbron trotz seines spöttischen und skeptischen Witzes, seiner gereiften Erfahrung und seltenen Kenntniß der Menschen und der Dinge nicht immer den Sieg davon trug, und seine Niederlage sehr vergnügt eingestand. So hatte er, um nur einen Begriff von der Meinungsverschiedenheit des Grafen und Adriennens zu geben, ehe er

sich, wie er scherzhaft sagte, zu ihrem Mitschuldigen gemacht, immer (aus anderen Beweggründen, als die von der Frau von Saint-Dizier angeführten) ihren Willen, allein und nach ihrem Gefallen zu leben, bekämpft, während Rodin dagegen dadurch, daß er den Entschlüssen des jungen Mädchens in dieser Beziehung einen Zweck voller Erhabenheit verlieh, über sie eine Art von Einfluß erlangt hatte.

Damals über sechzig Jahre alt, war der Graf von Montbron einer der glänzendsten Männer des Directoriums, des Consulats und der Kaiserzeit gewesen; seine Verschwendungen, Witze und Ungezogenheiten, seine Duelle, Liebschaften und Verluste im Spiele hatten den Gesellschaften seiner Zeit fast immer den Stoff zur Unterhaltung geliefert. Was seinen Charakter, sein Herz und seine Liebschaften anbetrifft, so müssen wir sagen, daß er mit fast allen seinen früheren Geliebten in den aufrichtigsten Freundschaftsverhältnissen geblieben war. Zu der Zeit, wo wir ihn dem Leser vorstellen, war er noch ein sehr hoher und feiner Spieler; er hatte, wie man ehedem sagte, ein sehr vornehmes Ansehen, eine entschlossene, schlaue und spöttische Miene; seine Manieren waren die besten von der Welt, mit einem Witze von angreifender Unverschämtheit, wenn er die Leute nicht gern hatte; er war groß, sehr mager und hatte eine noch ungezwungene, fast jugendliche Haltung; er hatte eine hohe und kahle Stirn, weiße und kurze Haare, sichelförmig geschnittenen

Backenbart, ein langes Gesicht, eine Adlernase, blaue, sehr durchdringende Augen, und noch sehr schöne Zähne.

— Der Herr Graf von Montbron! — sagte Georgette, indem sie die Thür öffnete.

Der Graf trat ein, und küßte Adriennen mit einer Art von väterlicher Vertraulichkeit die Hand.

— Wohlan! — sagte sich Herr von Montbron, — suchen wir die Wahrheit zu erfahren, die ich zu erforschen komme, um vielleicht ein großes Unglück zu verhüten.

III.

Die Geständnisse.

Fräulein von Cardoville, welche die Ursache der sie erregenden heftigen Empfindungen nicht durchschauen lassen wollte, empfing Herrn von Montbron mit einer geheuchelten und erzwungenen Heiterkeit; seiner Seits war dieser, trotz seiner großen Gewandtheit im Umgange, sehr in Verlegenheit, wie er auf den Gegenstand kommen solle, über den er sich mit Adriennen besprechen wollte, und er beschloß, wie man im gemeinen Leben sagt, das Terrain zu prüfen, bevor er die Unterhaltung ernstlich anknüpfte.

Nachdem er das junge Mädchen einige Secunden angeblickt, schüttelte Herr von Montbron den Kopf, und sagte mit einem Seufzer des Bedauerns:

— Mein liebes Kind ... ich bin nicht zufrieden ...

— Irgend ein Leiden des Herzens ... oder des Würfelspieles? mein lieber Graf, — sagte Adrienne lächelnd.

— Ein Leiden des Herzens! ... — sagte Herr von Montbron.

— Wie, Sie, ein so großer Spieler, Sie bekümmerten sich mehr über den Streich eines Weiberkopfes ... als über den der Würfel?

— Ich habe ein Herzensleiden ... und Sie sind es, die es verursacht, mein liebes Kind.

— Sie werden mich sehr stolz machen, Herr von Montbron, — sagte Adrienne lächelnd.

— Und Sie hätten großes Unrecht; ... denn, ich sage es Ihnen unumwunden, mein Herzensleiden rührt gerade davon her, daß Sie Ihre Schönheit vernachlässigen ... Ja, sehen Sie Ihre bleichen, abgespannten, ermüdeten Züge; ... seit einigen Tagen sind Sie traurig... Sie haben irgend einen Kummer ... ich bin überzeugt davon.

— Sie besitzen so viel Scharfsinn, mein lieber Herr von Montbron, daß es Ihnen erlaubt ist, sich einmal zu irren, ... und das begegnet Ihnen heute ... Ich bin nicht traurig, ich habe keinen Kummer ... und ich will Ihnen eine sehr ungeheure, eine sehr stolze Anmaßung bekennen: ... ich habe mich niemals so hübsch gefunden.

— Es giebt im Gegentheile nichts Bescheideneres, als diese Behauptung ... Und wer hat Ihnen diese Lüge da gesagt? ein Frauenzimmer?

— Nein ... mein Herz, und es hat die Wahrheit gesagt, — erwiederte Adrienne mit einer leichten Gemüthsbewegung; dann fügte sie hinzu: — Begreifen Sie ..., wenn Sie können.

— Wollen Sie damit sagen, daß Sie stolz auf die Entstellung Ihrer Züge sind, weil Sie stolz auf die Leiden Ihres Herzens sind? — sagte Herr von Montbron, indem er Adriennen forschend anblickte. — Nun! ich hatte also Recht; Sie haben einen Kummer ... Ich bestehe darauf ... — fügte der Graf mit wahrhaft innigem Tone hinzu, — weil mir dies schmerzlich ist ...

— Beruhigen Sie sich; ich bin so glücklich, als man nur sein kann, denn mit jedem Augenblicke gefalle ich mir in dem Gedanken: ... daß ich in meinem Alter frei ... durchaus frei bin.

— Ja ... frei ... sich zu quälen ... frei ... ganz nach Ihrem Gefallen unglücklich zu sein.

— Gehen Sie, gehen Sie, mein lieber Graf, — sagte Adrienne, — da fängt unser alter Streit wieder an ... ich finde in Ihnen wieder den Verbündeten meiner Tante ... und des Abbé d'Aigrigny.

— Ich mir? ja ... ungefähr wie die Republikaner die Verbündeten der Legitimisten sind; sie verständigen sich ... um sich späterhin zu zerreißen ... In Bezug auf Ihre abscheuliche Tante sagt man, daß seit einigen Tagen bei ihr eine Art von Concilium gehalten wird, das sehr in Bewegung ist, ... ein wahrer Bischofsmützen-Aufruhr ... Ihre Tante ist auf gutem Wege.

— Warum nicht? Sie hätten sie früher nach der Rolle der Göttin der Vernunft streben sehen können ... Jetzt werden wir sie vielleicht heilig gesprochen sehen

... Hat sie nicht bereits den ersten Theil von dem Leben der heiligen Magdalene vollendet?

— Sie werden niemals so viel Böses von ihr sagen, als sie thut, mein liebes Kind ... Nichts desto weniger, obgleich aus sehr entgegengesetzten Gründen, ... dachte ich wie Sie in Bezug auf Ihre Laune allein zu leben ...

— Ich weiß es.

— Ja, und gerade deshalb, weil ich Sie noch tausend Mal freier zu sehen wünschte, als Sie sind, ... rieth ich Ihnen ... ganz einfach ...

— Mich zu verheirathen ...

— Gewiß, auf diese Weise würde sich Ihre theure Freiheit ... mit ihren Folgen, anstatt sich Fräulein von Cardoville zu nennen, ... sich Frau von ... wie Sie wollen, genannt haben ... Wir hätten für Sie einen vortrefflichen Gatten gefunden, der ... für Ihre Unabhängigkeit verantwortlich gewesen wäre ...

— Und wer wäre für diesen lächerlichen Gatten verantwortlich gewesen? und wer würde sich so weit herabgewürdigt haben, um einen von Allen verhöhnten, beschimpften Namen zu tragen? ... Ich, vielleicht? — sagte Adrienne, indem sie etwas heftig wurde. — Nein, nein, mein lieber Graf, im Guten oder im Bösen, werde ich immer allein für meine Handlungen verantwortlich sein; an meinen Namen wird sich eine gute oder böse Meinung knüpfen, die ich zum Mindesten allein gebildet haben werde, denn es wäre mir eben so unmöglich, schändlicher Weise einen Namen zu entehren,

der nicht der meinige wäre, als ihn zu tragen, wenn er nicht beständig von der hohen Achtung umgeben wäre, deren ich bedarf. Da man nun aber nur für sich selbst steht, ... so will ich meinen Namen behalten.

— Es giebt Niemand außer Ihnen auf der Welt, der ähnliche Ansichten hätte.

— Warum? — sagte Adrienne lachend, — weil es mir widrig scheint, ein armes junges Mädchen so zu sagen sich einverleiben und in irgend einem sehr häßlichen und selbstsüchtigen Manne verschwinden zu sehen, und sie, die Liebliche und Hübsche, plötzlich, wie man ohne zu lachen zu sagen pflegt ... die Hälfte dieses garstigen Dinges werden zu sehen ... Ja ... auf diese Weise würde sie, die, wie ich annehme, eine frische und reizende Rose, die Hälfte einer abscheulichen Distel! Wohlan, mein lieber Graf, gestehen Sie, daß diese eheliche Seelenwanderung etwas sehr Abscheuliches ist, — fügte Adrienne in Gelächter ausbrechend hinzu.

Die künstliche, ein wenig fieberhafte Heiterkeit Adriennens stand auf so tief betrübende Weise mit der Bläße und Entstellung ihrer Züge im Widerspruche, es war so leicht zu sehen, daß sie durch dieses erzwungene Lachen einen tiefen Kummer zu betäuben suche, daß Herr von Montbron schmerzlich davon ergriffen wurde; aber seine Rührung verbergend, schien er einen Augenblick zu überlegen, und nahm maschinenmäßig eines der kürzlich gekauften und aufgeschnittenen Bücher, mit denen Adrienne umgeben war. Nachdem er einen

zerstreuten Blick auf diesen Band geworfen, fuhr er fort, indem er die schmerzliche Gemüthsbewegung zu verbergen suchte, welche ihm das gezwungene Lachen des Fräuleins von Cardoville verursachte:

— Lassen Sie hören, liebe Ausgelassene, die Sie sind, ... eine Thorheit mehr ... Nehmen wir an, daß ich zwanzig Jahre alt wäre, und Sie mir die Ehre erzeigten, mich zu heirathen ... so würde man Sie Frau von Montbron nennen, nicht wahr?

— Vielleicht ...

— Wie so, vielleicht? obgleich verheirathet, würden Sie meinen Namen nicht tragen?

— Mein lieber Graf, — sagte Adrienne, — verfolgen wir eine Voraussetzung nicht, die mir nur ... Bedauern zurücklassen kann.

Plötzlich machte Herr von Montbron eine hastige Bewegung, und blickte Fräulein von Cardoville mit einem Ausdrucke höchster Verwunderung an ...

Seit einigen Augenblicken hatte der Graf, indem er dabei fortwährend mit Adriennen sprach, maschinenmäßig zwei bis drei der hier und da auf dem Kanape zerstreuten Bände genommen, und wieder maschinenmäßig die Augen auf diese Werke geworfen.

Das erste führte den Titel: Neuere Geschichte Indiens.

Das zweite: Reise in Indien.

Das dritte: Briefe über Indien ...

Mit steigender Ueberraschung hatte Herr von Mont-

bron seine Nachforschung fortgesetzt, und hatte sich diese indische Nomenclatur durch den vierten Band vervollständigen sehen: Wanderungen in Indien.

Der fünfte: Erinnerungen aus Hindostan.

Der sechste: Bemerkungen eines Reisenden in Ost-Indien.

Daher rührte das Erstaunen, welches Herr von Montbron aus mehreren sehr wichtigen Beweggründen nicht länger hatte verbergen können, und das seine Blicke Adriennen bezeugten.

Diese, welche die Anwesenheit der verrätherischen Bände, mit denen sie umgeben war, gänzlich vergessen hatte, und einer Regung unwillkürlichen Unwillens nachgab, erröthete leicht; als hierauf ihr fester und entschlossener Charakter wieder die Oberhand erhielt, sagte sie zu Herrn von Montbron, indem sie ihm fest in's Gesicht blickte:

— Nun! . . . mein lieber Graf . . . worüber verwundern Sie sich?

Statt zu antworten, schien Herr von Montbron immer mehr in seine Gedanken versunken, indem er das junge Mädchen anblickte, und, mit sich selbst redend, konnte er sich nicht enthalten zu sagen:

— Nein . . . nein . . . es ist unmöglich . . . und dennoch . . .

— Es wäre vielleicht unbescheiden von mir . . . Ihrem Selbstgespräche beizuwohnen, mein lieber Graf, — sagte Adrienne.

— Entschuldigen Sie mich, mein liebes Kind ... aber das, was ich sehe, überrascht mich in solchem Grade ...

— Und was sehen Sie? ich bitte Sie.

— Die Spuren einer eben so lebhaften ... eben so großen ... als neuen Vorliebe für Alles ... was auf Indien Bezug hat ... — sagte Herr von Montbron, indem er seine Worte langsam betonte, und dabei einen forschenden Blick auf das junge Mädchen heftete.

— Nun! — sagte Adrienne in herausfordernder Weise.

— Nun denn! ... ich suche die Ursache dieser plötzlichen Neigung ...

— Für die Geographie? — sagte Fräulein von Cardoville, indem sie Herrn von Montbron in die Rede fiel; — Sie finden diese Neigung vielleicht ein wenig ernst für mein Alter ... mein lieber Graf; ... aber, man muß wohl seine müßigen Stunden beschäftigen, ... und dann endlich, da ich einen Indier, welcher ein wenig Prinz ist, zum Vetter habe, so hat mich die Lust ergriffen, einen Begriff von dem glückseligen Lande zu erhalten ... aus welchem mir dieser wilde Verwandte zugekommen.

Die letzten Worte wurden mit einer Bitterkeit ausgesprochen, von welcher Herr von Montbron überrascht wurde; und indem er Adriennen aufmerksam beobachtete, begann er wieder:

— Es scheint mir, daß Sie von dem Prinzen ... mit ein wenig Bitterkeit sprechen.

— Nein ... ich spreche mit Gleichgiltigkeit von ihm ...

— Er verdiente indessen ... ein ganz anderes Gefühl ...

— Von einer anderen Person vielleicht, — antwortete Adrienne trocken.

— Er ist so unglücklich! ... — sagte Herr von Montbron im Tone aufrichtiger Ueberzeugung. — Erst vor zwei Tagen habe ich ihn gesehen ... er hat mir das Herz zerrissen.

— Und was kümmert mich ... dieser herzzerreißende Schmerz? — rief Adrienne mit schmerzlichem, fast erzürntem Unwillen.

— Ich wünschte, daß so grausame Qualen zum Mindesten Ihr Mitleid erregten ... — antwortete der Graf ernst.

— Mir ... Mitleid! ... — rief Adrienne mit einer Miene empörten Stolzes.

Dann sich fassend, fügte sie kalt hinzu:

— Ach so ... Herr von Montbron, es ist ein Scherz? ... Sie verlangen nicht im Ernste, ... daß ich mich für die verliebten Qualen Ihres Prinzen interessire.

Es lag eine so eisige Geringschätzung in den letzten Worten Adriennens, ihre bleichen und schmerzlich

zusammengezogenen Züge verriethen einen so bitteren Stolz, daß Herr von Montbron traurig sagte:

— Also ... ist es wahr ... man hat mich nicht getäuscht ... Ich, der ich wegen meiner alten und beständigen Freundschaft glaubte, einige Rechte auf Ihr Vertrauen zu haben, ich habe nichts erfahren ... während Sie einem Andern Alles gesagt haben ... Das ist mir schmerzlich ... sehr schmerzlich.

— Ich verstehe Sie nicht, Herr von Montbron.

— Ei! mein Gott! ... jetzt brauche ich nicht mehr zurückzuhalten ... — rief der Graf. — Ich sehe, es giebt keine Hoffnung mehr für dies unglückliche Kind ... Sie lieben Jemand.

Und da Adrienne eine Bewegung machte, begann der Graf wieder:

— O! Sie können es nicht leugnen, ... Ihre Bläſſe ... Ihre Traurigkeit seit einigen Tagen ... Ihre unbarmherzige Gleichgiltigkeit gegen den Prinzen, Alles sagt es mir ... Alles beweist es mir ... Sie lieben ...

Verletzt über die Art und Weise, mit welcher der Graf von dem Gefühle sprach, welches er bei ihr voraussetzte, erwiederte Fräulein von Cardoville mit stolzer Würde:

— Sie müssen wissen, Herr von Montbron, daß ein überraschtes Geheimniß keine Mittheilung ist. Und Ihre Sprache verwundert mich ...

— Ei! meine liebe Freundin, wenn ich das traurige

Vorrecht der Erfahrung benutze, . . . wenn ich errathe, wenn ich Ihnen sage, daß Sie lieben; . . . wenn ich sogar fast so weit gehe, Ihnen diese Liebe vorzuwerfen, . . . so geschieht es deshalb, weil es sich so zu sagen um das Leben oder um den Tod dieses armen jungen Prinzen handelt, welcher, wie Sie wissen, mich jetzt eben so sehr interessirt, als ob er mein Sohn wäre, denn es ist unmöglich, ihn zu kennen, ohne die zärtlichste Theilnahme für ihn zu hegen!

— Es wäre sonderbar, — erwiederte Adrienne mit zunehmender Kälte und bitterem Hohne, — daß meine Liebe, . . . angenommen, daß ich eine Liebe im Herzen trüge, . . . einen so seltsamen Einfluß auf den Prinzen Djalma hätte . . . Was liegt ihm daran, ob ich liebe!! — fügte sie mit einer fast schmerzlichen Geringschätzung hinzu.

— Was ihm daran liegt!! Aber in Wahrheit, meine liebe Freundin, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie auf eine grausame Weise scherzen . . . Wie! . . . dieses unglückliche Kind liebt Sie mit all der blinden Gluth einer ersten Liebe; zwei Mal schon hat er durch Selbstmord der gräßlichen Marter ein Ende machen wollen, welche ihm seine Leidenschaft für Sie verursacht, . . . und Sie finden es seltsam, daß Ihre Liebe für einen Andern . . . eine Frage von Leben und Tod für ihn sei! . . .

— So liebt er denn mich! — rief das junge Mädchen mit unmöglich wiederzugebendem Ausdrucke.

— Um daran zu sterben, ... sage ich Ihnen; ich habe ihn gesehen ...

Adrienne machte eine Bewegung des höchsten Erstaunens: blaß, wie sie war, wurde sie purpurroth; dann verschwand diese Röthe, ihre Lippen erbleichten und zitterten; ihre Gemüthsbewegung war so heftig, daß sie einige Augenblicke nicht zu sprechen vermochte und die Hand auf ihr Herz legte, als wollte sie sein Klopfen unterdrücken.

Fast entsetzt über die plötzliche Verwandlung von Adriennens Gesicht, über die zunehmende Entstellung ihrer Züge, schritt Herr von Montbron rasch auf sie zu, indem er ausrief:

— Mein Gott! mein armes Kind, was fehlt Ihnen?

Statt ihm zu antworten, gab ihm Adrienne einen Wink mit der Hand, um ihn zu beruhigen; der Graf beruhigte sich in der That, denn das schöne, vor Kurzem noch durch Schmerz, Spott und Geringschätzung krampfhaft zusammengezogene Gesicht des jungen Mädchens schien unter den lieblichsten, unaussprechlichsten Gemüthsbewegungen wieder aufzuleben; der Eindruck, welchen sie empfand, war so entzückend, daß sie sich darin zu gefallen und zu fürchten schien, die geringste Empfindung davon zu verlieren; als hierauf die Ueberlegung ihr sagte, daß sie vielleicht durch eine trügerische Hoffnung oder eine Lüge getäuscht würde, rief sie plötzlich mit Bangigkeit aus, indem sie sich an Herrn von Montbron wandte:

— Aber was Sie mir sagen ... ist doch zum Mindesten wahr? ...

— Was ich Ihnen sage!

— Ja ... daß der Prinz Djalma ...

— Sie wie ein Sinnloser liebt? ... Leider! ... ist das nur zu wahr ...

— Nein ... nein ... — rief Adrienne mit dem Ausdrucke entzückender Natürlichkeit, — das vermöchte niemals zu wahr zu sein ...

— Was sagen Sie? ... rief der Graf.

— Aber dieses ... Frauenzimmer? ... — fragte Adrienne, als ob dieses Wort ihr die Lippen verbrannt hätte.

— Welches Frauenzimmer? ...

— Die, welche die Ursache dieser so herzzerreißenden Schmerzen war.

— Dieses Frauenzimmer? ... wer sollte es anders sein, als Sie?

— Ich! ... o! ja, ich war es; nicht wahr? Niemand als ich!

— Auf Ehre ... Trauen Sie meiner Erfahrung; ... niemals habe ich eine aufrichtigere und rührendere Leidenschaft gesehn ...

— O! nicht wahr, niemals hat er eine andere Liebe, als die meinige im Herzen gehabt?

— Er! ... niemals ...

— Man hat es mir indessen gesagt ...

— Wer?

— Herr Rodin ...

— Daß Djalma? ...

— Zwei Tage, nachdem er mich gesehn, eine thörichte Liebe gefaßt hätte.

— Herr Rodin ... hat Ihnen das gesagt ... — rief Herr von Montbron aus, indem er von einem plötzlichen Gedanken ergriffen schien. — Aber auch er ist es, der Djalma gesagt hat ... daß Sie in Jemanden verliebt wären ...

— Ich? ...

— Und daher kommt die schreckliche Verzweiflung dieses unglücklichen Kindes ...

— Und daher kommt auch meine Verzweiflung!

— So lieben Sie ihn also eben so sehr, als er Sie liebt! — sagte Herr von Montbron, außer sich vor Freude.

— Ob ich ihn liebe! — sagte Fräulein von Cardoville.

Ein bescheidenes Klopfen an der Thür unterbrach Adrienne.

— Ihre Leute, ... ohne Zweifel ... Fassen Sie sich, — sagte der Graf.

— Herein, — sagte Adrienne mit bewegter Stimme.

Florine erschien.

— Was giebt's? — sagte Fräulein von Cardoville.

— Herr Rodin war so eben gekommen. Besorgt, das Fräulein zu stören, hat er nicht eintreten wollen; aber

er wird in einer halben Stunde wiederkommen . . .
Wünscht das Fräulein, ihn zu empfangen?

— Ja . . . ja, — sagte der Graf zu Florinen, — und selbst dann, wenn ich noch bei dem Fräulein wäre, so führen Sie ihn doch ein . . . Ist das nicht Ihre Meinung? — fragte Herr von Montbron Adriennen.

— Das ist meine Meinung . . . — antwortete das junge Mädchen.

Und ein Strahl der Empörung leuchtete bei dem Gedanken an diese Falschheit Rodins in ihren Augen.

— Ha! der alte Schelm! . . . — sagte Herr von Montbron. — Ich traute diesem krummen Halse nie!

Florine verließ das Zimmer und ließ den Grafen mit ihrer Gebieterin allein.

IV.

Liebe.

Fräulein von Cardoville's Züge waren verklärt: zum ersten Male leuchtete ihre Schönheit in ihrem vollen Glanze. Bis dahin durch ihre Gleichgiltigkeit verschleiert, oder durch den Schmerz verdunkelt, erleuchtete sie plötzlich ein blendender Sonnenstrahl.

Die leichte, durch Rodins Falschheit verursachte Aufregung war gleich einem unmerklichen Schatten über die strahlende Stirn des jungen Mädchens gezogen. Was kümmerten sie jetzt diese Lügen, diese Falschheit? Waren sie nicht vereitelt?

Und für die Zukunft ... welche menschliche Macht vermöchte es, jetzt sich zwischen sie und Djalma zu stellen, zwischen sie, die einander so gewiß waren? Wer würde es wagen, gegen diese beiden entschlossenen, und durch die unwiderstehliche Gewalt der Jugend, der Liebe und der Freiheit gleich starken Wesen zu kämpfen? Wer würde es zu versuchen wagen, ihnen in diese glühende Sphäre zu folgen, die sie betraten, sie, die so schön, so

selig waren, sich in einer unauslöschlichen, durch ihr Glück, einer bewährten Rüstung, beschützten und vertheidigten Liebe zu vereinigen.

Kaum hatte Florine das Zimmer verlassen, als Adrienne rasch auf Herrn von Montbron zuschritt; sie schien größer geworden; als sie so strahlend, triumphirend und leicht sich nahete, hätte man sie für eine auf Wolken daherschreitende Gottheit halten können.

— Wann werde ich ihn sehen?

Das war ihr erstes Wort an Herrn von Montbron.

— Ei ... morgen, man muß ihn auf so viel Glück vorbereiten; bei einer so feurigen Natur ... könnte eine so plötzliche, so unerwartete Wonne ... schrecklich werden.

Adrienne dachte einen Augenblick lang nach, dann sagte sie plötzlich:

— Morgen ... ja ... nicht vor morgen ... ich habe einen Aberglauben des Herzens.

— Welchen?

— Sie sollen ihn erfahren ... Er liebt mich ... dieses Wort sagt Alles, enthält Alles, begreift Alles ... ist Alles ... und dennoch habe ich tausend Fragen in Bezug auf ihn auf den Lippen; ... ich werde vor morgen keine an Sie richten ... weil durch ein wundervolles Verhängniß ... morgen für mich ... ein geheiligter Jahrestag ist ... Von jetzt bis dahin werde ich ein Jahrhundert leben ... Glücklicher Weise ... kann ich warten ... Sehen Sie ...

Indem sie hierauf Herrn von Montbron einen Wink gab, führte sie ihn zu dem indischen Bacchus.

— Wie er ihm gleicht! . . . — sagte sie zu dem Grafen.

— In der That, — rief dieser, — das ist seltsam!

— Seltsam? — erwiederte Adrienne, indem sie mit einem lieblichen Stolze lächelte, — seltsam, daß ein Heros, ein Halbgott, ein Ideal von Schönheit Djalma gleicht? . . .

— Wie sehr Sie ihn lieben! . . . — sagte Herr von Montbron tief gerührt und fast verblendet von der Glückseligkeit, welche auf Adriennens Antlitze leuchtete.

— Ich mußte sehr leiden, nicht wahr? — sagte sie nach einem Momente des Schweigens zu ihm.

— Wenn ich mich nun aber, an der Sache verzweifelnd, nicht entschlossen hätte, heute hierher zu kommen, was wäre da geschehen?

— Ich weiß es nicht; . . . ich wäre vielleicht gestorben . . . denn ich bin hier . . . auf eine unheilbare Weise getroffen (und sie legte die Hand auf ihr Herz). Das, was mein Tod gewesen wäre . . . wird mein Leben sein . . .

— Das war schrecklich! — sagte der Graf erbebend, — eine solche, in Ihrem Innern unterdrückte Leidenschaft, stolz, wie Sie sind . . .

— Ja, stolz! . . . aber nicht hochmüthig . . . Als ich demnach seine Liebe für eine Andere erfuhr, . . . als ich erfuhr, daß der Eindruck, den ich bei unserer ersten Zu-

sammenkunft auf ihn gemacht zu haben glaubte, sogleich wieder erloschen sei ... da habe ich auf jede Hoffnung verzichtet, ohne auf meine Liebe verzichten zu können; statt sein Andenken zu fliehen, habe ich mich mit dem umgeben, was mich an ihn erinnern konnte ... In Ermangelung von Glück giebt es noch einen bitteren Genuß, für das zu leiden, was man liebt.

— Jetzt begreife ich Ihre indische Bibliothek ...

Ohne dem Grafen zu antworten, holte Adrienne von dem Gueridon eines der frisch aufgeschnittenen Bücher, und, Herrn von Montbron es bringend, sagte sie mit einem Ausdrucke himmlischer Wonne und Seligkeit lächelnd zu ihm:

— Ich hatte Unrecht, es zu leugnen; ich bin hochmüthig. Da ... lesen Sie das ... laut ... ich bitte Sie darum; ... ich sagte Ihnen, daß ich bis morgen warten kann.

Und mit der Spitze ihres reizenden Fingers deutete sie dem Grafen die Stelle an, indem sie ihm das Buch überreichte.

Hierauf kauerte sie sich so zu sagen auf ihr Kanape, und in einer unendlich aufmerksamen und gesammelten Stellung, den Leib vorgeneigt, ihre Hände auf dem Kissen gefaltet, ihr Kinn auf die Hände gestützt, ihre großen Augen mit einer Art von Verehrung auf den indischen Bacchus geheftet, der ihr gegenüber stand, schien sie in dieser leidenschaftlichen Beschauung sich vor-

zubereiten, um das Vorlesen des Herrn von Montbron anzuhören.

Sehr erstaunt begann dieser, nachdem er Adriennen angeblickt hatte, die mit ihrer schmeichelndsten Stimme zu ihm sagte:

— Und recht langsam ... ich bitte Sie inständigst darum ...

Herr von Montbron las folgende Stelle aus dem Tagebuche eines Reisenden in Indien:

„... Als ich mich im Jahre 1829 in Bombay befand, sprach man in der ganzen englischen Gesellschaft nur von einem jungen Helden, dem Sohne ...“

Da der Graf sich wegen der Aussprache des fremdartigen Namens von Djalma's Vater eine Secunde lang unterbrochen hatte, so sagte Adrienne mit ihrer lieblichen Stimme rasch zu ihm:

— Sohn Kadja-Sing's ...

— Welches Gedächtniß! — sagte der Graf lächelnd.

Und er begann wieder:

„Ein junger Held, der Sohn Kadja-Sing's, Königs von Mundi. Bei der Rückkehr von einem fernen und blutigen Zuge in die Gebirge, gegen diesen indischen König, war der Obrist Drake voll von Begeisterung für den Sohn Kadja-Sing's, Namens Djalma, zurückgekehrt. Kaum aus dem Knabenalter getreten, hat dieser junge Prinz in dem unbarmherzigen Kriege Beweise einer so ritterlichen Kühnheit, eines so edlen Cha-

rakters abgelegt, daß man seinem Vater den Beinamen: der Vater des Großmüthigen gegeben hat."

— Dieser Gebrauch ist rührend . . . — sagte der Graf. — So zu sagen den Vater zu belohnen, indem man ihm einen glorreichen Beinamen um seines Sohnes willen giebt, das ist erhaben . . . Aber welch wunderlicher Zufall ist das Antreffen dieses Buches! — sagte der Graf erstaunt, — ich begreife, daß darin etwas liegt, was den kältesten Menschen begeistern könnte . . .

— O! . . . Sie werden sehen! . . . Sie werden sehen! . . . — sagte Adrienne.

Der Graf las weiter:

„. . . Der Obrist Drake, einer der tapfersten und besten Offiziere des englischen Heeres, sagte gestern in meiner Gegenwart, daß er, schwer verwundet und von dem Prinzen Djalma nach einem kräftigen Widerstande zum Gefangenen gemacht, in das Lager gebracht worden, welches in dem Dorfe . . ."

Hier dasselbe Zögern des Grafen bei einem noch weit schwerer, als der erste, auszusprechenden Namen; und da er ihn nicht auf's Gerathewohl aussprechen wollte, so unterbrach er sich und sagte zu Adriennen:

— Was diesen Namen da anbetrifft . . . so verzichte ich darauf.

— Es ist indessen so leicht! — erwiederte Adrienne, und sie sprach mit einer unaussprechlichen Lieblichkeit folgenden, außerdem sehr weich klingenden Namen aus:

— In dem Dorfe Shumshabad aufgeschlagen war.

— Sie besitzen sicher ein unfehlbares mnemonisches Geheimniß, die geographischen Namen zu behalten, — sagte der Graf, und er fuhr fort:

„... Sobald er in dem Lager angelangt, empfing der Obrist Drake die rührendste Gastfreundschaft und der Prinz Djalma hatte für ihn die Aufmerksamkeiten eines Sohnes. Dort erfuhr der Obrist einige Thaten, welche seine Begeisterung für den Prinzen Djalma auf das Höchste steigerten. Er hat in meiner Gegenwart die beiden folgenden erzählt:

„In einer der Schlachten begleitete den Prinzen ein junger Indier von ungefähr zwölf Jahren, welchen er zärtlich liebte, und der ihm als Page diente, indem er ihm zu Pferde folgte, seine Vorrathswaffen zu tragen; dieses Kind ward von seiner Mutter angebetet; in dem Augenblicke des Abmarsches hatte sie ihren Sohn dem Prinzen Djalma anvertraut, indem sie mit einem der Vorzeit würdigen Stoicismus zu ihm sagte: Möge er Euer Bruder sein. — Er wird mein Bruder sein, — hatte der Prinz geantwortet. — Mitten in einer blutigen Niederlage wurde der Knabe gefährlich verwundet und sein Pferd getödtet; auf Gefahr seines Lebens, und trotz der Eile eines forcirten Rückzuges, machte ihn der Prinz frei, nahm ihn vor sich auf's Pferd und floh; man verfolgte sie; ein Flintenschuß traf ihr Pferd, aber es vermochte noch ein

Baumdickicht zu erreichen, in welchem es nach einigen vergeblichen Anstrengungen erschöpft zu Boden sank. Da der Knabe nicht im Stande war zu gehen, so trug ihn der Prinz fort, und verbarg sich mit ihm in den dichtesten Gebüschen. Die Engländer langten an und durchsuchten den Wald; die beiden Opfer entkamen. Nach einer Nacht und einem Tage des Hin- und Herziehens, der List, der Beschwerden, unerhörter Gefahren gelang es dem Prinzen, welcher immer den Knaben trug, dessen eines Bein halb zerschmettert war, das Lager seines Vaters zu erreichen, und er sagte ganz einfach: — Ich hatte seiner Mutter versprochen, daß er mein Bruder sein solle, ich habe als Bruder gehandelt."

— Das ist bewunderswürdig! — rief der Graf aus.

— Fahren Sie fort ... o! fahren Sie fort, — sagte Adrienne, indem sie eine Thräne abtrocknete, ohne die Augen von dem Basrelief abzuwenden, welches sie mit zunehmender Bewunderung anzublicken fortfuhr.

Der Graf las weiter:

„... Ein anderes Mal begab sich der Prinz Djalma, begleitet von zwei schwarzen Sclaven, vor Sonnenaufgang nach einem sehr wilden Orte, um sich eines Wurfes zweier kleiner, einige Tage alter Tiger zu bemächtigen. Das Lager war bezeichnet. Der Tiger und sein Weibchen waren noch auf Beute aus. Der eine der Schwarzen kroch durch eine enge Oeffnung in

die Höhle, der andere fällte unter Djalma's Beistande mit dem Beile einen ziemlich dicken Stamm, um daraus zum Fange des Tigers oder seines Weibchens eine Falle zu machen. Von der Seite der Oeffnung war die Höhle fast senkrecht. Der Prinz kletterte behend hinauf, um mit Hülfe des anderen Schwarzen die Falle zu stellen; plötzlich erschallte ein entsetzliches Gebrüll, und in einigen Sprüngen erreichte die von ihrem Beutezuge zurückkehrende Tigerin die Oeffnung der Höhle. Dem Schwarzen, welcher mit dem Prinzen die Falle stellte, wurde mit einem Bisse der Schädel zermalmt, der Baum fiel vor den engen Eingang der Höhle, und verhinderte sowohl das Weibchen hineinzudringen, als es dem Schwarzen, der mit den jungen Tigern herbeieilte, den Ausgang versperrte.

„Ungefähr zwanzig Fuß hoch darüber, auf einer Felsenplatte auf dem Bauche liegend, sah der Prinz diesem gräßlichen Schauspiele zu. Die durch das Geschrei ihrer Jungen wüthend gemachte Tigerin zerfleischte die Hände des Schwarzen, welcher von dem Innern der Höhle aus den Baumstamm, seinen einzigen Schutz, festzuhalten versuchte, und jammerndes Geschrei ausstieß."

— Das ist gräßlich! — sagte der Graf.

— O! fahren Sie fort, ... fahren Sie fort ... — rief Adrienne mit Begeisterung; — Sie werden gleich sehen, was der Heldenmuth mit Güte vereint vermag.

Der Graf fuhr fort:

„Plötzlich nahm der Prinz seinen Dolch zwischen die Zähne, befestigte seinen Gürtel an einen Felsenblock, nahm das Beil in die eine Hand, ließ sich mit der anderen an dem improvisirten Seile hinabgleiten, sank einige Schritte weit von dem grimmigen Thiere zu Boden, sprang bis zu ihm hin, und rasch, wie der Blitz, versetzte er ihm Schlag auf Schlag zwei tödtliche Hiebe in dem Augenblicke, als der Schwarze, welcher seine Kräfte verlor und den Baumstamm fahren ließ, auf dem Punkte stand, zerrissen zu werden."

— Und Sie verwundern sich über seine Aehnlichkeit mit diesem Halbgotte, dem selbst die Mythe keine so edelmüthige Aufopferung zuschreibt! — rief das junge Mädchen mit zunehmender Begeisterung aus.

— Ich verwundere mich nicht mehr, ich bewundere, — sagte der Graf mit bewegter Stimme, — und bei diesen beiden edlen Zügen schlägt mein Herz vor Begeisterung, als ob ich zwanzig Jahre alt wäre.

— Und das edle Herz des Reisenden hat, wie das Ihrige, bei dieser Erzählung geschlagen, — sagte Adrienne, — Sie werden es sehen.

„... Was die Kühnheit des Prinzen bewundernswürdig macht, ist, daß nach den Grundsätzen der indischen Kasten das Leben eines Sclaven durchaus keinen Werth hat; wenn ein Königssohn demnach sein Leben für die Rettung eines armen, so niedrig stehenden Geschöpfes wagt, so gehorcht er einem, bis dahin in die-

sem Lande unerhörten, heldenmüthigen Gefühle wahrhaft christlicher Barmherzigkeit.

„Zwei solche Züge, sagte der Obrist Drake mit Recht, genügen, um einen Mann zu schildern; ich, der unbekannte Reisende, habe demnach auch mit dem Gefühle hoher Achtung und rührender Bewunderung den Namen des Prinzen Djalma in diese Reisebeschreibung eingeschrieben, indem ich dabei eine Art von Betrübniß bei der an mich selbst gerichteten Frage empfinde, welches die Zukunft dieses, in der Tiefe des immer durch den Krieg verwüsteten wilden Landes verlorenen Prinzen sein wird. So geringfügig die Huldigung auch sein möge, welche ich diesem, der Heldenzeiten würdigen Charakter darbringe, so wird sein Name doch zum Mindesten mit einer edelmüthigen Begeisterung von allen den Herzen wiederholt werden, welche Mitgefühl für das empfinden, was edel und groß ist."

— Und so eben, bei dem Lesen dieser so einfachen und rührenden Zeilen, — begann Adrienne wieder, — habe ich mich nicht enthalten können, den Namen dieses Reisenden an meine Lippen zu drücken.

— Ja ... da ist er jetzt ganz so, wie ich ihn beurtheilt hatte, — sagte der Graf immer bewegter, indem er Adriennen das Buch zurückgab, die aufstehend ernst und rührend zu ihm sagte:

— Da ist er jetzt so, wie ich Ihnen denselben beschreiben wollte, damit Sie ... meine Verehrung für ihn begriffen; denn ich hatte diesen Muth, diese helden-

müthige Güte bei einer, wider meinen Willen, bevor ich mich ihm zeigte, belauschten Unterredung errathen ... Von diesem Tage an wußte ich, daß er eben so edelmüthig, als kühn, eben so zart, eben so liebenswürdig empfindsam, als energisch und entschlossen war; ... aber als ich ihn so wundervoll schön ... und durch den edlen Charakter seiner Züge, selbst durch seine Kleider, so verschieden von allen denen sah, denen ich bis jetzt begegnet war; ... als ich den Eindruck sah, den ich auf ihn hervorbrachte, ... und den ich vielleicht noch gewaltiger empfand, ... fühlte ich mein Leben an diese Liebe gefesselt.

— Und jetzt Ihre Pläne!

— Göttliche, strahlende, wie mein Herz ... Indem er sein Glück erfährt, will ich, daß Djalma dieselbe Verblendung empfindet, von der ich getroffen bin, und die mir noch nicht erlaubt ... meiner Sonne in's Gesicht zu blicken, ... denn ich wiederhole es Ihnen, ... von hier bis morgen habe ich ein Jahrhundert zu leben. Ja, wie seltsam! ich hätte geglaubt, nach einer solchen Entdeckung das Bedürfniß zu fühlen, in diesen Ocean entzückender Gedanken versenkt, allein zu bleiben. Nun denn! nein ... nein, von hier bis morgen fürchte ich die Einsamkeit ... Ich empfinde, ich weiß nicht welche fieberhafte ... unruhige ... glühende Ungeduld ... O! gesegnet wäre die Fee, welche, mich mit ihrem Zauberstabe berührend, mich von jetzt an bis morgen in Schlaf versenkte.

— Ich werde diese wohlthätige Fee sein, — sagte plötzlich der Herr Graf lächelnd.

— Sie?

— Ich.

— Und wie so?

— Sehen Sie die Macht meines Zauberstabes: ich will einen Theil Ihrer Gedanken zerstreuen, indem ich sie Ihnen in der Wirklichkeit vor Augen führe...

— Ich bitte, erklären Sie sich.

— Und außerdem wird mein Plan noch einen anderen Vortheil für Sie haben. Hören Sie mich an: Sie sind so glücklich, daß Sie Alles hören können... Ihre abscheuliche Tante und deren abscheuliche Freunde verbreiten das Gerücht, daß Ihr Aufenthalt bei Herrn Baleinier...

— Durch die Schwäche meines Verstandes nothwendig gewesen sei, — sagte Adrienne lächelnd. — Ich war darauf gefaßt.

— Das ist albern; da aber Ihr Entschluß allein zu leben, Ihnen Neider und Feinde macht, Sie fühlen warum, so wird es nicht an Leuten fehlen, die vollkommen geneigt sind, allen möglichen Albernheiten Glauben zu schenken.

— Ich hoffe es wohl... für närrisch in den Augen von Dummköpfen zu gelten... das ist sehr schmeichelhaft.

— Ja, aber den Dummköpfen zu beweisen, daß sie Dummköpfe sind, und das im Angesichte von ganz Paris, das ist ziemlich belustigend; nun fängt man aber jetzt

an, sich um Ihr Verschwinden zu bekümmern; Sie haben Ihre gewöhnlichen Spazierfahrten unterbrochen, meine Nichte erscheint seit langer Zeit allein in unserer Loge der italienischen Oper; Sie wollen die Zeit bis morgen tödten... Hier eine vortreffliche Gelegenheit: es ist zwei Uhr... um halb vier Uhr wird meine Nichte zu Wagen hier sein; das Wetter ist prächtig; ... es wird ein rasendes Gedränge im Boulogner Wäldchen sein; Sie machen eine angenehme Spazierfahrt; man sieht Sie bereits dort; ... dann wird die freie Luft, die Bewegung Ihr Glücksfieber besänftigen... Und heute Abend wird meine Zauberei beginnen, ich führe Sie nach Indien...

— Nach Indien?...

— Mitten in einen jener wilden Wälder, wo man die Löwen, die Panther und die Tiger brüllen hört... Diesen heroischen Kampf, der Sie so eben so sehr gerührt hat... werden wir in der Wirklichkeit und schrecklich vor unsern Augen haben...

— Offen gestanden, mein lieber Graf, das ist ein Scherz.

— Durchaus nicht, ich verspreche Ihnen, Sie wirklich wilde Thiere, furchtbare Gäste aus dem Vaterlande unseres Halbgottes, ... grollende Tiger... brüllende Löwen sehen zu lassen... Ist das nicht so viel als Ihre Bücher werth?

— Aber nochmals....

— Wohlan, ich muß Ihnen das Geheimniß mei-

ner übernatürlichen Gewalt mittheilen; von der Spazierfahrt zurück, essen Sie bei meiner Nichte zu Mittag, und wir besuchen nachher ein sehr merkwürdiges Schauspiel, das in dem Theater der Porte Saint-Martin, gegeben wird ... Einer der außerordentlichsten Thierbändiger zeigt daselbst vollkommen wilde Thiere in der Mitte eines Waldes (hier beginnt erst die Täuschung) und liefert mit ihnen, Tigern, Löwen und Panthern, furchtbare Scheinkämpfe. Ganz Paris strömt diesen Vorstellungen zu, und ganz Paris wird Sie daselbst schöner und liebenswürdiger als jemals sehen.

— Ich nehme es an, ich nehme es an, — sagte Adrienne mit kindischer Freude. — Ja ... Sie haben Recht: ... — ich werde ein seltsames Vergnügen bei dem Anblicke dieser grimmigen Ungeheuer empfinden, die mich an diejenigen erinnern werden, welche mein Halbgott so heldenmüthig bekämpft hat. Ich nehme es ferner an, weil ich zum ersten Mal in meinem Leben vor Verlangen brenne, sehr schön gefunden zu werden ... selbst von Jedermann ... Endlich ... nehme ich es an ... weil ...

Fräulein von Cardoville wurde zuerst durch ein leises Klopfen an die Thür, dann durch Florinens Eintritt welche Herrn Rodin meldete, unterbrochen.

V.

Die Abfertigung.

Rodin trat ein; mit einem raschen, auf Fräulein von Cardoville und Herrn von Montbron geworfenen Blick errieth er, daß er sich in einer schwierigen Lage befinden würde. In der That, nichts schien ihm weniger beruhigend, als die Haltung Adriennens und des Grafen.

Wenn dieser die Leute nicht gern sah, so bezeigten, wie wir schon erwähnt haben, seine Manieren einen Widerwillen voll angreifender, außerdem durch eine gute Anzahl von Duellen unterstützter Unverschämtheit; bei dem Anblicke Rodins nahmen demnach seine Züge plötzlich einen unverschämten und barschen Ausdruck an; an das Kamin gelehnt und mit Adriennen plaudernd, wandte er verächtlich den Kopf über seine Schulter, ohne die tiefe Verbeugung des Jesuiten zu erwiedern.

Fräulein von Cardoville fühlte sich beinahe überrascht, bei dem Anblicke dieses Mannes keine Regung von Zorn oder von Haß zu empfinden. Die glänzende Flamme, welche in ihrem Herzen brannte, reinigte das-

selbe von jedem rachsüchtigen Gefühle. Im Gegentheile, sie lächelte, denn einen stolzen und freundlichen Blick auf den indischen Bacchus, dann auf sich selbst werfend, fragte sie sich, was zwei so junge, schöne, freie und liebende Wesen jetzt von diesem alten schmierigen Manne mit so unedler und gemeiner Miene zu fürchten haben könnten, der gekrümmt mit seinen Schlangenwindungen heranschritt. Mit einem Worte, weit davon entfernt, Zorn oder Widerwillen gegen Rodin zu empfinden, empfand das junge Mädchen nur einen Anfall von spöttischer Lustigkeit, und ihre bereits vor Glückseligkeit funkelnden Augen sprüheten bald von Schalkheit und Spott.

Rodin fühlte sich unbehaglich. Die Leute seines Gelichters ziehen heftige Feinde bei Weitem den spöttischen Feinden vor; bald entgehen sie den gegen sie entfesselten Ausbrüchen des Zornes dadurch, daß sie sich weinend, stöhnend, sich die Brust schlagend auf die Kniee werfen; bald bieten sie ihnen im Gegentheile Trotz, indem sie sich ihnen gerüstet und unversöhnlich entgegenstellen; aber vor dem beißenden Spotte kommen sie leicht außer Fassung. So geschah es mit Rodin; er ahnete, daß er, zwischen Adrienne von Cardoville und Herrn von Montbron gestellt, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, einen schlimmen Stand haben würde.

Der Graf eröffnete das Feuer; indem er den Kopf über seine Schulter wandte, sagte er zu Rodin:

— Ah! ... ah! ... Sie hier, Herr Ehrenmann?

— Treten Sie näher ... mein Herr, treten Sie doch näher, — begann Adrienne mit einem spöttischen Lächeln; — Sie, die Perle der Freunde, Sie, das Muster der Philosophen ... Sie, der erklärte Feind aller Arglist, aller Lüge, ich habe Ihnen tausend Komplimente zu machen ...

— Ich nehme Alles von Ihnen an, mein liebes Fräulein ... selbst unverdiente Komplimente, — sagte der Jesuit, indem er sich zu lächeln bemühte, und so seine garstigen, gelben und schadhaften Zähne zeigte. — Aber darf ich wissen, was mir Ihre Komplimente erwirbt?

— Ihr Scharfsinn, mein Herr, ... denn er ist ungemein groß, — sagte Adrienne.

— Und ich, mein Herr, — sagte der Graf, — ich preise Ihre Wahrheitsliebe ... die nicht minder ungewöhnlich ... zu groß ... vielleicht ist.

— Ich, scharfsinnig, worin, mein liebes Fräulein? — sagte Rodin kalt, — ich, wahrheitsliebend, worin, Herr Graf? — fügte er, sich an Herrn von Montbron wendend, hinzu.

— Worin ... mein Herr? — sagte Adrienne; — ei, Sie haben ein mit zahllosen Schwierigkeiten und Mysterien umgebenes Geheimniß errathen. Mit einem Worte, Sie haben in der geheimsten Tiefe eines Frauenherzens zu lesen gewußt ...

— Ich, mein liebes Fräulein? ...

— Sie selbst, mein Herr, und freuen Sie sich dar-

über, ... Ihr Scharfsinn hat die glücklichsten Resultate gehabt.

— Und Ihre Wahrheitsliebe hat Wunder vollbracht, ... — fügte der Graf hinzu.

— Es thut dem Herzen wohl, gut zu handeln, selbst ohne es zu wissen, — sagte Rodin, indem er immer auf seiner Hut war, und bald den Grafen, bald Adriennen mit schielendem Auge belauschte; — darf ich aber wissen, weshalb man mich lobt ...

— Die Dankbarkeit verpflichtet mich, Sie davon zu unterrichten, — sagte Adrienne schalkhaft: — Sie haben es entdeckt und dem Prinzen Djalma gesagt, daß ich leidenschaftlich ... Jemanden liebe ... Wohlan! ... sein Sie stolz auf Ihren Scharfsinn ... es war die Wahrheit ...

— Sie haben es entdeckt und dem Fräulein gesagt, daß der Prinz Djalma leidenschaftlich ... Jemanden liebte, — begann der Graf, — wohlan! sein Sie stolz auf Ihren Scharfsinn, mein lieber Herr ... es war die Wahrheit ...

Rodin wurde verwirrt, verlegen.

— Dieser Jemand, den ich so leidenschaftlich liebte, — sagte Adrienne, — war der Prinz ...

— Diese Person, welche der Prinz so leidenschaftlich liebte, — begann der Graf wieder, — war das Fräulein ...

Diese höchst beunruhigenden und Schlag auf Schlag gemachten Offenbarungen betäubten Rodin; er war stumm, entsetzt, indem er an die Zukunft dachte.

— Begreifen Sie jetzt unsere Dankbarkeit gegen Sie, mein Herr? — begann Adrienne wieder in einem immer spöttischeren Tone. — Ihrem Scharfblicke, der rührenden Theilnahme, welche Sie für uns hegten, verdanken wir es, ich und der Prinz, von Ihnen über unsere gegenseitigen Gefühle aufgeklärt worden zu sein.

Der Jesuit erlangte allmälig seine Kaltblütigkeit wieder, und seine scheinbare Ruhe reizte Herrn von Montbron sehr, der ohne Adriennens Gegenwart dem Gespött eine ganz andere Wendung gegeben hätte.

— Es liegt ein Irrthum in dem, was Sie mir die Ehre erweisen, mir mitzutheilen, mein liebes Fräulein, — sagte Rodin. — Ich habe niemals in meinem Leben von dem, überdies höchst passenden und achtbaren Gefühle gesprochen, das Sie für den Prinzen Djalma hätten haben können ...

— Es ist wahr, — erwiederte Adrienne, — durch die Bedenklichkeiten einer außerordentlichen Klugheit trieben Sie, als Sie mir von der unendlichen Liebe erzählten, welche der Prinz Djalma empfände, die Vorsicht, das Zartgefühl so weit, mir zu sagen ... daß nicht ich es wäre, die er liebte ...

— Und dieselbe Gewissenhaftigkeit ließ Sie dem Prinzen sagen, daß Fräulein von Cardoville leidenschaftlich Jemanden liebte ... der nicht er wäre ...

— Herr Graf, — erwiederte Rodin trocken, — ich werde nicht nöthig haben, Ihnen zu sagen, daß ich sehr

nig das Bedürfniß empfinde, mich in Liebeshändel zu
schen.

— Sehen Sie doch! das ist Bescheidenheit oder Ei-
ldünkel, — sagte der Graf barsch. — Ich bitte Sie
Ihrem Interesse, keine solche Ungeschicklichkeit ...
nn man Sie beim Worte nähme? ... Wenn das
hbar würde? ... Sein Sie doch schonender mit den
baren kleinen Geschäften, die Sie ohne Zweifel
iben ...

— Es giebt darunter zum Mindesten eines, — sagte
din, indem er sich eben so angreifend wie Herr von
ontbron gegen denselben richtete, — deren harte Lehre
Ihnen verdanke, Herr Graf, nämlich das lästige Ge-
äft, Ihr Zuhörer zu sein.

— Ah so! lieber Herr, — erwiederte der Graf ver-
tlich, — wissen Sie etwa nicht, daß es alle Arten
n Mitteln giebt, die Unverschämten und die Schelme
züchtigen? ...

— Mein lieber Graf! ... — sagte Adrienne zu
rrn von Montbron in einem Tone des Vorwurfes.

Rodin begann mit vollkommener Kaltblütigkeit
eder:

— Ich sehe nicht recht ein, Herr Graf, erstens,
lcher Muth darin liegt, einem armen, alten guten
ann, wie ich, zu drohen und ihn unverschämt zu nen-
n; zweitens ...

— Herr Rodin, — sagte der Graf, indem er dem
suiten in die Rede fiel, — erstens ist ein armer, alter

guter Mann wie Sie, der das Böse thut, indem er sich hinter sein Alter verschanzt, das er entehrt, zu gleicher Zeit feig und boshaft; er verdient eine doppelte Züchtigung; zweitens, was das Alter anlangt, so meine ich nicht, daß die Wolfsjäger und die Gensdarmen sich mit Ehrerbietung vor dem grauen Felle der alten Wölfe und den weißen Haaren der alten Schelme verneigen; was halten Sie davon, lieber Herr?

Rodin, immer gleichgiltig, erhob seine schlaffen Augenlider, heftete kaum eine Secunde lang seine kleinen Schlangenaugen auf den Grafen, und schleuderte ihm einen flüchtigen, kalten, und wie ein Dolch durchbohrenden Blick zu; ... dann sanken die bleichen Augenlider wieder über die trüben Augensterne dieses Mannes mit einem Leichenantlitze herab.

— Da ich nicht die Unannehmlichkeit habe, ein alter Wolf, und noch weit weniger ein alter Schelm zu sein, — erwiederte Rodin ruhig, — so werden Sie mir erlauben, Herr Graf, mich nicht zu sehr über die Verfolgungen der Wolfsjäger und der Gensdarmen zu beunruhigen; was die Vorwürfe betrifft, die man mir macht, so habe ich eine sehr einfache Weise zu antworten, ich sage nicht, mich zu rechtfertigen; ... ich rechtfertige mich niemals.

— Wahrhaftig! — sagte der Graf.

— Niemals, — erwiederte Rodin kalt, — meine Handlungen übernehmen das: ich antworte demnach ganz einfach, daß, als ich den tiefen, gewaltigen, fast

entsetzlichen, von dem Fräulein auf den Prinzen hervorgebrachten Eindruck sah ...

— Diese Versicherung, welche Sie mir von der Liebe des Prinzen geben, — sagte Adrienne mit einem bezaubernden Lächeln, indem sie Rodin unterbrach, — möge Ihnen das Weh verzeihen, welches Sie mir haben zufügen wollen ... Der Anblick unseres bevorstehenden Glückes ... wird Ihre einzige Strafe sein.

— Vielleicht bedarf ich keiner Vergebung oder Strafe, denn, wie ich die Ehre gehabt habe, dem Herrn Grafen zu bemerken, mein liebes Fräulein, — die Zukunft wird meine Handlungen rechtfertigen ... Ja, ich habe dem Prinzen sagen müssen, daß Sie eine andere Person liebten, als ihn, eben so wie ich Ihnen habe sagen müssen, daß er eine andere Person liebte, als Sie... und das in Ihrem gegenseitigen Interesse ... Meine Zuneigung zu Ihnen mag mich irre geleitet haben, ... das ist möglich, ich bin nicht unfehlbar ... aber durch mein früheres Benehmen gegen Sie, mein liebes Fräulein, habe ich vielleicht das Recht, mich zu verwundern, so behandelt zu werden ... Das soll keine Klage sein ... Wenn ich mich niemals rechtfertige ... so beklage ich mich auch nie ...

— Das ist bei Gott heroisch, mein lieber Herr, — sagte der Graf, — Sie verschmähen, sich zu beklagen oder sich wegen des Bösen, das Sie thun, zu rechtfertigen.

— Wegen des Bösen, das ich thue? — Und Robin blickte den Grafen fest an. — Spielen wir mit Räthseln?

— Und wie nennen Sie es denn? Herr, — rief der Graf empört, — den Prinzen durch Ihre Lügen in eine so gräßliche Verzweiflung gestürzt zu haben, daß er zwei Mal sein Leben hat antasten wollen; was ist es denn, durch Ihre Lügen auch das Fräulein in einen so grausamen und vollständigen Irrthum gestürzt zu haben, daß, ohne den Entschluß, den ich heute ausgeführt, dieser Irrthum noch fortdauern und die traurigsten Folgen gehabt haben würde?

— Und könnten Sie mir die Ehre erweisen, mir zu sagen, Herr Graf, welches Interesse ich an dieser Verzweiflung, an diesen Irrthümern habe, selbst angenommen, daß ich sie habe herbeiführen wollen.

— Ohne Zweifel ein großes Interesse, — sagte der Graf barsch, — und ein um so gefährlicheres, je mehr es versteckt ist, denn ich sehe, Sie sind einer von denen, welchen das Unglück Anderer Vergnügen und Nutzen bringen muß.

— Das ist zu viel, Herr Graf, ich würde mich mit dem Nutzen begnügen, — sagte Robin sich verneigend.

— Ihre freche Kaltblütigkeit macht mich nicht irre. — Alles dieses ist sehr bedenklich, — begann der Graf wieder. Es ist unmöglich, daß eine so arglistige Betrügerei eine für sich allein dastehende Handlung ist ... Wer weiß, ob das nicht wieder eine der Wirkungen von

dem Hasse ist, welchen Frau von Saint-Dizier gegen Fräulein von Cardoville hegt?

Adrienne hatte dem vorhergehenden Wortwechsel mit großer Aufmerksamkeit zugehört.

Mit einem Male erbebte sie, wie durch eine plötzliche Offenbarung aufgeklärt.

Nach einem Momente des Schweigens sagte sie zu Rodin ohne Bitterkeit, ohne Zorn, aber mit einer Ruhe voller Freundlichkeit und Heiterkeit:

— Man sagt, mein Herr, daß die glückliche Liebe Wunder thut ... Ich bin fast versucht, daran zu glauben, denn, nach einigen Minuten der Ueberlegung, und indem ich mich an gewisse Umstände erinnerte, erscheint mir jetzt Ihre Handlungsweise in einem ganz neuen Lichte.

— Welches wäre denn diese neue Ansicht, mein liebes Fräulein?

— Damit Sie von meinem Gesichtspunkte aus sehen, mein Herr, so erlauben Sie mir, daß ich bei einigen Thatsachen verweile: die Mayeux war mir auf eine edelmüthige Weise ergeben; sie hatte mir unbestreitbare Beweise von Anhänglichkeit gegeben; ihr Verstand war ihrem edlen Herzen gleich; ... aber sie empfand gegen Sie eine unüberwindliche Abneigung ... Plötzlich verschwand sie auf geheimnißvolle Weise aus meinem Hause, ... und es hat an Ihnen nicht gelegen, wenn ich abscheulichen Verdacht gegen sie empfände. Herr von Montbron hegt für mich eine väterliche Zuneigung, aber,

ich muß es Ihnen gestehen, wenig Sympathie für Sie; auch zwischen ihm und mir haben Sie sich bemüht, Mißtrauen zu erregen... Endlich empfindet der Prinz Djalma ein tiefes Gefühl für mich,... und Sie wenden den arglistigsten Betrug an, dieses Gefühl zu ertödten; zu welchem Zwecke handelten Sie so?... ich weiß es nicht;... aber zuverlässig ist er mir feindlich.

— Ich meine, Fräulein, — sagte Rodin sehr ernst, — daß sich mit Ihrem Nichtwissen das Vergessen erwiesener Dienste vereinigt.

— Ich will nicht leugnen, mein Herr, daß Sie mich aus dem Hause des Herrn Baleinier befreit haben;... aber am Ende wäre ich einige Tage später unfehlbar durch den hier gegenwärtigen Herrn von Montbron befreit worden...

— Sie haben Recht, mein liebes Kind, — sagte der Graf, es könnte wohl sein, daß man sich das Verdienst dessen hat zueignen wollen, was bald durch den Beistand Ihrer wahren Freunde gezwungener Weise hätte geschehen müssen.

— Sie wollen ertrinken, ich rette Sie, Sie sind mir dankbar?... Irrthum, — sagte Rodin voll Bitterkeit; — ein anderer Vorüberkommender hätte Sie später ohne Zweifel gerettet.

— Der Vergleich hinkt ein wenig, — sagte Adrienne lächelnd; — eine Heilanstalt ist kein Fluß, und, obgleich ich Sie jetzt für sehr fähig halte, mein Herr, zwischen zwei Wassern zu schwimmen, wie ein

französisches Sprichwort sagt, so ist Ihnen doch das Schwimmen bei diesem Umstande sehr nutzlos gewesen, ... und Sie haben mir einfach und allein eine Thür geöffnet... die sich unfehlbar späterhin öffnen mußte.

— Ganz recht! mein liebes Kind, — sagte der Graf, bei Adriennens Antwort in ein schallendes Gelächter ausbrechend.

— Ich weiß, mein Herr, daß Ihre vortreffliche Aufmerksamkeit sich nicht blos auf mich erstreckt hat... Die Töchter des Marschalls Simon sind demselben durch Sie zurückgegeben worden;... aber es ist zu glauben, daß die Klagen des Herrn Marschalls, Herzog von Ligny, in Bezug auf seine Kinder nicht vergebens geblieben wären; Sie sind so weit gegangen, einem alten Soldaten sein kaiserliches Kreuz, eine wahre geheiligte Reliquie für ihn, zurückzugeben; das ist sehr rührend... Sie haben endlich den Abbé d'Aigrigny und Herrn Baleinier entlarvt... aber ich war selbst entschlossen, sie zu entlarven... Uebrigens beweist dieses Alles, mein Herr, daß Sie einen unendlich scharfen Verstand besitzen.

— Ah! Fräulein! — sagte Rodin demüthig.

— Voller Mittel und Erfindungsgabe...

— Ah! Fräulein!...

— Es ist nicht meine Schuld, wenn Sie in unserer langen Unterredung bei Herrn Baleinier diese Ueberlegenheit verrathen haben, die mich überrascht, ich gestehe es Ihnen, auf das Höchste überrascht hat... und

ich muß es Ihnen gestehen, wenig Sympathie für Sie; auch zwischen ihm und mir haben Sie sich bemüht, Mißtrauen zu erregen ... Endlich empfindet der Prinz Djalma ein tiefes Gefühl für mich, ... und Sie wenden den arglistigsten Betrug an, dieses Gefühl zu ertödten; zu welchem Zwecke handelten Sie so? ... ich weiß es nicht; ... aber zuverlässig ist er mir feindlich.

— Ich meine, Fräulein, — sagte Rodin sehr ernst, — daß sich mit Ihrem Nichtwissen das Vergessen erwiesener Dienste vereinigt.

— Ich will nicht leugnen, mein Herr, daß Sie mich aus dem Hause des Herrn Baleinier befreit haben; ... aber am Ende wäre ich einige Tage später unfehlbar durch den hier gegenwärtigen Herrn von Montbron befreit worden ...

— Sie haben Recht, mein liebes Kind, — sagte der Graf, es könnte wohl sein, daß man sich das Verdienst dessen hat zueignen wollen, was bald durch den Beistand Ihrer wahren Freunde gezwungener Weise hätte geschehen müssen.

— Sie wollen ertrinken, ich rette Sie, Sie sind mir dankbar? ... Irrthum, — sagte Rodin voll Bitterkeit; — ein anderer Vorüberkommender hätte Sie später ohne Zweifel gerettet.

— Der Vergleich hinkt ein wenig, — sagte Adrienne lächelnd; — eine Heilanstalt ist kein Fluß, und, obgleich ich Sie jetzt für sehr fähig halte, mein Herr, zwischen zwei Wassern zu schwimmen, wie ein

französisches Sprichwort sagt, so ist Ihnen doch das Schwimmen bei diesem Umstande sehr nutzlos gewesen, ... und Sie haben mir einfach und allein eine Thür geöffnet... die sich unfehlbar späterhin öffnen mußte.

— Ganz recht! mein liebes Kind, — sagte der Graf, bei Adriennens Antwort in ein schallendes Gelächter ausbrechend.

— Ich weiß, mein Herr, daß Ihre vortreffliche Aufmerksamkeit sich nicht blos auf mich erstreckt hat... Die Töchter des Marschalls Simon sind demselben durch Sie zurückgegeben worden;... aber es ist zu glauben, daß die Klagen des Herrn Marschalls, Herzog von Ligny, in Bezug auf seine Kinder nicht vergebens geblieben wären; Sie sind so weit gegangen, einem alten Soldaten sein kaiserliches Kreuz, eine wahre geheiligte Reliquie für ihn, zurückzugeben; das ist sehr rührend... Sie haben endlich den Abbé d'Aigrigny und Herrn Baleinier entlarvt... aber ich war selbst entschlossen, sie zu entlarven... Uebrigens beweist dieses Alles, mein Herr, daß Sie einen unendlich scharfen Verstand besitzen.

— Ah! Fräulein! — sagte Rodin demüthig.

— Voller Mittel und Erfindungsgabe...

— Ah! Fräulein!...

— Es ist nicht meine Schuld, wenn Sie in unserer langen Unterredung bei Herrn Baleinier diese Ueberlegenheit verrathen haben, die mich überrascht, ich gestehe es Ihnen, auf das Höchste überrascht hat... und

über die Sie in diesem Augenblicke ziemlich in Verlegenheit scheinen... Geben Sie zu, mein Herr, für einen ausgezeichneten Verstand, wie der Ihrige, ist es sehr schwierig, das Incognito zu bewahren; da es indessen möglich wäre, daß wir auf verschiedenen Wegen, o! sehr verschiedenen, — fügte das junge Mädchen schalkhaft hinzu, — auf dasselbe Ziel zusteuerten... (immer je nach unserer Unterredung bei Herrn Baleinier), so will ich im Interesse unserer zukünftigen Vereinigung, wie Sie sagten, Ihnen einen Rath geben... und offenherzig mit Ihnen reden.

Rodin hatte dem Fräulein von Cardoville mit anscheinender Gleichgiltigkeit zugehört, indem er seinen Hut unter seinem Arme, seine Hände auf seiner Weste gefaltet hielt, und seine Daumen um einander herum drehte; das einzige äußere Zeichen von schrecklicher Besorgniß, in welche ihn die ruhigen Worte Adriennens versetzten, war, daß die bleichen, heuchlerisch niedergeschlagenen Augenwimpern des Jesuiten allmälig sehr roth wurden, so heftig strömte das Blut ihnen zu.

Nichts desto weniger antwortete er dem Fräulein von Cardoville mit einer festen Stimme und indem er sich tief verneigte:

— Ein guter Rath und ein offenherziges Wort ist immer etwas Vortreffliches.

— Sehen Sie, mein Herr, — begann Adrienne wieder mit einem Anflug von Begeisterung, — die glückliche Liebe verleiht einen solchen Scharfblick, eine

solche Energie, einen solchen Muth, daß man der Gefahren spottet, ... die Fallstricke entdeckt, ... dem Hasse ... trotzt. Glauben Sie mir, die göttliche Klarheit, welche zwei innig liebende Herzen umstrahlt, reicht hin, alle Finsterniß zu verscheuchen, alle Fallen zu Tage zu legen. Sehen Sie, ... in Indien, ... entschuldigen Sie diese Schwäche, ...; ich spreche außerordentlich gern von Indien, — fügte das junge Mädchen mit unaussprechlicher Anmuth und Feinheit hinzu, — in Indien zünden die Reisenden, um ihre Nachtruhe zu sichern, große Feuer um ihre Ajoupa herum an (verzeihen Sie nochmals diesen Anstrich von Oertlichkeit), und so weit, als sich dieser lichtvolle Schein verbreitet, jagt er blos durch seine Helle alles unlautere, giftige Gewürm in die Flucht, welches sich vor dem Licht entsetzt und nur in der Finsterniß lebt.

— Der Sinn des Vergleiches ist mir bis jetzt entgangen, — sagte Rodin, indem er fortwährend seine Daumen um einander herum drehte, und seine, immer mehr mit Blut unterlaufenden Augenwimpern halb aufschlug.

— Ich will mich deutlicher ausdrücken, — sagte Adrienne lächelnd. — Nehmen Sie an, mein Herr, daß der letzte ... Dienst, welchen Sie mir und dem Prinzen erwiesen haben, denn Sie verfahren nur durch erwiesene Dienste ... das ist sehr neu und sehr gewandt; ... ich erkenne es an.

— Bravo, mein liebes Kind, — sagte der Graf erfreut, — die Abfertigung wird vollständig sein.

— Ah! ... das ist eine Abfertigung! — sagte Rodin, immer gleichgiltig.

— Nein, mein Herr, — erwiederte Adrienne lächelnd, — es ist eine einfache Unterredung zwischen einem armen jungen Mädchen und einem alten Philosophen, der das Gute liebt. Nehmen Sie also an, daß die häufigen ... Dienste, welche Sie mir und den Meinigen erwiesen haben, mir plötzlich die Augen geöffnet hätten, oder vielmehr, — fügte das junge Mädchen in einem ernsten Tone hinzu, — nehmen Sie an, daß Gott, welcher der Mutter den Instinct verliehen hat, ihre Kinder zu vertheidigen ... mir mit meinem Glücke den Instinct der Erhaltung dieses Glückes verliehen hätte, und daß, ich weiß nicht welche Ahnung, indem sie tausend bis dahin dunkele Umstände aufgeklärt, mir plötzlich offenbart hätte, daß Sie, anstatt mein Freund zu sein, vielleicht mein und meiner Familie gefährlichster Feind sind.

— Demnach gehen wir also von der Abfertigung zu Voraussetzungen über, — sagte Rodin, immer unerschütterlich.

— Und von der Voraussetzung ... mein Herr, da ich es sagen muß, zu der Gewißheit, — erwiederte Adrienne mit einer würdigen und heiteren Festigkeit, — ja, jetzt glaube ich es, ich bin einige Zeitlang Ihre Betrogene gewesen ... und ich sage es Ihnen ohne Haß,

ohne Zorn, aber mit Bedauern, mein Herr; es ist schmerzlich, einen Mann von Ihrem Verstande, von Ihrem Geiste ... sich zu solchen Umtrieben erniedrigen, und ihn ... nachdem er so viel teuflische Mittel in Bewegung gesetzt, endlich nur lächerlich werden zu sehen; ... denn es giebt nichts Lächerlicheres für einen Mann, wie Sie, als von einem jungen Mädchen besiegt zu werden, welche keine andere Waffe, keinen anderen Schutz, keinen anderen Führer ... als ihre Liebe hat ... Mit einem Worte, mein Herr, von heute an betrachte ich Sie als einen unversöhnlichen und gefährlichen Feind; denn ich ahne Ihr Ziel, ohne zu errathen, durch welches Mittel Sie es erreichen wollen; ohne Zweifel werden diese Mittel des Geschehenen würdig sein; wohlan! trotz alle dem fürchte ich Sie nicht; von morgen an wird meine Familie von Allem unterrichtet sein, und eine thätige, umsichtige, entschlossene Vereinigung wird uns auf unserer Hut sein lassen, denn es handelt sich nothwendiger Weise um die unermeßliche Erbschaft, welche man uns schon beinahe geraubt hat. Welche Beziehungen können jetzt zwischen dem, was ich Ihnen zur Last lege, und dem ganz pecuniären Zwecke bestehen, welchen man im Auge hat? ... Es ist mir durchaus unbekannt ... aber, Sie haben mir es selbst gesagt, meine Feinde sind so gefährlich, gewandt, ihre Arglist so verdeckt, daß man auf Alles gefaßt sein, Alles voraussehen muß; ich werde mich der Lehre erinnern ... Ich habe Ihnen Offenherzigkeit

— Bravo, mein liebes Kind, — sagte der Graf erfreut, — die Abfertigung wird vollständig sein.

— Ah! ... das ist eine Abfertigung! — sagte Rodin, immer gleichgiltig.

— Nein, mein Herr, — erwiederte Adrienne lächelnd, — es ist eine einfache Unterredung zwischen einem armen jungen Mädchen und einem alten Philosophen, der das Gute liebt. Nehmen Sie also an, daß die häufigen ... Dienste, welche Sie mir und den Meinigen erwiesen haben, mir plötzlich die Augen geöffnet hätten, oder vielmehr, — fügte das junge Mädchen in einem ernsten Tone hinzu, — nehmen Sie an, daß Gott, welcher der Mutter den Instinct verliehen hat, ihre Kinder zu vertheidigen ... mir mit meinem Glücke den Instinct der Erhaltung dieses Glückes verliehen hätte, und daß, ich weiß nicht welche Ahnung, indem sie tausend bis dahin dunkele Umstände aufgeklärt, mir plötzlich offenbart hätte, daß Sie, anstatt mein Freund zu sein, vielleicht mein und meiner Familie gefährlichster Feind sind.

— Demnach gehen wir also von der Abfertigung zu Voraussetzungen über, — sagte Rodin, immer unerschütterlich.

— Und von der Voraussetzung ... mein Herr, da ich es sagen muß, zu der Gewißheit, — erwiederte Adrienne mit einer würdigen und heiteren Festigkeit, — ja, jetzt glaube ich es, ich bin einige Zeitlang Ihre Betrogene gewesen ... und ich sage es Ihnen ohne Haß,

ohne Zorn, aber mit Bedauern, mein Herr; es ist schmerzlich, einen Mann von Ihrem Verstande, von Ihrem Geiste ... sich zu solchen Umtrieben erniedrigen, und ihn ... nachdem er so viel teuflische Mittel in Bewegung gesetzt, endlich nur lächerlich werden zu sehen; ... denn es giebt nichts Lächerlicheres für einen Mann, wie Sie, als von einem jungen Mädchen besiegt zu werden, welche keine andere Waffe, keinen anderen Schutz, keinen anderen Führer ... als ihre Liebe hat ... Mit einem Worte, mein Herr, von heute an betrachte ich Sie als einen unversöhnlichen und gefährlichen Feind; denn ich ahne Ihr Ziel, ohne zu errathen, durch welches Mittel Sie es erreichen wollen; ohne Zweifel werden diese Mittel des Geschehenen würdig sein; wohlan! trotz alle dem fürchte ich Sie nicht; von morgen an wird meine Familie von Allem unterrichtet sein, und eine thätige, umsichtige, entschlossene Vereinigung wird uns auf unserer Hut sein lassen, denn es handelt sich nothwendiger Weise um die unermeßliche Erbschaft, welche man uns schon beinahe geraubt hat. Welche Beziehungen können jetzt zwischen dem, was ich Ihnen zur Last lege, und dem ganz pecuniären Zwecke bestehen, welchen man im Auge hat? ... Es ist mir durchaus unbekannt ... aber, Sie haben mir es selbst gesagt, meine Feinde sind so gefährlich, gewandt, ihre Arglist so verdeckt, daß man auf Alles gefaßt sein, Alles voraussehen muß; ich werde mich der Lehre erinnern ... Ich habe Ihnen Offenherzigkeit

versprochen, mein Herr, ich meine, ich habe Ihnen Wort gehalten.

— Als Offenherzigkeit ... wäre das zum Mindesten unvorsichtig, wenn ich Ihr Feind wäre, — sagte Rodin, immer gleichgiltig. — Aber Sie hatten mir auch einen Rath versprochen, mein liebes Fräulein.

— Der Rath wird kurz sein: versuchen Sie nicht gegen mich zu kämpfen, weil, sehen Sie, es etwas weit Mächtigeres, als Sie und die Ihrigen, giebt, nämlich ein Weib, welches ihr Glück vertheidigt.

Adrienne sprach diese letzten Worte mit einem so unumschränkten Vertrauen aus, ihr schöner Blick leuchtete so zu sagen von einer so unerschrockenen Glückseligkeit, daß Rodin, trotz seiner frechen Kaltblütigkeit, einen Augenblick entsetzt war.

Dennoch schien er durchaus nicht außer Fassung gebracht, und nach einem Augenblicke des Schweigens erwiederte er mit der Miene fast geringschätzenden Mitleidens:

— Mein liebes Fräulein, wir werden uns wahrscheinlich niemals wiedersehen! ... erinnern Sie sich nur an Eines, das ich Ihnen wiederhole: ich rechtfertige mich niemals, ... die Zukunft übernimmt dies ... Darum, mein liebes Fräulein, bin ich nichtsdestoweniger Ihr sehr ergebener Diener ... — Und er verneigte sich ... — Herr Graf ... ich empfehle mich Ihnen gehorsamst, — fügte er hinzu, indem er sich vor Herrn

von Montbron noch demüthiger verneigte, und er verließ das Zimmer.

Kaum hatte Rodin das Zimmer verlassen, als Adrienne an ihren Schreibtisch eilte, und in der Hast einige Worte schrieb, ihr Billet versiegelte und zu Herrn von Montbron sagte:

— Ich werde den Prinzen vor morgen nicht sehen, ... eben so sehr aus Aberglauben des Herzens, als es auch für meine Pläne nothwendig ist, daß diese Zusammenkunft mit einiger Feierlichkeit umgeben wird ... Sie sollen Alles erfahren; ... aber ich will ihm auf der Stelle schreiben; ... denn bei einem Feinde, wie Rodin, muß man auf Alles gefaßt sein ...

— Sie haben Recht, mein liebes Kind; ... diesen Brief, geschwind ...

Adrienne gab ihm denselben.

— Ich sage ihm darin genug, um seinen Schmerz zu besänftigen ... und nicht genug, um mir das köstliche Glück der Ueberraschung zu rauben, welche ich ihm für morgen verspare.

— Alles das ist voll Verstand und Herz, ich eile zu dem Prinzen, um ihm Ihr Billet übergeben zu lassen ... Ich werde ihn nicht sehen, ich vermöchte nicht für mich zu stehen ... Ah! aber unsere Spazierfahrt von vorhin, unser Schauspiel von heute Abend, es bleibt doch dabei?

— Gewiß, mehr als jemals habe ich nöthig, mich bis morgen zu betäuben; ... dann fühle ich, daß die

freie Luft mir gut thun wird, da diese Unterredung mit Herrn Rodin mich ein wenig aufgeregt hat.

— Der alte Schuft! . . . Aber . . . wir werden weiter davon sprechen. Ich eile zu dem Prinzen . . . und ich komme zurück, um Sie mit Frau von Morinval nach den Champs-Elysées abzuholen.

Und der Graf von Montbron verließ eben so vergnügt das Zimmer, als er es betrübt und trostlos betreten hatte.

VI.

Die Champs-Elysées.

Es waren ungefähr zwei Stunden seit Robins Unterredung mit dem Fräulein von Cardoville verflossen; zahllose Spaziergänger, durch die Heiterkeit eines schönen Frühlingstages (der Monat März nahete seinem Ende) in die Champs-Elysées gelockt, blieben stehen, um eine prachtvolle Equipage zu bewundern.

Man denke sich eine lasurblaue Kutsche mit weißem, auch mit blau verziertem Gestell, bespannt mit vier goldbraunen Race-Pferden, mit schwarzen Mähnen, mit von Silberverzierungen glänzenden Geschirren und vom Sattel gefahren durch zwei kleine Jockeys von vollkommen gleichem Wuchse, die eine schwarze Sammetkappe, eine Jacke von hellblauem Kasimir mit weißen Kragen, hirschlederne Hosen und Stulpenstiefel trugen; zwei große gepuderte Bedienten, gleichfalls in hellblauer Livré mit weißen Kragen und Aufschlägen saßen hinten auf.

Man konnte nichts besser Geleitetes, besser Bespanntes sehen: die Race-Pferde, voll Kraft und Feuer,

gingen geschickt, durch die Jockeys geleitet, in außerordentlich gleichmäßigem Schritte, indem sie anmuthig Takt hielten, in ihre mit Schaum bedeckten Gebisse bissen, und von Zeit zu Zeit ihre Kokarden von blau und weißer Seide mit wallenden Bändern schüttelten, in deren Mittelpunkte eine schöne Rose prangte.

Ein Mann zu Pferde, mit einer eleganten Einfachheit gekleidet, der auf der anderen Seite der Allee ritt, betrachtete mit einer Art von stolzer Zufriedenheit dieses Gespann, das er so zu sagen geschaffen hatte; dieser Mann war Herr von Bonneville, der Stallmeister Adriennens, wie Herr von Montbron sagte, denn dieser Wagen war der des jungen Mädchens.

In dem Programme des Zaubertages hatte eine Veränderung stattgefunden.

Herr von Montbron hatte Djalma das Billet des Fräuleins von Cardoville nicht übergeben können; der Prinz wäre am Morgen mit dem Marschall Simon auf das Land gegangen, hatte Faringhea gesagt; aber er müßte am Abend zurückkehren, und der Brief sollte ihm bei seiner Ankunft eingehändigt werden.

Vollkommen über Djalma beruhigt, da sie wußte, daß er einige Zeilen vorfände, die, ohne ihm das seiner harrende Glück mitzutheilen, es ihn zum Mindesten ahnen lassen würden, war Adrienne, den Rath des Herrn von Montbron befolgend, in ihrem eigenen Wagen auf die Promenade gefahren, um in den Augen der Welt zu bestätigen, daß sie fest entschlossen sei, trotz der arg-

listigen, von der Frau von Saint-Dizier wiederholten Gerüchte, nichts in ihrem Willen, allein zu leben und ihren eigenen Haushalt zu haben, zu ändern.

Adrienne trug ein weißes, gezogenes Hütchen mit einem Halbschleier von Blonden, welcher ihr rosiges Gesicht und ihre goldigen Haare umgab; ihr bis an den Hals schließendes Kleid von granatfarbigem Sammet verschwand fast unter einem großen grünen Cachemir-Shawl. Die junge Marquise von Morinval, auch sehr hübsch und sehr elegant, saß zu ihrer Rechten; Herr von Montbron saß auf dem Rücksitze der Kutsche, ihnen gegenüber.

Diejenigen, welche die Pariser Welt, oder vielmehr diesen unmerklichen Theil der Pariser Welt kennen, der sich an jedem schönen Sonnentage ein bis zwei Stunden nach den Champs-Elysées begiebt, um zu sehen und gesehen zu werden, werden begreifen, daß die Anwesenheit des Fräuleins von Cardoville auf dieser glänzenden Promenade ein außergewöhnliches Ereigniß, etwas Unerhörtes sein mußte.

Das, was man die Welt nennt, vermochte seinen Augen nicht zu trauen, als sie dieses achtzehnjährige, Millionen reiche junge Mädchen, welches dem höchsten Adel angehörte, indem es sich in seinem Wagen zeigte, so zu sagen vor den Augen Aller bestätigen sah, daß es in der That gegen allen Gebrauch, gegen alle Schicklichkeit, gänzlich frei und unabhängig lebte. Diese Art von Emancipation schien etwas Ungeheures, und man

war beinahe darüber erstaunt, daß das Benehmen des jungen Mädchens, voller Anstand und Würde, die von der Frau von Saint-Dizier und ihren Freunden verbreiteten Verleumdungen, in Bezug auf den vorgeblichen Wahnsinn ihrer Nichte, gänzlich Lügen strafte.

Mehrere Elegants, welche ihre Bekanntschaft mit der Marquise von Morinval oder Herrn von Montbron benutzten, kamen der Reihe nach, sie zu begrüßen, und ritten einige Minuten zur Seite der Kutsche, um Gelegenheit zu haben, Fräulein von Cardoville zu sehen, zu bewundern und vielleicht zu hören; diese erfüllte auch Aller Wünsche, indem sie mit ihrem gewöhnlichen Liebreize und Verstande sprach; und das Erstaunen, die Begeisterung erreichten den höchsten Gipfel; das, was man Anfangs als fast sinnlose Wunderlichkeit erklärt, wurde eine liebenswürdige Originalität, und es hätte nur von Fräulein von Cardoville abgehangen, von diesem Tage an als Königin der Eleganz und der Mode zu gelten.

Das junge Mädchen legte sich sehr gut Rechenschaft von dem Eindrucke ab, den sie hervorbrachte; indem sie an Djalma dachte, war sie glücklich und stolz darüber; wenn sie ihn mit diesen Modemännern verglich, erhöhete sich ihr Glück noch mehr. Und in der That, diese jungen Leute, von denen die meisten niemals Paris verlassen, oder die sich höchstens bis nach Neapel oder Baden gewagt hatten, schienen ihr sehr bleich neben Djalma, der in seinem Alter so viele Male siegreich in blutigen

Kriegen befehligt und gefochten hatte, und dessen, mit Bewunderung von Reisenden verbreiteter Ruf von Muth und heroischer Seelengröße aus der Tiefe Indiens bis nach Paris gelangte. Und dann endlich, konnten sich die liebenswürdigsten Elegants mit ihren kleinen Hütchen, gespannten Ueberröcken und großen Halsbinden neben den indischen Prinzen stellen, dessen anmuthige und männliche Schönheit noch durch den Glanz eines zu gleicher Zeit so reichen und so malerischen Kostüms erhöht war?

Alles war demnach an diesem Tage Glück, Wonne und Liebe für Adrienne; am glänzend heitern Himmel neigte sich die Sonne zum Untergange und überschwemmte die Promenade mit ihren goldenen Strahlen; die Luft war mild, die Wagen kreuzten sich in allen Richtungen, die Pferde der Reiter sprengten flüchtig und munter hin und her; ein leichtes Lüftchen bewegte die Tücher der Frauen und die Federn ihrer Hüte; kurz, überall war Geräusch, Leben und Licht.

Aus der Tiefe ihres Wagens belustigte sich Adrienne damit, diesen von allem Pariser Luxus funkelnden Strudel sich vor ihren Augen spiegeln zu sehen; aber in der Mitte dieses glänzenden Chaos sah sie in ihren Gedanken das schwermüthige und sanfte Gesicht Djalma's auftauchen, als etwas auf ihren Schooß fiel: ... sie erbebte.

Es war ein etwas verwelkter Veilchenstrauß.

In demselben Augenblicke hörte sie eine Kinderstimme, welche, der Kutsche folgend, rief:

— Gott zu Liebe . . . meine gute Dame . . . einen kleinen Sou.

Adrienne wandte den Kopf um, und sah ein armes, bleiches und abgezehrtes kleines Mädchen, mit einem lieblichen und traurigen Gesicht, kaum in Lumpen gekleidet, welches seine Hand ausstreckte, indem es den flehenden Blick zu ihr erhob.

Obgleich dieser so überraschende Contrast des höchsten Elendes, mitten unter dem höchsten Luxus, so gewöhnlich war, daß er nicht mehr auffiel, so wurde Adrienne doch doppelt davon ergriffen; das Andenken der Mayeux, die vielleicht jetzt eine Beute des gräßlichsten Elendes war, stieg in ihrem Geiste auf.

— Ach! — dachte das junge Mädchen, — zum Mindesten soll dieser Tag nicht für mich allein ein Tag glänzenden Glückes sein.

Sich ein wenig aus dem Wagen neigend, sagte sie zu dem kleinen Mädchen:

— Du hast doch Deine Mutter noch, mein Kind?

— Nein, Madame; ich habe weder Vater noch Mutter mehr . . .

— Wer sorgt für Dich?

— Niemand, Madame . . . Man giebt mir Sträuße zu verkaufen; ich muß Sous zurückbringen . . . sonst . . . schlägt man mich.

— Arme Kleine!

— Einen Sou, ... meine gute Dame, Gott zu Liebe einen Sou, — sagte das Kind, indem es fortwährend die Kutsche begleitete, welche gerade im Schritt fuhr.

— Mein lieber Graf, — sagte Adrienne lächelnd, indem sie sich an Herrn von Monfbron wandte, — Sie sind unglücklicher Weise nicht bei Ihrer ersten Entführung ... neigen Sie sich zum Schlage hinaus, reichen Sie Ihre beiden Hände diesem Kinde, entführen Sie es hurtig, ... wir verstecken es geschwind zwischen Frau von Morinval und mir, und verlassen die Promenade, ohne daß irgend Jemand diesen kühnen Raub gewahr wird.

— Wie? — sagte der Graf überrascht, — Sie wollten ...

— Ja ... ich bitte Sie darum.

— Welche Thorheit!

— Gestern hätten Sie vielleicht diese Laune für eine Thorheit erklären können, aber heute, — und Adrienne betonte dieses Wort, indem sie Herrn von Montbron mit einer Miene des Einverständnisses anblickte, — aber heute müssen Sie begreifen ... daß es fast eine Pflicht ist.

— Ja, ich begreife es, gutes und edles Herz, — sagte der Graf mit einer gerührten Miene, während Frau von Morinval, der die Liebe des Fräuleins von Cardoville gänzlich unbekannt war, mit eben so großem

Erstaunen als Neugierde den Grafen und das junge Mädchen anblickte.

Indem er sich nun aus dem Schlage streckte, und seine beiden Hände dem Kinde hinhielt, sagte Herr von Montbron zu ihm:

— Gieb mir Deine beiden Hände, Kleine.

Obgleich sehr erstaunt, gehorchte das Kind unwillkürlich, und streckte seine beiden kleinen Arme aus; nun faßte es der Graf bei den Händen, und hob es sehr gewandt, mit um so mehr Leichtigkeit auf, als der Wagen sehr niedrig war, und, wie wir bemerkt, im Schritte fuhr.

Mehr bestürzt noch, als erschreckt, sagte das Kind kein Wort. Adrienne und Frau von Morinval ließen einen leeren Raum zwischen sich; man legte das kleine Mädchen hinein, das sogleich unter den Shawls der beiden jungen Damen verschwand.

Alles das wurde so rasch ausgeführt, daß kaum einige, in der Nebenallee vorübergehende Personen diese Entführung gewahr wurden.

— Jetzt, mein lieber Graf, — sagte Adrienne, vor Vergnügen strahlend, — machen wir uns rasch mit unserer Beute davon.

Herr von Montbron erhob sich halb und sagte zu den Jockeys:

— Nach dem Hôtel!

Und die vier Pferde sprengten in raschem, aber höchst gleichmäßigem Trabe davon.

— Ich meine, daß dieser Tag des Glückes nun geheiligt, und daß mein Luxus entschuldigt ist, — dachte Adrienne; — bis ich die arme Mayeux wiederzufinden vermag, indem ich von heute an tausend Nachforschungen anstellen lasse, wird zum Mindesten ihr Platz nicht leer sein.

Es giebt oft ein seltsames Zusammentreffen.

In dem Augenblicke, wo dieser gütige Gedanke für die Mayeux in Adriennens Geiste aufstieg, entstand ein großer Auflauf der Menge in einer der Nebenalleen; mehrere Vorüberkommende stellten sich zusammen, bald eilten andere Personen herbei, um sich an diese Gruppe anzuschließen.

— Sehen Sie doch, lieber Oheim, — sagte Frau von Morinval, — wie die Menge sich dort versammelt! Was mag das sein? Wenn wir doch den Wagen halten ließen, um nach der Ursache dieses Auflaufes fragen zu lassen?

— Ich bin untröstlich, meine Liebe, aber Ihre Neugierde wird nicht befriedigt werden, — sagte der Graf, indem er seine Uhr zog; — es ist bald sechs Uhr; die Vorstellung der wilden Thiere beginnt um acht Uhr; wir haben gerade noch Zeit, um nach Hause zu fahren und zu Mittag zu essen . . . Ist das Ihre Meinung, mein liebes Kind? — sagte er zu Adriennen.

— Ist es die Ihrige, Julie? — sagte Fräulein von Cardoville zu der Marquise.

— Gewiß, — antwortete die junge Frau.

— Ich werde Ihnen außerdem um so dankbarer sein, wenn wir uns nicht verspäten, — begann der Graf wieder, — weil ich, nachdem ich Sie nach dem Theater Porte Saint-Martin geführt, genöthigt sein werde, auf eine halbe Stunde nach dem Klub zu gehen, um dort für den Lord Campbell zu stimmen, den ich vorschlage.

— Adrienne und ich werden also allein in dem Schauspiele bleiben, lieber Oheim?

— Aber ich meine, Ihr Gatte geht mit Ihnen.

— Sie haben Recht, mein Oheim; aber verlassen Sie uns deshalb nicht zu sehr.

— Rechnen Sie darauf, denn ich bin zum Mindesten eben so neugierig, als Sie, diese schrecklichen Thiere und den berühmten Morok, den unvergleichlichen Thierbändiger, zu sehen.

Einige Minuten nachher hatte der Wagen des Fräuleins von Cardoville die Champs-Elysées verlassen, und fuhr, das kleine Mädchen fortführend, nach der Straße d'Anjou.

In dem Augenblicke, als die glänzende Equipage verschwand, war der Auflauf, von welchem wir gesprochen, noch größer geworden; eine dichte Menge drängte sich um einen der großen Bäume der Champs-Elysées herum, und man hörte hier und da Ausrufe des Mitleids aus dieser Gruppe heraus.

Ein Spaziergänger, der auf einen, in den letzten Reihen des Auflaufes stehenden jungen Mann zuschritt, sagte zu ihm:

— Was giebt es denn da?

— Man sagt, es sei eine Bettlerin . . . ein junges buckelichtes Mädchen, das vor Entkräftung in Ohnmacht gefallen ist.

— Eine Buckelichte . . . ein großer Schaden! . . . Es giebt immer noch genug Buckelichte . . . — sagte der Spaziergänger mit einem rohen Gelächter . . .

— Buckelicht oder nicht . . . wenn sie vor Hunger . . . wenn sie vor Hunger stirbt . . . — antwortete der junge Mann, indem er kaum seinen Unwillen unterdrückte, — es ist darum nicht minder traurig und keine Ursache zum Lachen vorhanden, mein Herr!

— Vor Hunger sterben, bah! — sagte der Spaziergänger, die Achseln zuckend, — nur das Lumpenpack, das nicht arbeiten will, stirbt vor Hunger . . . und das ist ganz Recht.

— Und ich, Herr, ich wette, daß es einen Tod giebt, an dem Sie niemals sterben werden, — rief der junge Mann, empört über die grausame Unverschämtheit des Spaziergängers.

— Was wollen Sie damit sagen? — erwiederte der Spaziergänger hochmüthig.

— Ich will damit sagen, mein Herr, daß Sie das Herz niemals umbringen wird.

— Mein Herr! — rief der Spaziergänger in erzürntem Tone.

— Nun! was? mein Herr! — erwiederte der junge Mann, indem er dem ihn Anredenden fest ins Gesicht blickte.

— Nichts ... — sagte der Spaziergänger, und sich rasch umwendend, ging er brummend nach einem Kabriolet mit orangefarbigem Kasten, an welchem man ein ungeheures Wappen mit einer Baronsschnur sah.

Ein höchst lächerlich mit Gold auf Grün gallonirter, und mit einer ungeheuren Nestelschnur, die ihm in die Waden schlug, geschmückter Bediente stand zur Seite des Pferdes, und wurde seinen Herrn nicht gewahr.

— Du hältst also Maulaffen feil, Vieh, — sagte der Spaziergänger zu ihm, indem er ihn mit seinem Stocke anstieß.

Der Bediente wandte sich verlegen um.

— Mein Herr ... weil ...

— Du wirst also niemals Herr Baron sagen lernen, Schuft! — rief der Spaziergänger. — Geschwind, mach' den Schlag auf.

Der Spaziergänger war Herr Tripeaud, der Gewerbe treibende, auf der Börse speculirende und Schwindel machende Baron.

Die arme Buckelichte war die Mayeux, welche in der That vor Elend und Dürftigkeit in dem Augenblicke zu Boden gesunken war, als sie sich zu Fräulein von Cardoville begeben wollte.

Das unglückliche Geschöpf hatte den Muth gefunden, dem Schimpf und dem grausamen Gespött zu trotzen, das sie beim Betreten dieses Hauses fürchtete, aus dem sie sich freiwillig verbannt hatte; dieses Mal handelte es sich nicht um sie, sondern um ihre Schwester Cephyse,

. . . die Bacchanten-Königin, seit gestern nach Paris zurückgekehrt, welche die Mayeux mit Hülfe Adriennens dem abscheulichsten Loose entreißen wollte.

. . . .

Zwei Stunden nach diesen verschiedenen Auftritten drängte sich eine ungeheure Menschenmenge an den Zugängen des Theaters Porte Saint-Martin, um den Kunststücken Moroks beizuwohnen, der einen Scheinkampf mit dem berühmten schwarzen Panther aus Java, genannt der Tod, auszuführen versprochen.

Bald darauf stiegen Adrienne, Herr und Frau von Morinval vor dem Eingange des Theaters aus dem Wagen; der Graf von Montbron, den sie im Vorbeifahren im Klub zurückgelassen hatten, sollte dort wieder zu ihnen kommen.

VII.

Hinter dem Vorhange.

Der unermeßliche Saal des Theaters Porte Saint-Martin war mit einer ungeduldigen Menge angefüllt.

Wie Herr von Montbron dem Fräulein von Cardoville vorausgesagt hatte, drängte sich ganz Paris zu den Vorstellungen Moroks; es ist unnöthig zu sagen, daß der Thierbändiger den kleinen Handel mit scheinheiligen Spielereien gänzlich aufgegeben hatte, welchen er im Wirthshause zum weißen Falken bei Leipzig mit so viel Nutzen betrieb; eben so war es mit den großen Aushängeschildern, auf welchen die überraschenden Wirkungen der plötzlichen Bekehrung Moroks in so wunderlichen Schildereien dargestellt waren; diese veralteten Prahlereien sind in Paris nicht mehr anwendbar.

Morok kleidete sich in einer der Schauspielerlogen, welche man ihm eingeräumt hatte, vollends an; über seinem Panzerhemde, seinen Bein- und Armschienen trug er ein weites, rothes Beinkleid, welches Reife von vergoldetem Kupfer an seinen Fußgelenken zusammen-

zogen. Sein langer Kaftan von mit Schwarz, Gold und Purpur durchwirktem Stoffe war gleichfalls über seinen Hüften und an seinen Händen durch andere breite Reifen, auch von vergoldetem Metalle, zusammengehalten. Dieses düstere Kostüm verlieh dem Thierbändiger ein noch widrigeres Ansehen. Sein dicker und gelblicher Bart fiel in großen Wellen auf seine Brust, und er wickelte bedächtig ein langes Stück weißen Mousseline um seine rothe, glatte Mütze. Scheinheiliger Prophet in Deutschland, Schauspieler in Paris, verstand Morok, wie seine Gönner, vollkommen, sich in die Umstände zu fügen.

In einer Ecke der Loge saß Jacques Rennepont, genannt Couche-tout-Nu, und betrachtete ihn mit einer Art einfältiger Bewunderung. Seit dem Tage, an welchem die Feuersbrunst die Fabrik des Herrn Hardy verschlungen, hatte Jacques Morok nicht verlassen, und mit ihm jede Nacht in Gelagen zugebracht, deren verderblichem Einflusse die eiserne Natur des Thierbändigers trotzte.

Jacques' Züge dagegen begannen sich unendlich zu entstellen: seine hohlen Wangen, seine Marmorbläße, sein zuweilen stumpfsinniger, zuweilen von einem dunkelen Feuer leuchtender Blick, verriethen die Verwüstungen der Ausschweifung; eine Art bitteren und spöttischen Lächelns schwebte fast beständig auf seinen vertrockneten Lippen, dieser sonst feurige und heitere Geist rang noch ein wenig gegen die dumpfe Stumpfsinnigkeit einer

fast unaufhörlichen Trunkenheit. Der Arbeit entwöhnt, konnte er die rohen Vergnügungen nicht mehr entbehren, und trachtete den Rest von Ehrgefühl, welcher sich in seinem Innern empörte, im Weine zu ersäufen; Jacques war so weit gekommen, ohne Scham das reiche Almosen abstumpfender Sinnengenüsse anzunehmen, welches ihm Morok dadurch zukommen ließ, daß er die ziemlich beträchtlichen Kosten ihrer Gelage bezahlte, wobei er ihm aber niemals Geld gab, um ihn immer von sich abhängig zu erhalten.

Nachdem er eine Zeitlang Morok mit einfältigem Staunen betrachtet, sagte Jacques zu ihm:

— Einerlei, Du treibst immer ein stolzes Gewerbe ..: (sie dutzten sich jetzt); Du kannst Dich rühmen, daß es in diesem Augenblicke keine zwei Männer, wie Du, auf der ganzen Welt giebt; ... und das schmeichelt ... Es ist Schade, daß Du Dich nicht auf dieses schöne Gewerbe da beschränkst.

— Was willst Du damit sagen?

— Und diese Verschwörung, auf deren Kosten Du mich alle Tage und Nächte in Saus und Braus leben läss'st?

— Die ist im Gange; aber der Moment ist noch nicht gekommen, deshalb will ich Dich bis zu dem großen Tage beständig bei der Hand haben ... Beklagst Du Dich?

— Nein, bei Gott! — sagte Jacques, — was sollte ich machen? Verbrannt durch den Branntwein, wie

ich, würde ich, selbst wenn ich den Willen zur Arbeit hätte, nicht mehr die Kraft dazu haben; ... ich habe nicht, wie Du, einen Kopf von Marmor und einen Leib von Eisen; ... aber mich mit Pulver berauschen, statt mit anderen Dingen ... das kann ich, ich bin nur noch zu dieser Arbeit da gut; ... und dann, hält mich das ab zu denken.

— Woran?

— Du weißt wohl ... daß, wenn ich denke ... ich nur an Eines denke ... — sagte Jacques mit finsterer Miene.

— Die Bacchanten-Königin? immer noch? — sagte Morok verächtlich.

— Immer ... ein wenig; wenn ich gar nicht mehr daran denken werde, so bin ich entweder todt ... oder gänzlich abgestumpft ... Teufel!

— Du hast Dich niemals besser befunden ... und Du hast niemals mehr Geist gehabt ... Tropf! — antwortete Morok, indem er seinen Turban festmachte.

Die Unterhaltung wurde abgebrochen.

Goliath trat eilig in die Loge.

Der riesenhafte Wuchs dieses Herkules hatte noch an Breite zugenommen; er war als Herkules kostümirt; seine ungeheuren, mit daumendicken Adern durchfurchten Gliedmaßen bläheten sich unter einem fleischfarbigen Tricot, auf welchem eine rothe kurze Hose abstach.

— Weshalb trittst Du hier wie ein Sturmwind ein? — sagte Morok zu ihm.

— In dem Saale ist ein ganz anderer Sturm; sie fangen an, ungeduldig zu werden, und schreien wie Besessene; aber wenn es nur das wäre!

— Was giebt es denn noch?

— Der Tod wird heute Abend nicht spielen können ...

Morok wandte sich hastig, fast mit Besorgniß um.

— Warum das? — rief er aus.

— Ich habe ihn eben besucht; ... er hält sich ganz im Hintergrunde seines Käfigs niedergeduckt; ... seine Ohren liegen so dicht an seinem Kopfe an, daß man meinen könnte, sie wären ihm abgeschnitten ... Sie wissen, was das bedeutet.

— Ist das Alles? — sagte Morok, indem er sich nach dem Spiegel umwandte, um seine Kopfbedeckung fertig zu machen.

— Das ist wohl genug, da er einen seiner Anfälle von Wuth hat. Seit jener Nacht, wo er in Deutschland diese Schindmähre von weißem Pferd zerrissen, habe ich keine so grimmige Miene an ihm gesehen; seine Augen funkeln wie zwei Kerzen.

— Dann wird man ihm sein schönes Halsband anlegen, — sagte Morok ganz einfach.

— Sein schönes Halsband?

— Ja, sein Halsband mit Federn.

— Und ich werde Ihnen als Kammerjungfer helfen müssen, — sagte der Riese, — eine hübsche Toilette zu machen ...

— Schweig! ...

— Das ist nicht Alles ... — erwiederte Goliath mit verlegener Miene.

— Was noch? ...

— Ich will es Ihnen lieber ... gleich sagen ...

— Wirst Du reden?

— Wohlan! ... er ist hier.

— Wer? dummer Kerl.

— Der Engländer.

Morok erbebte; seine Arme sanken an seinem Körper herab.

Jacques wurde durch die Blässe des Thierbändigers und durch das krampfhafte Zusammenziehen seiner Züge überrascht.

— Der Engländer ... Du hast ihn gesehen? — rief Morok aus, indem er sich an Goliath wandte; — Du bist dessen gewiß?

— Sehr gewiß. Ich blickte durch das Loch im Vorhange, er sitzt in einer kleinen Loge fast auf der Bühne; er will die Sachen in der Nähe sehen; er ist sehr leicht an seiner spitzigen Stirn, an der großen Nase und an den runden Augen zu erkennen.

Morok erbebte auf's Neue.

Dieser Mann, dessen Gefühllosigkeit gewöhnlich an Wildheit gränzte, schien immer mehr beunruhigt und so erschreckt, daß Jacques zu ihm sagte:

— Was ist denn mit diesem Engländer?

— Er folgte mir von Straßburg aus, wo er mich ange-

troffen hatte, — antwortete Morok, ohne seine Niedergeschlagenheit verbergen zu können; — er reiste mit seinen Pferden in kleinen Tagereisen, wie ich, indem er anhielt, wo ich anhielt, um niemals eine meiner Vorstellungen zu versäumen. Aber zwei Tage vor meiner Ankunft in Paris hatte er mich verlassen ... ich glaubte mich von ihm befreit, — fügte Morok seufzend hinzu.

— Befreit ... wie kannst Du das sagen ... — erwiederte Jacques erstaunt, — ein so guter Kunde, ein solcher Bewunderer!

— Ja, — sagte Morok immer finsterer und niedergeschlagener, — dieser Elende da ... hat eine ungeheure Summe gewettet, daß ich während einer meiner Vorstellungen in seiner Gegenwart zerrissen werden würde; ... er hofft seine Wette zu gewinnen; ... deshalb verläßt er mich nicht.

Couche-tout-Nu fand, daß der Einfall des Engländers eine so belustigende Ueberspanntheit anzeige, daß er seit langer Zeit zum ersten Male wieder in ein herzliches schallendes Gelächter ausbrach.

Darüber bleich vor Zorn, fiel Morok mit einer so drohenden Miene über ihn her, daß Goliath genöthigt war, sich ins Mittel zu legen.

— Nun ... nun, — sagte Jacques, — werde nicht böse, da es ernstlich ist ... so lache ich nicht mehr ...

Morok besänftigte sich und sagte mit dumpfer Stimme zu Couche-tout-Nu:

— Hältst Du mich für feig?

— Bei Gott! nein!

— Und dennoch entsetzt mich dieser Engländer mit
derlichem Gesicht mehr, als mein Tiger oder
ther . . .

— Du sagst es mir . . . ich glaube Dir, — antwor-
Jacques; aber ich begreife nicht, wodurch die
enwart dieses Mannes Dich entsetzt . . .

— Aber, so bedenke doch, Elender! — rief Morok
— daß, genöthigt ohne Unterlaß die geringste Be-
ung des wilden Thieres zu belauern, das ich unter
ner Geberde und unter meinem Blicke gebändigt
e, es für mich etwas Entsetzliches ist, zu wissen, daß
zwei Augen sind . . . immer da . . . auf mich geheftet,
die erwarten, daß die geringste Zerstreuung mich
Zähnen der Thiere überliefert!

— Jetzt begreife ich, — erwiederte Jacques, und
rbebte nun auch. — Das macht Furcht.

— Ja, . . . denn, einmal da, . . . mag ich diesen
lücks-Engländer noch so sehr nicht beachten wollen,
meine doch seine beiden runden, starren, weit offenen
gen immer vor mir zu sehen . . . Mein Tiger Kain
mir bereits einmal, während einer Zerstreuung,
che mir dieser Engländer, den die Hölle verschlingen
ge! verursachte, beinahe den Arm zerfleischt . . .
nner und Blut! — rief Morok — dieser Mensch
d mir verhängnißvoll sein . . .

Und Morok ging aufgeregt in seiner Loge herum.

— Ohne zu rechnen, daß der Tod heute Abend seine

Ohren an seinen Schädel gelegt hat, — begann Goliath in roher Weise. — Wenn Sie hartnäckig sind, ... so sage ich Ihnen ... daß der Engländer heute Abend seine Wette gewinnen wird ...

— Hinaus, Bestie, ... zerbrich mir den Kopf nicht mit Deinen Unglücksprophezeihungen, — rief Morok aus, — und mache dem Tod sein Halsband zurecht.

— Meinetwegen, jeder nach seinem Geschmack ... Sie wollen, daß der Panther Sie schmeckt, — sagte der Riese, indem er nach diesem Scherze schwerfällig das Zimmer verließ.

— Da Du aber diese Besorgnisse hast, — sagte Couche-tout-Nu, — warum sagst Du da nicht, daß der Panther krank sei?

Morok zuckte die Achseln, und antwortete mit einer Art wilder Begeisterung:

— Hast Du von dem gräßlichen Vergnügen des Spielers sprechen hören, der seine Ehre, sein Leben auf eine Karte setzt? Nun denn! auch ich finde ein grimmiges und gräßliches Vergnügen darin, bei diesen täglichen Vorstellungen, bei denen mein Leben auf dem Spiele steht, vor einer über meine Verwegenheit bebenden, entsetzten Menge dem Tode zu trotzen ... Kurz, selbst in dem Entsetzen, das mir dieser Engländer einflößt, finde ich zuweilen unwillkürlich, ich weiß nicht welches schreckliche Aufregungsmittel, das ich verabscheue und dem ich unterliege.

Der in die Loge des Thierbändigers tretende Regisseur unterbrach ihn.

— Kann man die drei Schläge thun, Herr Morok? — sagte er zu ihm. — Die Ouvertüre wird nur zehn Minuten dauern.

— Klopfen Sie, — sagte Morok.

— Der Herr Polizeicommissair hat so eben von Neuem die doppelte, für den Panther bestimmte Kette und den auf dem Fußboden des Theaters befestigten Ring im Hintergrunde der Höhle der ersten Abtheilung untersuchen lassen, — fügte der Regisseur hinzu, — Alles ist von beruhigender Festigkeit befunden worden.

— Ja ... beruhigend ... ausgenommen für mich, ... — murmelte der Thierbändiger.

— Demnach, Herr Morok, kann man klopfen?

— Ja, man kann klopfen, — antwortete Morok.

Und der Regisseur verließ das Zimmer.

VIII.

Der Vorhang geht auf.

Die drei gebräuchlichen Schläge ertönten feierlich hinter dem Vorhange, die Ouverture begann, und wurde, wir müssen es gestehen, wenig angehört.

Das Innere des Hauses bot einen sehr belebten Anblick. Mit Ausnahme zweier Vorbühnen des ersten Ranges, die eine zur Rechten, die andere zur Linken der Zuschauer, waren alle Plätze besetzt.

Eine große Anzahl sehr eleganter Frauen, wie immer durch die wilde Seltsamkeit des Schauspiels herbeigelockt, schmückten die Logen. In den Sperrsitzen drängten sich die meisten der jungen Leute, welche am Morgen durch die Champs-Elysées geritten waren.

Einige, von einem Sperrsitze zum andern ausgewechselte Worte werden einen Begriff von ihrer Unterhaltung geben.

— Wissen Sie, mein Lieber, daß keine solche Menge, und keine so gewählte Gesellschaft in dem Hause anzutreffen sein würde, Athalie zu sehen?

— Gewiß nicht. Was ist das armselige Geheul eines Schauspielers neben dem Brüllen des Löwen.

— Ich für meinen Theil begreife nicht, daß man diesem Morok erlaubt, seinen Panther in einer Ecke des Theaters an einem eisernen Ringe an die Kette zu legen ... Wenn die Kette bräche?

— Apropos der gebrochenen Kette ... da ist die kleine Frau von Blinville, die keine Tigerin ist ... Sehen Sie sie, im zweiten Range, gegenüber?

— Es steht ihr sehr gut, die eheliche Kette gebrochen zu haben, wie Sie sagen; sie ist dieses Jahr sehr schön.

— Ach! da ist die schöne Herzogin von Saint-Prix ... Aber Alles, was es Elegantes giebt, ist heute Abend hier; ... ich sage das nicht in Bezug auf uns.

— Es ist ein wahrer Saal der italienischen Oper ... Alles hat das Ansehn von Freude und Festlichkeit!

— Am Ende thut man gut, sich zu belustigen, man wird sich vielleicht nicht lange belustigen können.

— Warum denn?

— Wenn nun die Cholera nach Paris kommt?

— Ah! bah!

— Glauben Sie etwa an die Cholera?

— Bei Gott! sie kommt aus dem Norden, indem sie, den Stock in der Hand, spazieren geht.

— Möge der Teufel sie unterwegs holen, und wir ihr grünes Gesicht hier nicht sehen.

— Man sagt, sie sei in London.

— Glückliche Reise!

— Ich spreche lieber von anderen Dingen; das ist eine Schwäche, wenn Sie wollen; aber ich finde das traurig.

— Ich glaube es wohl.

— Ah! meine Herren, ... ich irre mich nicht, ... nein ... sie ist es! ...

— Wer denn?

— Fräulein von Cardoville! Sie tritt mit Morinval und seiner Frau in die Loge der Vorbühne. Das ist eine vollständige Auferstehung! heute Morgen in den Champs-Elysées, heute Abend hier.

— Das ist meiner Treue wahr! Es ist wirklich Fräulein von Cardoville.

— Mein Gott! wie schön sie ist! ...

— Leihen Sie mir Ihre Lorgnette.

— He ... was sagen Sie dazu?

— Entzückend ... blendend!

— Und mit dieser Schönheit Verstand wie ein Teufel, achtzehn Jahre, drei Mal hunderttausend Franken Einkünfte, von vornehmer Geburt und ... frei wie die Luft.

— Ja, und endlich, vorausgesetzt, daß ihr das beliebte, könnte man morgen ... oder selbst heute noch, der glücklichste der Menschen sein.

— Das ist zum Wahnsinnig- oder Rasend-Werden!

— Man versichert, daß ihr Hôtel in der Straße d'Anjou ein Zauberpalast ist; man spricht von einem

Badezimmer und von einem Schlafzimmer, welche der Tausend und eine Nacht würdig wären.

— Und frei, wie die Luft ... Ich komme immer wieder darauf zurück.

— Ach! wenn ich an ihrer Stelle wäre! ...

— Ich, ich wäre entsetzlich leichtfertig.

— Ach! meine Herren! ... welch glücklicher Sterblicher, der zuerst geliebt sein wird!

— Sie glauben also, daß sie Mehrere lieben wird!

— Da sie frei wie die Luft ist ...

— Da sind jetzt alle Logen gefüllt, mit Ausnahme der Vorbühne, welche der von Fräulein von Cardoville gegenüber ist; wie glücklich die Besitzer dieser Loge!

— Haben Sie auf dem ersten Range die englische Gesandtin gesehen?

— Und die Prinzessin d'Alvimar ... Welch ungeheurer Strauß! ...

— Ich möchte wohl den Namen ... dieses Straußes da wissen.

— Bei Gott! er heißt Gremigny?

— Wie schmeichelhaft es für die Löwen und Tiger ist, so schöne Gesellschaft herbei zu ziehen!

— Bemerken Sie, meine Herren, wie alle Elegants Fräulein von Cardoville lorgnettiren? ...

— Sie erregt Aufsehen ...

— Sie hat sehr Recht, sich zu zeigen; man sprengte aus, sie sei wahnsinnig.

— Ah! meine Herren ... das gute ... vortreffliche Gesicht! ...

— Wo denn, wo denn?

— Dort ... in dieser kleinen Loge, unter der des Fräuleins von Cardoville.

— Das ist ein Nürnberger Nußknacker.

— Was er für starre und runde Augen hat!

— Und diese Nase! ...

— Und diese Stirn! ...

— Das ist eine Karrikatur.

— Ah! meine Herren, still! da geht der Vorhang auf.

In der That, der Vorhang ging auf.

Zum Verstehen dessen, was folgen wird, sind einige Worte der Erklärung nothwendig.

Die Vorbühne des Erdgeschosses, zur Linken der Zuschauer, war in zwei Logen abgetheilt; in der einen befanden sich mehrere, von den jungen Leuten in den Sperrsitzen bezeichnete Personen.

Die andere, der Bühne näher liegende Abtheilung war von dem Engländer eingenommen, diesem excentrischen und Unheil verkündenden Wetter, welcher Morok so viel Entsetzen einflößte.

Man müßte mit dem seltenen und phantastischen Genie Hoffmanns begabt sein, um dieses zugleich wunderliche und entsetzliche Gesicht, welches sich in dem dunkelen Hintergrunde der Loge zeigte, auf würdige Weise zu schildern.

Dieser Engländer war ungefähr fünfzig Jahre alt, hatte eine ganz kahle, und wie ein Kegel zugespitzte Stirn; unter dieser Stirn funkelten, von zwei Augenbrauen, in Gestalt zweier Circumflexe, überragt, zwei glotzige, außerordentlich runde und starre grüne Augen, welche dicht an einer Nase von sehr vorspringender und scharfkantiger Biegung lagen; ein Kinn, welches man im gemeinen Leben einen Nußknacker nennt, verschwand zur Hälfte in einer hohen und weiten Halsbinde von weißem Batist, welche nicht minder steif gestärkt war, als der Hemdekragen mit abgerundeten Ecken, welcher beinahe bis an das Ohrläppchen reichte. Die Farbe dieses außerordentlich mageren und knochigen Gesichts war indessen sehr geröthet, fast purpurroth, was das funkelnde Grün der Augensterne und das Weiße des Auges noch mehr hervorhob; der sehr große Mund pfiff bald unmerklich die Melodie eines schottischen Tanzes (immer dieselbe Melodie), bald erhob er sich, durch ein spöttisches Lächeln zusammen gezogen, leicht gegen seine Winkel.

Der Engländer war übrigens mit außerordentlicher Sorgfalt gekleidet: sein blauer Frack mit blanken Knöpfen ließ eine weiße Piquéweste von eben so tadelloser Sauberkeit, als seine weite Halsbinde, sehen; zwei prachtvolle Rubinen bildeten die Knöpfe seines Hemdes, und er stützte auf den Rand seiner Loge Patrizierhände, die sorgfältig mit glacirten Handschuhen bekleidet waren.

Wer die sonderbare und grausame Begierde kannte, welche den Vetter zu all diesen Vorstellungen herbeizog, dem wurde sein wunderliches Gesicht, anstatt ein spöttisches Gelächter zu erregen, fast entsetzlich; man begriff dann diese Art von Alpdrücken, welche Morok diese beiden glotzenden, runden und starren Augen verursachten, die mit unbarmherzigem Vertrauen den Tod des Thierbändigers (und welchen abscheulichen Tod!) geduldig zu erwarten schienen.

Ueber der dunkelen Loge des Engländers befanden sich, indem sie einen anmuthigen Contrast bildeten, auf der Vorbühne des ersten Stockwerkes, Herr und Frau von Morinval, und Fräulein von Cardoville. Diese hatte nach der Bühne zu Platz genommen. Sie war im bloßen Kopf und trug ein himmelblaues Krepp-de-Chine-Kleid, welches an dem Mieder durch eine Broche mit Gehängen von den schönsten orientalischen Perlen verziert war, sonst nichts, ... und Adrienne war, so gekleidet, reizend. In der Hand hielt sie einen großen, aus den seltensten Blumen Indiens zusammengesetzten Strauß; die Stephanotis, die Gardenias vermischten ihr mattes Weiß mit dem Purpur der Hibiscus und der Amaryllis von Java.

Frau von Morinval, auf der anderen Seite der Loge sitzend, war gleichfalls mit Geschmack und Einfachheit gekleidet; Herr von Morinval, ein sehr schöner, blonder, sehr eleganter junger Mann, saß hinter den

beiden Damen; die Ankunft des Herrn von Montbron erwartete man jeden Augenblick.

Erinnern wir endlich den Leser daran, daß, zur Rechten der Zuschauer, die Adriennens Loge gegenüber liegende Vorbühne bis jetzt ganz leer geblieben war.

Die Bühne stellte einen Riesenwald Indiens vor: im Hintergrunde traten hohe exotische Bäume, ein Dach bildend oder schlank in die Lüfte ragend, vor vielen kantigen und steilen Felsen hervor, indem sie kaum einige Stellen eines röthlichen Himmels sehen ließen. Jede Coulisse bildete ein mit Felsen untermischtes Baumdickicht; endlich sah man zur Linken der Zuschauer, und ganz unter der Loge Adriennens, die unregelmäßigen Vorsprünge einer finsteren und tiefen Höhle, welche unter einem Haufen von, durch irgend einen vulkanischen Ausbruch hierher geschleuderten Granitblöcken fast eingestürzt schien.

Diese Landschaft, von rauher Wildheit und Erhabenheit, war auf wundervolle Weise zusammengesetzt, die Täuschung war so vollständig als möglich; die mit einem Purpurlichtspiegel versehenen und niedergelassenen Lampen des Prosceniums warfen auf die schaurige Landschaft glühende und verschleierte Töne, welche ihren traurigen und ergreifenden Anblick noch erhöheten.

Ein wenig aus ihrer Loge geneigt, mit leicht gerötheten Wangen, glänzenden Augen, klopfendem Herzen

Wer die sonderbare und grausame Begierde kannte, welche den Wetter zu all diesen Vorstellungen herbeizog, dem wurde sein wunderliches Gesicht, anstatt ein spöttisches Gelächter zu erregen, fast entsetzlich; man begriff dann diese Art von Alpdrücken, welche Morok diese beiden glotzenden, runden und starren Augen verursachten, die mit unbarmherzigem Vertrauen den Tod des Thierbändigers (und welchen abscheulichen Tod!) geduldig zu erwarten schienen.

Ueber der dunkelen Loge des Engländers befanden sich, indem sie einen anmuthigen Contrast bildeten, auf der Vorbühne des ersten Stockwerkes, Herr und Frau von Morinval, und Fräulein von Cardoville. Diese hatte nach der Bühne zu Platz genommen. Sie war im bloßen Kopf und trug ein himmelblaues Krepp-de-Chine-Kleid, welches an dem Mieder durch eine Broche mit Gehängen von den schönsten orientalischen Perlen verziert war, sonst nichts, ... und Adrienne war, so gekleidet, reizend. In der Hand hielt sie einen großen, aus den seltensten Blumen Indiens zusammengesetzten Strauß; die Stephanotis, die Gardenias vermischten ihr mattes Weiß mit dem Purpur der Hibiscus und der Amaryllis von Java.

Frau von Morinval, auf der anderen Seite der Loge sitzend, war gleichfalls mit Geschmack und Einfachheit gekleidet; Herr von Morinval, ein sehr schöner, blonder, sehr eleganter junger Mann, saß hinter den

beiden Damen; die Ankunft des Herrn von Monthron erwartete man jeden Augenblick.

Erinnern wir endlich den Leser daran, daß, zur Rechten der Zuschauer, die Adriennens Loge gegenüber liegende Vorbühne bis jetzt ganz leer geblieben war.

Die Bühne stellte einen Riesenwald Indiens vor: im Hintergrunde traten hohe exotische Bäume, ein Dach bildend oder schlank in die Lüfte ragend, vor vielen kantigen und steilen Felsen hervor, indem sie kaum einige Stellen eines röthlichen Himmels sehen ließen. Jede Coulisse bildete ein mit Felsen untermischtes Baumdickicht; endlich sah man zur Linken der Zuschauer, und ganz unter der Loge Adriennens, die unregelmäßigen Vorsprünge einer finsteren und tiefen Höhle, welche unter einem Haufen von, durch irgend einen vulkanischen Ausbruch hierher geschleuderten Granitblöcken fast eingestürzt schien.

Diese Landschaft, von rauher Wildheit und Erhabenheit, war auf wundervolle Weise zusammengesetzt, die Täuschung war so vollständig als möglich; die mit einem Purpurlichtspiegel versehenen und niedergelassenen Lampen des Prosceniums warfen auf die schaurige Landschaft glühende und verschleierte Töne, welche ihren traurigen und ergreifenden Anblick noch erhöheten.

Ein wenig aus ihrer Loge geneigt, mit leicht gerötheten Wangen, glänzenden Augen, klopfendem Herzen

suchte Adrienne in diesem Gemälde den öden, in dem Berichte jenes Reisenden geschilderten Wald wieder zu finden, welcher erzählte, mit welcher großmüthigen Kühnheit sich Djalma auf eine wüthende Tigerin gestürzt hätte, um das Leben eines armen schwarzen, in eine Höhle geflüchteten Sclaven zu retten.

Und in der That, der Zufall unterstützte die Erinnerung des jungen Mädchens auf eine wundervolle Weise. Ganz versunken in die Beschauung der Landschaft und in die Gedanken, welche in ihrem Herzen erwachten, dachte sie durchaus nicht an das, was in dem Saale vorging.

Es ereignete sich indessen etwas ziemlich Merkwürdiges auf der bis dahin leer gebliebenen, Adriennens Loge gegenüber liegenden Vorbühne.

Die Thür dieser Loge hatte sich geöffnet.

Ein Mann von ungefähr vierzig Jahren und brauner Gesichtsfarbe war in dieselbe getreten; auf indische Weise in ein langes Gewand von orangefarbiger Seide gekleidet, das um die Hüften herum mit einem grünen Gürtel zusammengehalten war, trug er einen kleinen weißen Turban; nachdem er zwei Stühle vorn in die Loge gestellt, und sich einen Augenblick lang von einer Seite zur andern in dem Saale umgesehen hatte, erbebte er, seine schwarzen Augen funkelten, und er verließ rasch die Loge.

Es war Faringhea.

Diese Erscheinung verursachte bereits in dem Saale

ein mit Neugierde gemischtes Erstaunen; die Mehrzahl der Zuschauer hatte nicht, wie Fräulein von Cardoville, tausend Gründe, blos mit der Beschauung einer malerischen Decoration beschäftigt zu sein.

Die öffentliche Aufmerksamkeit wurde noch mehr gespannt, als man in die Loge, welche Faringhea so eben verlassen hatte, einen jungen Mann von seltener Schönheit eintreten sah, welcher auch auf indische Weise in ein langes Gewand von weißem Cachemir mit wallenden Aermeln gekleidet, und mit einem scharlachrothen, goldgestreiften Turban, wie sein Gürtel, in welchem ein langer, von Edelsteinen funkelnder Dolch glänzte, bedeckt war.

Dieser junge Mann war Djalma.

Einen Augenblick lang blieb er unter der Thür stehen, indem er aus dem Hintergrunde der Loge einen fast gleichgiltigen Blick in den unermeßlichen Saal warf, in welchem sich eine unabsehbare Menge drängte; . . . bald darauf, mit einer Art von anmuthiger und ruhiger Majestät einige Schritte vorwärts, setzte sich der Prinz nachlässig auf einen der Stühle; dann, nach Verlauf einiger Secunden den Kopf nach der Thür umwendend, schien er sich zu verwundern, eine Person nicht eintreten zu sehen, welche er ohne Zweifel erwartete.

Diese erschien endlich; die Logenschließerin entledigte sie vollends ihres Mantels.

Diese Person war ein reizendes, blondes, mit mehr Glanz, als Geschmack, in ein weißes, seidenes, mit breiten, kirschrothen Streifen, frech ausgeschnittenes Kleid mit kurzen Aermeln gekleidetes junges Mädchen; zwei dicke Schleifen von kirschrothen Bändern, welche auf jeder Seite ihrer blonden Haare angebracht waren, umgaben das hübscheste, trotzigste, munterste aller kleinen Gesichter.

Man wird bereits Rosa-Pompon erkannt haben, welche, mit langen, weißen, auf eine lächerliche Weise mit Armbändern überladenen Handschuhen bekleidet, die aber zum Mindesten ihre hübschen Arme nur halb verbargen, einen ungeheuren Rosenstrauß in der Hand hielt.

Weit davon entfernt, den ruhigen Gang Djalma's nachzuahmen, trat Rosa-Pompon hüpfend in die Loge, rückte lärmend die Stühle, bewegte sich eine Zeitlang auf ihrem Sessel, bevor sie sich setzte, um ihr schönes Kleid zur Schau zu stellen, dann, ohne im Mindesten durch diese glänzende Versammlung eingeschüchtert zu werden, ließ sie mit einer freundlichen und lockenden Geberde Djalma an ihren Rosenstrauß riechen, und schien sich endlich auf ihrem Stuhle niederzulassen.

Faringhea trat wieder ein, schloß die Loge, und setzte sich hinter den Prinzen.

Immer noch ganz in die Beschauung des indischen Waldes und in ihre süßen Erinnerungen versunken,

hatte Adrienne nicht auf die Neuangekommenen geachtet.

Da sie den Kopf ganz nach der Seite der Bühne zu wandte, und Djalma sie, so zu sagen, in diesem Augenblicke nur im verlorenen Profil sehen konnte, so hatte auch er Fräulein von Cardoville nicht erkannt...

IX.

Der Tod.

Eine Art Bühnenstück, welches den Kampf Moroks mit dem schwarzen Panther einschloß, war so nichtssagend, daß der größte Theil des Publikums ihm keine Aufmerksamkeit schenkte, indem es seine ganze Theilnahme für den Auftritt versparte, in welchem der Thierbändiger erscheinen sollte.

Diese Gleichgiltigkeit des Publikums erklärt die, durch Faringhea's und Djalma's Ankunft in dem Saale erregte allgemeine Neugierde, die sich (wie in unseren Tagen kürzlich bei Anwesenheit der Araber an einigen öffentlichen Orten) durch ein leises Getöse und eine allgemeine Bewegung der Menge verrieth.

Die so muntere und hübsche Miene Rosa-Pompons, welche, trotz ihrer so außerordentlich auffallenden, und besonders für ein solches Theater so lächerlich anmaßenden Toilette, immer reizend war, ihre sehr leichtfertigen und mehr als vertraulichen Manieren in Bezug auf den schönen Indier, der sie begleitete, vermehrten und belebten das Erstaunen noch mehr, denn gerade in

diesem Augenblicke hatte Rosa-Pompon, schamlos, wie sie war, und indem sie einer Regung buhlerischer Gefallsucht nachgab, wie wir oben bemerkt, ihren dicken Rosenstrauß dem Gesichte Djalma's genähert, um ihn daran riechen zu lassen. Aber bei dem Anblicke dieser Landschaft, die ihn an sein Vaterland erinnerte, stand der Prinz, statt erkenntlich gegen diese auffallende Herausforderung zu sein, einige Augenblicke da, tiefsinnig, die Augen auf die Bühne geheftet; Rosa-Pompon begann nun auf der Brüstung ihrer Loge mit ihrem Strauße den Takt zu schlagen, während das ein wenig zu taktmäßige Schaukeln ihrer hübschen Achseln andeutete, daß die verzweifelte Tänzerin bei dem Anhören eines Doppelschrittes, den das Orchester eben spielte, von mehr oder minder stürmischen Tanzgedanken besessen zu werden anfing.

Der Loge gerade gegenüber, in welcher sich so eben Faringhea, Djalma und Rosa-Pompon niedergelassen, hatte Frau von Morinval bald die Anwesenheit dieser neu angekommenen Personen, und besonders die koketten Uebertreibungen Rosa-Pompons bemerkt; die junge Marquise neigte sich daher zu dem noch immer in ihre unaussprechlichen Erinnerungen vertieften Fräulein von Cardoville, und sagte lachend zu ihr:

— Das was am meisten hier belustigt, ist nicht auf der Bühne ... Sehen Sie doch, was uns gegenüber vorgeht.

— Uns gegenüber? wiederholte Adrienne gedankenlos.

Nachdem sie sich mit erstaunter Miene nach Frau von Morinval umgewandt hatte, richtete sie die Augen nach der Stelle, welche man ihr andeutete ....

Sie blickte hin ...

Was sah sie? ... Djalma zur Seite eines jungen Frauenzimmers sitzen, die ihn vertraulich an ihren Strauß riechen ließ.

Betäubt, beinahe wirklich durch einen elektrischen, tiefen, schneidenden Stoß in's Herz getroffen, wurde Adrienne todtenbleich, und schloß instinctmäßig eine Secunde lang die Augen, um nicht zu sehen ... ebenso, wie man den Dolch abzuwenden sucht, der, nachdem er bereits getroffen, uns nochmals bedrohet ...

Dann folgte plötzlich auf diese so zu sagen materielle Empfindung von Schmerz ein für die Liebe und für den gerechten Stolz Adriennens schrecklicher Gedanke.

— Djalma ist hier mit diesem Frauenzimmer ... und er hat den Brief erhalten, — sagte sie sich, — meinen Brief ... in welchem er das Glück hat lesen können, das ihn erwartet.

Bei dem Gedanken an diese blutige Beleidigung trat die Röthe der Scham, der Empörung an die Stelle der Blässe Adriennens, welche, vernichtet von der Wirklichkeit, sich noch sagte:

— Rodin hatte mich nicht betrogen ...

Wir müssen darauf verzichten, die Blitzesschnelle

dieser Erschütterungen, dieser gräßlichen Schmerzen wieder zu geben, die ein ganzes Leben umkehren, die uns martern, die uns in Zeit von einer Minute tödten ... So war Adrienne von dem strahlendsten Glücke in den Abgrund gräßlicher Schmerzen in weniger als einer Secunde gestürzt worden, ... denn sie ließ kaum eine Secunde verstreichen, ehe sie der Frau von Morinval antwortete:

— Was giebt es denn so Sehenswerthes uns gegenüber, meine liebe Julie.

Diese ausweichende Antwort erlaubte Adriennen ihre Kaltblütigkeit wieder anzunehmen. Glücklicher Weise war durch ihre langen Locken, welche von der Seite ihre Wangen fast gänzlich verbargen, ihre Bläße und ihr plötzliches Erröthen der Frau von Morinval entgangen, die auf fröhliche Weise erwiederte:

— Wie? meine Liebe, Sie sehen die Indier nicht, welche so eben in diese Loge ... auf der Vorbühne getreten sind ... sehen Sie ... da ... gerade der unsrigen gegenüber?

— Ach! ja ... sehr gut; ... ich sehe sie, — antwortete Adrienne mit fester Stimme.

— Und Sie finden sie nicht sehr sehenswerth? — erwiederte die Marquise.

— Gehen Sie, meine Damen, — sagte Herr von Morinval lachend, — ein wenig Nachsicht für arme Fremde; sie kennen unsere Gebräuche nicht; sonst würden sie sich

nicht in so schlechter Gesellschaft vor ganz Paris zur Schau stellen.

— In der That, — sagte Adrienne mit bitterem Lächeln, — ihre Unbefangenheit ist so rührend! ... Man muß sie bedauern.

— Aber das kommt daher, weil diese Kleine mit ihrem ausgeschnittenen Kleide und ihren bloßen Armen unglücklicher Weise allerliebst ist, — sagte die Marquise, — diese muß höchstens sechszehn bis siebenzehn Jahre alt sein. Betrachten Sie sie doch, meine liebe Adrienne, wie Schade! ...

— Sie und Ihr Gatte, meine liebe Julie, haben einen Tag des Erbarmens, — antwortete Adrienne! — man muß diese Indier bedauern, ... dieses Geschöpf bedauern ... Lassen Sie hören, wen werden wir noch bedauern?

Wir werden diesen schönen Indier mit rothem und goldenem Turban nicht bedauern, — sagte der Marquis lachend, — denn, wenn das so fortdauert, ... so wird ihn die Kleine mit kirschrothen Bändern umarmen ... Meiner Treue! sehen Sie doch, wie sie sich zu ihrem Sultan hinneigt ...

— Sie sind sehr belustigend, — sagte die Marquise, indem sie die Lustigkeit ihres Gatten theilte und Rosa-Pompon lorgnettirte; hierauf begann sie nach Verlauf einer Minute wieder, indem sie sich an Adriennen wandte ...

— Einer Sache bin ich gewiß, ... nämlich, daß

diese Kleine trotz ihres leichtsinnigen Aussehens rasend verliebt in diesen Indier ist ... Ich habe so eben einen Blick aufgefangen, der gar Vieles sagt.

— Wozu nützt so vieler Scharfsinn, meine gute Julie? — sagte Adrienne leise; — welches Interesse haben wir ... in dem Herzen dieses jungen Mädchens zu lesen? ...

— Wenn sie ihren Sultan liebt, ... so hat sie sehr Recht, — sagte der Marquis, indem er nun auch lorgnettirte, — denn in meinem Leben habe ich noch keinen wundervoll schönern Mann, als diesen Indier gesehen; ich sehe ihn nur von der Seite, aber dieses Profil ist rein und fein, wie eine antike Camee ... Finden Sie es nicht, Fräulein? — fügte der Marquis, sich zu Adriennen neigend, hinzu. — Wohlverstanden, daß dies eine einfache Kunstfrage ist ... welche ich mir an Sie zu richten erlaube ...

— Als Gegenstand der Kunst? — antwortete Adrienne, — in der That, ist es sehr schön.

— Ei seht! sagte die Marquise, — wie die Kleine unverschämt ist! Lorgnettirt sie uns nicht! ...

— Schön! — sagte der Marquis, — und da legt sie ohne Umstände ihre Hand auf die Schulter ihres Indiers, ohne Zweifel um ihn die Bewunderung, welche Sie ihr einflößen, meine Damen, theilen zu lassen ...

In der That, bis jetzt durch den Anblick der Decoration, welche ihn an sein Vaterland erinnerte, zerstreut, war Djalma unempfindlich gegen die Lockungen

Rosa-Pompons geblieben, und hatte Adriennen noch nicht erblickt.

— Ach schön! sehen Sie doch, — sagte Rosa-Pompon, indem sie sich an die Brüstung ihrer Loge neigte, und fortwährend Fräulein von Cardoville lorgnettirte, denn sie war es, und nicht die Marquise, welche jetzt ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, — das ist außerordentlich selten ... ein köstliches Frauenzimmer mit rothen Haaren, aber man muß sagen, von einem sehr hübschen Roth ... Sehen Sie doch, Prinz-Liebenswürdig!

Und wie wir bemerkt, klopfte sie Djalma leicht auf die Achsel, der bei diesen Worten erbebte, den Kopf umwandte, und zum ersten Male Fräulein von Cardoville erblickte.

Obgleich man ihn beinahe auf dieses Zusammentreffen vorbereitet hatte, so empfand der Prinz dennoch ein so heftiges Erschrecken, daß er verwirrt unwillkürlich aufstehen wollte; aber er fühlte kräftig auf seiner Schulter die eiserne Hand Faringhea's lasten, der, hinter ihm sitzend, ihm rasch mit leiser Stimme und in der Hindu-Sprache zurief:

— Muth, ... und morgen wird dieses Weib zu Ihren Füßen sein.

Und, da Djalma eine neue Bewegung machte, so fügte der Mestize, um ihn zurückzuhalten, hinzu ...

— So eben ist sie erbleicht, vor Eifersucht erröthet ... Keine Schwäche, oder es ist Alles verloren.

— Ach so! da sprechen Sie wieder Ihr abscheuliches

Patois, — sagte Rosa-Pompon zu Faringhea, indem sie sich umwandte. — Zuvörderst ist das nicht höflich, und dann ist diese Sprache so wunderlich, daß man meint, Sie knackten Nüsse, wenn Sie so sprechen.

— Ich sprach mit dem gnädigen Herrn von Ihnen, — sagte der Mestize. — Es handelt sich um eine Ueberraschung, die er Ihnen aufbewahrt.

— Eine Ueberraschung, ... das ist etwas Anderes. Dann eilen, verständigen Sie sich, Prinz-Liebenswürdig! ... fügte sie hinzu, indem sie Djalma zärtlich anblickte.

— Mein Herz bricht, — sagte Djalma mit dumpfer Stimme zu Faringhea, indem er immer noch die Hindu-Sprache anwandte.

— Und morgen wird es vor Wonne und vor Liebe schlagen, — erwiederte der Mestize. — Nur durch Verachtung bezwingt man ein stolzes Weib.

— Morgen ... sage ich Ihnen, wird sie zitternd und verwirrt, flehend zu Ihren Füßen liegen.

— Morgen ... wird sie mich ... auf den Tod hassen! — antwortete der Prinz niedergeschlagen.

— Ja ... wenn dieselbe Sie jetzt schwach und feig sieht ... Jetzt können Sie nicht mehr zurück ... blicken Sie ihr doch fest ins Gesicht, und dann nehmen Sie den Strauß dieser Kleinen, um ihn an Ihre Lippen zu drücken ... Auf der Stelle werden Sie dieses so stolze Weib wie vorhin erröthen und erbleichen sehen; werden Sie mir dann glauben?

Durch die Verzweiflung dahin gebracht, Alles zu versuchen, sah Djalma, indem er wider seinen Willen der Verblendung der teuflischen Rathschläge Faringhea's unterlag, dem Fräulein von Cardoville eine Secunde lang fest ins Gesicht; nahm mit zitternder Hand den Strauß Rosa-Pompons, dann von Neuem die Augen auf Adriennen werfend, berührte er den Strauß mit seinen Lippen.

Bei dieser beleidigenden Prahlerei vermochte Fräulein von Cardoville ein so plötzliches, so schmerzliches Erbeben nicht zu unterdrücken, daß der Prinz davon überrascht wurde.

— Sie ist die Ihrige ... — sagte der Mestize zu ihm; — sehen Sie, gnädiger Herr, wie sie ... vor Eifersucht geschaudert hat; ... sie ist die Ihrige, Muth! und bald wird dieselbe Sie diesem schönen jungen Manne vorziehen, der hinter ihr sitzt ... denn das ist der ... den sie bis jetzt zu lieben glaubte.

Und als ob der Mestize die Auflehnung der Wuth und des Hasses errathen hätte, welche diese Mittheilung in dem Herzen des Prinzen erregen mußte, so fügte er rasch hinzu:

— Ruhe ... Verachtung ... Ist es nicht dieser Mann, der Sie von jetzt an hassen muß?

Der Prinz faßte sich, und fuhr mit der Hand über seine Stirn, welche der Zorn glühend gemacht hatte.

— Mein Gott! was erzählen Sie ihm denn, das ihn so reizt? — sagte Rosa-Pompon in einem schmol-

lenden Tone zu Faringhea; — indem sie sich hierauf an Djalma wandte: — Nun, Prinz-Liebenswürdig, wie man in den Feen-Mährchen sagt, geben Sie mir meinen Strauß zurück.

Und sie nahm ihn wieder.

— Sie haben ihn an Ihre Lippen gedrückt, ich hätte beinahe Lust, ihn zu verspeisen ...

Und sie fügte seufzend und indem sie einen leidenschaftlichen Blick auf Djalma warf, leise hinzu:

— Diese Mißgeburt von Nini-Moulin hat mich nicht betrogen ... Alles das ist sehr ehrbar, ich habe mir nicht einmal ... das vorzuwerfen.

Und mit ihren kleinen weißen Zähnen biß sie in die Spitze des rosigen Nagels ihrer rechten Hand, von welcher sie den Handschuh abgezogen hatte.

Ist es nöthig zu sagen, daß Adriennens Brief dem Prinzen nicht übergeben worden war, und daß er keinesweges den Tag mit dem Marschall Simon auf dem Lande zugebracht hatte? Seit drei Tagen, daß Herr von Montbron Djalma nicht gesehen, hatte ihn Faringhea überredet, daß er, wenn er eine andere Liebe an den Tag lege, Fräulein von Cardoville besiegen würde. Was Djalma's Anwesenheit in dem Theater anlangt, so hatte Rodin durch Florinen erfahren, daß ihre Gebieterin an diesem Abend in das Theater Porte Saint-Martin gehe.

Bevor Djalma sie erkannt, hatte Adrienne, die ihre Kräfte sie verlassen fühlte, auf dem Punkte gestanden,

das Theater zu verlassen; der Mann, welchen sie bis jetzt so hoch in ihrem Herzen gehalten, der, den sie gleich einem Helden und einem Gotte bewundert; der, den sie in eine so gräßliche Verzweiflung versenkt geglaubt, daß sie, hingerissen durch das zarteste Mitleiden, ihm offen geschrieben hatte, damit eine süße Hoffnung seinen Schmerz besänftige; . . . kurz, dieser erwiederte jetzt einen edelmüthigen Beweis von Offenherzigkeit und Liebe dadurch, daß er sich auf eine lächerliche Weise mit einem seiner unwürdigen Geschöpfe zur Schau stellte. Welche unheilbaren Wunden für Adriennens Stolz! Wenig lag ihr daran, ob Djalma sie zum Zeugen dieses unwürdigen Schimpfes zu machen glaubte, oder nicht.

Als sie sich aber von dem Prinzen erkannt sah; als er die Beleidigung so weit trieb, daß er ihr in's Antlitz blickte, so weit, sie zu verhöhnen, indem er den Strauß des Geschöpfes, welches ihn begleitete, an seine Lippen drückte, da fühlte Adrienne, von einer edlen Empörung ergriffen, den Muth zu bleiben; weit davon entfernt, die Augen vor der Gewißheit zu schließen, empfand sie eine Art grausamen Vergnügens darin, dem Todeskampfe, dem Absterben ihrer reinen und göttlichen Liebe beizuwohnen.

Mit gehobener Stirn, stolzen und leuchtenden Augen, gerötheten Wangen, geringschätzenden Lippen, blickte nun auch sie den Prinzen mit einer verächtlichen Festigkeit an; ein spöttisches Lächeln zog über ihre Lippen

und sie sagte zu der Marquise, welche, wie eine große Anzahl der Zuschauer, ganz mit dem beschäftigt war, was auf der Vorbühne vorging:

— Diese empörende Schaustellung roher Sitten ist zum Mindesten ganz im Einklange mit dem übrigen Theile des Programmes.

— Gewiß, — sagte die Marquise, — und mein lieber Oheim wird das verloren haben, was es hier vielleicht am meisten Belustigendes zu sehen gab.

— Herr von Montbron? — sagte Adrienne hastig mit kaum unterdrückter Bitterkeit, — ja, ... er wird bedauern, nicht Alles gesehen zu haben ... Ich sehne mich, daß er kommt ... Ist er es nicht, dem ich diesen reizenden Abend verdanke?

Vielleicht hätte Frau von Morinval den Ausdruck blutigen Spottes bemerkt, welchen Adrienne nicht gänzlich hatte verbergen können, wenn nicht plötzlich ein heiseres, anhaltendes, tönendes Gebrüll ihre Aufmerksamkeit, wie die aller Zuschauer, auf sich gezogen hätte, welche, wie wir bemerkt, bis dahin ziemlich gleichgiltig gegen die, die Erscheinung Moroks auf der Bühne herbeizuführen bestimmten Ausfüllungs-Scenen geblieben waren.

Aller Augen wandten sich instinctmäßig nach der, zur Linken der Bühne, unter der Loge des Fräuleins von Cardoville angebrachten Höhle; ein Schauder glühender Neugierde durchlief das ganze Haus ...

Ein zweites, noch lauteres, noch tieferes Gebrüll,

welches noch erzürnter, als das erste, schien, drang dieses Mal aus der Höhle, deren Oeffnung unter künstlichem, leicht zu beseitigendem Gesträuch verschwand. Bei diesem Gebrüll stand der Engländer in seiner kleinen Loge auf, streckte sich fast mit dem halben Leibe heraus, und rieb sich vergnügt die Hände; dann ganz regungslos, verließen seine glotzenden, starren und funkelnden grünen Augen den Eingang der Höhle nicht mehr.

Bei diesem grimmigen Geheul hatte Djalma, trotz aller Aufregungen der Liebe, der Eifersucht und des Hasses, welche ihn peinigten, auch gebebt. Der Anblick dieses Waldes, das Gebrüll des Panthers, verursachten ihm eine unendliche Gemüthserschütterung, indem sie von Neuem das Andenken an sein Vaterland und an jene mörderischen Jagden in ihm erweckten, welche, wie der Krieg, schreckliche Berauschungen gewähren; wenn er plötzlich die Zinken und die Gongs von dem Heere seines Vaters zum Angriffe hätte blasen hören, so würde er von keinem grimmigeren Feuer fortgerissen worden sein! Bald übertönte ein dumpfes Grollen, gleich einem fernen Donner, fast das rauhe Röcheln des Panthers: der Löwe und der Tiger, Judas und Kain, antworteten ihm aus dem Hintergrunde der Bühne, wo ihre Käfige standen . . . Bei diesem entsetzlichen Concerte, welches seine Ohren so oft getroffen, wenn er mitten in den Einöden Indiens zur Jagd oder zum Kriege sich gelagert hatte, kochte Djalma's Blut in

seinen Adern; seine Augen funkelten von einer grimmigen Gluth; den Kopf ein wenig vorgeneigt, die beiden Hände auf die Brüstung seiner Loge geklammert, schauderte sein ganzer Körper von einem krampfhaften Zittern. Die Zuschauer, die Bühne, Adrienne waren für ihn nicht mehr da; er befand sich in einem Walde seines Vaterlandes, ... und er spürte den Tiger ...

Es vereinigte sich nun mit seiner Schönheit ein so kühner und wilder Ausdruck, daß Rosa-Pompon ihn mit einer Art von Entsetzen und leidenschaftlicher Bewunderung betrachtete. Vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben drückten ihre hübschen, gewöhnlich so fröhlichen und schelmischen blauen Augen eine ernste Gemüthsbewegung aus; sie vermochte sich keine Rechenschaft von dem abzulegen, was sie empfand. Ihr Herz war beklommen und klopfte heftig, als ob sich irgend ein Unglück ereignen würde ...

Indem sie einer Regung unwillkürlicher Furcht nachgab, ergriff sie den Arm Djalma's und sagte zu ihm:

— Betrachten Sie doch diese Höhle nicht so; Sie machen mir Furcht ...

Der Prinz hörte sie nicht.

— O! da ist er ... da ist er! — murmelte die Menge fast mit einer Stimme.

Morok erschien in dem Hintergrunde der Bühne ...

Morok, kostümirt, wie wir ihn geschildert haben, trug außerdem einen Bogen, und einen langen, mit

Pfeilen gefüllten Köcher. Er stieg langsam den künstlich dargestellten Felsenabhang herab, welcher sich bis auf die Mitte der Bühne erstreckte; von Zeit zu Zeit blieb er plötzlich stehen, und that, als ob er horche und nur mit Vorsicht weiter ginge.

Und indem er, ohne Zweifel unwillkürlich, seine Blicke von einer Seite nach der anderen wandte, begegnete er den beiden glotzenden, grünen Augen des Engländers, dessen Loge sich gerade in der Nachbarschaft der Höhle befand.

Auf der Stelle zogen sich die Augen des Thierbändigers auf eine so entsetzliche Weise zusammen, daß Frau von Morinval, welche ihn mit Hülfe einer vortrefflichen Lorgnette neugierig musterte, rasch zu Adriennen sagte:

— Meine Liebe, dieser Mann fürchtet sich; ... es wird ihm ein Unglück zustoßen ...

— Ereignen sich etwa Unglücksfälle? — antwortete Adrienne mit einem spöttischen Lächeln, — Unglücksfälle mitten in dieser so glänzend geschmückten und heiteren Menge ... Unglück ... hier, heute Abend? Gehen Sie doch, meine liebe Julie ... es fällt Ihnen nicht ein; ... in der Finsterniß, in der Einsamkeit ereignet sich ein Unglück, ... niemals mitten in einer vergnügten Menge, bei dem Glanze der Lichter ...

— Himmel! Adrienne ... nehmen Sie sich in Acht! — rief die Marquise aus, indem sie einen Ausruf des Entsetzens nicht zu unterdrücken vermochte, und den Arm

des Fräuleins von Cardoville ergriff, um sie an sich zu ziehen, — sehen Sie sie dort?

Und die Marquise deutete mit ihrer zitternden Hand auf die Oeffnung der Höhle.

Adrienne bog rasch den Kopf vor und sah hin.

— Nehmen Sie sich in Acht! . . . lehnen Sie sich nicht zu weit vor, — sagte Frau von Morinval besorgt zu ihr.

— Sie sind thöricht mit Ihrem Schrecken, meine liebe Freundin, — sagte der Marquis zu seiner Frau. — Der Panther liegt vollkommen gut an der Kette, und wenn er auch seine Kette sprengte, was unmöglich ist, so wären wir doch hier außer seinem Bereiche.

Ein lautes Getöse banger Neugier lief nun durch das Haus, Aller Blicke waren unwiderstehlich auf die Höhle gefesselt.

Zwischen dem künstlichen Gestrüpp, welches er mit seiner breiten Brust ungestüm zur Seite schob, erschien plötzlich der schwarze Panther; zwei Mal streckte er seinen platten, durch zwei gelbe und flammende Augen erleuchteten Kopf hervor ... Dann, seinen rothen Rachen halb öffnend, stieß er ein neues Gebrüll aus, indem er zwei Reihen furchtbarer Hauer zeigte.

Eine doppelte eiserne Kette, und ein gleichfalls eisernes, schwarz angestrichenes Halsband, welche sich mit seinem ebenholzschwarzen Felle und der Dunkelheit der Höhle gänzlich vereinigten, machten die Täuschung voll-

ständig; das schreckliche Thier schien in seiner Höhle in Freiheit.

— Meine Damen, — sagte plötzlich der Marquis, — betrachten Sie doch die Indier; . . . sie sind köstlich in ihrer Aufregung.

In der That, bei dem Anblicke des Panthers hatte Djalma's grimmiges Feuer seinen höchsten Grad erreicht, seine Augen funkelten in ihren Perlmutterhöhlen gleich zwei schwarzen Diamanten; seine Oberlippe schlug sich mit einem Ausdrucke thierischer Grausamkeit krampfhaft in die Höhe, als ob er sich in einem heftigen Paroxysmus von Zorn befände.

Auf die Brüstung der Loge gelehnt, war auch Faringhea von heftiger, durch einen seltsamen Zufall veranlaßten Gemüthserschütterung ergriffen. — Dieser schwarze Panther von einer so seltenen Art, — sagte er, — den ich hier in Paris, auf einem Theater sehe, muß derselbe sein, welchen der Malaie (der thug oder Erdrosseler, welcher Djalma in Java während seines Schlummers tötowirt hatte) ganz klein aus seiner Höhle geraubt, und an einen europäischen Capitain verkauft hat . . . Die Gewalt Bohwanie's herrscht überall, — fügte der Thug in seinem blutigen Aberglauben hinzu.

— Finden Sie nicht, — begann der Marquis wieder, indem er sich an Adriennen wandte, — daß die Indier einen so herrlichen Anblick bieten? . . .

— Vielleicht . . . werden sie einer ähnlichen Jagd in ihrem Vaterlande beigewohnt haben, — sagte Adrienne,

als ob sie das Grausamste, was ihrer Erinnerung vorschwebte, hätte hervorrufen und ihm trotzen wollen.

— Adrienne ... — sagte plötzlich die Marquise mit bestürzter Stimme zu Fräulein von Cardoville, — da ist jetzt der Thierbändiger ziemlich nahe bei uns ... ist sein Gesicht nicht entsetzlich anzusehen? ... Ich sage Ihnen, dieser Mann fürchtet sich ...

— Die Wahrheit ist, — fügte der Marquis dieses Mal sehr ernsthaft hinzu, — daß seine Bläße entsetzlich ist, und daß sie von Minute zu Minute ... in dem Maße zuzunehmen scheint ... als er sich dieser Seite nähert ... man sagt, daß er die größte Gefahr liefe, wenn er seine Kaltblütigkeit einen Augenblick lang verlöre.

— Ach! ... das wäre gräßlich, — rief die Marquise, sich an Adriennen wendend, aus, — wenn er hier ... vor unseren Augen verwundet würde ...

— Stirbt man etwa an einer Wunde ... — antwortete Adrienne der Marquise in dem Tone so frostiger Gleichgiltigkeit, daß die junge Frau Fräulein von Cardoville mit Erstaunen anblickte und zu ihr sagte:

— Ach! meine Liebe ... was Sie da sagen, ist grausam! ...

— Was ist davon zu sagen? die Atmosphäre, die uns umgiebt, wirkt auf mich zurück, — sagte das junge Mädchen mit eisigem Lächeln.

— Sehen Sie ... sehen Sie ... der Thierbändiger wird seinen Pfeil auf den Panther abschießen! — sagte

plötzlich der Marquis; — nachher wird er ohne Zweifel den Scheinkampf Leib gegen Leib liefern.

Morok befand sich in diesem Augenblicke vorn auf der Bühne, aber er mußte sie in ihrer ganzen Breite überschreiten, um bis an den Eingang der Höhle zu gelangen. Er blieb einen Augenblick lang stehen, legte einen Pfeil auf die Saite seines Bogens, warf sich hinter einem Felsenblocke auf die Kniee und zielte lange, ... der Pfeil zischte und verlor sich in der Tiefe der Höhle, in welche sich der Panther zurückgezogen, nachdem er einen Augenblick seinen drohenden Kopf gezeigt hatte.

Kaum war der Pfeil verschwunden, als der Tod, absichtlich durch den jetzt unsichtbaren Goliath gereizt, ein Zorngebrüll ausstieß, als ob er getroffen worden wäre ...

Moroks Pantomime wurde so ausdrucksvoll, er drückte seine Freude, das wilde Thier getroffen zu haben, auf eine so natürliche Weise aus, daß rasende Bravo's in dem ganzen Hause erschallten. Indem er nun seinen Bogen von sich warf, zog er einen Dolch aus seinem Gürtel, nahm ihn zwischen seine Zähne, und begann auf Händen und Knieen zu kriechen, als ob er den verwundeten Panther in seiner Höhle hätte überrumpeln wollen.

Um die Täuschung noch vollständiger zu machen, stieß der Tod, von Neuem von Goliath gereizt, der ihn

mit einer Eisenstange schlug, aus der Tiefe der Höhle entsetzliches Gebrüll aus.

Der finstere Anblick des durch den röthlichen Schimmer kaum erleuchteten Waldes war von so ergreifender Wirkung, das Geheul des Panthers so wüthend, die Geberden, die Haltung, die Züge Moroks so mit Schrecken erfüllt, ... daß das Haus, gespannt, schaudernd, in tiefem Schweigen verharrte; Aller Athem war angehalten; man hätte sagen können, daß ein Schauder des Entsetzens alle Zuschauer befiele, als ob sie irgend ein gräßliches Ereigniß erwartet hätten.

Was der Pantomime Moroks eine so entsetzliche Wahrheit verlieh, war, daß er, indem er sich so Schritt vor Schritt der Höhle näherte, sich auch in gleichem Maße der Loge des Engländers näherte ... Wider seinen Willen vermochte der Thierbändiger, durch die Furcht bezaubert, seine Augen nicht von den beiden glotzenden grünen Augen dieses Mannes los zu machen; man hätte sagen können, daß jede der ungestümen Bewegungen, die er kriechend machte, nur die Wirkung einer magnetischen, durch den starren Blick des unglückseligen Wetters verursachten Anziehungskraft war ... Je mehr Morok sich ihm näherte, desto mehr entstellte sich sein Gesicht ... und wurde todtenbleich.

Noch einmal wurde bei dem Anblicke dieses Geberdenspiels, welches kein Spiel mehr, sondern der wahre Ausdruck des Entsetzens war, die tiefe, bange Stille, welche in dem Hause herrschte, durch Beifallsbezeigung und

plötzlich der Marquis; — nachher wird er ohne Zweifel den Scheinkampf Leib gegen Leib liefern.

Morok befand sich in diesem Augenblicke vorn auf der Bühne, aber er mußte sie in ihrer ganzen Breite überschreiten, um bis an den Eingang der Höhle zu gelangen. Er blieb einen Augenblick lang stehen, legte einen Pfeil auf die Saite seines Bogens, warf sich hinter einem Felsenblocke auf die Kniee und zielte lange, ... der Pfeil zischte und verlor sich in der Tiefe der Höhle, in welche sich der Panther zurückgezogen, nachdem er einen Augenblick seinen drohenden Kopf gezeigt hatte.

Kaum war der Pfeil verschwunden, als der Tod, absichtlich durch den jetzt unsichtbaren Goliath gereizt, ein Zorngebrüll ausstieß, als ob er getroffen worden wäre ...

Moroks Pantomime wurde so ausdrucksvoll, er drückte seine Freude, das wilde Thier getroffen zu haben, auf eine so natürliche Weise aus, daß rasende Bravo's in dem ganzen Hause erschallten. Indem er nun seinen Bogen von sich warf, zog er einen Dolch aus seinem Gürtel, nahm ihn zwischen seine Zähne, und begann auf Händen und Knieen zu kriechen, als ob er den verwundeten Panther in seiner Höhle hätte überrumpeln wollen.

Um die Täuschung noch vollständiger zu machen, stieß der Tod, von Neuem von Goliath gereizt, der ihn

mit einer Eisenstange schlug, aus der Tiefe der Höhle entsetzliches Gebrüll aus.

Der finstere Anblick des durch den röthlichen Schimmer kaum erleuchteten Waldes war von so ergreifender Wirkung, das Geheul des Panthers so wüthend, die Geberden, die Haltung, die Züge Moroks so mit Schrecken erfüllt, ... daß das Haus, gespannt, schaudernd, in tiefem Schweigen verharrte; Aller Athem war angehalten; man hätte sagen können, daß ein Schauder des Entsetzens alle Zuschauer befiele, als ob sie irgend ein gräßliches Ereigniß erwartet hätten.

Was der Pantomime Moroks eine so entsetzliche Wahrheit verlieh, war, daß er, indem er sich so Schritt vor Schritt der Höhle näherte, sich auch in gleichem Maße der Loge des Engländers näherte ... Wider seinen Willen vermochte der Thierbändiger, durch die Furcht bezaubert, seine Augen nicht von den beiden glotzenden grünen Augen dieses Mannes los zu machen; man hätte sagen können, daß jede der ungestümen Bewegungen, die er kriechend machte, nur die Wirkung einer magnetischen, durch den starren Blick des unglückseligen Wetters verursachten Anziehungskraft war ... Je mehr Morok sich ihm näherte, desto mehr entstellte sich sein Gesicht ... und wurde todtenbleich.

Noch einmal wurde bei dem Anblicke dieses Geberdenspiels, welches kein Spiel mehr, sondern der wahre Ausdruck des Entsetzens war, die tiefe, bange Stille, welche in dem Hause herrschte, durch Beifallsbezeigung und

Jauchzen unterbrochen, mit denen sich das Gebrüll des Panthers und das ferne Grollen des Löwen und des Tiegers vereinigte.

Der Engländer hatte sich fast ganz aus seiner Loge herausgelehnt; die Lippen von einem entsetzlichen spöttischen Lächeln geöffnet, seine glotzenden Augen immer starr, war er athemlos, beklommen, der Schweiß rollte von seiner kahlen und rothen Stirn, als ob er wirklich eine unglaubliche magnetische Kraft angewendet hätte, um Morok anzuziehen, den er bald an dem Eingange der Höhle sah.

Der Moment war entscheidend.

In sich zusammen gekauert, seinen Dolch in der Hand, mit der Geberde und den Augen allen Bewegungen des Panthers folgend, der brüllend, gereizt, seinen ungeheuren Rachen öffnend, den Eingang seiner Höhle vertheidigen zu wollen schien, ... erwartete Morok den Moment, sich auf ihn zu stürzen.

Es liegt ein solcher Zauber in der Gefahr, daß Adrienne unwillkürlich die Empfindung stechender, mit Entsetzen gemischter Neugierde theilte, welche alle Zuschauer zucken ließ: wie die Marquise vorgeneigt, den Blick auf diesen ein Entsetzen erregendes Interesse einflößenden Auftritt gesenkt, hielt das junge Mädchen maschinenmäßig ihren *indischen* Strauß in der Hand, den sie immer noch behalten hatte.

Plötzlich stieß Morok einen grimmigen Schrei aus, indem er auf den Tod zustürzte, der auf diesen Schrei

durch ein schallendes Gebrüll antwortete, indem er sich mit so vieler Wuth auf seinen Herrn stürzte, daß Adrienne entsetzt, in der Meinung, diesen Mann verloren zu sehen, sich zurückwarf, und ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte ...

Ihr Strauß entglitt ihr, fiel auf die Bühne, und rollte in die Höhle, in welcher der Panther und Morok kämpften.

Rasch wie der Blitz, geschmeidig und behend wie ein Tiger, machte Djalma, dem Ungestüm seiner Liebe und dem grimmigen, durch das Gebrüll des Panthers in ihm angeregten Feuer nachgebend, einen Sprung auf die Bühne, zog seinen Dolch, und stürzte in die Höhle, um dort Adriennens Strauß zu ergreifen. In diesem Augenblicke rief ein entsetzlicher Schrei des verwundeten Morok um Hülfe ... Der Panther, bei dem Anblicke Djalma's noch wüthender, machte verzweifelte Anstrengungen, um seine Kette zu zerreißen; da es ihm nicht gelang, so richtete er sich auf den Hintertatzen in die Höhe, um Djalma, der jetzt in dem Bereiche seiner scharfen Krallen war, zu umschlingen. Dieser bückte den Kopf, warf sich auf die Kniee, und stieß zu gleicher Zeit ihm zu zwei wiederholten Malen mit der Schnelligkeit des Blitzes seinen Dolch in den Leib; auf diese Weise entging Djalma einem gewissen Tode; der Panther brüllte, indem er mit seiner ganzen Last auf den Prinzen zurückfiel, ... während einer Secunde, so lange sein schrecklicher Todeskampf dauerte, sah man nur eine verwor-

rene Masse von schwarzen Gliedern und blutigen weißen Kleidern, ... dann endlich erhob sich Djalma bleich, blutig, verwundet, jetzt stehend, mit von wildem Stolze funkelnden Augen, den Fuß auf die Leiche des Panthers gestützt, und ... Adriennens Strauß in der Hand haltend, warf er einen Blick auf sie, welcher seine unsinnige Liebe aussprach.

Nun erst fühlte auch Adrienne ihre Kräfte sie verlassen, denn ein übermenschlicher Muth hatte ihr die Gewalt gegeben, den entsetzlichen Entwickelungen dieses Kampfes zuzusehen.

. . . .

Das Concilium.

X.

Der Wanderer.

Es war Nacht.

Der Mond glänzte, die Sterne funkelten, aber die Heiterkeit des Himmels stimmte zur Schwermuth, das schneidende Pfeifen eines Nordwindes, eines unheilbringenden, trockenen, eisigen, ungleichen Windes brach, sich kreuzend und schlängelnd, in heftigen Stößen aus; mit seinem rauhen und keuchenden Hauche fegte er die Höhen des Montmartre.

Auf dem höchsten Gipfel dieser Anhöhe stand ein Mann.

Sein großer Schatten fiel auf den steinigen, von dem Monde erleuchteten Boden ...

Dieser Wanderer betrachtete die unermeßliche Stadt, welche sich zu seinen Füßen ausbreitete.

Paris, ... das im schwarzen Schattenriß seine

Thürme, Kuppeln, Kirchen und seine Glockenthürme auf dem klaren Blau des Horizontes hervortreten ließ, während aus der Mitte dieses Oceans von Steinen sich ein lichtvoller Dunst erhob, welcher den gestirnten Himmel des Zeniths röthete.

Das war der ferne Schimmer der Tausende von Flammen, welche am Abend, zur Stunde der Vergnügungen, lustig die geräuschvolle Hauptstadt erleuchteten.

— Nein, — sagte der Wanderer, — das wird nicht geschehen; ... der Herr wird es nicht wollen.

Es ist genug mit zwei Malen.

Vor fünf Jahrhunderten hatte die rächende Hand des Allmächtigen mich aus der Tiefe Asiens bis hierher getrieben ... Ein einsamer Wanderer, hatte ich mehr Trauer, mehr Verzweiflung, mehr Unglück, mehr Todte hinter mir zurückgelassen, ... als die unzähligen Heere von hundert sengenden und brennenden Eroberern hinter sich zurückgelassen haben würden ... Ich habe diese Stadt betreten, ... und auch sie ist decimirt worden ...

Vor zwei Jahrhunderten hat mich diese unerbittliche Hand, welche mich durch die Welt leitet, wieder hierher geführt, und dieses Mal, wie das vorhergehende, hat die Seuche, welche der Allmächtige von Zeit zu Zeit an meine Schritte fesselt, diese Stadt verheert, und zuerst meine, bereits durch die Arbeit und das Elend erschöpften Brüder befallen.

Meine Brüder ... die Brüder des Handwerkers von Jerusalem, des vom Herrn verfluchten Handwerkers,

der in meiner Person das Geschlecht der Arbeiter verflucht hat, ein Geschlecht, das immer leidend, immer enterbt, immer in Knechtschaft ist, und das, wie ich, ohne Rast und ohne Ruhe, ohne Vergeltung und ohne Hoffnung wandert, wandert, ... bis daß Weiber, Männer, Kinder, Greise unter einem eisernen Joche sterben ... einem mörderischen Joche, das Andere wieder aufnehmen, und das die Arbeiter so von Jahrhundert zu Jahrhundert auf ihrer gedüldigen und wunden Schulter tragen.

Und jetzt gelange ich seit fünf Jahrhunderten zum dritten Male auf den Gipfel eines der Hügel, welche diese Stadt überragen.

Und vielleicht bringe ich nochmals das Entsetzen, die Verheerung und den Tod mit mir.

Und diese Stadt, berauscht in dem Taumel ihrer Vergnügungen, ihrer nächtlichen Feste, weiß nicht ... ach! sie weiß nicht, daß ich vor ihrem Thore stehe ...

Aber nein, nein, meine Anwesenheit wird keine neue Trübsal bringen ...

Der Herr hat mich in seinen unerforschlichen Absichten bis hierher durch Frankreich geführt, indem er mich auf meinem Wege selbst den geringsten Weiler hat vermeiden lassen; es hat demnach auch kein vermehrtes Todtengeläut meinen Durchzug bezeichnet.

Und dann hat das Gespenst mich verlassen ...

Dieses grün und gelbe Gespenst ... mit hohlen und blutdürstigen Augen ... Als ich den Boden Frankreichs

betreten ... hat seine feuchte und eisige Hand die meinige fahren lassen, ... es ist verschwunden ...

Und dennoch fühle ich ... die Atmosphäre des Todes umgiebt mich noch.

Das schneidende Pfeifen dieses unheilbringenden Windes hört nicht auf, der, mich in seinen Wirbel einhüllend, mit seinem vergifteten Hauche die Seuche zu verbreiten schien ...

Gewiß besänftigt sich der Zorn des Herrn ...

Vielleicht ist meine Anwesenheit hier nur eine Drohung ... die er denen ahnen läßt, die er in Furcht jagen muß ...

Ja, denn wäre dies nicht, würde er ja im Gegentheile mit einem weit entsetzlicher tönenden Streiche treffen ... indem er zuerst den Schrecken und den Tod in das Herz des Landes, in den Schooß dieser unermeßlichen Stadt schleuderte!

O nein! ... nein! der Herr wird Erbarmen haben ...

Nein ... er wird mich nicht zu dieser neuen Marter verdammen ...

Ach leider! sind in dieser Stadt ... meine Brüder noch weit zahlreicher und weit unglücklicher, als anderswo ...

Und ich wäre es ... der ihnen den Tod brächte ...

Nein, der Herr wird Erbarmen haben, denn, ach! die sieben Nachkommen meiner Schwester sind endlich in dieser Stadt vereinigt ...

Und ich wäre es, der ihnen den Tod brächte?

Den Tod ... statt der dringenden Hülfe, um die sie flehen? ...

Denn diese Frau, die gleich mir von einem Ende der Welt zu dem anderen wandert, diese Frau hat, nachdem sie noch einmal die Anschläge ihrer Feinde vernichtet, ihre ewige Wanderung fortgesetzt ...

Vergebens hat sie geahnet, daß von Neuem großes Unglück diejenigen bedrohe, die durch das Blut meiner Schwester mit mir verwandt sind ...

Die unsichtbare Hand, die mich herführt ... jagt die wandernde Frau vor mir her ...

Wie immer durch den unwiderstehlichen Wirbel fortgerissen, hat sie in dem Momente, wo sie die Meinigen verlassen mußte, vergebens flehend ausgerufen:

— Laß, Herr, ... mich zum Mindesten mein Werk vollbringen!

— Vorwärts!!

— Aus Barmherzigkeit, einige Tage, nur einige Tage!

— Vorwärts!!

— Ich lasse diejenigen, welche ich beschütze, an dem Rande des Abgrundes.

— Vorwärts ... Vorwärts! ...

Und der Wandelstern ist von Neuem auf seiner ewigen Bahn davongeeilt.

Und ihre Stimme ist durch den Raum gedrungen, indem sie mich zum Beistande der Meinigen herbeirief.

Als ihre Stimme bis zu mir gelangte, fühlte ich, ... daß die Abkömmlinge meiner Schwester nochmals entsetzlichen Gefahren ausgesetzt wären ... Diese Gefahren vermehren sich noch ...

O! sprich, sprich, Herr! werden die Nachkommen meiner Schwester dem Verhängnisse entgehen, das seit so vielen Jahrhunderten auf meinem Geschlechte lastet? Wirst Du mir in ihnen vergeben? wirst Du mich in ihnen bestrafen?

O! gieb, daß sie dem letzten Willen ihres Ahnherrn gehorchen.

Gieb, daß sie ihre mildthätigen Herzen, ihre mächtigen Kräfte, ihren edlen Verstand, ihre großen Reichthümer vereinigen können.

Auf diese Weise werden sie für das zukünftige Glück der Menschheit arbeiten ... Auf diese Weise werden sie vielleicht meine ewige Strafe loskaufen!

Die Worte des Gottmenschen: Liebet Euch unter einander ... werden ihr einziger Zweck, ihre einzigen Mittel sein.

Mit Hülfe dieser allmächtigen Worte werden sie die falschen Priester bekämpfen und besiegen, welche den Vorschriften der Liebe, des Friedens und der Hoffnung des Gottmenschen abtrünnig geworden, um Lehren voller Haß, Gewaltthätigkeit und Verzweiflung anzuhangen.

Diese falschen Priester, ... die, von den Mächtigen und Glücklichen dieser Welt, ... ihren Mitschuldigen aller Zeiten, ... besoldet, anstatt hienieden ein wenig

Glück für meine Brüder zu verlangen, die seit Jahrhunderten stöhnen und leiden, in Deinem Namen, Herr, zu sagen wagen, daß der Arme für ewig den Qualen dieser Welt gewidmet sei, . . . und daß der Wunsch, oder daß die Hoffnung, weniger auf dieser Erde zu leiden, ein Verbrechen in Deinen Augen wäre, . . . weil das Glück der kleinen Zahl . . . und das Unglück fast der ganzen Menschheit . . . Dein Wille sei. O, der Gotteslästerung! . . . Ist nicht das Gegentheil dieser mörderischen Worte Deines göttlichen Willens würdig?

Sei barmherzig, Herr! erhöre mich . . . Entreiße die Nachkommen meiner Schwester . . . von dem Handwerker bis zu dem Königssohne . . . ihren Feinden . . . Laß den Keim einer mächtigen und fruchtbringenden Verbindung nicht untergehen, der zufolge Deiner Gnade in den Jahrbüchern von dem Glücke der Menschheit vielleicht eine Epoche bilden wird.

Laß mich, Herr, sie vereinigen, da man sie entzweiet; sie vertheidigen, da man sie angreift; . . . laß mich diejenigen hoffen lassen, die nicht mehr hoffen, denen Muth verleihen, die niedergeschlagen sind, diejenigen wieder aufrichten, deren Sturz drohet, diejenigen unterstützen, welche in dem Guten beharren . . .

Und vielleicht werden ihre Kämpfe, ihre Aufopferung, ihre Tugend, ihre Leiden mein Vergehen abbüßen, . . . das meinige, den das Unglück, o! den das Unglück allein ungerecht und böse gemacht hatte . . .

Herr! da Deine allmächtige Hand mich in einer Absicht, die mir unbekannt ist, hierher geführt hat, ... so entwaffne endlich Deinen Zorn, ... damit ich nicht mehr das Werkzeug Deiner Rache sei! ...

Genug der Trauer auf Erden! Seit zwei Jahren fallen Deine Geschöpfe zu Tausenden ... unter meinen Schritten ...

Die Welt ist decimirt, ein Trauerschleier breitet sich über den ganzen Erdball aus ...

Von Asien bis zu dem Eise des Poles ... bin ich gewandert ... und überall habe ich den Tod zurückgelassen ...

Hörst Du nicht dieses bange Schluchzen, das von der Erde zu Dir aufsteigt, Herr? ...

Barmherzigkeit für Alle und für mich ...

Laß mich nur einen Tag, nur einen einzigen Tag, ... die Nachkommen meiner Schwester vereinigen, ... und sie sind gerettet ...

Indem er diese Worte aussprach, sank der Wanderer auf die Kniee; ... er streckte seine flehenden Hände gen Himmel.

Plötzlich heulte der Wind mit zunehmender Heftigkeit; sein schneidendes Pfeifen verwandelte sich in Sturm ...

Der Wanderer erbebte.

Mit entsetzter Stimme rief er aus:

— Herr, der Wind des Todes brüllt mit Wuth ... es scheint mir, als ob sein Wirbel mich forttrüge ... Herr, Du erhörst also mein Flehen nicht?

Das Gespenst ... o! das Gespenst ... da ist es ... da ist es wieder ... sein grüngelbes Antlitz ist von krampfhaften Bewegungen verzerrt; ... seine rothen Augen rollen in ihren Höhlen ... Hebe Dich fort! ... Hebe Dich fort! ... Seine Hand! ... o! seine eisige Hand hat die meinige ergriffen ... Herr, Erbarmen! ...

— Vorwärts!

— O! Herr ... diese Seuche, diese schreckliche Seuche*); sie wieder in diese Stadt zu tragen! ... Meine Brüder werden zuerst umkommen! ... sie, die so unglücklich sind ... Gnade! ...

— Vorwärts!

— Und die Nachkommen meiner Schwester ... Gnade! Gnade! ...

— Vorwärts!

— O! ... Herr, Erbarmen! ... ich vermag mich nicht mehr auf dem Boden zu erhalten; ... das Ge-

---

*) Im Jahre 1346 verheerte die schreckliche schwarze Pest den Erdball; sie hat dieselben Symptome, als die Cholera, und dieselben unerklärlichen Phänomene eines steten Fortschreitens unter vorgeschriebenen Ruhepunkten. Im Jahre 1660 decimirte eine andere, ähnliche Seuche nochmals die Welt.

Man weiß, daß die Cholera zuerst in Paris ausgebrochen ist, nachdem sie, wenn man so sagen darf, ihren fortschreitenden Gang durch einen ungeheuren und unerklärlichen Sprung unterbrochen hatte; — man wird sich ferner erinnern, daß beständig der Nord-Ost-Wind während der größten Verheerungen der Cholera geherrscht hat.

spenst schleppt mich dem Abhange dieses Hügels zu; ... mein Schritt ist rasch wie der Wind des Todes, der hinter mir bläst ... Schon sehe ich die Mauern der Stadt ... O! Erbarmen, Herr, Erbarmen für die Nachkommen meiner Schwester! ... Verschone sie; ... gieb, daß ich nicht ihr Henker bin, und daß sie über ihre Feinde triumphiren.

— Vorwärts ... Vorwärts! ...

— Der Boden fliehet immer hinter mir ... Schon das Thor der Stadt ... o! schon ... Herr! ... noch ist es Zeit ... O! Gnade für diese schlafende Stadt! ... Laß sie nicht unter Geschrei des Entsetzens, der Verzweiflung und des Todes erwachen!! Herr, ich berühre die Schwelle des Thores ... Du willst es also ... Es ist geschehen ... Paris!! ... die Seuche ist in Deinen Mauern! ... Ha! verflucht! immer verflucht! ...

— Vorwärts ... Vorwärts ... Vorwärts!! ...

XI.

Die Collation.

Zwei Tage nach des unheilbringenden Wanderers Herabsteigen von den Höhen des Montmartre und dessen Einzug in Paris herrschte ziemlich große Geschäftigkeit in dem Hôtel Saint-Dizier.

Obgleich es kaum Mittag, so war die Prinzessin, ohne in vollem Staat zu sein, dazu huldigte sie viel zu sehr dem guten Ton, dennoch mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich gekleidet; statt einfach in zwei glatte Scheitel getheilt zu sein, bildeten ihre blonden Haare zwei gekräuselte Büschel, was zu ihren vollen und blühenden Wangen sehr gut stand. Ihre Haube war mit frischen Rosa-Bändern besetzt, und wenn man endlich Frau von Saint-Dizier sich fast schlank in ihrem grauen Mohr-Kleide bewegen sah, so errieth man, daß Madame Grivois den Beistand und die Kräfte einer der andern Kammerfrauen der Prinzessin hatte in Anspruch nehmen müssen, um diese auffallende Verdünnung des runden Wuchses ihrer Gebieterin zu unternehmen und hervorzubringen.

Wir werden bald die erbauliche Ursache dieses leichten Wiederauflebens weltlicher Gefallsucht mittheilen.

Begleitet von Madame Grivois, ihrer Haushälterin, ertheilte die Prinzessin ihre letzten Aufträge in Bezug auf einige Vorbereitungen, welche in einem geräumigen Salon gemacht wurden. In der Mitte dieses Zimmers stand ein großer runder, mit einem Teppich von karmoisinrothem Sammet bedeckter und mit mehreren Stühlen umgebener Tisch, unter denen man an dem Ehren-Platze einen Sessel von vergoldetem Holze bemerkte.

In einer der Ecken des Salons, nicht weit von dem Kamine, worin das Feuer vortrefflich brannte, stand eine Art improvisirter Kredenztisch, auf welchen man die mannichfaltigen Elemente der leckersten und auserlesensten Collation sah. Hier erhoben sich auf silbernen Platten in Pyramiden Sandtorten, Karpfen Milchner mit Sardellen-Butter, Schnittchen marinirten Thunfisches und Trüffeln von Périgord (man war in der Fastenzeit); dort weiterhin dampften auf mit Weingeist erhitzten silbernen Wärmpfannen, um sie recht warm zu erhalten, kleine Pastetchen von Maas-Krebsschwänzen mit Rahm gebacken in ihrem lockeren und goldgelben Blätterteige, und schienen an Vortrefflichkeit und Schmackhaftigkeit kleine Pasteten von in Madera geschmorten Austern von Marennes mit fein gehacktem und gewürztem Stör herauszufordern.

Neben diesen ernsteren Gerichten waren leichtere Beiessen, kleine, mit Ananas gefüllte Biscuits, Eis von

beeren, damals sehr seltenen Erstlingen, Orangen-
ées, in der ganzen Schale dieser, zu diesem Zwecke
lich geleerten Früchte angerichtet; Rubin- und To-
farbig funkelten die Weine von Bordeaux, Madera
Alicante in großen Krystall-Flaschen, während der
mpagner und zwei Kannen von Porzellan aus
res, die eine mit Rahm-Kaffee, die andere mit
ra duftender Vanille-Chokolade gefüllt, in ein großes
Eis gefülltes Kühlgefäß von ciselirtem Silber ge-
, beinahe zu Sorbets wurden.

Was aber dieser leckeren Collation einen außeror-
lich römisch-apostolischen Charakter verlieh, das
en gewisse sorgfältig zubereitete Erzeugnisse des
tisches. So bemerkte man allerliebste kleine Cal-
enberge von Aprikosen-Teig, Bischofsmützen von ge-
ntem Zucker, Bischofsstäbe von Marcipan, welchen
Prinzessin mit einer Aufmerksamkeit voller Zartge-
einen kleinen Kardinalshut von Kirschzucker, mit
ıüren von Gerstenzucker verziert, hinzugefügt hatte;
wichtigste Stück dieser katholischen Zuckersachen, das
terstück des Haushofmeisters der Frau von Saint-
er, war ein prachtvolles Crucifix von überzuckertem
nus mit einer Dornenkrone von überzuckerten
eritzen.*)

Eine vollkommen glaubwürdige Person hat uns versichert,
Festessen bei einem sehr hochstehenden Prälaten beigewohnt,
ei dem Nachtische eine solche Schaustellung gesehen zu haben.

Das sind sonderbare Entweihungen, über die sich selbst weniger fromme Leute mit Recht empören. Aber von der schamlosen Gaukelei mit dem Rocke von Trier, bis zu dem unverschämten Scherze des Reliquienkästchens von Argenteuil, scheinen die nach Art der Prinzessin von Saint-Dizier frommen Leute durch ihren übertriebenen Eifer die ehrwürdigen Ueberlieferungen mit Gewalt lächerlich machen zu wollen.

Nachdem Frau von Saint-Dizier einen Blick höchster Zufriedenheit dieser so angerichteten Collation geschenkt hatte, sagte sie zu Madame Grivois, indem sie ihr den vergoldeten Sessel zeigte, der für den Präsidenten dieser Versammlung bestimmt schien:

— Hat man meinen Pelz-Fußsack unter den Tisch gestellt, damit Seine Eminenz die Füße darauf ruhen lassen kann? er beklagt sich immer über Kälte ...

— Ja, gnädige Frau, — sagte Madame Grivois, nachdem sie unter den Tisch geblickt hatte, — der Fußsack ist da ...

---

was diese Person veranlaßte, zu dem in Rede stehenden Prälaten zu sagen: — Ich glaubte, gnädiger Herr, daß man den Leib des Erlösers unter beiderlei Gestalten äße, aber nicht in Kalmus. — Wir müssen anerkennen, daß die Erfindung dieses apostolischen Zuckerwerks nicht von dem Prälaten herrührte, sondern von dem ein wenig übertriebenen Katholicismus einer frommen Dame, die eine große Gewalt in dem Hause des gnädigen Herrn ausübte.

— Sorgen Sie auch, daß man eine Wärmflasche
›n Zinn mit kochendem Wasser für den Fall bereit hält,
›nn Seiner Eminenz der Fußsack nicht genügte, sich die
üße zu erwärmen ...

— Ja, gnädige Frau.

— Legen Sie noch Holz an.

— Aber gnädige Frau ... es ist schon eine wahre
luth, ... sehen Sie doch? Und dann, wenn Seine
ninenz immer friert, so ist es dem Herrn Bischof von
alfagen immer zu warm; er ist beständig in Schweiß.

Die Prinzessin zuckte die Achseln, und sagte zu Ma-
me Grivois.

— Ist nicht Seine Eminenz, der Herr Kardinal von
'alipieri, der Vorgesetzte des Herrn Bischofs von Hal-
gen?

— Ja wohl, gnädige Frau.

— Nun denn! der Hierarchie gemäß kommt es dem
ädigen Herrn zu, die Wärme zu ertragen, und nicht
einer Eminenz, durch Kälte zu leiden ... Thun Sie
mnach, wie ich Ihnen sage, legen Sie noch Holz an.
brigens ist nichts natürlicher, Seine Eminenz ist ein
aliener, der gnädige Herr gehört dem Norden Belgiens
; sie sind also an verschiedene Temperaturen ge-
›hnt.

— Wie die gnädige Frau wünschen, — sagte Ma-
me Grivois, indem sie zwei ungeheure Klötze in das
uer legte; — aber bei der Hitze hier ist der Herr
ischof im Stande zu ersticken.

— Ei! mein Gott! auch ich finde, daß es hier zu warm ist; aber schreibt uns unsere heilige Religion nicht Opfer und Kasteiungen vor? — sagte die Prinzessin mit dem Ausdrucke rührender Ergebung.

Man kennt jetzt die Ursache der ein wenig koketten Toilette der Prinzessin von Saint-Dizier. Es handelt sich darum, Prälaten auf eine würdige Weise zu empfangen, die, in Vereinigung mit dem Pater d'Aigrigny und anderen Würdenträgern der Kirche, bei der Prinzessin bereits eine Art von Concilium im Kleinen gehalten hatten.

Eine Neuvermählte, welche ihren ersten Ball, ein volljährig erklärter Unmündiger, der sein erstes Junggesellen-Essen giebt, eine geistreiche Frau, welche ihr erstes ungedrucktes Werk zum ersten Male vorgelesen, sind nicht vergnügter, stolzer und zu gleicher Zeit ängstlich zuvorkommender gegen ihre Gäste, als es Frau von Saint-Dizier gegen ihre Prälaten war.

Sehr wichtige Interessen in ihrem Hause und in ihrer Gegenwart erörtern und verhandeln zu sehen, sehr fähige Leute sie um ihren Rath über gewisse praktische Verfügungen in Bezug auf den Einfluß der weiblichen Congregationen fragen zu hören, darüber hätte die Prinzessin vor Stolz sterben können, denn Ihre Eminenzen und Ihre Hochwürden heiligten auf diese Weise für immer ihre Anmaßung ... beinahe als eine heilige Mutter der Kirche betrachtet zu werden ... Sie hatte demnach auch für diese inländischen und aus-

ndischen Prälaten eine Menge salbungsvoller Schmeicheleien und Koketterien entfaltet.

Nichts war außerdem logischer, als die allmälige nwandlung dieser Frau ohne Herz, die aber aufrichtig, idenschaftlich die Intrigue und die Herrschaft durch erbindung liebte. Sie war mit dem Fortrücken der ihre natürlicher Weise von der Liebes-Intrigue zu r politischen, und von der politischen Intrigue zu r religiösen übergegangen.

In dem Augenblicke, als Frau von Saint-Dizier Musterung ihrer Vorbereitungen beendigte, benachhtigte sie das Rollen mehrerer Wagen in dem Hofe s Hotels von der Ankunft der von ihr erwarteten rsonen; ohne Zweifel waren es Personen des höchsten inges, denn gegen alle Sitte ging sie denselben bis die Thür ihres ersten Salons entgegen.

In der That waren es der Kardinal Malipieri, der mer fror, und der belgische Bischof von Halfagen, n es immer zu warm war; der Pater d'Aigrigny leitete sie.

Der römische Kardinal war ein großer Mann, mehr chig als mager, und mit hochmüthigen und listigen gen, mit gelblichem und aufgedunsenem Gesicht; er elte sehr, und seine schwarzen Augen lagen tief einaßt von einem braunen Ringe. Der belgische Bischof r ein kleiner, dicker, untersetzter Mann mit vorendem Bauche, apoplektischer Gesichtsfarbe, entschlos-

— Ei! mein Gott! auch ich finde, daß es hier zu warm ist; aber schreibt uns unsere heilige Religion nicht Opfer und Kasteiungen vor? — sagte die Prinzessin mit dem Ausdrucke rührender Ergebung.

Man kennt jetzt die Ursache der ein wenig koketten Toilette der Prinzessin von Saint-Dizier. Es handelt sich darum, Prälaten auf eine würdige Weise zu empfangen, die, in Vereinigung mit dem Pater d'Aigrigny und anderen Würdenträgern der Kirche, bei der Prinzessin bereits eine Art von Concilium im Kleinen gehalten hatten.

Eine Neuvermählte, welche ihren ersten Ball, ein volljährig erklärter Unmündiger, der sein erstes Junggesellen-Essen giebt, eine geistreiche Frau, welche ihr erstes ungedrucktes Werk zum ersten Male vorgelesen, sind nicht vergnügter, stolzer und zu gleicher Zeit ängstlich zuvorkommender gegen ihre Gäste, als es Frau von Saint-Dizier gegen ihre Prälaten war.

Sehr wichtige Interessen in ihrem Hause und in ihrer Gegenwart erörtern und verhandeln zu sehen, sehr fähige Leute sie um ihren Rath über gewisse praktische Verfügungen in Bezug auf den Einfluß der weiblichen Congregationen fragen zu hören, darüber hätte die Prinzessin vor Stolz sterben können, denn Ihre Eminenzen und Ihre Hochwürden heiligten auf diese Weise für immer ihre Anmaßung ... beinahe als eine heilige Mutter der Kirche betrachtet zu werden ... Sie hatte demnach auch für diese inländischen und aus-

schen Prälaten eine Menge salbungsvoller Schmeicheleien und Koketterien entfaltet.

Nichts war außerdem logischer, als die allmälige ...andlung dieser Frau ohne Herz, die aber aufrichtig, ...schaftlich die Intrigue und die Herrschaft durch ...ndung liebte. Sie war mit dem Fortrücken der ... natürlicher Weise von der Liebes-Intrigue zu ...olitischen, und von der politischen Intrigue zu ...ligiösen übergegangen.

...n dem Augenblicke, als Frau von Saint-Dizier ...usterung ihrer Vorbereitungen beendigte, benach...zte sie das Rollen mehrerer Wagen in dem Hofe ...otels von der Ankunft der von ihr erwarteten ...nen; ohne Zweifel waren es Personen des höchsten ...es, denn gegen alle Sitte ging sie denselben bis ... Thür ihres ersten Salons entgegen.

... der That waren es der Kardinal Malipieri, der ... fror, und der belgische Bischof von Halfagen, ...s immer zu warm war; der Pater d'Aigrigny ...ete sie.

...r römische Kardinal war ein großer Mann, mehr ... als mager, und mit hochmüthigen und listigen ..., mit gelblichem und aufgedunsenem Gesicht; er ... sehr, und seine schwarzen Augen lagen tief ein... von einem braunen Ringe. Der belgische Bischof ...in kleiner, dicker, untersetzter Mann mit vor...em Bauche, apoplektischer Gesichtsfarbe, entschlos-

seinem Blicke, und fleischigen, weichen Händen voller Grübchen.

Bald war die Gesellschaft in dem großen Salon versammelt; der Kardinal drückte sich bald an das Kamin, während der Bischof, welcher zu schwitzen und zu blasen begann, von Zeit zu Zeit sehnsüchtige Blicke nach der Eis-Chokolade und dem Eis-Kaffee warf, welche ihm beistehen sollten, die Gluth dieser künstlichen Hundstagshitze zu ertragen.

Zu der Prinzessin tretend sagte der Pater d'Aigrigny mit leiser Stimme zu ihr:

— Wollen Sie gefälligst den Auftrag geben, daß man den Abbé Gabriel von Rennepont, welcher Sie rufen lassen wird, hier einführt?

— Der junge Priester ist also hier? — fragte die Prinzessin höchst erstaunt.

— Seit vorgestern. Wir haben ihn durch seine Vorgesetzten nach Paris berufen ... Sie werden Alles erfahren ... Was den Pater Rodin betrifft, so wird ihn Madame Grivois, wie neulich, durch die kleine Thür der geheimen Treppe eintreten lassen.

— Er kommt heute?

— Er hat uns sehr wichtige Dinge mitzutheilen. Er hat gewünscht, daß der Herr Kardinal und der Herr Bischof bei der Unterhaltung gegenwärtig wären, denn sie sind in ihrer Eigenschaft, als Affilirte in Rom, durch den Pater-General in Alles eingeweiht worden ...

Die Prinzessin klingelte, ertheilte ihre Aufträge, und, zu dem Kardinal zurückkehrend, sagte sie im Tone der zuvorkommendsten Besorgniß zu ihm:

— Fängt nun Eure Eminenz an, sich ein wenig zu erwärmen? Wünschen Eure Eminenz eine Wärmflasche unter die Füße? Wünschen Eure Eminenz, daß man das Feuer noch verstärkt? ...

Bei diesem Anerbieten stieß der belgische Bischof, welcher seine rieselnde Stirn abtrocknete, einen verzweifelten Seufzer aus.

— Tausend Dank, Frau Prinzessin, — antwortete der Kardinal der Frau von Saint-Dizier in sehr gutem Französisch, aber mit einer unleidlichen italienischen Aussprache, — ich bin wahrhaft beschämt über so viel Güte.

— Wollen der gnädige Herr nicht etwas annehmen? — sagte die Prinzessin zu dem Bischofe, und deutete nach dem Kredenztische.

— Wenn Sie mir erlauben, Frau Prinzessin, so werde ich ein wenig Eis-Kaffee trinken.

Und der Prälat machte einen vorsichtigen Umweg, um sich der Collation zu nähern, ohne vor dem Kamine vorüber zu gehen.

— Und wollen Eure Eminenz nicht eine dieser kleinen Austern-Pasteten essen? Sie sind heiß, — sagte die Prinzessin.

— Ich kenne sie bereits, — sagte der Kardinal mit

einer Feinschmecker-Miene schmunzelnd, — sie sind ausgezeichnet und ich schlage sie nicht aus.

— Welchen Wein werde ich die Ehre haben, Eurer Eminenz anzubieten? — begann die Prinzessin holdselig von Neuem.

— Ein wenig Bordeaux, gnädige Frau, wenn Sie die Güte haben wollen.

Und da der Pater d'Aigrigny sich anschickte, dem Kardinal einzuschenken, so machte ihm die Prinzessin dieses Vergnügen streitig.

— Eure Eminenz wird es ohne Zweifel billigen, — sagte der Pater d'Aigrigny zu dem Kardinal, während dieser ernsthaft die kleinen Austern-Pasteten kostete, — daß ich geglaubt habe, für heute den Herrn Bischof von Mogador, wie auch den Herrn Erzbischof von Nanterre und unsere heilige Mutter Sancta Perpetuitas, die Superiorin des Sanct-Marien-Klosters, nicht einladen zu dürfen, da die Unterredung, welche wir mit Seiner Ehrwürden dem Pater Rodin und dem Abbé Gabriel haben werden, durchaus persönlicher und vertraulicher Art ist.

— Unser sehr lieber Vater hat vollkommen Recht gehabt, — sagte der Kardinal, — denn, obgleich durch ihre möglichen Folgen diese Rennepontsche Angelegenheit die ganze apostolische und römische Kirche interessirt, so giebt es dennoch gewisse Dinge, welche man geheim halten muß.

— Ich benutze demnach diese Gelegenheit, Eurer

ninenz nochmals dafür zu danken, daß Sie geruht
ben, zu Gunsten einer sehr unbedeutenden und de-
ithigen Magd der Kirche eine Ausnahme zu machen,
sagte die Prinzessin mit einer ehrerbietigen und tie-
Verbeugung gegen den Kardinal.

— Das war gerecht und gebührte der Frau Prin-
ssin, — antwortete der Kardinal, indem er sich ver-
gte, nachdem er sein leeres Glas auf den Tisch ge-
llt hatte, — wir wissen, wie sehr Ihnen die Kirche
die heilsame Richtung verschuldet ist, welche Sie
n religiösen Stiftungen geben, deren Patronin Sie
d.

— In dieser Beziehung kann Eure Eminenz über-
ugt sein, daß ich jede Unterstützung dem Bedürftigen
weigern lasse, der sich nicht durch einen Beichtzettel
htfertigen kann.

— Und nur auf diese Weise, gnädige Frau, — er-
ederte der Kardinal, indem er sich dieses Mal durch
s appetitliche Aussehen einer kleinen Pastete von
ebsschwänzen verleiten ließ, — nur auf diese Weise
die Mildthätigkeit einen Sinn; . . . es kümmert
h wenig, ob die Gottlosigkeit hungert; . . . die
ömmigkeit . . . das ist etwas Anderes, — und der
älat verschlang hurtig die Pastete. — Außerdem, —
ann er wieder, — wissen wir auch, mit welchem
henden Eifer Sie die Gottlosen und die sich gegen
Gewalt unseres heiligen Vaters Auflehnenden ver-
gen.

— Eure Eminenz kann überzeugt sein, daß ich mit Herz und Seele, und aus Ueberzeugung der römischen Kirche angehöre; ich mache durchaus keinen Unterschied zwischen einem Gallikaner und einem Türken, — sagte die Prinzessin, sich brüstend.

— Die Frau Prinzessin hat Recht, — sagte der belgische Bischof; — ich möchte vielmehr sagen, ein Gallikaner muß der Kirche verhaßter als ein Heide sein, und ich bin in dieser Beziehung der Meinung Ludwigs XIV.: Man bat ihn um eine Gunst für einen Mann seines Hofes:

— Niemals, — sagte der große König, — dieser Mann da ist Jansenist.

— Er, Sire? er ist Atheist.

— Dann ist es etwas Anderes, ich bewillige die Vergünstigung, — sagte der König.

Dieser kleine bischöfliche Scherz erregte ziemliches Gelächter, worauf der Pater d'Aigrigny wieder ernsthaft begann, indem er sich an den Kardinal wandte:

— Unglücklicher Weise würde die niedere Geistlichkeit, wie ich es Eurer Eminenz sogleich in Bezug auf den Abbé Gabriel sagen werde, von Gallikanismus und Ideen der Auflehnung gegen das, was sie den Despotismus der Bischöfe nennen, angesteckt werden, wenn man nicht sehr darüber wachte.

— Um dem vorzubeugen, — erwiederte der Kardinal auf harte Weise, — müssen die Bischöfe noch strenger sein, und sich immer erinnern, daß sie römisch sind, be-

vor sie Franzosen sind; denn in Frankreich vertreten sie Rom, den heiligen Vater und die Interessen der Kirche, wie ein Gesandter im Auslande sein Vaterland, seinen Herrn und die Interessen seiner Nation vertritt.

— Das ist klar, — sagte der Pater d'Aigrigny, — wir hoffen demnach auch, daß durch den kräftigen Impuls, welchen Eure Eminenz den Bischöfen gegeben hat, wir die Freiheit des Unterrichts erlangen werden. Dann werden wir, statt von Philosophie und albernem Patriotismus angesteckte junge Franzosen, gute römische, recht gehorsame, recht unterwürfige Katholiken haben, welche auf diese Weise die ehrerbietigen Unterthanen unseres heiligen Vaters werden.

— Und so, — erwiederte der belgische Bischof lächelnd, — könnte unser heiliger Vater, angenommen, daß er die Katholiken Frankreichs von dem Gehorsame gegen die bestehende zeitliche Gewalt entbinden wollte, indem er eine andere Gewalt anerkennte, ihr eine beträchtliche und ganz ergebene katholische Partei zusichern.

Bei diesen Worten trocknete sich der Bischof die Stirn ab, und holte sich ein wenig Sibirien aus einer der mit Eis-Chokolade gefüllten Kannen.

— Nun aber zeigt sich eine Gewalt immer erkenntlich für ein solches Geschenk, — sagte die Prinzessin nun auch lächelnd, — und sie bewilligt der Kirche dann große Vorrechte.

— Und auf diese Weise nimmt die Kirche den Platz

wieder ein, welchen sie einnehmen muß, und den sie in diesen Zeiten der Gottlosigkeit und der Anarchie leider in Frankreich nicht einnimmt, — sagte der Kardinal. — Glücklicher Weise habe ich auf meiner Reise eine gute Anzahl von Prälaten besucht, deren Lauheit ich getadelt, und deren Eifer ich wieder dadurch belebt habe, daß ich ihnen im Namen des heiligen Vaters anempfohlen, offen und kühn die Freiheit der Presse und des Glaubens anzugreifen, obgleich sie durch abscheuliche, revolutionaire Gesetze anerkannt sind.

— Ach! Eure Eminenz hat sich demnach nicht vor den schrecklichen Gefahren, . . . vor dem grausamen Märtyrerthume gefürchtet, denen unsere Prälaten ausgesetzt sein werden, wenn sie Ihnen gehorchen? — sagte die Prinzessin in aufgewecktem Tone. — Und diese furchtbaren Berufungen auf Uebergriffe, gnädiger Herr; denn, wenn am Ende Eure Eminenz in Frankreich residirte, Sie die Gesetze des Landes angreifen würde, . . . wie dieses Pack von Advokaten und Deputirten sagt, . . . wohlan! wie schrecklich . . . der Staatsrath würde erklären, daß ein Mißbrauch in Ihrer Verordnung läge . . . Gnädiger Herr? Es liegt allerdings Mißbrauch vor! Begreifen Eure Eminenz, wie entsetzlich es für einen Fürsten der Kirche, welcher auf seinem bischöflichen Throne sitzend, von seinen Würdenträgern und von seinem Kapitel umgeben, sein muß, aus der Ferne einige Dutzend atheistischer Schreiber in schwarzer und blauer Livrée in allen Tonarten,

von der Fistel bis zum Baß, schreien zu hören: — Es ist Mißbrauch! es ist Mißbrauch! Wahrlich, wenn irgendwo Mißbrauch vorhanden ist, so ist es Mißbrauch des Lächerlichen . . . bei diesen Leuten da.

Dieser Scherz der Prinzessin erregte allgemeine Heiterkeit.

Der belgische Bischof erwiederte:

— Ich finde, daß diese stolzen Vertheidiger der Gesetze, indem sie immerhin die Großprahler machen, mit vollkommen christlicher Demuth verfahren; ein Prälat züchtigt auf eine derbe Weise ihre Gottlosigkeit, und sie antworten bescheiden, indem sie ihre Ehrerbietung bezeugen: — Ach! gnädiger Herr! es ist Mißbrauch...

Neues Gelächter empfing diesen Scherz.

— Man muß sie wohl sich durch dieses unschuldige Geschrei belustigen lassen, gleich den durch die derbe Zuchtruthe des Lehrers belästigten Schulbuben, — sagte der Kardinal lächelnd. — Wir werden immer bei ihnen sein, wider ihren Willen und wider sie selbst . . . Zuvörderst, weil uns mehr, als ihnen selbst, ihr Heil am Herzen liegt, und dann, weil die Gewalt immer unserer bedürfen wird, um sie zu weihen, und um das Volk im Zaume zu halten. Uebrigens schließen sich, während die Advokaten, die Deputirten und die Atheisten der Universität ihrem ohnmächtigen Hasse durch Geschrei Luft machen, die wahrhaft christlichen Seelen an einander an und vereinigen sich gegen die Gottlosigkeit . . .

Bei meiner Durchreise durch Lyon ... bin ich unendlich gerührt worden ... aber das ist eine wahrhaft römische Stadt, Brüderschaften, Büßende, Stiftungen aller Art, ... nichts mangelt in ihr ... und, was noch mehr ist, mehr als drei Mal hunderttausend Thaler Schenkungen an die Geistlichkeit in einem Jahre. Ah! Lyon ist die würdige Hauptstadt des katholischen Frankreichs ... Drei Mal hunderttausend Thaler ... Schenkung ... das ist etwas, die Gottlosigkeit zu beschämen; ... drei Mal hunderttausend Thaler!! Was wollen die Herren Philosophen darauf antworten!

— Leider, gnädiger Herr, — erwiederte der Pater d'Aigrigny, — gleichen nicht alle Städte Frankreichs Lyon; ich muß Eurer Eminenz sogar mittheilen, daß sich etwas sehr Gefährliches kund thut; einige Mitglieder der niederen Geistlichkeit wollen gemeinschaftliche Sache mit dem Volke machen, dessen Armuth, dessen Entbehrungen sie theilen, und sie bereiten sich vor, im Namen der evangelischen Gleichheit gegen das zu appelliren, was sie die despotische Aristokratie der Bischöfe nennen.

— Wenn sie diese Frechheit hätten, — rief der Kardinal aus, — so gäbe es kein Interdict, keine Strafe, welche streng genug gegen eine solche Empörung wäre.

— Sie wagen noch mehr, gnädiger Herr, Einige denken daran, ein Schisma zu bilden, und unter dem Vorwande, daß der Ultramontanismus die ursprüngliche

inheit der Lehren Christi entartet, verderbt habe, zu
rlangen, daß die französische Kirche gänzlich von Rom
:rennt werden müsse. Ein junger Priester, anfangs
issionair, dann Landpfarrer, der Abbé Gabriel von
nnepont, den ich durch seine Vorgesetzten nach Paris
be berufen lassen, hat sich zum Mittelpunkte einer
t von Propaganda gemacht; er hat mehrere Pfarr-
rweser der ihm benachbarten Gemeinden um sich herum
rsammelt, und indem er ihnen immerhin einen un-
ıschränkten Gehorsam gegen ihre Bischöfe anempfohlen
t, so lange noch nichts in der bestehenden Hierarchie
ändert sei, hat er sie aufgefordert, ihre Rechte als
ınzösische Bürger zu benutzen, um auf gesetzmäßige
eise dahin zu gelangen, was er die Befreiung der
ederen Geistlichkeit nennt. Denn wie er sagt, sind
e Priester der Pfarrkirchen dem Gutdünken der Bi-
öfe preisgegeben, welche sie suspendiren, und ihnen,
)ne daß eine Berufung oder Aufsicht stattfände, ihr
rod rauben *).

— Ei, dieser junge Mann ist ja ein katholischer
ıther! — sagte der Bischof.

*) Ein eben so achtungswürdiger als geachteter Geistlicher hat
s den Fall eines jungen Landpriesters angeführt, der, von seinem
ischofe ohne irgend einen triftigen Grund suspendirt, vor Hunger
d Elend beinahe umkommend, so weit gebracht wurde (wohl ver-
ınden, indem er seinen heiligen Stand verheimlichte), als Auf-
ärter in einem Kaffeehause in Lille zu dienen, in welchem sein
ruder dieselbe Stelle versah.

Und auf seinen Fußzehen gehend schenkte er sich ein volles Glas Madera ein, in welches er langsam ein Bischofskreuz von Marcipan tunkte.

Durch das Beispiel aufgefordert, hielt es der Kardinal für gelegen, sich unter dem Vorwande, seine immer erstarrten Füße an dem Kamine zu erwärmen, mit einem Glase vortrefflichen alten Malaga zu regaliren, das er schluckweise, mit einer Miene tiefen Nachdenkens ausschlürfte; hierauf erwiederte er:

— Also wirft sich dieser Abbé Gabriel zum Reformator auf. Das muß ein Ehrgeiziger sein. Ist er gefährlich?

— Nach unsern Andeutungen haben ihn seine Vorgesetzten als solchen beurtheilt; man hat ihm befohlen, sich hierher zu begeben; er wird sogleich kommen, und ich will Eure Eminenz sagen, weshalb ich ihn habe vorladen lassen; aber zuvor ist hier eine Notiz, die in wenigen Zeilen den verderblichen Hang des Abbé Gabriel darstellt. Man richtete folgende Fragen über verschiedene seiner Handlungen an ihn; er antwortete so darauf, daß ihn seine Vorgesetzten in Folge seiner Antworten zurückberufen haben.

Indem er dieses sagte, nahm der Abbé d'Aigrigny aus seiner Brieftasche ein Papier, von dem er Folgendes ablas:

Frage:

„— Ist es wahr, daß Sie einem Bewohner Ihrer Pfarre, der in der abscheulichsten Unbußfertigkeit gestorben

l, da er sich selbst das Leben genommen hat, die reli-
iösen Dienste erwiesen haben?"

Antwort des Abbé Gabriel:

„— Ich habe ihm die letzten Dienste erwiesen,
eil er in Ansehung seines strafbaren Endes mehr als
der Andere der Gebete der Kirche bedürftig war;
ährend der Nacht nach seiner Beerdigung habe ich noch-
als die göttliche Barmherzigkeit für ihn angefleht."

Frage:

„— Ist es wahr, daß Sie heilige Gefäße von ver-
oldetem Silber und verschiedene Zierrathen zurückge-
iesen haben, mit denen eine Ihrer Beichttöchter, einem
rommen Eifer gehorchend, Ihre Pfarrkirche ausstatten
ollte?"

Antwort:

„— Ich habe diese Gefäße von vergoldetem Silber
nd diese Verzierungen zurückgewiesen, weil das Haus
es Herrn immer demüthig und prunklos sein muß, um
ie Frommen beständig daran zu erinnern, daß der
öttliche Erlöser in einem Stalle geboren ist; ich habe
ie Person, welche meiner Pfarrkirche diese nutzlosen
Geschenke machen wollte, aufgefordert, dieses Geld zu
ernünftigen Almosen zu verwenden, indem ich ihr ver-
icherte, daß dies dem Herrn weit angenehmer sein
würde."

— Aber das ist ja ein bitterer und heftiger Ausfall
gegen die Ausschmückung der Tempel! — rief der Kar-

dinal aus. — Dieser junge Priester gehört zu den Gefährlichsten ... Fahren Sie fort, mein sehr lieber Vater.

Und in seiner Empörung verschlang Seine Eminenz Schlag auf Schlag mehrere Becher Erdbeeren-Eis.

Der Pater d'Aigrigny fuhr fort:

Frage:

„— Ist es wahr, daß Sie in Ihrer Pfarrwohnung mehrere Tage lang einen Bewohner des Dorfes aufgenommen und verpflegt haben, einen Schweizer von Geburt und der protestantischen Gemeinde angehörig? Ist es wahr, daß Sie nicht allein nicht versucht haben, ihn zu der römisch-katholischen und apostolischen Kirche zu bekehren, sondern daß Sie das Vergessen Ihrer Pflichten selbst so weit getrieben haben, ihn auf dem, den Getreuen unserer heiligen Kirche geweiheten Friedhofe zu begraben?“

Antwort:

„— Einer meiner Brüder war ohne Zufluchtsstätte. Sein Leben war rechtschaffen und arbeitsam gewesen. Als Greis haben ihm die Kräfte für die Arbeit gefehlt, dann ist die Krankheit gekommen; nun, fast sterbend, ist er aus seiner armseligen Wohnung durch einen unbarmherzigen Menschen verjagt worden, dem er ein Jahr Miethe schuldig war; ich habe diesen Greis in meinem Hause aufgenommen, ich habe seine letzten Tage getröstet. Dieses arme Geschöpf hatte sein ganzes Leben lang gelitten und gearbeitet; in dem Momente des Todes hat er kein bitteres Wort gegen das Schicksal ausgesprochen;

hat seine Seele Gott empfohlen, nach frommer Weise
s Crucifix geküßt, und seine einfache und reine Seele
in den Schooß des Schöpfers übergegangen ... Ich
)e mit Ehrerbietung seine Augenlider geschlossen, ich
)e ihn selbst in das Leichentuch gehüllt, ich habe für
gebetet, und obgleich in dem protestantischen Glauben
torben, habe ich ihn doch für würdig gehalten, auf
n Friedhofe begraben zu werden."

— Immer besser, — sagte der Kardinal, — das ist
:e gräßliche, übertriebene Toleranz, das ist ein fürch-
licher Angriff gegen den Grundsatz, welcher der eigent-
he Katholicismus ist: Außer der Kirche kein
eil.

— Alles dieses ist um so bedenklicher, gnädiger Herr,
erwiederte der Pater d'Aigrigny, — als die Sanft-
ıth, die Mildthätigkeit, die ganz christliche Aufopferung
s Abbé Gabriel nicht allein in seiner Gemeinde, son-
rn auch noch in den umliegenden Gemeinden eine
ıhre Begeisterung erregt haben. Die Verweser der
nachbarten Pfarrkirchen haben sich alle fortreißen lassen,
ıd man muß gestehen, ohne seine Mäßigung hätte ein
ıhres Schisma begonnen.

— Aber was hoffen Sie davon, daß Sie ihn hier
:r uns führen? — sagte der Prälat.

— Die Stellung des Abbé Gabriel ist ein doppelte:
vörderst als Erbe der Familie Rennepont ...

— Aber hat er nicht seine Rechte abgetreten? —
agte der Kardinal.

— Ja, gnädiger Herr, und diese Abtretung, die Anfangs voller Formfehler war, ist seit Kurzem und, wir müssen es wieder sagen, mit seiner Zustimmung, vollständig geregelt worden, denn er hatte einen Eid geleistet, daß er, was auch geschehen möchte, seinen Antheil an diesem Vermögen der Gesellschaft Jesu gänzlich abtreten würde. Nichts desto weniger glaubt Seine Ehrwürden, der Pater Rodin, daß, wenn Eure Eminenz, nachdem sie dem Abbé Gabriel gezeigt, daß er von seinen Oberen zurückberufen werden würde, ihm eine hohe Stellung in Rom anböten ... man ihn vielleicht dazu bringen könnte, Frankreich zu verlassen und in ihm Gefühle des Ehrgeizes zu erwecken, die ohne Zweifel schlummern, denn Eure Eminenz hat auf eine sehr treffende Weise bemerkt: jeder Reformator muß ehrgeizig sein.

— Ich billige diesen Gedanken, — sagte der Kardinal, nach einem Augenblicke der Ueberlegung, — mit seinem Verdienste, mit seiner Macht auf die Menschen zu wirken, kann der Abbé Gabriel sehr hoch steigen ... wenn er gefügig ist, ... und wenn er es nicht ist ... so ist es für das Heil der Kirche besser, daß er in Rom sei, als hier, ... denn, in Rom ... haben wir, wie Sie wissen, mein sehr lieber Vater ... Bürgschaften, die Sie leider in Frankreich entbehren*).

---

*) Man weiß, daß in diesem Augenblicke (1845) die Inquisition, die Einsperrungen in pace u. s. w., in Rom noch bestehen.

Nach einigen Augenblicken des Schweigens sagte der
dinal plötzlich zu dem Pater d'Aigrigny:

— Da wir von dem Pater Rodin sprechen ... so
en Sie mir offenherzig, was halten Sie von ihm? ...

— Eure Eminenz kennt seine Fähigkeit, ... — sagte
Pater d'Aigrigny mit gezwungener und mißtraui-
r Miene; — unser ehrwürdiger Pater-General ...

— Hat ihm den Auftrag gegeben, Sie zu ersetzen,
sagte der Kardinal, — ich weiß das, er hat es mir
Rom gesagt; aber was halten Sie ... von dem
rakter des Pater Rodin? ... Kann man ein un-
ingt blindes Vertrauen zu ihm haben?

— Er ist ein so absprechender, stolzer, geheimniß-
ler und so unerforschlicher Mann, ... — sagte der
er d'Aigrigny zögernd, — daß es schwierig ist, über
ein sicheres Urtheil zu fällen ...

— Halten Sie ihn für ehrgeizig? — sagte der Kar-
al nach einem neuen Momente des Schweigens ...
halten Sie ihn nicht für fähig, andere Absichten
haben ... als die des allerhöchsten Ruhmes seiner
sellschaft? ... Ja ... ich habe Gründe, so mit Ihnen
reden ... fügte der Prälat absichtlich hinzu.

— Aber, — erwiederte der Pater d'Aigrigny nicht
ie Mißtrauen, denn unter Leuten von derselben Art
elt man immer ein feines Spiel, — was hält Eure
inenz von ihm? sei es nun durch sich selbst, oder
es durch die Berichte des Pater-General?

— Ei, ich meine ... daß, wenn seine scheinbare

Ergebenheit gegen seinen Orden irgend einen Rückhalt verberge, man diesen um jeden Preis erforschen müßte; ... denn mit dem Einflusse, den er sich seit langer Zeit in Rom verschafft hat ... und hinter den ich gekommen bin, ... könnte er eines Tages, und in einer bestimmten Zeit, ... sehr furchtbar werden.

— Nun denn! ... — rief der Pater d'Aigrigny, durch seine Eifersucht gegen Rodin fortgerissen, aus, — was das betrifft, so bin ich der Meinung Eurer Eminenz; denn ich habe zuweilen Blitze eines eben so entsetzlichen als tiefen Ehrgeizes an ihm entdeckt, und da ich ... Eurer Eminenz ... Alles sagen muß ...

Der Pater d'Aigrigny konnte nicht fortfahren.

In diesem Augenblicke öffnete Madame Grivois, nachdem sie angeklopft hatte, die Thür ein wenig, und gab ihrer Gebieterin einen Wink.

Die Prinzessin antwortete durch eine Bewegung mit dem Kopfe.

Madame Grivois ging wieder hinaus.

Eine Secunde nachher trat Rodin in den Salon.

XII.

Die Bilanz.

Bei dem Anblicke Rodins standen die beiden Prä-
en und der Pater d'Aigrigny mit einem Male auf,
sehr imponirte die wirkliche Ueberlegenheit dieses
inнes; ihre so eben noch durch das Mißtrauen und
Eifersucht zusammengezogenen Züge erheiterten sich
ßlich und schienen dem ehrwürdigen Vater mit einer
ndschaftlichen Ehrerbietung zuzulächeln; die Prinzessin
ʒ ihm einige Schritte entgegen.

Rodin, immer noch schmutzig gekleidet, stellte seinen
ʒenschirm in eine Ecke, indem er auf dem weißen
pich die kothigen Spuren seiner groben Schuhe zu-
ließ, und schritt auf den Tisch zu, nicht mehr mit
er gewohnten Demuth, sondern mit einem unge-
ngenen Schritte, mit hochgehaltenem Kopfe, festem
ke; er fühlte sich nicht allein in dem Kreise der Sei-
n, sondern er hatte auch noch das Bewußtsein, diese
h den Verstand zu beherrschen. -

— Wir sprachen von Eurer Ehrwürden, mein sehr

lieber Vater, — sagte der Kardinal mit einer liebenswürdigen Herablassung.

— Ah! ... — sagte Rodin, indem er den Prälaten fest anblickte, — und was sagte man?

— Ei, ... — erwiederte der belgische Bischof, indem er sich die Stirn abtrocknete, — alles Gute, was man von Eurer Ehrwürden sagen kann ...

— Wollen Sie nicht irgend Etwas annehmen, mein sehr lieber Vater? — sagte die Prinzessin zu Rodin, indem sie ihm den prachtvollen Kredenztisch zeigte.

— Ich danke, gnädige Frau, ich habe heute Morgen meinen Rettig gegessen.

— Mein Secretair, der Abbé Berlini, welcher heute Morgen Ihrem Mahle beigewohnt, hat mich in der That sehr über die Mäßigkeit Eurer Ehrwürden erbaut, — sagte der Prälat; — sie ist eines Einsiedlers würdig.

— Wenn wir von Geschäften sprächen? — sagte Rodin barsch, wie ein Mann, der zu herrschen, die Verhandlung zu leiten gewohnt ist.

— Wir werden immer sehr glücklich sein, Sie zu hören, — sagte der Prälat. — Eure Ehrwürden hat selbst diesen Tag bestimmt, um uns über die wichtige Rennepontsche Angelegenheit zu unterhalten, ... die so wichtig ist, daß sie sehr zu meiner Reise nach Frankreich beigetragen hat, ... denn die Interessen der sehr glorreichen Gesellschaft Jesu, in die ich aufgenommen zu sein die Ehre habe, zu unterstützen, heißt die Interessen Roms unterstützen, und ich habe dem ehrwürdigen Pater-Ge-

ıl versprochen, daß ich mich ganz zu Ihren Befehlen
en würde.

— Ich kann nur das wiederholen, was Seine Emi-
ʒ so eben gesagt hat, — sagte der Bischof. — Mit
nder von Rom abgereist, sind unsere Ansichten die-
en.

— Gewiß, — sagte Rodin, indem er sich an den
dinal wandte, — vermag Eure Eminenz unserer
he zu dienen, ... und viel ... Ich werde ihr so-
h sagen, wie ...

Sich hierauf an die Prinzessin wendend, sagte er:

— Ich habe dem Doctor Baleinier sagen lassen,
her zu kommen, gnädige Frau, denn es wird gut
ihn von gewissen Dingen zu unterrichten.

— Man wird ihn wie gewöhnlich eintreten lassen,
agte die Prinzessin.

Seit der Ankunft Rodins hatte der Pater d'Aigrigny
wiegen; er schien mit einem bitteren Gedanken be-
tigt, und einen inneren, ziemlich heftigen Kampf zu
n; endlich sagte er, indem er halb aufstand und sich
den Prälaten wandte, mit bittersüßer Stimme:

— Ich komme nicht, Eure Eminenz zu bitten, Richter
chen Seiner Ehrwürden, dem Pater Rodin und mir
ein; unser General hat gesprochen: ich habe ge-
ht. Da aber Eure Eminenz unsern Obern bald
ersehen muß, so wünschte ich, wenn sie mir diese
st bewilligen wollte, daß sie ihm die Antworten

Seiner Ehrwürden, des Pater Rodin, auf einige meiner Fragen getreulich überbringen möchten.

Der Prälat verneigte sich.

Rodin blickte den Pater d'Aigrigny mit erstaunter Miene an, und sagte barsch zu ihm:

— Das ist eine abgeurtheilte Sache, . . . wozu nützen diese Fragen?

— Nicht um mich zu rechtfertigen, — erwiederte der Pater d'Aigrigny, — sondern den Stand der Dinge genau in den Augen Seiner Eminenz festzustellen.

— Dann, sprechen Sie, . . . und vor Allem keine unnöthigen Worte; — hierauf zog Rodin seine dicke silberne Uhr heraus, sah nach und fügte hinzu: — ich muß um zwei Uhr in Saint-Sulpice sein.

— Ich werde so kurz als möglich sein, — sagte der Pater d'Aigrigny mit unterdrücktem Grolle, und begann, indem er sich an Rodin wandte: — Als Eure Ehrwürden glaubten, Ihr Wirken an die Stelle des meinigen treten lassen zu müssen, indem Sie . . . vielleicht sehr streng, die Art und Weise tadelten, mit der ich die mir anvertraut gewesenen Interessen geleitet hatte, . . . waren diese Interessen, ich gestehe es offen, gefährdet . . .

— Gefährdet? — erwiederte Rodin spöttisch. — Sagen Sie doch . . . verloren . . . da Sie mir befohlen hatten, nach Rom zu schreiben, daß man auf jede Hoffnung verzichten müßte.

— Das ist die Wahrheit, — sagte der Pater d'Ai-gny.

— Es ist also ein durchaus hoffnungsloser Kranker, den ... besten Aerzten aufgegeben, — fuhr Rodin tisch fort, — den ich leben zu lassen unternommen :. Fahren Sie fort ...

Ind indem er seine beiden Hände in seine Hosen-en steckte, blickte er dem Pater d'Aigrigny fest in's cht.

— Eure Ehrwürden hat mich auf eine harte Weise delt, — begann der Pater d'Aigrigny wieder, — , weil ich durch alle möglichen Mittel versucht habe, er in den Besitz von Gütern zu gelangen, welche rer Gesellschaft auf eine abscheuliche Weise geraubt ...

— Alle Ihre Casuisten bevollmächtigen Sie dazu Recht, — sagte der Kardinal, — die Texte sind bestimmt, Sie haben vollkommen das Recht, per et nefas ein verrätherischer Weise geraubtes Gut er an sich zu ziehen.

— Demnach hat auch, — begann der Pater d'Ai-ny wieder, — Seine Ehrwürden der Pater Rodin nur die militairische Rohheit meiner Mittel vorge-en, ihre Gewaltthätigkeit, die, wie er sagte, auf gefährliche Weise nicht im Einklange mit den Sit-er Zeit wäre ... Es sei ... Aber zuvörderst ... e ich nicht rechtmäßiger Weise der Gegenstand ir-einer gerichtlichen Anklage werden, und endlich,

ohne einen unerhört verhängnißvollen Umstand, heiligte der Erfolg die von mir angewandten Mittel, so roh, so grob sie auch sein mochten . . . jetzt . . . Darf ich Eure Ehrwürden fragen, was Sie . . .

— Was ich mehr als Sie gethan habe? — sagte Rodin zu dem Pater d'Aigrigny, indem er seiner unverschämten Gewohnheit zu unterbrechen nachgab, — was ich Besseres, als Sie gethan habe? welche Fortschritte ich die Rennepontsche Angelegenheit habe machen lassen, nachdem ich sie von Ihnen durchaus hoffnungslos empfangen habe? Ist es das, was Sie wissen wollen?

— Gerade das, — sagte der Pater d'Aigrigny trocken.

— Wohlan! ich gestehe, — erwiederte Rodin in spöttischem Tone, — eben so viel Großes, Plumpes, Aufsehen Erregendes, als Sie vollbracht haben, . . . eben so viel Kleines, Kindisches, Geheimes habe ich gethan! Mein Gott! ja, ich, der ich wagte, mich für einen Mann von großartigen Plänen auszugeben, Sie werden sich nicht vorstellen können, welches alberne Gewerbe ich seit sechs Wochen treibe.

— Ich würde mir niemals erlaubt haben, einen solchen Vorwurf an Eure Ehrwürden zu richten, . . . so verdient er auch scheinen möchte, — sagte der Pater d'Aigrigny mit einem bitteren Lächeln.

— Einen Vorwurf? — erwiederte Rodin die Achseln zuckend, — einen Vorwurf? da ist Ihr Urtheil gespro-

. Wissen Sie, was ich vor sechs Wochen über Sie
:eb? Da hören Sie: „Der Pater d'Aigrigny
vortreffliche Eigenschaften, er wird mir
l dienen (und von morgen an werde ich Sie sehr
ig verwenden, — sagte Rodin wie in Parenthese,)
aber, — fügte ich hinzu, — er ist nicht groß
ug, um es zu verstehen, sich vorkommen-
Falles klein zu machen ..." Verstehen Sie
?

— Nicht sehr gut, — sagte der Pater d'Aigrigny
thend.

— Um so schlimmer für Sie, — erwiederte Rodin,
das beweist, daß ich Recht hatte. Wohlan! da ich
Ihnen sagen muß, ich habe so viel Verstand gehabt,
seit sechs Wochen das albernste Gewerbe von der
t zu treiben ... Ja, wie Sie mich da sehen, habe
mit einer Grisette geplaudert; ich habe: — von
tschritten, Menschlichkeit, Freiheit, Emancipation
Weibes ... — mit einem jungen Mädchen mit ver-
rtem Kopfe gesprochen; ich habe: — von dem gro-
Napoleon, bonapartischem Fetischdienst — mit einem
n, einfältigen Soldaten gesprochen; ich habe: — von
erlicher Glorie, Erniedrigung Frankreichs, Hoffnung
den König von Rom — mit einem wackeren Manne
Marschall von Frankreich, der, wenn er das Herz
er Verehrung für diesen Thronräuber hat, welcher
Kugel in Sanct-Helena geschleppt, einen eben so
len, einen eben so klingenden Kopf hat, wie eine

Kriegstrompete; ... blase man demnach in diesen gehirnlosen Kasten einige kriegerische oder patriotische Noten, und siehe da, das läßt entsetzliche Fanfaren, ohne zu wissen für wen, wofür, noch wie, erschallen. Ich habe, meiner Treue, noch weit mehr gethan! ... ich habe mit einem jungen, wilden Tiger von Liebe gesprochen. Muß ich Ihnen noch sagen, wie jämmerlich es für einen ein wenig verständigern Mann, wie ich, war, sich klein zu machen, sich zu erniedrigen, durch alle diese kleinen Mittel, wie ich es gethan, um alle die tausend Fäden dieses dunkelen Gewebes so mühselig an einander zu knüpfen? Ein schönes Schauspiel, nicht wahr? die Spinne eigensinnig ihr Gewebe flechten zu sehen ... wie das interessant ist, ein garstiges, kleines, schwärzliches Thier, das Faden auf Faden spinnt, diese da miteinander verbindet, jene verstärkt, andere verlängert; Sie zucken die Achseln, es sei ... aber kommen Sie zwei Stunden nachher wieder: ... was finden Sie? das kleine schwärzliche Thier wohlgenährt, wohlgesättigt, und in seinem Gewebe ein Dutzend unbesonnener, so umsponnener, so gebundener Fliegen, daß das kleine schwärzliche Thier nur nach seinem Behagen die Stunde und den Moment seines Mahles zu wählen hat.

Bei dem Aussprechen dieser Worte lächelte Rodin auf seltsame Weise; seine gewöhnlich halb durch die matten Augenlider verschleierten Augen öffneten sich in ihrer ganzen Größe, und schienen mehr als gewöhnlich zu glänzen; der Jesuit empfand seit einigen Augenblicken

eine Art fieberhafter Aufregung; er schrieb sie dem Kampfe zu, den er in Gegenwart dieser hochgestellten Personen führte, welche bereits dem Einflusse seiner originellen und schneidenden Sprache unterlagen.

Der Pater d'Aigrigny begann zu bedauern, daß er sich in diesen Kampf eingelassen hatte, dennoch erwiederte er mit schlecht unterdrücktem Spotte:

— Ich stelle die Feinheit Ihrer Mittel nicht in Abrede. Ich bin mit Ihnen einverstanden, sie sind sehr kindisch . . . sie sind sehr alltäglich; aber das genügt nicht ganz und gar, um einen hohen Begriff von Ihrem Verdienste zu verleihen ... Ich erlaube mir demnach, Sie zu fragen ...

— Was diese Mittel hervorgebracht haben? — erwiederte Rodin mit einer Ueberspannung, die ihm nicht eigenthümlich war, — blicken Sie in mein Spinnengewebe und Sie werden darin dieses schöne und übermüthige junge Mädchen sehen, welches vor sechs Wochen so stolz auf ihre Schönheit, ihren Verstand, ihre Kühnheit, ... jetzt bleich, entstellt, tödtlich im Herzen verwundet ist.

— Aber dieser Zug ritterlicher Kühnheit des jungen indischen Prinzen, über den ganz Paris in Bewegung gewesen ist .... hat Fräulein von Cardoville rühren müssen? ...

— Ja, aber ich wußte die Wirkung dieser albernen und rohen Aufopferung zu lähmen, indem ich diesem jungen Mädchen bewiesen habe, daß es nicht genug sei,

schwarze Panther zu tödten, um darzuthun, daß man ein gefühlvoller, zarter und treuer Liebender ist.

— Gut, — sagte der Pater d'Aigrigny. — Es ist erwiesen, daß Fräulein von Cardoville im Herzen verwundet ist.

— Was geht aber daraus für die Interessen der Rennepontschen Angelegenheit hervor? — erwiederte der Kardinal neugierig, indem er sich auf den Tisch stützte.

— Zuvörderst geht daraus hervor, — sagte Rodin, — daß, wenn der gefährlichste Feind, welchen man haben kann, gefährlich verwundet ist, er das Schlachtfeld räumt; das, meine ich, ist schon Etwas?

— In der That, — sagte die Prinzessin, — der Verstand, die Kühnheit des Fräuleins von Cardoville konnte aus ihr die Seele der gegen uns gerichteten Verbindung machen.

— Ich gebe zu, — erwiederte der hartnäckige Pater d'Aigrigny, — in dieser Beziehung ist sie nicht mehr zu fürchten, das ist ein Vortheil. Aber diese Wunde im Herzen wird sie nicht verhindern zu erben.

— Wer hat Ihnen das gesagt? ... fragte Rodin kalt und zuversichtlich. — Wissen Sie, warum ich so viel gethan habe, um sie anfangs wider ihren Willen mit Djalma zusammen zu bringen? und dann, um sie nochmals wider ihren Willen zu trennen?

— Ich frage Sie, — sagte der Pater d'Aigrigny, — inwiefern dieser Sturm der Leidenschaften Fräulein

›n Cardoville und den Prinzen abhalten wird zu ·ben?

— Bricht der zerschmetternde Blitzstrahl aus einem :iteren oder aus einem mit Gewitterwolken beladenen immel hervor? — sagte Rodin in verächtlichem Tone. - Sein Sie unbesorgt, ich werde wissen, wo ich den litzableiter anzubringen habe. Was Herrn Hardy be- ifft, der nur für drei Dinge lebte, — für seine Arbei- r, — für einen Freund, — für eine Geliebte! — so aben ihn drei Pfeile mitten in's Herz getroffen. Ich ele immer auf das Herz, das ist gesetzmäßig und cher.

— Das ist gesetzmäßig, das ist sicher und lobens- ·erth, — sagte der Bischof, — denn, wenn ich recht ehört habe, so hatte dieser Fabrikant eine Concubine . . nun aber ist es recht und billig, daß man eine blechte Leidenschaft dem Lasterhaften zur Strafe ge- eichen läßt . . .

— Das ist erwiesen, — fügte der Kardinal hinzu, — e haben schlechte Leidenschaften . . . man bedient sich erselben . . . das ist ihre Schuld.

— Unsere heilige Mutter Perpetuitas, — sagte die rinzessin, — hat aus allen ihren Kräften zur Ent- eckung dieses abscheulichen Ehebruchs beigetragen.

— Da ist jetzt Herr Hardy in dem, was ihm das :heuerste war, getroffen, ich gebe es zu, — sagte der Pater 'Aigrigny, der nur Schritt vor Schritt zurück wich, — a ist er in seinem Vermögen getroffen . . . aber er

wird deshalb nur um so begieriger auf die Beute dieser unermeßlichen Erbschaft sein.

Dieser Schluß schien den beiden Prälaten und der Prinzessin ernstlich; alle blickten Rodin mit reger Neugierde an; statt zu antworten, ging dieser nach dem Kredenztische, und gegen seine Gewohnheit stoischer Mäßigkeit, und trotz seines Widerwillens gegen den Wein, untersuchte er die Flaschen und sagte:

— Was ist in diesen?

— Bordeaux und Xeres ... — sagte Frau von Saint-Dizier, sehr verwundert über dieses plötzliche Gelüste Rodins.

Dieser nahm, ohne zu wählen, eine der Flaschen, und schenkte sich ein Glas Madera ein, das er auf einen Zug austrank. Seit einigen Augenblicken hatte er sich mehrere Male auf eine seltsame Weise schaudern gefühlt. Auf dieses Schaudern war eine Art von Schwäche gefolgt; er hoffte, daß der Wein ihn wieder stärken würde.

Nachdem er mit der Rückseite seiner schmierigen Hand seine Lippen abgeputzt, kam er wieder an den den Tisch zurück, und sich an den Pater d'Aigrigny wendend, sagte er:

— Was sagten Sie mir in Bezug auf Herrn Hardy?

— Daß er, in seinem Vermögen getroffen, dadurch nur um so begieriger auf die Beute dieser unermeßlichen Erbschaft sein würde, — erwiederte der Pater d'Aigrigny, in seinem Inneren über den gebieterischen Ton seines Vorgesetzten empört.

— Herr Hardy, an Geld denken? — sagte Robin
e Achseln zuckend, —, denkt er etwa nur? Alles ist in
m gebrochen. Gleichgiltig gegen die Angelegenheiten
s Lebens, ist er in eine Erstarrung versunken, aus
r er nur erwacht, um in Thränen auszubrechen; dann
det er mit maschinenmäßiger Güte diejenigen an,
lche ihn mit der zuvorkommendsten Aufmerksamkeit
ıgeben (ich habe ihn in gute Hände gegeben). Er
ginnt indessen das zarte Mitleiden anzuerkennen, das
ın ihm beständig bezeugt ... Denn er ist gut ...
rtrefflich, eben so vortrefflich, als schwach, und an
se Vortrefflichkeit werde ich Sie absenden, Pater
[igrigny, damit Sie das vollbringen, was noch zu
n übrig bleibt.

— Mich? — sagte der Pater d'Aigrigny sehr er-
ınt.

— Ja, und dann werden Sie erkennen, ob der Er-
3, den ich erlangt habe ... beträchtlich ist ... und ...
Sich hierauf unterbrechend, sagte Robin, indem er
der Hand über seine Stirn fuhr, zu sich selbst:

— Das ist sonderbar!

— Was ist Ihnen? — sagte die Prinzessin theil-
mend zu ihm.

— Nichts, gnädige Frau, — erwiederte Robin er-
end. Es kommt ohne Zweifel von diesem Wein ...
ich getrunken habe, ... ich bin nicht daran ge-
ınt ... Ich empfinde ein wenig Kopfweh; ... es
d vorübergehen.

wird deshalb nur um so begieriger auf die Beute dieser unermeßlichen Erbschaft sein.

Dieser Schluß schien den beiden Prälaten und der Prinzessin ernstlich; alle blickten Rodin mit reger Neugierde an; statt zu antworten, ging dieser nach dem Kredenztische, und gegen seine Gewohnheit stoischer Mäßigkeit, und trotz seines Widerwillens gegen den Wein, untersuchte er die Flaschen und sagte:

— Was ist in diesen?

— Bordeaux und Xeres ... — sagte Frau von Saint-Dizier, sehr verwundert über dieses plötzliche Gelüste Rodins.

Dieser nahm, ohne zu wählen, eine der Flaschen, und schenkte sich ein Glas Madera ein, das er auf einen Zug austrank. Seit einigen Augenblicken hatte er sich mehrere Male auf eine seltsame Weise schaudern gefühlt. Auf dieses Schaudern war eine Art von Schwäche gefolgt; er hoffte, daß der Wein ihn wieder stärken würde.

Nachdem er mit der Rückseite seiner schmierigen Hand seine Lippen abgeputzt, kam er wieder an den den Tisch zurück, und sich an den Pater d'Aigrigny wendend, sagte er:

— Was sagten Sie mir in Bezug auf Herrn Hardy?

— Daß er, in seinem Vermögen getroffen, dadurch nur um so begieriger auf die Beute dieser unermeßlichen Erbschaft sein würde, — erwiederte der Pater d'Aigrigny, in seinem Inneren über den gebieterischen Ton seines Vorgesetzten empört.

— Herr Hardy, an Geld denken? — sagte Rodin
e Achseln zuckend, —, denkt er etwa nur? Alles ist in
m gebrochen. Gleichgiltig gegen die Angelegenheiten
s Lebens, ist er in eine Erstarrung versunken, aus
r er nur erwacht, um in Thränen auszubrechen; dann
det er mit maschinenmäßiger Güte diejenigen an,
lche ihn mit der zuvorkommendsten Aufmerksamkeit
igeben (ich habe ihn in gute Hände gegeben). Er
ginnt indessen das zarte Mitleiden anzuerkennen, das
an ihm beständig bezeugt ... Denn er ist gut ...
rtrefflich, eben so vortrefflich, als schwach, und an
se Vortrefflichkeit werde ich Sie absenden, Pater
Aigrigny, damit Sie das vollbringen, was noch zu
n übrig bleibt.

— Mich? — sagte der Pater d'Aigrigny sehr er-
int.

— Ja, und dann werden Sie erkennen, ob der Er-
g, den ich erlangt habe ... beträchtlich ist ... und ...
Sich hierauf unterbrechend, sagte Rodin, indem er
der Hand über seine Stirn fuhr, zu sich selbst:

— Das ist sonderbar!

— Was ist Ihnen? — sagte die Prinzessin theil-
mend zu ihm.

— Nichts, gnädige Frau, — erwiederte Rodin er-
end. Es kommt ohne Zweifel von diesem Wein ...
ich getrunken habe, ... ich bin nicht daran ge-
nt ... Ich empfinde ein wenig Kopfweh; ... es
d vorübergehen.

— Ihre Augen sind in der That sehr mit Blut unterlaufen, mein lieber Vater, — sagte die Prinzessin.

— Das kommt daher, weil ich zu starr in mein Spinnengewebe geblickt habe, — erwiederte der Jesuit mit widrigem Lächeln, — und ich muß noch ein Mal hineinblicken, um dem Pater d'Aigrigny, welcher den Kurzsichtigen spielt, deutlich ... meine anderen Fliegen sehen zu lassen... die beiden Töchter des Generals Simon zum Beispiele, die von Tage zu Tage trauriger, niedergeschlagener werden, weil sie fühlen, daß eine eisige Scheidewand sich zwischen ihnen und dem Marschall erhebt ... Und diesen da ... muß man seit dem Tode seines Vaters hören ... muß ihn sehen, wie er jetzt, zwischen zwei sich widersprechenden Gedanken, geplagt und gequält ist, indem er sich heute für entehrt hält, wenn er dieses thut ... morgen entehrt, wenn er es nicht thut; dieser Soldat, dieser Held des Kaisers, ist jetzt weit schwächer, weit unentschlossener als ein Kind. Sehen wir ... was bleibt noch von dieser ruchlosen Familie übrig? ... Jacques Rennepont? Fragen Sie Morok, in welchen Zustand von Stumpfsinn die Gelage diesen Elenden versetzt haben, und welchem Abgrunde er zueilt ... Das ist meine Bilanz, ... das ist der Zustand von Absonderung, von Vernichtung, in welchem sich heute alle die Mitglieder dieser Familie befinden, die vor sechs Wochen, wenn sie vereinigt gewesen wären, so viele mächtige, energische, gefährliche Elemente boten! ... so sind also diese Rennneponts, die nach dem Rathe

)res ketzerischen Ahnherren ihre Kräfte vereinigen sollten,
m gegen uns zu kämpfen und uns zu vernichten ...
nd sie waren außerordentlich zu fürchten ... Was
atte ich gesagt? Daß ich auf ihre Leidenschaften wirken
)ürde. Was habe ich gethan? Ich habe auf ihre Lei-
enschaften gewirkt; vergebens sträuben sie sich demnach
uch in diesem Augenblicke in meinem Spinnengewebe,
as sie von allen Seiten umschlingt ... Sie sind
nein, sage ich Ihnen ... sie sind mein ...

Seit einigen Augenblicken und in dem Maße, als
c sprach, unterlagen die Züge und die Stimme dieses
Mannes einer seltsamen Veränderung: sein immer so
ichenfarbiges Gesicht hatte sich mehr und mehr ge-
)thet, aber auf ungleiche Weise, und wie marmorirt;
ann, seltsame Erscheinung, seine immer glänzender
erdenden Augen schienen noch hohler zu werden; seine
stimme klang stoßend, rauh, kreischend.

Die Entstellung von Rodins Zügen, deren er sich
icht bewußt zu sein schien, war so auffallend, daß die
nderen, an diesem Auftritte Theilnehmenden, ihn mit
nem gewissen Entsetzen anblickten.

Sich über die Ursache dieses Eindruckes täuschend,
ef Rodin empört, mit hier und da durch tiefes und
schwerliches Athemholen unterbrochener Stimme:

— Ist es Mitleiden für dieses ruchlose Geschlecht,
as ich in Ihren Zügen lese? ... Mitleiden! ... für
eses junge Mädchen, das niemals den Fuß in eine
rche setzt, und das in ihrer Wohnung heidnische Al-

täre aufrichtet? ... Mitleiden! für diesen Hardy, diesen sentimentalen Gotteslästerer, diesen philanthropischen Atheisten, der keine Kapelle in seiner Fabrik hatte, der die Namen eines Sokrates, Marc-Aurel und Plato mit dem unseres Erlösers zusammen zu stellen wagte, welchen er Jesus, den göttlichen Philosophen nannte? ... Mitleiden! für diesen, der Secte des Brahma angehörenden Indier? ... Mitleiden! für diese beiden Schwestern, welche die Taufe nicht erhalten haben? ... Mitleiden für dieses Vieh von Jacques Rennepont? ... Mitleiden! für diesen einfältigen kaiserlichen Soldaten, dessen Gott Napoleon und dem die Bülletins der großen Armee als Evangelium gelten ... Mitleiden! für diese Familie von Renegaten, deren Ahnherr, ein schändlicher Apostat, nicht zufrieden, uns unser Eigenthum gestohlen zu haben, auch noch aus der Tiefe seines Grabes, nach Verlauf von anderthalb Jahrhunderten, sein verfluchtes Geschlecht aufhetzt, den Kopf gegen uns zu erheben? ... Was! um uns gegen diese Vipern zu vertheidigen, hätten wir nicht das Recht, sie in dem Gifte zu vernichten, das sie bereiten? ... Und ich sage Ihnen, daß das Gott dienen, ein heilsames Beispiel geben heißt, wenn man diese ruchlose Familie im Angesichte Aller und gerade durch die Entfesselung ihrer Leidenschaften ... dem Schmerze, der Verzweifelung, dem Tode widmet! ...

Robins Grausamkeit war entsetzlich, indem er so sprach; das Feuer seiner Augen wurde noch glänzen-

seine Lippen waren trocken und dürr, ein kalter
weiß benetzte seine Schläfe, deren heftiges und rasches
fen man bemerkte; neuer eisiger Schauder überlief
n Körper: er schrieb dieses zunehmende Unwohlsein
twas der Ermüdung zu, denn er hatte einen Theil
Nacht über geschrieben, und da er einer neuen An-
lung von Unwohlsein vorbeugen wollte, ging er
en Kredenztisch, und schenkte sich ein zweites Glas
ı ein, das er auf einen Zug austrank; hierauf
e er in dem Augenblicke zurück, als der Kardinal zu
sagte:

- Wenn die Handlungsweise, welche Sie in Bezug
diese Familie befolgt haben, einer Rechtfertigung
ft hätte, mein sehr lieber Vater, so hätten Sie
be durch Ihre letzten Worte siegreich gegeben; ...
ind nicht allein, ich wiederhole es, nach der Mei-
Ihrer Casuisten in Ihrem vollen Rechte, sondern
gt auch in Ihrem Verfahren nichts, was die mensch-
Gesetze tadeln könnten; nach den göttlichen Ge-
dagegen ist es dem Herrn wohlgefällig, den Gott-
durch die Waffen zu bekämpfen und zu vernichten,
: uns selbst gegen sich in die Hände giebt.

Jenso, wie die Uebrigen, durch die teuflische Sicher-
Rodins besiegt und zu einer Art mit Furcht ver-
ner Bewunderung zurückgeführt, sagte der Pater
ïgny zu ihm:

Ich bekenne, daß ich Unrecht gehabt habe, an der
ndtheit Eurer Ehrwürden zu zweifeln; durch den

Anschein der von Ihnen angewandten Mittel getäuscht, indem ich sie einzeln betrachtete, hatte ich sie nicht in ihrer furchtbaren Totalität und besonders nicht in den Erfolgen beurtheilen können, die sie der That nach hervorgebracht haben. Jetzt sehe ich, daß vermöge Ihrer Anstrengungen das Gelingen nicht mehr zweifelhaft ist.

— Diese Ihre Erwiederung ist Uebertreibung, — entgegnete Rodin mit fieberhafter Ungeduld, alle angedeuteten Leidenschaften sind in diesem Augenblicke in Wallung; aber der Moment ist kritisch; ... wie der Alchymist, über seinen Schmelztiegel gebückt, in welchem eine Mixtur kocht, die ihm Schätze oder den Tod geben kann ... so vermag ich allein, in diesem Augenblicke ...

Rodin sprach nicht zu Ende, er legte hastig mit einem unterdrückten Schmerzensschrei seine beiden Hände an die Stirn.

— Was fehlt Ihnen? — sagte der Pater d'Aigrigny, — seit einigen Augenblicken erbleichen Sie auf eine entsetzende Weise.

— Ich weiß nicht, was mir fehlt, — sagte Rodin mit stotternder Stimme, — mein Kopfweh nimmt zu, eine Art Schwindel hat mich einen Augenblick lang betäubt.

— Setzen Sie sich, — sagte die Prinzessin theilnehmend.

— Nehmen Sie Etwas zu sich, — fügte der Bischof hinzu.

— Es wird nichts zu bedeuten haben, — erwiederte

obin, indem er sich zusammen nahm, — ich bin, —
ott sei Dank, nicht verweichlicht! ... Ich habe heute
acht wenig geschlafen; ... es ist Ermüdung ... weiter
hts. Ich sagte also, daß ich allein in diesem Augen-
cke jene Angelegenheit leiten könnte ... aber nicht
ausführen ... ich muß verschwinden, aber beständig
Verborgenen wachen, von wo aus ich alle Fäden
ten werde, die ich allein ... kann ... in Thätigkeit
en ... — fügte Rodin mit beklommener Stimme
zu.

— Mein sehr lieber Vater, — sagte der Kardinal
orgt, — ich versichere Ihnen, Sie sind ziemlich ernst-
unwohl ... Ihre Blässe wird bleifarbig ...

— Das ist möglich, — antwortete Rodin muthig,
aber ich verzage nicht bei solcher Kleinigkeit ...
mmen wir auf unsere Angelegenheit zurück ... Jetzt
der Moment gekommen, Vater d'Aigrigny, wo Ihre
enschaften, und Sie haben deren große, ich leugnete
niemals, ... mir große Hülfe leisten können ...
haben Ueberredungsgabe ... etwas Einnehmendes
eine überzeugende Beredsamkeit; ... Sie müssen ...

Rodin unterbrach sich nochmals.

Seine Stirn rieselte von einem kalten Schweiße;
fühlte seine Kniee unter sich wanken, und er sagte,
z seiner hartnäckigen Energie:

— Ich gestehe ... ich fühle mich nicht wohl, ...
dennoch befand ich mich heute Morgen eben so wohl

Anschein der von Ihnen angewandten Mittel getäuscht, indem ich sie einzeln betrachtete, hatte ich sie nicht in ihrer furchtbaren Totalität und besonders nicht in den Erfolgen beurtheilen können, die sie der That nach hervorgebracht haben. Jetzt sehe ich, daß vermöge Ihrer Anstrengungen das Gelingen nicht mehr zweifelhaft ist.

— Diese Ihre Erwiederung ist Uebertreibung, — entgegnete Rodin mit fieberhafter Ungeduld, alle angedeuteten Leidenschaften sind in diesem Augenblicke in Wallung; aber der Moment ist kritisch; ... wie der Alchymist, über seinen Schmelztiegel gebückt, in welchem eine Mixtur kocht, die ihm Schätze oder den Tod geben kann ... so vermag ich allein, in diesem Augenblicke ...

Rodin sprach nicht zu Ende, er legte hastig mit einem unterdrückten Schmerzensschrei seine beiden Hände an die Stirn.

— Was fehlt Ihnen? — sagte der Pater d'Aigrigny, — seit einigen Augenblicken erbleichen Sie auf eine entsetzende Weise.

— Ich weiß nicht, was mir fehlt, — sagte Rodin mit stotternder Stimme, — mein Kopfweh nimmt zu, eine Art Schwindel hat mich einen Augenblick lang betäubt.

— Setzen Sie sich, — sagte die Prinzessin theilnehmend.

— Nehmen Sie Etwas zu sich, — fügte der Bischof hinzu.

— Es wird nichts zu bedeuten haben, — erwiederte

dbin, indem er sich zusammen nahm, — ich bin, — ott sei Dank, nicht verweichlicht! ... Ich habe heute icht wenig geschlafen; ... es ist Ermüdung ... weiter hts. Ich sagte also, daß ich allein in diesem Augencke jene Angelegenheit leiten könnte ... aber nicht ausführen ... ich muß verschwinden, aber beständig Verborgenen wachen, von wo aus ich alle Fäden ten werde, die ich allein ... kann ... in Thätigkeit en ... — fügte Rodin mit beklommener Stimme zu.

— Mein sehr lieber Vater, — sagte der Kardinal orgt, — ich versichere Ihnen, Sie sind ziemlich ernstunwohl ... Ihre Blässe wird bleifarbig ...

— Das ist möglich, — antwortete Rodin muthig, aber ich verzage nicht bei solcher Kleinigkeit ... nmen wir auf unsere Angelegenheit zurück ... Jetzt der Moment gekommen, Vater d'Aigrigny, wo Ihre enschaften, und Sie haben deren große, ich leugnete niemals, ... mir große Hülfe leisten können ... haben Ueberredungsgabe ... etwas Einnehmendes eine überzeugende Beredsamkeit; ... Sie müssen ...

Rodin unterbrach sich nochmals.

Seine Stirn rieselte von einem kalten Schweiße; fühlte seine Kniee unter sich wanken, und er sagte, seiner hartnäckigen Energie:

— Ich gestehe ... ich fühle mich nicht wohl, ... dennoch befand ich mich heute Morgen eben so wohl

als jemals, ... ich zittere unwillkürlich ... ich bin erstarrt ...

— Nähern Sie sich dem Feuer, ... es ist ein plötzliches Unwohlsein, — sagte der Bischof, indem er ihm mit heldenmüthiger Aufopferung den Arm anbot, — es wird keine Folgen haben.

— Wenn Sie irgend ein warmes Getränk zu sich nähmen, eine Tasse Thee, — sagte die Prinzessin. — Glücklicher Weise muß Herr Baleinier bald kommen; er wird uns über dieses ... Unwohlsein beruhigen ...

— Wahrlich ... es ist unerklärlich, — sagte der Prälat.

Bei diesen Worten des Kardinals wandte Rodin, der sich mit Mühe dem Feuer genähert hatte, die Augen nach demselben, und blickte ihn eine Secunde lang auf seltsame Weise starr an; dann, seiner unbesiegbaren Energie gewiß, sagte Rodin trotz der Veränderung seiner Züge, die sich sichtbar entstellten, mit gebrochener Stimme, die er fest zu machen versuchte:

— Dieses Feuer hat mich wieder erwärmt! es wird nichts zu bedeuten haben; ... ich habe, meiner Treue! Zeit mich zu verhätscheln ... Wie das gelegen käme? ... in dem Augenblicke krank zu werden, wo die Rennepontsche Angelegenheit ... nur durch mich allein gelingen kann! ... Kommen wir demnach auf unser Geschäft zurück: ... ich sagte Ihnen, Vater d'Aigrigny, daß Sie mir viel würden dienen können, ... und auch Sie,

rau Prinzessin, denn Sie haben sich unserer Sache
ngenommen, als ob sie die Ihrige wäre, und ...

Robin unterbrach sich nochmals ...

Dieses Mal stieß er einen schneidenden Schrei aus,
ınk auf einen neben ihm stehenden Stuhl, warf sich
rampfhaft zurück, und seine beiden Hände auf seine
ruft drückend, rief er aus:

— O! was ich leide! ...

Jetzt, schrecklicher Anblick! auf die frühere Verän-
erung der Gesichtsfarbe Robins folgte fast so schnell,
s der Gedanke, eine leichenartige Auflösung, ... seine
reits hohlen Augen unterliefen mit Blut, und schienen
h in die Tiefe ihrer Höhlen zurück zu ziehen, deren
if diese Weise vergrößerter Schatten gleichsam zwei
hwarze Löcher bildete, aus deren Höhlung zwei feurige
ıgensterne funkelten; ruckweises Nervenzucken spannte
ıd streckte auf den geringsten Vorsprüngen der Ge-
htsknochen die matte, feuchte und eisige Haut, welche
genblicklich grüngelb wurde; aus seinen, durch einen
äßlichen Schmerz weit geöffneten Lippen entströmte
ı keuchender, von Zeit zu Zeit durch folgende Worte
terbrochener Athem:

— O! ... ich leide ... ich verbrenne ...

Dann, einem rasenden Anfalle nachgebend, zer-
i Robin mit seinen Nägeln seine nackte Brust, denn
hatte die Knöpfe seiner Weste springen lassen, und
n schwarzes und schmieriges Hemd halb zerrissen, als

als jemals, ... ich zittere unwillkürlich ... ich bin erstarrt ...

— Nähern Sie sich dem Feuer, ... es ist ein plötzliches Unwohlsein, — sagte der Bischof, indem er ihm mit heldenmüthiger Aufopferung den Arm anbot, — es wird keine Folgen haben.

— Wenn Sie irgend ein warmes Getränk zu sich nähmen, eine Tasse Thee, — sagte die Prinzessin. — Glücklicher Weise muß Herr Baleinier bald kommen; er wird uns über dieses ... Unwohlsein beruhigen ...

— Wahrlich ... es ist unerklärlich, — sagte der Prälat.

Bei diesen Worten des Kardinals wandte Rodin, der sich mit Mühe dem Feuer genähert hatte, die Augen nach demselben, und blickte ihn eine Secunde lang auf seltsame Weise starr an; dann, seiner unbesiegbaren Energie gewiß, sagte Rodin trotz der Veränderung seiner Züge, die sich sichtbar entstellten, mit gebrochener Stimme, die er fest zu machen versuchte:

— Dieses Feuer hat mich wieder erwärmt! es wird nichts zu bedeuten haben; ... ich habe, meiner Treue! Zeit mich zu verhätscheln ... Wie das gelegen käme? ... in dem Augenblicke krank zu werden, wo die Rennepontsche Angelegenheit ... nur durch mich allein gelingen kann! ... Kommen wir demnach auf unser Geschäft zurück: ... ich sagte Ihnen, Vater d'Aigrigny, daß Sie mir viel würden dienen können, ... und auch Sie,

;rau Prinzessin, denn Sie haben sich unserer Sache ngenommen, als ob sie die Ihrige wäre, und ...

Rodin unterbrach sich nochmals ...

Dieses Mal stieß er einen schneidenden Schrei aus, ınk auf einen neben ihm stehenden Stuhl, warf sich :ampfhaft zurück, und seine beiden Hände auf seine 'rust drückend, rief er aus:

— O! was ich leide! ...

Jetzt, schrecklicher Anblick! auf die frühere Verän- :rung der Gesichtsfarbe Rodins folgte fast so schnell, :s der Gedanke, eine leichenartige Auflösung, ... seine reits hohlen Augen unterliefen mit Blut, und schienen h in die Tiefe ihrer Höhlen zurück zu ziehen, deren ıf diese Weise vergrößerter Schatten gleichsam zwei)warze Löcher bildete, aus deren Höhlung zwei feurige ıgensterne funkelten; ruckweises Nervenzucken spannte ıd streckte auf den geringsten Vorsprüngen der Ge- htsknochen die matte, feuchte und eisige Haut, welche :genblicklich grüngelb wurde; aus seinen, durch einen äßlichen Schmerz weit geöffneten Lippen entströmte ı keuchender, von Zeit zu Zeit durch folgende Worte terbrochener Athem:

— O! ... ich leide ... ich verbrenne ...

Dann, einem rasenden Anfalle nachgebend, zer- i Rodin mit seinen Nägeln seine nackte Brust, denn hatte die Knöpfe seiner Weste springen lassen, und n schwarzes und schmieriges Hemd halb zerrissen, als

ob der Druck dieser Kleidungsstücke die Heftigkeit der Schmerzen vermehrt hätte, unter denen er sich wand.

Der Bischof, der Kardinal und der Pater d'Aigrigny traten rasch zu Rodin heran und umringten ihn, um ihn zurückzuhalten; er empfand gräßliche Krämpfe; plötzlich, alle seine Kräfte sammelnd, richtete er sich gerade und steif, wie eine Leiche, auf seinen Füßen auf; seine Kleider waren in Unordnung, seine wenigen grauen Haare um sein grünliches Antlitz herum gesträubt, seine rothen und flammenden Augen auf den Kardinal geheftet, der sich in diesem Augenblicke zu ihm neigte; er packte ihn mit seinen beiden krampfhaften Händen, und rief in schrecklichem Tone mit dumpfer Stimme:

— Kardinal Malipieri ... diese Krankheit ist zu plötzlich; ... man traut mir nicht in Rom; ... Sie sind von dem Geschlechte der Borghias ... und Ihr Secretair ... war heute Morgen bei mir ...

— Unglücklicher! ... was wagt er zu sagen? ... — rief der Prälat, eben so bestürzt als empört über diese Anklage.

Indem er dieses sagte, suchte sich der Kardinal von den Umschlingungen des Jesuiten zu befreien, dessen krampfhaft geschlossene Finger steif wie Eisen waren.

— Man hat mich vergiftet ... — murmelte Rodin.

Und in sich selbst zusammen sinkend, fiel er in die Arme des Pater d'Aigrigny.

Trotz seines Entsetzens hatte der Kardinal Zeit, diesem zu sagen:

— Er glaubt, daß man ihn vergiften will; ... er :ütet also über etwas sehr Gefährlichem?

Die Thür des Salons ging auf: es war der Doctor aleinier.

— Ach! Doctor, — rief die Prinzessin bleich, ent- ßt aus, indem sie ihm entgegen eilte, — der Pater odin ist plötzlich von gräßlichen Krämpfen befallen orden, ... kommen Sie ... kommen Sie.

— Von Krämpfen ... das hat nichts zu bedeuten, :ruhigen Sie sich, gnädige Frau, — sagte der Doctor, ıdem er seinen Hut auf einen Stuhl warf, und sich ligst der Gruppe näherte, welche den Sterbenden mgab.

— Da ist der Doctor! ... rief die Prinzessin.

Alle traten zur Seite, ausgenommen der Pater Aigrigny, welcher den, auf einen Stuhl gesunkenen :odin unterstützte.

— Himmel... welche Symptome... — rief der Doctor ɩaleinier, indem er mit zunehmendem Entsetzen Rodins ntlitz prüfte, das vom Grün in's Bläuliche überging.

— Was giebt es denn? — fragten alle Zuschauer ɩie aus einem Munde.

— Was es giebt? ... erwiederte der Doctor, indem c hastig zurückwich, als ob er auf eine Schlange ge- :eten hätte:

— Das ist die Cholera, und sie ist ansteckend.

Bei diesem entsetzlichen, magischen Worte ließ der

Pater d'Aigrigny Rodin fallen, welcher auf den Teppich rollte.

— Er ist verloren! — rief der Doctor Baleinier, — indessen will ich eilen, das zu holen, was zu dem letzten Versuche nöthig ist.

Und er stürzte auf die Thür zu.

Die Prinzessin von Saint-Dizier, der Pater d'Aigrigny, der Bischof und der Kardinal stürzten außer sich dem Doctor Baleinier nach.

Alle drängten sich an der Thür, welche Niemand, so groß war die Verwirrung, zu öffnen vermochte.

Sie öffnete sich indessen, aber von Außen, ... und Gabriel erschien.

Gabriel, dieses Urbild eines wahren, heiligen, evangelischen Priesters, welchen man nicht genug mit Achtung, glühender Theilnahme, zarter Bewunderung zu umgeben vermag.

Sein Erzengel-Gesicht, von einer so milden Heiterkeit, bot einen seltsamen Contrast mit allen diesen krampfhaften, durch das Entsetzen entstellten Gesichtern ...

Der junge Priester wäre beinahe durch die Flüchtlinge über den Haufen geworfen worden, welche auf den Ausgang, den er so eben geöffnet hatte, zustürzend ausriefen:

— Treten Sie nicht ein ... er stirbt an der Cholera ... retten Sie sich!

Bei diesen Worten, den Bischof in den Salon zu-

ückstoßend, welcher, als der zuletzt Zurückgebliebene, den
lusgang zu erzwingen versuchte, eilte Gabriel zu Ro-
in, während der Prälat sich durch die freigelassene Thür
üchtete.

Auf dem Teppiche liegend, die Glieder in gräßlichen
'rämpfen zusammengezogen, wand sich Robin in un-
erträglichen Schmerzen; die Heftigkeit seines Falles
atte ohne Zweifel seine Besinnung wieder erweckt,
enn er murmelte mit einer Grabesstimme:

— Sie lassen mich da ... wie einen Hund ...
erben ... O! die Schändlichen ... zu Hülfe ... Nie-
tand ...

Und der Sterbende, welcher sich durch eine krampf-
afte Bewegung wieder auf den Rücken geworfen hatte,
idem er sein den Verdammten gleichendes Antlitz,
af welchem die Verzweiflung der Hölle sich malte,
ach der Decke richtete, wiederholte nochmals:

— Niemand ... Niemand ...

Seine plötzlich flammenden und grimmigen Augen
:gegneten den großen blauen Augen in dem engelglei-
en und blonden Gesichte Gabriels, welcher neben ihm
ieend, mit seiner sanften und ernsten Stimme zu ihm
gte:

— Hier bin ich, mein Vater, ... ich komme, Ihnen
ülfe zu leisten, wenn man Ihnen helfen kann, ...
r Sie zu beten, wenn der Herr Sie zu sich ruft.

— Gabriel! ... — murmelte Robin mit erloschener
timme, — Verzeihung ... für das Böse ... welches

ich ... Ihnen angethan ... Erbarmen! ... verlassen Sie mich nicht! ... nicht ...

Rodin vermochte nicht auszusprechen; es war ihm gelungen, sich zur sitzenden Stellung zu erheben; er stieß einen lauten Schrei aus, und sank regungslos zurück.

. . . .

An demselben Tage las man in den Abends erscheinenden Zeitungen:

„Die Cholera ist in Paris ... Der erste Fall hat sich heute, um halb vier Uhr, Straße Babylone, in dem Hôtel Saint-Dizier, ereignet."

Ende des siebenten Bandes.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Benachrichtigung

ın die geehrten Leser des „Ewigen Juden."

Wie früher zwischen dem 4. und 5. Bande, so läßt
r Herr Verfasser auch jetzt, nach Vollendung des
Bandes, wieder einen kleinen Zwischenraum in dem
rscheinen des Werks eintreten.

Noch im Laufe des April aber wird es fortgesetzt,
ıd ohne weitere Unterbrechung bis zum Ende, dem
). Bande, fortgeführt werden.

Bis Mitte Mai werde ich daher gewiß im Stande
in, das 15. Bändchen zu liefern.

Leipzig, am 3. April 1845.

Der Verleger.

Im Verlage von Ch. E. Kollmann werden nächstens zwei Werke erscheinen, auf welche ich mir erlaube, die Aufmerksamkeit des geehrten Publicums um so mehr hinzulenken, als sie dieselben Zeitinteressen verfolgen, welche E. Sue in seinem ewigen Juden so trefflich darzustellen bemüht ist:

Schwaning

oder

die Jesuiten und ihre Ränke in unsern Tagen.

Eine Zeitgeschichte

von

George Hesekiel,

Verfasser von „Royalisten und Republicaner ꝛc."

Motto:

„Wir haben uns eingeschlichen wie Lämmer,
„Wir werden regieren wie Wölfe,
„Man wird uns verjagen wie Hunde,
„Wir werden uns aufschwingen wie Adler!

(Prophezeihung des Jesuitengenerals Lorenzo Ricci von seinem Orden.)

In eine hochadelige, zur ehemaligen unmittelbaren Reichsritterschaft gehörende, seit Jahrhunderten als wahre Väter ihrer Unterthanen, in den sehr ausgedehn-

und reichen Besitzthümern waltende Familie, wird, Familienhäuptern unbewußt, ein Jesuit als Lehrer Erzieher des einzigen männlichen Erben eingeführt. Seit länger als einem Jahrhundert hatten die Reichs-en Herren von Schwaning, der katholischen Kirche ethan, sich fast als Regel nur mit protestantischen iuleins aus guter Familie vermählt, aber mit echt stlicher Duldsamkeit stets darauf gehalten, und durch Ehecontracte ausdrücklich festgesetzt, daß die prote-ıtischen Gemahlinnen sowohl ungestört und frei ihrem ıuben anhängen, als deren Töchter stets wieder im testantischen Glauben erzogen werden mußten.

Der Großvater des obenerwähnten Jesuitenzöglings, ehrwürdiger biederer Greis, hing noch mit inniger rehrung an seiner längst entschlafenen Mutter, einer otestantin. Auch die Mutter seines Enkels war von ḃurt eine Gräfin aus protestantischem Geschlecht, und st ihrer einzigen Tochter diesem Religionsbekenntniß ig ergeben.

Dies die Data, auf welchen die Geschichte ruht, ich l von deren Ausführung weiter nichts erwähnen, son-n deute nur auf das Motto hin, aus welchem man schon germaßen entnehmen kann, wie der in diese Familie einbrängende Jesuit seinen Einfluß zum Verderben selben verwendete.

Einem andern wunden Fleck in unsern gesellschaftlichen Zuständen, dem zunehmenden Pauperismus der zahlreichen Klasse der Arbeiter, namentlich in den Fabriken, die durch den ungenügenden Lohn, der ihren schweren Arbeiten zu Theil wird, wenn auch äußerlich frei, fast zu einem härteren Loose der Sclaverei und der Entbehrung, selbst der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, verdammt sind, als die schwarzen Sclaven, für deren Freimachung so viel gethan wird — hat der bekannte Verfasser so manchen guten Romans (ich erwähne nur zwei der neuesten: Eisen, Gold und Geist. 3 Bde. 1843. Wallenstein, historischer Roman. 4 Bde. 1844.) seine Aufmerksamkeit zugewendet, und schildert sie in dem Werke:

Weiße Sclaven

oder

die Leiden des Volks.

Ein Roman

von

Ernst Willkomm,

von dem nächstens der erste und zweite Band erscheinen wird.

Früher sind erschienen:

Neue Römerfeldzüge in Deutschland.

3. B.

üringische Jesuiten im Sturm auf die preußische Stadt Mühlhausen.

Von

F. Stephan,
Stadtrath und Archivar.

⅓ Thlr.

Die Verschiedenheiten der vangelischen und der päbstlichen Kirche.

Worte der Verständigung in einem Gespräch zwischen m evangelischen und einem katholischen Christen.

Von

Dr. Karl Schrader.

geh. ⅔ Thlr.

Der
wige Jude.

Deutsche
Originalausgabe
unter Mitwirkung
von
Wilhelm Ludwig Wesché.
Von
Eugen Sue.

Achter Band.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1845.

er ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Achter Band.



Djalma. —— *Djalma.*

Die Cholera.

I.

Die Vorhalle von Notre-Dame.

Acht Tage sind verflossen, seitdem Robin von der
lera getroffen worden, deren Verheerungen sich im-
mehr steigerten.

Welch' schreckliche Zeit das war!

Ein Trauerschleier hatte sich über das vor Kurzem
röhliche Paris ausgebreitet. Gleichwohl zeigte der
mel niemals ein reineres, beständigeres Blau; nie-
s hatte die Sonne strahlender geschienen.

Diese unerbittliche Heiterkeit der Natur während der
heerungen der tödtlichen Seuche bildete einen selt-
en und geheimnißvollen Contrast.

Das unverschämte Licht einer blendenden Sonne
hte die durch die tausendfachen Qualen der Furcht
rsachte Entstellung der Züge noch sichtbarer. Denn
ermann zitterte, dieser für sich, jener für geliebte

Wesen; die Gesichter verriethen etwas Besorgtes, Erstauntes, Fieberartiges. Die Schritte waren hastig, als ob man dadurch, daß man schneller ginge, die Aussicht hätte, der Gefahr zu entrinnen; und dann beeilte man sich auch, nach Hause zurückzukehren, man ließ das Leben, die Gesundheit, das Glück in seiner Wohnung zurück, und zwei Stunden nachher fand man oft darin den Todeskampf, den Tod, die Verzweiflung wieder.

Mit jedem Augenblicke wurde man durch neue und widrige Dinge überrascht: bald fuhren mit symmetrisch aufgestapelten leeren Särgen angefüllte Karren vorüber. Sie hielten vor jeder Wohnung an; in Grau und Schwarz gekleidete Männer warteten unter der Thür; sie streckten die Arme aus, und diesen da warf man einen Sarg zu, jenen zwei, oft drei oder vier in demselben Hause, so daß zuweilen, wenn der Vorrath schnell erschöpft war, gar viele Todte der Straße nicht bedient waren, und der voll angelangte Karren leer davonfuhr.

In fast allen Häusern herrschte von unten bis oben und von oben bis unten ein betäubendes Gehämmer: man nagelte Särge zu, man nagelte deren so viel, so viel und so viel zu, daß die Nageler zuweilen in Zwischenräumen vor Ermüdung inne hielten.

Dann erschallten alle Arten von Schmerzensrufe, von klagendem Gestöhne, von verzweifelten Verwünschungen. Das waren diejenigen, denen die grauen und schwarzen Männer irgend Jemand genommen hatten, um die Särge zu füllen.

Man füllte also unaufhörlich Särge, und man vergelte sie Tag und Nacht, viel eher noch am Tage, s des Nachts, denn von der Dämmerung an langte Ermangelung der unzulänglichen Leichenwagen eine aurige Reihe von improvisirten Leichenwagen an: chuttwagen, Karren, Tapeziererwagen, Fiakers, Schubrren kamen, um den Leichentransport zu bedienen; Gegensatze zu den anderen, welche voll in die Straßen hren und sie leer verließen, fuhren diese letzteren Wan leer ein, und verließen sie bald voll.

Während dieser Zeit illuminirten sich die Fenster der äuser, und oft brannten die Lichter bis zum Tage. s war die Jahreszeit der Bälle, diese Helle glich ziemh dem lichtvollen Glanze ausgelassener Festnächte, enn nicht Kerzen die Wachslichter, und die Psalmensänge der Todtengebete das fröhliche Getümmel der älle ersetzt hätten; dann schaukelten in den Straßen, tt der lustigen Scherze der transparenten Schilder r Maskenverleiher, in bestimmten Entfernungen große, atrothe Laternen, auf welchen mit schwarzen Buchstan die Worte standen:

Hülfe für Cholerakranke.

Da, wo es während der Nacht wirklich festlich war, s war auf den Friedhöfen . . . Sie wurden ausweifend . . .

Sie, die immer so finster, so stumm zu diesen nächthen Stunden, diesen schweigsamen Stunden sind, in

welchen man das leichte Rauschen der von der Abendluft bewegten Cypressen hört ...

Sie, die sich nur ein wenig bei dem bleichen, auf dem Marmor der Gräber spielenden Mondscheine erheiterten ...

Sie, die so einsam, daß kein menschlicher Schritt während der Nacht ihre Trauerstille zu stören wagte ... Sie waren plötzlich lebendig, geräuschvoll, lärmend und von Licht glänzend geworden.

Bei dem räucherigen Scheine der Fackeln, welche große röthliche Lichter auf die schwarzen Tannen und auf die weißen Grabsteine warfen, gruben eine gute Anzahl von Todtengräbern munter und singend Gräber aus. Dieses gefährliche und mühselige Gewerbe wurde damals fast mit Gold bezahlt; man bedurfte dieser guten Leute so sehr, daß man sie am Ende schonen mußte; sie tranken oft, sie tranken viel; sie sangen immer, sie sangen laut, und zwar, um ihre Kräfte und ihre gute Laune ... die mächtige Gehülfin einer solchen Arbeit, zu unterhalten. Wenn einige zufällig das angefangene Grab nicht beendigten, so legten dienstfertige Kameraden, es für sie fertig machend (das war das Wort), sie freundschaftlich hinein.

Auf die lustigen Weisen der Todtengräber antworteten andere muntere Refrains aus der Ferne; Schenken waren in den Umgebungen der Kirchhöfe errichtet worden, und wenn die Todtenkutscher ihre Kundschaft an ihre Adresse abgesetzt, wie sie sinnreicher Weise

n, dann zechten und schmauseten die durch eine
rgewöhnliche Bezahlung bereicherten Todtenkutscher
Herren; oft überraschte sie die Morgenröthe, das
s in der Hand und die Posse auf den Lippen . . .
wunderliche Bemerkung: bei diesen Leichendienern,
e in dem Schooße der Seuche lebten, war die Sterb-
it fast Null.

n den finsteren, stinkigen Quartieren, wo eine Menge
bereits durch die härtesten Entbehrungen erschöpften
schen aus der ärmsten Volksklasse in einer unge-
en Atmosphäre aufgehäuft lebten, die, wie man da-
kräftiger Weise sagte, schon ganz für die Cholera
ichtet waren, handelte es sich nicht mehr um ein-
Personen, sondern um ganze, in einigen Stunden
geraffte Familien; indessen, o der göttlichen Gnade!
en zuweilen eines oder zwei kleine Kinder allein in
kalten und verfallenen Stube, nachdem Vater und
er, Bruder und Schwester im Sarge davonge-
en waren.

ft war man auch genöthigt, aus Mangel an Mie-
mehrere dieser Häuser zu schließen, diese armse-
Bienenkörbe arbeitsamer Arbeiter, welche in einem
durch die Seuche gänzlich ihrer Bewohner beraubt
, von dem Keller an, in welchem der Gewohnheit
die kleinen Kaminfeger auf Stroh schliefen, bis zu
Dachkammern, in denen, abgezehrt und halb nackend,
ein Unglücklicher ohne Arbeit und ohne Brod auf
kalten Steinboden erstarrte.

Von allen Quartieren von Paris bot während der zunehmenden Periode der Cholera das Quartier der Cité vielleicht das entsetzlichste Schauspiel, und in der Cité war der Vorplatz von Notre-Dame fast täglich der Schauplatz schrecklicher Auftritte, da die meisten Kranken aus den benachbarten Straßen, welche man nach dem Hôtel-Dieu brachte, auf diesem Platze zusammenströmten.

Die Cholera hatte nicht eine Physiognomie, ... sie hatte deren tausend. So trugen sich acht Tage, nachdem Rodin plötzlich befallen worden war, auf dem Vorplatze Notre-Dame verschiedene Ereignisse zu, in welchen das Abscheuliche sich mit dem Seltsamen um den Rang stritt.

Statt durch die Straße Arcole, welche heut zu Tage geraden Weges nach diesem Platze führt, gelangte man damals von der einen Seite durch eine, gleich allen Straßen der Cité, schmutzige Gasse dorthin; ein dunkeles und niedriges Gewölbe endigte sie.

Wenn man den Platz betrat, so hatte man zur Linken das Portal der ungeheuren Kathedrale, und sich gegenüber die Gebäude des Hôtel-Dieu. Ein wenig weiter hin hatte man eine schmale Aussicht auf die Brüstung des Kai Notre-Dame.

An der schwärzlichen und verwitterten Mauer der Arkade konnte man einen frisch angehefteten Anschlagzettel

n; er enthielt folgende, mittelst einer Form und in
ferfarbenen Buchstaben aufgetragene Worte*):
Rache ... Rache ...
Die Leute des Volkes, welche sich in die
itäler tragen lassen, werden darin ver-
tet, weil man die Zahl der Kranken zu be-
:chtlich findet; jede Nacht fahren mit Lei-
n gefüllte Schiffe die Seine hinab.
Rache und Tod den Mördern des Volkes!
Zwei in Mäntel gehüllte und halb in dem Schatten
Gewölbes verborgene Männer behorchten mit be-
ster Neugier einen Lärm, der sich immer drohender
ten aus einem aufrührerisch an den Zugängen des
el-Dieu versammelten Zusammenlaufs erhob.
Bald gelangten die Rufe:
— Tod den Aerzten! ... Rache! — bis zu
beiden, unter der Halle im Hinterhalte stehenden
nnern.
— Die Anschläge thun ihre Wirkung, — sagte der
e; — das Pulver fängt Feuer ... Wenn der Pöbel

) Man weiß, daß zur Zeit der Cholera ähnliche Anschlagzettel
leberflusse in Paris verbreitet, und bald dieser, bald einer an-
Partei zugeschrieben wurden, unter anderen der Priesterpartei,
nehrere Bischöfe Hirtenbriefe erlassen, oder in den Kirchen
Sprengels hatten sagen lassen, daß der gute Gott die Cholera
idt hätte, um Frankreich zu bestrafen, daß es seine recht-
gen Könige verjagt und den katholischen Gottesdienst den an-
Gottesdiensten gleichgestellt hätte.

einmal rasend ist ... so hetzt man ihn gegen wen man will.

— Sag' doch! — begann der andere Mann, — sieh dort ... diesen Herkules, dessen riesenhafte Gestalt alles dieses Lumpengesindel überragt. War das nicht einer der wüthendsten Rädelsführer bei der Zerstörung der Fabrik des Herrn Hardy?

— Bei Gott, ja ... Ich erkenne ihn; überall, wo es einen schlechten Streich auszuführen giebt, findet man diesen Schuft wieder.

— Folge mir, laß uns jetzt nicht länger unter dieser Halle bleiben, — sagte der andere Mann, — es geht hier ein eisiger Wind, und obgleich ich mit Flanell gepolstert bin ...

— Du hast Recht, die Cholera ist teufelmäßig grob. Außerdem bereitet sich auf dieser Seite Alles gut vor; man versichert auch, daß der republikanische Aufstand die Faubourg Saint-Antoine in Masse erheben wird; drauf, drauf, das dient uns, und die heilige Sache der Religion wird über die revolutionäre Gottlosigkeit triumphiren ... Laß uns wieder zu dem Pater d'Aigrigny gehen.

— Wo werden wir ihn finden?

— Hier in der Nähe, komm ... komm.

Und die beiden Männer verschwanden eiligst.

Die Sonne, welche sich zu neigen begann, warf ihre goldigen Strahlen auf die schwarzen Statüen des Portales von Notre-Dame und auf die imposante

ſſe ihrer beiden Thürme, die in einen vollkommen
ten Himmel emporragten, denn ſeit mehreren Tagen
agte ein trockener und eiſiger Nord-Oſt-Wind die
ngſten Wolken.

Ein ziemlich zahlreicher Auflauf, der, wie wir be-
kt, die Zugänge des Hôtel-Dieu verſperrte, drängte
an dem Gitter, mit welchem die Vorhalle des Spi-
s umgeben iſt; hinter dem Gitter ſah man eine
heilung Infanterie aufgeſtellt, denn das Geſchrei:
d den Aerzten! war immer drohender geworden.
Die Leute, welche ſo fluchten, gehörten dem müßigen,
ımziehenden und verdorbenen Pöbel . . . der Hefe
Paris an: demnach auch, wie entſetzlich, betraten
Unglücklichen, welche man gezwungener Weiſe durch
e ſcheußlichen Gruppen trug, das Hôtel-Dieu unter
ılück verkündendem Geſchrei und Todes-Rufen.

Mit jedem Augenblicke brachten Sänften und Trag-
en neue Opfer; die oft mit Zwillich-Vorhängen ver-
nen Sänften verbargen die Kranken; aber da die
gbetten keine Bedeckung hatten, ſo ſchlugen die
npfhaften Bewegungen eines mit dem Tode Käm-
ıden zuweilen die Betttücher zurück, welche ein lei-
farbiges Geſicht ſehen ließen.

Statt die vor dem Spitale verſammelten Elenden
entſetzen, wurden dergleichen Schauſpiele für ſie das
ınal zu kannibaliſchen Scherzen oder zu gräßlichen
phezeiungen über das Schickſal dieſer Unglücklichen,
ılb ſie einmal in der Gewalt der Aerzte wären.

Der Steinbrecher und Zipolle befanden sich, von einer guten Anzahl ihrer Akolythen begleitet, unter den Pöbel gemengt.

In Folge der Zerstörung der Fabrik des Herrn Hardy von den Wölfen, welche keine Gemeinschaft mehr mit diesem Elenden bewahren wollten, feierlich aus der Gesellenzunft fortgejagt, hatte der Steinbrecher, sich seitdem in die gemeinsten Schwelgereien versenkend, und auf seine herkulische Stärke spekulirend, sich gegen Bezahlung zu dem dienstfertigen Beschützer der Zipolle und ihres Gleichen gemacht.

Mit Ausnahme einiger, durch Zufall auf den Platz Notre-Dame geführter Vorübergehenden, bestand also die zerlumpte Menge, mit welcher er bedeckt war, aus dem Abschaum der Bevölkerung von Paris, aus Elenden, welche nicht minder zu bedauern, als zu tadeln sind, denn das Elend, die Unwissenheit und die Hülflosigkeit erzeugen verhängnißvoller Weise das Laster und das Verbrechen. Für diese Wilden der Civilisation gab es weder Mitleiden, noch Lehre, noch Schrecken in den entsetzlichen Bildern, mit denen sie jeden Augenblick umgeben waren; unbekümmert um ein Leben, das sie täglich dem Hunger oder den Lockungen des Verbrechens streitig machten, trotzten sie mit infernalischer Verwegenheit der Seuche, oder unterlagen ihr, die Gotteslästerung auf den Lippen.

Die hohe Gestalt des Steinbrechers überragte die

pen; mit mit Blut unterlaufenen Augen, flammen-
zügen, fluchte er aus allen seinen Kräften:
Tod den Pflasterschmierern! ... sie vergiften
Volk.
- Das ist weit bequemer, als es zu ernähren, —
Zipolle hinzu.
ich hierauf an einen mit dem Tode kämpfenden
wendend, welchen zwei Männer, mit großer Mühe
die dichte Menge dringend, auf einem Stuhle
n, begann die Furie wieder:
Geh doch nicht da hinein, he! Todeskandidat;
de hier in freier Luft, anstatt in dieser Höhle zu
cken, in welcher Du wie eine alte Ratte vergiftet
- Ja, — fügte der Steinbrecher hinzu, — nachher
man Dich in's Wasser, um die Weißfische zu ve-
en, von denen Du nicht einmal essen wirst ...
Bei diesen gräßlichen Scherzen rollte der Greis ent-
die Augen und ließ dumpfes Gestöhn hören; Zi-
wollte die Träger aufhalten und sie machten sich
mit Mühe von dieser Furie los. Die Zahl der
dem Hôtel-Dieu kommenden Cholerakranken ver-
te sich mit jeder Minute; da die gewöhnlichen
isportmittel ausgingen, so brachte man in Ermang-
ig von Sänften und Tragbahren die Kranken auf
Armen.
Hier und da bezeugten entsetzliche Auftritte die Blitzes-
lligkeit der Seuche.

Zwei Männer trugen eine, mit einem mit Blut befleckten Tuche bedeckte Bahre; plötzlich fühlte sich der eine von ihnen heftig von der Seuche befallen; er blieb mit einem Male stehen, seine ermattenden Arme lassen die Bahre fahren; er erbleicht, wankt, fällt halb zurückgeworfen auf den Kranken, und wird eben so bleifarbig, als dieser ... erschreckt, entsetzt, entflieht der andere Träger, indem er seinen Kameraden und den Sterbenden mitten in der Menge zurückläßt. Einige entfernen sich mit Schauder, Andere brechen in ein grimmiges Gelächter aus.

— Das Gespann ist scheu geworden, — sagte der Steinbrecher, — es hat die Kutsche im Stich gelassen...

— Zu Hülfe! — rief der Sterbende mit wimmernder Stimme, — aus Barmherzigkeit tragt mich in das Spital.

— Es ist kein Platz mehr im Parterre, — sagte eine spöttische Stimme.

— Und Deine Beine sind nicht stark genug, um auf das Paradies zu steigen, — fügte ein Anderer hinzu.

Der Kranke machte eine Anstrengung sich aufzurichten; aber seine Kräfte versagten ihm; er sank erschöpft auf die Matratze zurück: plötzlich strömte die Menge wieder gewaltsam herbei und warf die Tragbahre um; der Träger und der Greis wurden mit Füßen getreten, und ihr Jammern verschwand unter dem Geschrei:

— Tod den Pflasterschmierern!

Und das Geheul begann wieder mit neuer Wuth.

: wilde Bande, welche in ihrer grimmigen Raserei
s achtete, war indessen einige Augenblicke nachher
higt, ihre Reihen vor mehreren Arbeitern zu öff-
die auf eine kräftige Weise zweien ihrer Kamera-
inen Durchgang öffneten, welche einen noch jungen
werker in ihren verschlungenen Armen trugen;
chwerer und bereits bleifarbiger Kopf stützte sich
die Schulter des einen seiner Kameraden; den
von dem Kittel eines der Handwerker haltend,
ein kleines Kind schluchzend.

eit einigen Augenblicken hörte man in der Ferne
n krummen Straßen der Cité den tönenden und
äßigen Klang mehrerer Trommeln; man schlug
el, denn der Aufruhr drohete in der Faubourg
-Antoine; die aus der Säulenhalle hervorkom-
n Tambours schritten über den Platz Notre-Dame;
dieser Soldaten, ein Veteran mit grauem Schnurr-
unterbrach plötzlich den dröhnenden Wirbel seiner
nel und blieb einen Schritt zurück; seine Kame-
wandten sich erstaunt um ... er war grün;
Beine wankten, er stammelte einige unverständliche
und sank wie vom Blitz getroffen auf das Pfla-
evor das erste Glied der Tambours zu trommeln
ört hatte. Die Blitzesschnelligkeit dieses Anfalles
e einen Augenblick selbst die am meisten Verhär-
erstaunt über die plötzliche Unterbrechung des
ls eilte ein Theil der Menge aus Neugierde zu
ambours herbei.

Bei dem Anblicke des sterbenden Soldaten, welchen zwei seiner Kameraden in ihren Armen aufrecht erhielten, sagte einer der beiden Männer, welche unter dem Gewölbe des Vorplatzes dem Anfange der Volksaufregung beigewohnt hatten, zu den anderen Tambours:

— Euer Kamerad hat vielleicht unterwegs an irgend einem Brunnen getrunken?

— Ja, Herr, — antwortete der Soldat, — er starb vor Durst, er hat zwei Schluck Wasser auf dem Platz des Châtelet getrunken.

— Dann ist er vergiftet worden, — sagte der Mann.

— Vergiftet? — riefen mehrere Stimmen.

— Es läge nichts Verwundernswürdiges darin, — antwortete der Mann mit geheimnißvoller Miene; — man wirft Gift in die öffentlichen Brunnen; heute Morgen hat man einen Menschen in der Straße Beaubourg umgebracht: man hatte ihn ertappt, wie er ein Päckchen Arsenik in die Kanne eines Weinhändlers ausleerte.*)

Nachdem er diese Worte ausgesprochen, verschwand der Mann in der Menge.

Dieses nicht minder alberne Gerücht, als das Gerücht, welches über die Vergiftung der Kranken im

---

*) Man weiß, daß zu dieser unglücklichen Zeit mehrere Personen unter dem falschen Vorwande von Vergiftung umgebracht wurden.

el-Dieu im Umlaufe war, wurde mit einem Aus-
he von Geschrei der Empörung aufgenommen; fünf
sechs Männer in Lumpen, wahre Banditen, ergriffen
Körper des sterbenden Tambours, hoben ihn trotz
Widerstandes seiner Kameraden auf ihre Schultern,
diese unglückselige Trophäe tragend, schritten sie
dem Platze herum, der Steinbrecher und die Zi-
ihnen voran, welche überall auf ihrem Wege aus-
n:

– Platz der Leiche! so vergiftet man das Volk!...
Eine neue Bewegung entstand unter der Menge durch
Ankunft eines mit vier Postpferden bespannten Reise-
ns; da er nicht über den Kai Napoleon hatte fah-
können, auf dem damals theilweise das Pflaster
brochen war, so hatte sich dieser Wagen durch die
men Straßen der Cité gewagt, um das andere
e-Ufer über den Platz Notre-Dame zu erreichen.
Wie so viele Andere, flüchteten diese Emigranten
aus Paris, um der Seuche zu entgehen, welche es
itrte; ein Bedienter und eine Kammerjungfer,
e auf dem hinteren Bock saßen, wechselten einen
des Entsetzens aus, als sie vor dem Hôtel-Dieu
erkamen, während ein junger Mann, der in dem
rn des Wagens und auf dem Vordersitze saß, das
er herabließ, um aus Furcht vor einem Unglücks-
den Postillonen anzuempfehlen, im Schritt zu fah-
da die Menge jetzt sehr gedrängt war; dieser
Mann war Herr von Mérinval; auf dem Rück-

sitze des Wagens befanden sich Herr von Montbron und seine Nichte, Frau von Mérinval.

Die Blässe und die Entstellung der Züge der jungen Frau verriethen hinlänglich ihr Entsetzen; trotz seiner Entschlossenheit schien Herr von Montbron sehr besorgt, und roch, wie seine Nichte, von Zeit zu Zeit an ein mit Kampher gefülltes Fläschchen.

Während einiger Minuten fuhr der Wagen langsam weiter; die Postillone lenkten ihre Pferde mit Vorsicht; plötzlich kreiste ein anfangs dumpfes und fernes, und bald näher kommendes Getöse in dem Auflaufe; es nahm in dem Maße zu, als dieses Geklirre von Ketten und Eisen, dieser im Allgemeinen den Geschützwagen eigenthümliche Klang, deutlicher wurde; in der That, einer dieser Wagen, welcher von dem Kai Notre-Dame, also von der entgegengesetzten Seite des Reisewagens herkam, kreuzte ihn bald.

Wie seltsam, die Menge war gedrängt, dieser Geschützwagen fuhr rasch, und dennoch öffneten sich bei dem Herannahen dieses Wagens die gedrängten Reihen wie durch einen Zauber.

Dieses Wunder erklärte sich bald durch folgende, von Mund zu Mund wiederholten Worte:

— Der Bagagewagen der Todten! ... der Bagagewagen der Todten!

Der Dienst der Leichenwagen genügte nicht mehr für den Transport der Leichen, man hatte eine gewisse

zahl von Munitionswagen zur Verfügung gestellt, welchen man die Särge in der Eile aufhäufte.

Wenn eine große Anzahl Vorüberkommender diesen heil bringenden Wagen mit Entsetzen vorüberkommen , so verdoppelten der Steinbrecher und seine Bande e abscheulichen Witze.

— Platz dem Omnibus der Verstorbenen! — rief olle aus.

— In diesem Omnibus da braucht man nicht bange sein, daß man uns auf die Füße tritt, — sagte der einbrecher.

— Das sind verträgliche Reisende, die sich in diesem befinden.

— Zum Mindesten verlangen sie nie auszusteigen.

— Ei, es ist nur ein Train-Soldat als Postillon ei!

— Wirklich, auf den Vorderpferden reitet ein Mann Kittel.

— Das kommt daher, weil der andere Soldat müde esen sein wird; der Faulpelz . . . er wird sich mit andern in den Omnibus der Todten gelegt haben, welchem sie nur am großen Loche aussteigen.

— Und das noch mit dem Kopfe zuerst.

— Ja, sie stecken den Kopf in ein Bett von Kalk.

— Wo sie, beiläufig gesagt, neben einander gelegt den.

— Ah! wahrlich, man könnte dem Todtenwagen mit

geschlossenen Augen folgen ... Das ist ärger, als in Montfaucon.*)

— Ja, wahrhaftig ... Das riecht nach einem Todten, der nicht mehr frisch ist, — sagte der Steinbrecher, indem er auf den verpesteten und leichenartigen Geruch anspielte, welchen dieses traurige Fuhrwerk hinter sich zurückließ.

— Ah! schön! ... — begann Zipolle wieder, — da wird der Todtenomnibus an dem schönen Reisewagen hängen bleiben; um so besser ... Diese Reichen werden den Tod riechen.

In der That, der Geschützwagen befand sich jetzt in geringer Entfernung und gerade dem Reisewagen gegenüber, an welchem er vorbei mußte; ein Mann im Kittel und in Holzschuhen lenkte die beiden Vorderpferde; ein Train-Soldat leitete das Hintergespann.

Die Särge waren in so großer Menge in diesem Munitionswagen aufgeschichtet, daß sein halbrunder Deckel sich nur zur Hälfte schloß, so daß man bei jedem Stoße des rasch auf dem sehr ungleichen Pflaster dahinfahrenden Wagens die Särge gegen einander stoßen sah.

Aus den glühenden Augen des Mannes im Kittel, aus seiner feurigen Gesichtsfarbe errieth man, daß er halb betrunken war; seine Pferde mit der Stimme, mit den Absätzen und der Peitsche trotz den Anempfehlungen

*) Ein Schindanger von Paris.

Trainsoldaten antreibend, welcher, mit Mühe seine rde zurückhaltend, wider seinen Willen dem unsinni- Jagen folgte, welches der Knecht das Gespann ein- agen ließ. Der Betrunkene, welcher von seinem aden Wege abkam, fuhr demnach auch gerade auf den sewagen los, und blieb an ihm hängen.

Bei diesem Stoße schlug sich der Deckel des Muni- iswagens zurück, und durch diese gewaltige Erschüt- ing geschleudert, fiel einer der Särge, nachdem er Schlag des Reisewagens beschädigt, mit einem dum- ı und matten Geräusche auf das Pflaster.

Dieser Fall ließ die in der Eile zusammen genagel- Tannenbreter aus einander gehen und man sah den Trümmern des Sarges eine schwarzblaue, halb in Grabtuch eingehüllte Leiche hervorrollen.

Bei diesem abscheulichen Schauspiele wurde Frau Mérinval, welche unwillkürlich den Kopf aus dem lage gestreckt hatte, ohnmächtig, indem sie einen lau- Schrei ausstieß.

Die Menge wich mit Entsetzen zurück. Den freien :m benutzend, welcher sich durch das plötzliche Zu- veichen der Menge bei dem Vorüberfahren des aitionswagens vor ihnen gebildet hatte, trieben die : minder entsetzten Postillone ihre Pferde an, und Wagen schlug den Weg nach dem Kai ein.

In dem Augenblicke, als der Reisewagen hinter den en Gebäuden des Hôtel-Dieu verschwand, hörte

man die schmetternden Fanfaren einer lustigen Musik und die immer näher und näher wiederholten Rufe:

— Die Maskerade der Cholera!

Diese Worte meldeten einen jener halb komischen, halb schrecklichen und kaum glaublichen Auftritte, welche die zunehmende Periode dieser Seuche bezeichneten.

Wahrlich, wenn die Zeugnisse der Zeitgenossen nicht ganz mit den Berichten der öffentlichen Blätter in Bezug auf diese Maskerade übereinstimmten, so könnte man glauben, daß, statt einer wirklichen Thatsache, diese Maskerade die nächtliche Ausgeburt irgend eines überspannten Kopfes gewesen.

Die Maskerade der Cholera erschien also in dem Augenblick auf dem Platze Notre-Dame, als der Wagen des Herrn von Mérinval, nachdem er an dem Todtenomnibus hängen geblieben war, nach der Seite des Kais verschwand.

II.

Die Maskerade der Cholera *).

Ein Strom von Volk, welches der Maskerade vor-
:rkam, brach ungestüm durch den Bogengang auf den
lak herein, indem er lautes Geschrei ausstieß: Kinder
iesen auf blechernen Trompeten, Andere zischten, An-
:re pfiffen.

Durch dieses neue Schauspiel herbeigelockt, drängten
h der Steinbrecher, Zipolle und ihre Bande in
lasse nach der Seite des Gewölbes hin.

---

*) Man liest in dem Constitutionel, Sonnabend 31. März
332:

„Die Pariser richten sich nach dem Theile der Volksunterwei-
ng über die Cholera, welcher unter anderen Bewahrungsmitteln
rschreibt, keine Furcht vor der Krankheit zu haben, sich zu zer-
euen u. s. w. u. s. w. Die Belustigungen der Mitfasten sind
:n so glänzend und eben so ausgelassen gewesen, als die des Car-
vals selbst; seit lange hatte man nicht so viel Bälle zu dieser Zeit
s Jahres gesehen; selbst die Cholera ist der Gegenstand einer
:umziehenden Caricatur gewesen.“

Statt der zwei Speisewirthe, welche heutzutage zu jeder Seite der Straße Arcole bestehen, gab es damals hier nur einen einzigen, der zur Linken der Arkade wohnte und bei der lustigen Studentenwelt wegen der Vortrefflichkeit seiner Weine und seiner provençalischen Küche sehr im Rufe stand.

Bei dem ersten Schmettern der von Vorreitern geblasenen Trompeten, die in Livrée der Maskerade vorausritten, öffneten sich die Fenster des großen Saales der Wirthschaft, und die Serviette unter dem Arme neigten sich mehrere Aufwärter, ungeduldig, die Ankunft der seltsamen Gäste, welche sie erwarteten, zu sehen, aus den Fenstern.

Endlich erschien der wunderliche Zug unter ungeheurem Geschrei.

Die Maskerade bestand aus einem vierspännigen, von Männern und von Frauen zu Pferd begleiteten Wagen; Reiter und Amazonen trugen zu gleicher Zeit elegante und reiche Kostüme; die meisten dieser Masken gehörten dem wohlhabenden Mittelstande an.

Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß sich eine Maskerade organisire, um die Cholera zu verspotten, und durch diese Fröhlichkeitsbezeigung den Muth der erschreckten Bevölkerung wieder aufzurichten; sogleich entsprachen Künstler, junge Leute von Welt, Studenten, Handlungsdiener u. s. w. u. s. w. diesem Aufrufe, und obgleich bis dahin einander unbekannt, verbrüderten sie sich auf der Stelle; um das Fest voll-

dig zu machen, brachten mehrere ihre Geliebten mit; Unterzeichnung hatte die Kosten des Festes gedeckt, nach einem glänzenden, an dem anderen Ende von is eingenommenen Frühstück hatte sich am Morgen fröhliche Schaar herzhaft auf den Weg gemacht, um Tag durch ein Mittagessen auf dem Platze Notre-ne zu beschließen.

Wir sagen herzhaft, weil diese jungen Frauen eine erordentliche Geistesstärke, eine seltene Charakter-gkeit haben mußten, um so durch diese große, in ürzung und Entsetzen versenkte Stadt zu ziehen, fast bei jedem Schritte, ohne zu erbleichen, mit Ster-en beladenen Tragbahren und Wagen voller Leichen egegnen, kurz, um sich durch den seltsamsten Scherz die Seuche lustig zu machen, welche Paris deci-e.

Uebrigens konnte nur in Paris, und nur in einer ssen Klasse seiner Bevölkerung ein solcher Einfall ehen und sich verwirklichen.

Zwei wunderlich als Postillone des Leichengepränges leidete Männer, mit furchtbaren falschen Nasen ge-ückt, welche an ihrem Hute Trauerschleier von Rosa-) und in ihrem Knopfloche dicke Rosensträuße und sten von Krepp trugen, fuhren den zweiräderigen, vier Pferden bespannten Triumphwagen.

Auf diesem Wagen waren allegorische Personen auf-llt, welche vorstellten:

Den Wein,
Die Thorheit,
Die Liebe,
Das Spiel.

Diese symbolischen Wesen hätten den Auftrag, durch Pantomimen, Spötteleien und Verhöhnungen dem einfältigen Manne Cholera, einer Art trauriger und possierlicher Cassandra, den sie hänselten, den sie auf hunderterlei Weise foppten, das Leben außerordentlich sauer zu machen.

Die Moral der Sache bestand in Folgendem:

— Um der Cholera sicher zu trotzen, muß man trinken, lachen, spielen und lieben.

Der Wein hatte zum Repräsentanten einen dickwanstigen, untersetzten, vierschrötigen Silen, der einen Epheukranz auf der Stirn, ein Pantherfell auf der Schulter und einen großen, vergoldeten und mit Blumen umschlungenen Becher in der Hand trug.

Niemand Anderes als Nini-Moulin, der moralische und religiöse Schriftsteller, konnte den erstaunten und entzückten Zuschauern ein scharlachrotheres Ohr, einen mehr majestätischen Bauch, eine triumphirendere und feuerrothere Nase bieten.

Mit jedem Augenblicke that Nini-Moulin, als ob er seinen Becher leere, worauf er dem einfältigen Manne Cholera auf eine unverschämte Weise in's Gesicht lachte.

Der einfältige Mann Cholera, ein leichen-

ger Geronte, war halb in ein Grabtuch gehüllt; e grünliche Maske mit rothen und hohlen Augen 'n beständig den Tod auf eine der ergötzlichsten Wei- nachzuahmen; unter seiner geziemend gepuderten mit einer pyramidenförmigen Nachtmütze bedeckten ngeperücke waren sein Hals und einer seiner auch 'r dem Leichentuche hervorstehenden Arme mit einer nen, grünlichen Farbe gefärbt; seine abgemagerte, immer durch einen (nicht geheuchelten, sondern na- ichen) Fieberschauder geschüttelte Hand stützte sich einen Krückstock; endlich trug er, wie es jedem Ge- :e zukommt, rothe Strümpfe mit zugeschnallten Knie-)ern und hohe Pantoffeln von schwarzem Filz.

Dieser wunderliche Repräsentant der Cholera war che-tout-Nu.

Trotz eines langsamen und gefährlichen, durch den mäßigen Genuß von Branntwein und durch Aus- eifungen erzeugten Fiebers, eines Fiebers, das ihn lich auszehrte, war Jacques von Morok veranlaßt den, an dieser Maskerade Theil zu nehmen.

Der als Carreau-König gekleidete Thierbändiger e das Spiel vor.

Die Stirn mit einem Diadem von Goldpapier um- ngen, mit gefühllosem und bleichem Gesicht, welches nen langen, gelben Bart eingefaßt war, der vorn sein aus viereckigen Stücken von greller Farbe an- :tigtes Gewand herabfiel, hatte Morok vollkommen Aussehn seiner Rolle. Von Zeit zu Zeit schüttelte

er mit einer ernst-schlauen Miene vor den Augen des einfältigen Mannes Cholera einen großen Beutel voll klingender Spielmarken, auf welchen alle Arten von Spielkarten gemalt waren. Eine gewisse Unbehülflichkeit in der Bewegung seines rechten Armes zeigte an, daß der Thierbändiger noch ein wenig die Wunde fühle, welche ihm der schwarze Panther gemacht, ehe ihm von Djalma der Bauch aufgeschlitzt worden.

Die Thorheit, das Lachen vorstellend, kam ihrer Seits, um auf klassische Weise ihre Narrenkappe mit helltönenden und vergoldeten Schellen vor den Ohren des einfältigen Mannes Cholera zu schütteln; die Thorheit war ein hübsches, munteres und flinkes Mädchen, welche auf ihren schönen schwarzen Haaren eine scharlachrothe phrygische Mütze trug; sie ersetzte bei Couche-tout-Nu die arme Bacchanten-Königin, welche bei einem solchen Feste nicht gefehlt hätte, sie, die so lebenslustig und so fröhlich, sie, die noch vor Kurzem an einer Maskerade Theil genommen, welche vielleicht von einer minder philosophischen Bedeutung, aber eben so belustigend gewesen war.

Ein anderes hübsches Geschöpf, Mademoiselle Modeste Bornichoux, welche bei einem in Rufe stehenden Maler (einem der Reiter des Zuges) Modell stand, repräsentirte den Amor, und stellte ihn wundervoll vor; man konnte dem Amor kein reizenderes Gesicht und anmuthigere Formen verleihen. In eine blaue Tunica mit Flittern gekleidet, eine Binde von Blau und Silber um

kastanienbraunen Haare tragend, und zwei kleine
hsichtige Flügel hinter den weißen Schultern, schabte
or, seinen rechten Zeigefinger über seinen linken
zefinger kreuzend, von Zeit zu Zeit (man entschul-
diese Trivialität) dem einfältigen Manne
olera auf eine sehr artige und sehr unverschämte
se Rübchen!

Um die Hauptgruppe herum schwenkten andere, mehr
minder wunderliche Masken Fahnen, auf welchen
folgende, für den Umstand sehr anakreontische In-
ften las:

– Die Cholera begraben!
– Kurz und gut!
– Man muß lachen ... lachen, und immer
en!
– Die Feuerschürer werden die Cholera
Feuer werfen! *)
– Es lebe die Liebe!
– Es lebe der Wein!
– Aber so komm doch, schlechte Seuche!!

Es lag wirklich so viel verwegene Lustigkeit in die-
Maskerade, daß die meisten der Zuschauer in dem

Les flambards flamberont le Choléra! Es liegt hierin
icht wiederzugebendes Wortspiel. Les flambards, ein eigen-
licher Maskenanzug, flamber, Jemanden ohrfeigen, zum
l schicken u. s. w., aber auch Kleider, die aus verpesteten Ge-
n kommen, über das Feuer ziehen, um sie vom Ansteckungs-
zu reinigen. W.

Augenblicke, als sie über den Platz Notre-Dame zog, um sich zu dem Restaurant zu begeben, wo sie das Mittagessen erwartete, zu wiederholten Malen Beifall klatschten; diese Art von Bewunderung, welche der Muth, so thöricht, so blind er auch sein möge, immer einflößt, schien anderen Zuschauern (freilich von geringerer Anzahl) eine Art von, dem himmlischen Zorne gemachter Herausforderung; sie empfingen demnach auch den Zug mit unwilligem Murren.

Dieses außergewöhnliche Schauspiel und die verschiedenartigen Eindrücke, welche es hervorbrachte, waren wirklich zu außergewöhnlich, um richtig gewürdigt werden zu können; man weiß in Wahrheit nicht, ob diese muthige Prahlerei Lob oder Tadel verdient.

Außerdem ist die Erscheinung dieser Seuchen, welche von Jahrhunderten zu Jahrhunderten die Bevölkerungen decimirten, fast immer von einer Art moralischer Ueberspannung begleitet gewesen, der keiner von denjenigen entging, welche die Ansteckung verschonte; ein fieberhafter und seltsamer Schwindel, der bald die albernsten Vorurtheile, die grimmigsten Leidenschaften, und bald im Gegentheil die erhabenste Aufopferung, die muthigsten Handlungen hervorbringt; kurz, bei den Einen die Furcht vor dem Tode bis zu dem unsinnigsten Schrecken überspannt, während bei den Anderen die Geringschätzung des Lebens sich durch die verwegensten Prahlereien kund thut.

Ziemlich wenig sich um das Lob oder den Tadel be-

mmernd, welchen sie verdienen könnte, gelangte die
laskerade bis vor die Thür des Restaurants, und
elt unter allgemeinen Beifallsbezeugungen ihren Ein-
ig bei ihm.

Alles schien dazu beizutragen, diesen wunderlichen
infall durch die seltsamsten Contraste zu vervollstän-
gen...

So mußten sich, da das Weinhaus, in welchem die-
s ungewöhnliche Gelage stattfinden sollte, gerade nicht
eit von der alterthümlichen Kathedrale und dem Un-
ück einschließenden Spitale gelegen war, die religiösen
esänge der alten Basilica, das Geschrei der Sterben-
n und die Trinklieder der Zechenden eines um das
idere übertönen und sich hören lassen.

Von dem Wagen und vom Pferde gestiegen, nahmen
e Masken ihren Platz an dem Mahle ein, welches
: erwartete.

. . . .

Die Theilnehmer an der Maskerade saßen in einem
:oßen Saale des Restaurants zu Tische. Sie waren
öhlich, ausgelassen, lärmend; dennoch hatte ihre Fröh-
chkeit einen seltsamen Charakter...

Zuweilen erinnerten sich die Entschlossensten unwill-
rlich, daß sie bei diesem thörichten und verwegenen
ampfe gegen die Seuche ihr Leben auf das Spiel
ßten. Dieser traurige Gedanke ist schnell wie der
ieberschauder, welcher uns in einem Augenblicke er-
arrt; demnach verrieth auch von Zeit zu Zeit plötz-

liches, kaum eine Secunde lang dauerndes Schweigen diese vorübergehende Bangigkeit, welche außerdem bald wieder durch neue Ausbrüche lustiger Zurufe erstickt wurde, denn Jedermann sagte sich: — Keine Schwäche, mein Begleiter, meine Geliebte sieht mich.

Und Alle scherzten und stießen lustig mit den Gläsern an; Jedermann dutzte seinen Nachbar und trank vorzugsweise aus dem Glase seiner Nachbarin.

Couche-tout-Nu hatte die Maske und die Perücke des einfältigen Mannes Cholera abgelegt; die Magerkeit seiner bleifarbigen Züge, ihre kränkliche Bläſſe, das dunkele Feuer seiner hohlen Augen, zeugten von den beständigen Fortschritten der langsamen Krankheit, welche diesen durch das Uebermaß zu dem letzten Grade der Erschöpfung gelangten Unglücklichen verzehrte; obgleich er ein heimliches Feuer seine Eingeweide verzehren fühlte, so verbarg er doch unter einem erzwungenen und nervösen Lächeln seine Schmerzen.

Jacques zur Linken saß Morok, dessen unglückselige Gewalt über ihn immer mehr zunahm, und zu seiner Rechten das junge, als die Thorheit verkleidete Mädchen; zur Seite dieser brüstete sich Nini-Moulin in seiner majestätischen Wohlbeleibtheit, indem er oft that, als ob er seine Serviette unter dem Tische suche, um die Kniee seiner anderen Nachbarin, der Mademoiselle Modeste zu drücken, welche den Amor vorstellte.

Die Meisten der Tischgenossen hatten sich nach ihrem

befallen zusammen gesetzt, Jeder zur Seite der Seini-
en, und Jeder der Nichtversehenen wo er gekonnt
atte. Man war an dem zweiten Gange, die Vortreff-
ichkeit der Weine, die guten Gerichte, das Außerordent-
iche der Lage selbst hatte die Köpfe auf das Höchste
berspannt, wie man sich durch die ungewöhnlichen
Vorfälle des folgenden Auftrittes wird überzeugen
önnen.

III.

Der seltsame Kampf.

Zwei bis drei Mal war einer der Aufwärter des Restaurants hereingetreten und hatte, ohne daß es die Gäste bemerkt, etwas leise mit seinen Kameraden gesprochen, indem er mit ausdrucksvoller Geberde nach der Decke des Festsaales zeigte; aber seine Kameraden hatten auf seine Bemerkungen und Befürchtungen durchaus keine Rücksicht genommen, indem sie ohne Zweifel die Gäste nicht stören wollten, deren ausgelassene Lustigkeit immer zuzunehmen schien.

— Wer wird jetzt noch an der Vorzüglichkeit unserer Manier, diese unverschämte Cholera zu behandeln, zweifeln? Hat sie gewagt, unsere heilige Schaar zu überfallen? — sagte ein stattlicher Marktschreier-Türk, einer der Bannerträger der Maskerade.

— Da ist das ganze Geheimniß, — erwiederte ein Anderer. — Es ist sehr einfach: der einfältigen Cholera in's Gesicht lachen, und sie wendet uns auf der Stelle den Rücken.

fleischt! Neben ihr wäre Michel Angelo nur ein Schüler.

— Zugestanden ... — riefen Alle mit einer Stimme aus. — Die Cholera eine schlechte Coloristin ... aber merkwürdige Zeichnerin!

— Uebrigens, meine Herren, — begann Nini-Moulin wieder mit komischem Ernste, — liegt in dieser Seuche eine närrische Lehre der Vorsehung ... wie der große Bossuet sagen würde ...

— Die Lehre! die Lehre!

— Ja, meine Herren, ... ich meine eine Stimme von Oben zu hören, die uns zuruft: Trinkt vom Besten, leert Euren Geldbeutel und küßt die Frau Eures Nächsten ... denn Eure Stunden sind vielleicht gezählt ... Unglückliche!!!

Indem er dieses sagte, benutzte der orthodoxe Silen einen Moment der Zerstreuung der Mademoiselle Modeste, seiner Nachbarin, um auf der blühenden Wange Amors einen derben und schallenden Kuß zu pflücken.

Das Beispiel war ansteckend, ein munteres Schnalzen von Küssen mischte sich unter schallendes Gelächter.

— Schock tausend Sapperlot! — rief der große Maler aus, indem er Nini-Moulin auf eine lustige Weise drohete, — Ihr seid sehr glücklich, daß vielleicht morgen der Welt Ende ist; ohne das würde ich Händel mit Euch suchen, daß Ihr Amor geküßt habt, der meine Geliebte ist.

— Das beweiset Euch, o Rubens, o Raphael, der

in einer Stunde wird ein Onkel oder ein Nebenverwandter ein verehrter Wohlthäter.

— Und die Leute, welche die Sucht haben, immer nach den Stellen Anderer zu verlangen! welchen mächtigen Gevatter sie in der Cholera finden werden!

— Und wie das so viele Schwüre der Beständigkeit wahr machen wird! — sagte Mademoiselle Modeste auf eine empfindsame Weise; — wie viele Schufte haben einem sanften und schwachen Weibe geschworen, sie ihr Lebenlang zu lieben, die nicht erwarteten die Türken! ihrem Worte so getreu zu sein.

— Meine Herren, — rief Nini-Moulin aus, — da wir uns jetzt vielleicht an dem Vorabende der Welt Ende befinden, wie der hier anwesende berühmte Maler sagt, so schlage ich vor, eine verkehrte Welt zu spielen; ich verlange, daß diese Damen uns den Hof machen, daß sie uns herausfordern, daß sie uns necken, daß sie uns Küsse stehlen, daß sie sich alle Arten von Freiheiten mit uns nehmen, und selbst, meiner Treue, um so schlimmer! . . . man stirbt nicht daran, verlange ich sogar, daß sie uns mißhandeln; ja, ich erkläre, daß ich mich mißhandeln lasse, daß ich auffordere, mich zu mißhandeln . . . Demnach also, Amor, kannst Du mich mit der gröbsten Schmähung begünstigen, die man einem tugendhaften und züchtigen Junggesellen anthun kann, — fügte der religiöse Schriftsteller hinzu, indem er sich zu Mademoiselle Modeste neigte, die ihn wie eine Ausgelassene zurückstieß.

in einer Stunde wird ein Onkel oder ein Nebenverwandter ein verehrter Wohlthäter.

— Und die Leute, welche die Sucht haben, immer nach den Stellen Anderer zu verlangen! welchen mächtigen Gevatter sie in der Cholera finden werden!

— Und wie das so viele Schwüre der Beständigkeit wahr machen wird! — sagte Mademoiselle Modeste auf eine empfindsame Weise; — wie viele Schufte haben einem sanften und schwachen Weibe geschworen, sie ihr Lebenlang zu lieben, die nicht erwarteten die Türken! ihrem Worte so getreu zu sein.

— Meine Herren, — rief Nini-Moulin aus, — da wir uns jetzt vielleicht an dem Vorabende der Welt Ende befinden, wie der hier anwesende berühmte Maler sagt, so schlage ich vor, eine verkehrte Welt zu spielen; ich verlange, daß diese Damen uns den Hof machen, daß sie uns herausfordern, daß sie uns necken, daß sie uns Küsse stehlen, daß sie sich alle Arten von Freiheiten mit uns nehmen, und selbst, meiner Treue, um so schlimmer! . . . man stirbt nicht daran, verlange ich sogar, daß sie uns mißhandeln; ja, ich erkläre, daß ich mich mißhandeln lasse, daß ich auffordere, mich zu mißhandeln . . . Demnach also, Amor, kannst Du mich mit der gröbsten Schmähung begünstigen, die man einem tugendhaften und züchtigen Junggesellen anthun kann, — fügte der religiöse Schriftsteller hinzu, indem er sich zu Mademoiselle Modeste neigte, die ihn wie eine Ausgelassene zurückstieß.

in einer Stunde wird ein Onkel oder ein Nebenverwandter ein verehrter Wohlthäter.

— Und die Leute, welche die Sucht haben, immer nach den Stellen Anderer zu verlangen! welchen mächtigen Gevatter sie in der Cholera finden werden!

— Und wie das so viele Schwüre der Beständigkeit wahr machen wird! — sagte Mademoiselle Modeste auf eine empfindsame Weise; — wie viele Schufte haben einem sanften und schwachen Weibe geschworen, sie ihr Lebenlang zu lieben, die nicht erwarteten die Türken! ihrem Worte so getreu zu sein.

— Meine Herren, — rief Nini-Moulin aus, — da wir uns jetzt vielleicht an dem Vorabende der Welt Ende befinden, wie der hier anwesende berühmte Maler sagt, so schlage ich vor, eine verkehrte Welt zu spielen; ich verlange, daß diese Damen uns den Hof machen, daß sie uns herausfordern, daß sie uns necken, daß sie uns Küsse stehlen, daß sie sich alle Arten von Freiheiten mit uns nehmen, und selbst, meiner Treue, um so schlimmer! . . . man stirbt nicht daran, verlange ich sogar, daß sie uns mißhandeln; ja, ich erkläre, daß ich mich mißhandeln lasse, daß ich auffordere, mich zu mißhandeln . . . Demnach also, Amor, kannst Du mich mit der gröbsten Schmähung begünstigen, die man einem tugendhaften und züchtigen Junggesellen anthun kann, — fügte der religiöse Schriftsteller hinzu, indem er sich zu Mademoiselle Modeste neigte, die ihn wie eine Ausgelassene zurückstieß.

in einer Stunde wird ein Onkel oder ein Nebenverwandter ein verehrter Wohlthäter.

— Und die Leute, welche die Sucht haben, immer nach den Stellen Anderer zu verlangen! welchen mächtigen Gevatter sie in der Cholera finden werden!

— Und wie das so viele Schwüre der Beständigkeit wahr machen wird! — sagte Mademoiselle Modeste auf eine empfindsame Weise; — wie viele Schufte haben einem sanften und schwachen Weibe geschworen, sie ihr Lebenlang zu lieben, die nicht erwarteten die Türken! ihrem Worte so getreu zu sein.

— Meine Herren, — rief Nini-Moulin aus, — da wir uns jetzt vielleicht an dem Vorabende der Welt Ende befinden, wie der hier anwesende berühmte Maler sagt, so schlage ich vor, eine verkehrte Welt zu spielen; ich verlange, daß diese Damen uns den Hof machen, daß sie uns herausfordern, daß sie uns necken, daß sie uns Küsse stehlen, daß sie sich alle Arten von Freiheiten mit uns nehmen, und selbst, meiner Treue, um so schlimmer! . . . man stirbt nicht daran, verlange ich sogar, daß sie uns mißhandeln; ja, ich erkläre, daß ich mich mißhandeln lasse, daß ich auffordere, mich zu mißhandeln . . . Demnach also, Amor, kannst Du mich mit der gröbsten Schmähung begünstigen, die man einem tugendhaften und züchtigen Junggesellen anthun kann, — fügte der religiöse Schriftsteller hinzu, indem er sich zu Mademoiselle Modeste neigte, die ihn wie eine Ausgelassene zurückstieß.

trocknete, — er mußte darauf gefaßt sein, es ist nicht möglich, dem zu entgehen.

— Ich bleibe nicht hier, das wird gleich anfangen.

— Du wirst auch gut thun, mit Deinem bestürzten Gesichte machst Du schon Aufsehn; geh, und sag' dem Patron, daß er abwarten müsse, was geschehe.

Dieser Vorfall ging unter dem zunehmenden Lärmen des lustigen Festes fast unbemerkt vorüber.

Indessen, ein einziger unter den Gästen lachte nicht, trank nicht, das war Couche-tout-Nu; mit finsterem, starrem Auge blickte er in den leeren Raum; fremd dem, was um ihn herum vorging, dachte der Unglückliche an die Bacchanten-Königin, welche so glänzend, so lustig bei einem ähnlichen Gelage gewesen war. Das Andenken an dieses Geschöpf, welches er immer noch außerordentlich liebte, war der einzige Gedanke, welcher ihn von Zeit zu Zeit seiner Stumpfsinnigkeit entriß.

Wie wunderlich! Jacques hatte nur eingewilligt, an dieser Maskerade Theil zu nehmen, weil ihn dieser tolle Tag an den letzten, mit Céphysen zugebrachten Festtag erinnerte: an jenes Frühstück, in Folge einer auf dem Maskenballe zugebrachten Nacht, an das lustige Mahl, in Mitte dessen die Bacchanten-Königin durch eine seltsame Ahnung folgenden traurigen Toast in Bezug auf die Seuche ausgebracht hatte, welche, wie man sagte, sich Frankreich nähere: — Auf die Cholera! — hatte Céphyse gesagt. — Möge sie die-

trocknete, — er mußte darauf gefaßt sein, es ist nicht möglich, dem zu entgehen.

— Ich bleibe nicht hier, das wird gleich anfangen.

— Du wirst auch gut thun, mit Deinem bestürzten Gesichte machst Du schon Aufsehn; geh, und sag' dem Patron, daß er abwarten müsse, was geschehe.

Dieser Vorfall ging unter dem zunehmenden Lärmen des lustigen Festes fast unbemerkt vorüber.

Indessen, ein einziger unter den Gästen lachte nicht, trank nicht, das war Couche-tout-Nu; mit finsterem, starrem Auge blickte er in den leeren Raum; fremd dem, was um ihn herum vorging, dachte der Unglückliche an die Bacchanten-Königin, welche so glänzend, so lustig bei einem ähnlichen Gelage gewesen war. Das Andenken an dieses Geschöpf, welches er immer noch außerordentlich liebte, war der einzige Gedanke, welcher ihn von Zeit zu Zeit seiner Stumpfsinnigkeit entriß.

Wie wunderlich! Jacques hatte nur eingewilligt, an dieser Maskerade Theil zu nehmen, weil ihn dieser tolle Tag an den letzten, mit Cépbysen zugebrachten Festtag erinnerte: an jenes Frühstück, in Folge einer auf dem Maskenballe zugebrachten Nacht, an das lustige Mahl, in Mitte dessen die Bacchanten-Königin durch eine seltsame Ahnung folgenden traurigen Toast in Bezug auf die Seuche ausgebracht hatte, welche, wie man sagte, sich Frankreich nähere: — Auf die Cholera! — hatte Cépbyse gesagt. — Möge sie die-

heit weigere ich mich zu trinken, he? Morok? antworte doch.

— Laßt es gut sein, mein Wackerer, Alle, die wir hier sind, haben wir heute unsere Probe abgelegt, — sagte einer der Tischgenossen zu Jacques, — und besonders Ihr habt trotz dem, daß Ihr ein wenig krank waret, den Muth gehabt, die Rolle der einfältigen Cholera zu übernehmen.

— Meine Herren, — begann Morok wieder, als er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und auf Couche-tout-Nu gerichtet sah, — ich scherzte, denn wenn der Kamerad (er deutete auf Jacques) die Unbesonnenheit gehabt hätte, mein Anerbieten anzunehmen, so wäre er nicht verwegen, sondern thöricht gewesen ... Glücklicher Weise ist er so gescheidt gewesen, auf diese, in diesem Augenblicke so gefährliche Windbeutelei zu verzichten, und ich ...

— Zwei Flaschen Cognac, Kellner! — sagte Couche-tout-Nu, indem er Morok mit zornigem Unwillen in die Rede fiel ... — und zwei Gläser.

— Was willst Du thun? — sagte Morok, indem er ein besorgtes Erstaunen heuchelte. — Wozu zwei Flaschen Cognac?

— Zu einem Zweikampf! ... — sagte Jacques in frostigem und entschlossenem Tone.

— Ein Zweikampf! — rief man erstaunt aus.

— Ja ... — erwiederte Jacques, — ein Zweikampf ... auf Cognac; ... Du behauptest, daß eben

bacchischen Kampfes vorgehen würde, den Saal verließ.

Nichts desto weniger wurde Jacques' thörichtem und gefährlichem Entschlusse von der Mehrzahl Beifall gezollt.

Nini-Moulin schaukelte sich auf seinem Stuhle, stampfte mit den Füßen und schrie aus vollem Halse:

— Bacchus und mein Durst!! mein Glas und meine Kanne!! ... die Gurgeln sind offen! Cognac zum Löschen! ... reichlich! reichlich! ...

Und er küßte Mademoiselle Modeste als wahrer Kämpe des Turniers, indem er, um diese Freiheit zu entschuldigen, hinzufügte:

— Amor, Du wirst die Königin der Schönheit sein ... ich koste das Glück des Siegers! ...

— Cognac zum Löschen! — wiederholte man im Chor, — reichlich! ...

— Meine Herren, — fügte Nini-Moulin mit Begeisterung hinzu, — werden wir gleichgiltig bei dem edlen Beispiele bleiben, welches uns der einfältige Mann Cholera (er deutete auf Jacques) giebt; er hat hochmüthiger Weise Cognac gesagt, ... antworten wir ihm stolzer Weise Punsch! ...

— Ja! ja! Punsch! ...

— Punsch zum Löschen! ...

— Kellner! — rief der religiöse Schriftsteller mit einer Stentorstimme, — Kellner! — Kellner! habt Ihr hier einen Kessel, eine Bütte, eine Brauphanne, irgend

bacchischen Kampfes vorgehen würde, den Saal verließ.

Nichts desto weniger wurde Jacques' thörichtem und gefährlichem Entschlusse von der Mehrzahl Beifall gezollt.

Rini-Moulin schaukelte sich auf seinem Stuhle, stampfte mit den Füßen und schrie aus vollem Halse:

— Bacchus und mein Durst!! mein Glas und meine Kanne!! ... die Gurgeln sind offen! Cognac zum Löschen! ... reichlich! reichlich! ...

Und er küßte Mademoiselle Modeste als wahrer Kämpe des Turniers, indem er, um diese Freiheit zu entschuldigen, hinzufügte:

— Amor, Du wirst die Königin der Schönheit sein ... ich koste das Glück des Siegers! ...

— Cognac zum Löschen! — wiederholte man im Chor, — reichlich! ...

— Meine Herren, — fügte Rini-Moulin mit Begeisterung hinzu, — werden wir gleichgültig bei dem edlen Beispiele bleiben, welches uns der einfältige Mann Cholera (er deutete auf Jacques) giebt; er hat hochmüthiger Weise Cognac gesagt, ... antworten wir ihm stolzer Weise Punsch! ...

— Ja! ja! Punsch! ...

— Punsch zum Löschen! ...

— Kellner! — rief der religiöse Schriftsteller mit einer Stentorstimme, — Kellner! — Kellner! habt Ihr hier einen Kessel, eine Bütte, eine Brauspfanne, irgend

bacchischen Kampfes vorgehen würde, den Saal verließ.

Nichts desto weniger wurde Jacques' thörichtem und gefährlichem Entschlusse von der Mehrzahl Beifall gezollt.

Nini-Moulin schaukelte sich auf seinem Stuhle, stampfte mit den Füßen und schrie aus vollem Halse:

— Bacchus und mein Durst!! mein Glas und meine Kanne!! ... die Gurgeln sind offen! Cognac zum Löschen! ... reichlich! reichlich! ...

Und er küßte Mademoiselle Modeste als wahrer Kämpe des Turniers, indem er, um diese Freiheit zu entschuldigen, hinzufügte:

— Amor, Du wirst die Königin der Schönheit sein ... ich koste das Glück des Siegers! ...

— Cognac zum Löschen! — wiederholte man im Chor, — reichlich! ...

— Meine Herren, — fügte Nini-Moulin mit Begeisterung hinzu, — werden wir gleichgültig bei dem edlen Beispiele bleiben, welches uns der einfältige Mann Cholera (er deutete auf Jacques) giebt; er hat hochmüthiger Weise Cognac gesagt, ... antworten wir ihm stolzer Weise Punsch! ...

— Ja! ja! Punsch! ...

— Punsch zum Löschen! ...

— Kellner! — rief der religiöse Schriftsteller mit einer Stentorstimme, — Kellner! — Kellner! habt Ihr hier einen Kessel, eine Bütte, eine Brauspfanne, irgend

haben würde, daß man sich darein ergeben müsse u. s. w. u. s. w.

Plötzlich hörte man mitten in einem jener Momente des Schweigens, welche zuweilen während des größten Getümmels entstehen, mehrere dumpfe und abgemessene Schläge über dem Festsaale erdröhnen.

Jedermann schwieg, und man horchte ...

---

haben würde, daß man sich darein ergeben müsse u. s. w. u. s. w.

Plötzlich hörte man mitten in einem jener Momente des Schweigens, welche zuweilen während des größten Getümmels entstehen, mehrere dumpfe und abgemessene Schläge über dem Festsaale erdröhnen.

Jedermann schwieg, und man horchte ...

---

mann oder Hausherr Stille verlangt, so will das Herkommen, daß man ihm augenblicklich durch eine höllische Katzenmusik antwortet, die bestimmt ist, den Einsprechenden, wenn es sein kann, auf der Stelle taub zu machen. Das sind zum Mindesten, — fügte der Malerlehrling bescheiden hinzu, — die auswärtigen Beziehungen, die ich immer zwischen plafonitrophischen Mächten habe in Ausführung bringen sehen.

Diese ein wenig gewagte Wortfabrikation wurde durch allgemeines Gelächter und Bravorufen aufgenommen.

Während dieses Lärmens befragte Morok einen der Aufwärter, empfing seine Antwort und rief mit einer durchdringenden Stimme, welche das Getöse übertönte:

— Ich bitte um's Wort!

— Bewilligt . . . — rief man fröhlich.

Während der Stille, welche der Anrede Moroks folgte, ließ sich das Klopfen von Neuem hören: es war dieses Mal schneller auf einander folgend.

— Der Miethsmann ist unschuldig, — sagte Morok mit einem Unheil verkündenden Lächeln; — er ist nicht im Stande, sich in irgend Etwas den Ausbrüchen unserer Freude zu widersetzen.

— Warum klopft er denn dann dort oben wie ein Tauber? — sagte Nini-Moulin, indem er sein Glas leerte.

— Wie ein Tauber, der seinen Stock verloren hat? — fügte der angehende Maler hinzu.

mann oder Hausherr Stille verlangt, so will das Herkommen, daß man ihm augenblicklich durch eine höllische Katzenmusik antwortet, die bestimmt ist, den Einsprechenden, wenn es sein kann, auf der Stelle taub zu machen. Das sind zum Mindesten, — fügte der Malerlehrling bescheiden hinzu, — die auswärtigen Beziehungen, die ich immer zwischen plafonitrophischen Mächten habe in Ausführung bringen sehen.

Diese ein wenig gewagte Wortfabrikation wurde durch allgemeines Gelächter und Bravorufen aufgenommen.

Während dieses Lärmens befragte Morok einen der Aufwärter, empfing seine Antwort und rief mit einer durchdringenden Stimme, welche das Getöse übertönte:

— Ich bitte um's Wort!

— Bewilligt ... — rief man fröhlich.

Während der Stille, welche der Anrede Moroks folgte, ließ sich das Klopfen von Neuem hören: es war dieses Mal schneller auf einander folgend.

— Der Miethsmann ist unschuldig, — sagte Morok mit einem Unheil verkündenden Lächeln; — er ist nicht im Stande, sich in irgend Etwas den Ausbrüchen unserer Freude zu widersetzen.

— Warum klopft er denn dann dort oben wie ein Tauber? — sagte Nini-Moulin, indem er sein Glas leerte.

— Wie ein Tauber, der seinen Stock verloren hat? — fügte der angehende Maler hinzu.

mann oder Hausherr Stille verlangt, so will das Herkommen, daß man ihm augenblicklich durch eine höllische Katzenmusik antwortet, die bestimmt ist, den Einsprechenden, wenn es sein kann, auf der Stelle taub zu machen. Das sind zum Mindesten, — fügte der Malerlehrling bescheiden hinzu, — die auswärtigen Beziehungen, die ich immer zwischen plafonitrophischen Mächten habe in Ausführung bringen sehen.

Diese ein wenig gewagte Wortfabrikation wurde durch allgemeines Gelächter und Bravorufen aufgenommen.

Während dieses Lärmens befragte Morok einen der Aufwärter, empfing seine Antwort und rief mit einer durchdringenden Stimme, welche das Getöse übertönte:

— Ich bitte um's Wort!

— Bewilligt ... — rief man fröhlich.

Während der Stille, welche der Anrede Moroks folgte, ließ sich das Klopfen von Neuem hören: es war dieses Mal schneller auf einander folgend.

— Der Miethsmann ist unschuldig, — sagte Morok mit einem Unheil verkündenden Lächeln; — er ist nicht im Stande, sich in irgend Etwas den Ausbrüchen unserer Freude zu widersetzen.

— Warum klopft er denn dann dort oben wie ein Tauber? — sagte Nini-Moulin, indem er sein Glas leerte.

— Wie ein Tauber, der seinen Stock verloren hat? — fügte der angehende Maler hinzu.

mann oder Hausherr Stille verlangt, so will das Herkommen, daß man ihm augenblicklich durch eine höllische Katzenmusik antwortet, die bestimmt ist, den Einsprechenden, wenn es sein kann, auf der Stelle taub zu machen. Das sind zum Mindesten, — fügte der Malerlehrling bescheiden hinzu, — die auswärtigen Beziehungen, die ich immer zwischen plafonitrophischen Mächten habe in Ausführung bringen sehen.

Diese ein wenig gewagte Wortfabrikation wurde durch allgemeines Gelächter und Bravorufen aufgenommen.

Während dieses Lärmens befragte Morok einen der Aufwärter, empfing seine Antwort und rief mit einer durchdringenden Stimme, welche das Getöse übertönte:

— Ich bitte um's Wort!

— Bewilligt ... — rief man fröhlich.

Während der Stille, welche der Anrede Moroks folgte, ließ sich das Klopfen von Neuem hören: es war dieses Mal schneller auf einander folgend.

— Der Miethsmann ist unschuldig, — sagte Morok mit einem Unheil verkündenden Lächeln; — er ist nicht im Stande, sich in irgend Etwas den Ausbrüchen unserer Freude zu widersetzen.

— Warum klopft er denn dann dort oben wie ein Tauber? — sagte Nini-Moulin, indem er sein Glas leerte.

— Wie ein Tauber, der seinen Stock verloren hat? — fügte der angehende Maler hinzu.

Die Stille wurde so groß, daß man das durch den Schrecken beklommene Athemholen Einiger hörte: die letzten Hammerschläge schienen schmerzlich in Aller Herzen wieder zu hallen; man hätte sagen können, daß so viele bis dahin unterdrückte traurige und schmerzliche Gefühle an die Stelle dieser Lebendigkeit, dieser mehr künstlichen als aufrichtigen Heiterkeit träten.

Der Moment war entscheidend. Man mußte augenblicklich ein Hauptmittel anwenden, die Gemüther der Gäste, welche sich zu entmuthigen begannen, wieder aufzumuntern; denn mehrere hübsche rosige Gesichter erbleichten bereits, einige scharlachrothe Ohren wurden plötzlich weiß; die Rini-Moulins gehörten zu dieser Zahl.

Couche-tout-Nu wurde im Gegentheile verwegener und aufgeweckter; seine durch die Erschöpfung gekrümmte Gestalt wieder aufrichtend, rief er mit leicht geröthetem Gesicht:

— Nun, Kellner! und diese Flaschen Branntwein? Gottes Blitz! und dieser Punsch? Beim Teufel! ist es denn an den Todten, die Lebendigen zittern zu lassen!

— Er hat Recht, weg mit der Traurigkeit, ja ja, den Punsch! — riefen mehrere Gäste, die das Bedürfniß fühlten, sich wieder zu ermuthigen.

— Den Punsch herbei! ...

— Zum Henker mit dem Kummer! ...

— Es lebe die Lust!

— Hier ist der Punsch, meine Herren, — sagte einer der Aufwärter, indem er die Thür öffnete.

— Ich weigere mich nicht, Kampfrichter zu sein, — antwortete der religiöse Schriftsteller; — nur muß ich Euch vorher sagen, daß Ihr gewagtes Spiel spielt, mein Kamerad .... und daß in dieser Zeit ... wie einer dieser Herren gesagt hat, es vielleicht noch weit gefährlicher ist, sich den Hals einer Flasche Branntwein zwischen die Zähne zu stecken, als den Lauf einer geladenen Pistole, und ....

— Kommandirt das Feuer ... mein Alter, — sagte Jacques, indem er Nini-Moulin unterbrach, — oder ich kommandire es selbst.

— Da Ihr es wollt ... so sei es.

— Der Erste, welcher verzichtet, ist besiegt, — sagte Jacques.

— Das versteht sich, — antwortete Morok.

— Vorwärts, meine Herren, Achtung ... und richten wir die Hiebe, so darf man es nennen, — begann Nini-Moulin wieder. — Aber sehen wir zuvörderst nach, ob die Flaschen gleich sind; ... die Gleichheit der Waffen vor Allem!

Während dieser Vorbereitungen herrschte ein tiefes Schweigen in dem Saale.

Der einen Augenblick durch die Ankunft des Punsches wieder gestärkte Muth der Anwesenden sank von Neuem unter der Last trauriger Gedanken; man ahnete dunkel die Gefahr dieser von Morok dem Jacques gemachten

Moulins, welche Aufmerksamkeit forderte, die Gesellschaft für einen Augenblick.

— Der Kampfplatz ist eröffnet, — rief der religiöse Schriftsteller, besorgter und entsetzter, als er es sich merken ließ.

— Seid Ihr bereit, wackere Kämpen? — fügte er hinzu.

— Wir sind bereit, — sagte Morok und Jacques.

— An ... Feuer ... — rief Nini-Moulin, indem er in seine Hände klatschte.

Die beiden Trinker leerten jeder in einem Zuge ein gewöhnliches, mit Cognac gefülltes Glas.

Morok zuckte nicht; sein marmorfarbiges Antlitz blieb regungslos; er stellte sein Glas wieder mit fester Hand auf den Tisch.

Aber Jacques konnte, indem er sein Glas hinstellte, ein leichtes krampfhaftes, durch ein inneres Leiden verursachtes Erbeben nicht unterdrücken.

— Das nenne ich tapfer getrunken ... — rief Nini-Moulin, — mit einem einzigen Zuge den vierten Theil einer Flasche Cognac auszutrinken, das ist triumphirend! ... Niemand hier wäre einer solchen Heldenthat fähig ... und wenn Ihr mir folgen wollt, würdige Kämpen, so bleibt Ihr dabei stehen.

— Kommandirt das Feuer ... — erwiederte Couche-tout-Nu verwegen.

Und mit seiner vom Fieber geschüttelten Hand ergriff

Moulins, welche Aufmerksamkeit forderte, die Gesellschaft für einen Augenblick.

— Der Kampfplatz ist eröffnet, — rief der religiöse Schriftsteller, besorgter und entsetzter, als er es sich merken ließ.

— Seid Ihr bereit, wackere Kämpen? — fügte er hinzu.

— Wir sind bereit, — sagte Morok und Jacques.

— An ... Feuer ... — rief Nini-Moulin, indem er in seine Hände klatschte.

Die beiden Trinker leerten jeder in einem Zuge ein gewöhnliches, mit Cognac gefülltes Glas.

Morok zuckte nicht; sein marmorfarbiges Antlitz blieb regungslos; er stellte sein Glas wieder mit fester Hand auf den Tisch.

Aber Jacques konnte, indem er sein Glas hinstellte, ein leichtes krampfhaftes, durch ein inneres Leiden verursachtes Erbeben nicht unterdrücken.

— Das nenne ich tapfer getrunken ... — rief Nini-Moulin, — mit einem einzigen Zuge den vierten Theil einer Flasche Cognac auszutrinken, das ist triumphirend! ... Niemand hier wäre einer solchen Heldenthat fähig ... und wenn Ihr mir folgen wollt, würdige Kämpen, so bleibt Ihr dabei stehen.

— Kommandirt das Feuer ... — erwiederte Couche-tout-Nu verwegen.

Und mit seiner vom Fieber geschüttelten Hand ergriff

Jacques begegnete dem spöttischen Blicke Moroks, der fortwährend mit seiner gewöhnlichen Gleichgiltigkeit trank.

Indem er in dem Blicke Moroks den Ausdruck eines beleidigenden Triumphes zu lesen glaubte, erhob Jacques hastig den Arm, und trank nochmals gierig einige Schlucke ...

Seine Kräfte waren zu Ende, ein unauslöschliches Feuer verzehrte ihm die Brust, das Leiden war zu gräßlich; ... er vermochte ihm nicht zu widerstehen; ... sein Kopf sank zurück ... seine Kinnbacken schlossen sich krampfhaft, er zerbrach den Hals der Flasche zwischen seinen Zähnen, sein Hals streckte sich ... krampfhafte Zuckungen verzogen seine Glieder, und er verlor fast die Besinnung.

— Jacques ... mein Junge ... es hat nichts zu bedeuten, — rief Morok aus, dessen grimmiger Blick von einer teuflischen Freude leuchtete.

Hierauf seine Flasche wieder auf den Tisch stellend, stand er auf, um Nini-Moulin beizustehen, der vergebens Couche-tout-Nu zu halten suchte.

Diese plötzliche Krisis bot kein Symptom der Cholera, dennoch aber bemächtigte sich ein plötzlicher Schrecken der Anwesenden, eine der Frauen hatte einen heftigen Nervenanfall, eine andere wurde ohnmächtig, indem sie durchdringendes Geschrei ausstieß.

Jacques in Moroks Händen lassend eilte Nini-Moulin

V.

Erinnerungen.

Die Person, vor welcher Nini-Moulin mit einem so großen Erstaunen stehen geblieben war, war die Bacchanten-Königin.

Abgezehrt, bleich, mit verwirrten Haaren, hohlen Wangen, tief liegenden Augen, fast in Lumpen gekleidet, war diese glänzende und lustige Heldin so vieler ausgelassenen Gelage nur noch ein Schatten früherer Tage. Das Elend und das Leiden hatten ihre ehedem reizenden Züge entstellt.

Kaum in den Saal getreten, blieb Cephyse stehen; ihr finsterer und besorgter Blick versuchte durch das Halbdunkel des Saales zu dringen, um denjenigen in ihm aufzufinden, welchen sie suchte ... Plötzlich erbebte das junge Mädchen und stieß einen lauten Schrei aus ...

Sie hatte auf der anderen Seite der langen Tafel bei dem bläulichen Scheine des Punsches Jacques er-

Hände mit Thränen und Küssen, und rief mit durch Schluchzen unterbrochener Stimme:

— Jacques ... ich bin es ... Cephyse ... Ich finde Dich wieder ... Es ist nicht meine Schuld, wenn ich Dich verlassen habe ... Vergieb mir ...

— Unglückselige! — rief Morok, erzürnt über dieses für seine Pläne vielleicht verderbliche Zusammentreffen, — Sie wollen ihn also umbringen; ... in dem Zustande, in welchem er sich befindet, wird ihm diese Erschütterung unglückbringend sein; entfernen Sie sich.

Und er faßte Cephysen auf eine rohe Weise beim Arme, während Jacques, welcher aus einem schmerzlichen Traume zu erwachen schien, das, was um ihn her vorging, zu unterscheiden begann.

— Sie ... Sie sind es! — rief die Bacchanten-Königin auf das Höchste erstaunt, als sie Morok erkannte, — Sie, der Sie mich von Jacques getrennt haben ...

Sie unterbrach sich, denn auf ihr verweilend hatte sich der verschleierte Blick Couche-tout-Nu's zu beleben geschienen.

— Cephyse ... Du bist es ... — murmelte Jacques.

— Ja, ich bin es ... — fügte sie mit tief bewegter Stimme hinzu, — ich bin es ... ich komme ... ich will Dir sagen ...

Sie vermochte nicht fortzufahren, faltete krampfhaft ihre beiden Hände, und auf ihrem bleichen, eingefalle-

fehst Du, ... im Magen, ... einen Scheffel glühender Kohlen hätte, so würde mich das nicht mehr brennen ... Seit länger als einem Monate fühle ich mich langsam verzehren. — Uebrigens, dieser Herr ist es ... — und er bezeichnete mit einer Bewegung des Kopfes Morok, — dieser liebe Freund ist es ... welcher es immer übernommen hat, das Feuer zu schüren ... Dann ferner ... sehne ich mich nicht nach dem Leben ... Ich habe die Gewohnheit der Arbeit verloren, und die ... des Trinkens angenommen ... Ich wäre am Ende ein elender Lump geworden; ich ziehe es vor, meinen Freund sich damit belustigen zu lassen, eine Gluth in meiner Brust anzuzünden ... Seit dem, was ich so eben getrunken habe, bin ich überzeugt, daß es darin flammt, wie dort der Punsch ...

— Du bist ein Narr und ein Undankbarer, — sagte Morok, die Achseln zuckend, — Du hast Dein Glas hingehalten, und ich habe eingeschenkt ... Und bei Gott, wir werden noch lange und oft mit einander anstoßen.

Seit einigen Augenblicken ließ Cephyse Morok nicht mehr aus den Augen.

— Ich sage, daß Du seit langer Zeit das Feuer anbläsest, an welchem ich mein Fell verbrannt haben werde, — erwiederte Jacques mit schwacher Stimme, indem er sich an Morok wandte, — damit man nicht meint, daß ich an der Cholera sterbe ... man könnte sonst glauben, daß ich Furcht vor meiner Rolle gehabt hätte. Das ist also kein Vorwurf, den ich Dir mache,

habe ... habe ich etwas Wohlthuendes im Herzen gespürt; weißt Du, warum? ... weil ich mir gesagt habe: — Armes Mädchen! ... sie hat mir muthig Wort gehalten, sie hat lieber gearbeitet, gelitten, entbehrt ... als einen anderen Geliebten zu nehmen, der ihr dasjenige gegeben hätte ... was ich ihr gegeben habe, ... so lange ich es gekonnt, ... und siehst Du, Cephyse, ... dieser Gedanke hat mir das Herz erquickt ... ich bedurfte dessen ... denn ich verbrannte .... und ich verbrenne noch, — fügte er mit vor Schmerz geballten Fäusten hinzu; — kurz, ich bin glücklich gewesen, das hat mir wohlgethan, ... ich danke Dir demnach auch ... meine wackere und gute Cephyse; ... ja, Du bist gut und rechtschaffen gewesen; ... Du hast Recht gehabt ... denn ich habe Niemand als Dich auf der Welt geliebt ... und wenn ich in meiner Erniedrigung einen Gedanken hatte, der mich ein wenig aus dem Schlamme erhob ... der mich bedauern ließ, nicht besser zu sein ... so kam mir dieser Gedanke immer in Bezug auf Dich; ... ich danke Dir demnach, meine arme Freundin, — sagte Jacques, dessen glühende und trockene Augen feucht wurden, — ich danke Dir nochmals, — und er streckte seine bereits kalte Hand Cephysen hin; ... wenn ich sterbe ... so werde ich zufrieden sterben, ... wenn ich lebe ... so werde ich gleichfalls glücklich leben; ... Deine Hand ... meine wackere Cephyse, Deine Hand ... Du hast als ein rechtschaffenes und biederes Wesen gehandelt ...

Cephyse antwortete nur durch ein herzzerreißendes Schluchzen, indem sie Jacques' Knie an ihre keuchende Brust drückte.

Wunderlicher und häufiger, als man meinen sollte, vorkommender Widerspruch . . . Dieser durch Völlerei und Ausschweifung herabgekommene Mensch, dieser Mann, der seit seinem Austritte aus dem Gefängnisse von Gelage zu Gelage auf eine rohe Weise allen mörderischen Lockungen Moroks nachgegeben hatte, dieser Mann empfand dennoch einen gräßlichen Schmerz, als er durch Cephysens stummes Geständniß die Untreue dieses Geschöpfes erfuhr, welches er trotz der Herabwürdigung geliebt, die es außerdem nicht geleugnet hatte.

Jacques' erster Gedanke war schrecklich; trotz seiner Hinfälligkeit und Schwäche gelang es ihm, aufzustehen; dann, mit vor Wuth und Verzweiflung krampfhaft zusammengezogenen Zügen, ergriff er ein Messer, und erhob es, ehe man ihn daran hindern konnte, über Cephysen.

Aber in dem Momente, als er zustoßen wollte, warf er, vor einem Morde zurückbebend, das Messer von sich, und, das Gesicht in seine beiden Hände verbergend, sank er wieder hinfällig auf seinen Sessel zurück.

Bei dem Schrei Nini-Moulins, der etwas zu spät auf Jacques zugestürzt war, um ihm das Messer zu nehmen, erhob Cephyse wieder den Kopf; Couche-tout-Nu's schmerzliche Niedergeschlagenheit brach ihr das

Luxus, Sie sehen meine Lumpen, ... sondern um Brot zu haben, und meiner armen, kranken, ... sterbenden, und noch weit dürftigeren Schwester, als ich; ein Obdach zu verschaffen, ... so läge indessen darin wohl ein Grund, Mitleid mit mir zu haben, ... denn wollte man sagen, daß man sich zu seinem Vergnügen verkaufe? — rief die Unglückliche mit einem Ausbruche entsetzlichen Gelächters aus; — dann fügte sie mit einem Schauder des Abscheues mit leiser Stimme hinzu: — O! wenn Du wüßtest, ... Jacques, ... es ist so schändlich, so abscheulich, siehst Du, sich so zu verkaufen, ... daß ich weit lieber den Tod vorgezogen hätte, als ein zweites Mal wieder zu beginnen. Ich stand im Begriffe, mir das Leben zu nehmen, ... als ich erfahren habe, daß Du hier wärest.

Hierauf, als sie sah, daß Jacques, ohne ihr zu antworten, traurig den Kopf schüttelte, indem er, obgleich von Nini-Moulin unterstützt, in sich selbst zusammensank, rief Cephyse, ihre gefalteten Hände flehend nach ihm ausstreckend:

— Jacques! ein Wort! ein einziges Wort des Erbarmens, ... der Vergebung!

— Ich bitte Sie, meine Herren, jagen Sie dieses Weibsbild fort, — rief Morok, — ihr Anblick verursacht meinem Freunde eine zu schmerzliche Erschütterung.

— Sein Sie vernünftig, mein liebes Kind, — sagten mehrere der Gäste tief gerührt, indem sie Cephysen

Das war der Todeskampf dieses Unglücklichen . . . . Man mußte ihn mit den langen Enden des Tischtuches festbinden, um ihn auf der Tischplatte auszustrecken, welche zur Tragbahre dienen sollte, und die zwei der Tischgenossen fortzutragen sich beeilten.

Man gab den inständigen Bitten Cephysens nach, die als letzte Gunst verlangt hatte, Jacques bis nach dem Spital zu begleiten.

Als dieser Trauerzug den großen Saal des Restaurants verließ, entstand eine allgemeine Flucht unter den Gästen; Männer und Frauen eilten, sich in ihre Mäntel zu hüllen, um ihre Kostüme zu verbergen. Die Wagen, welche man in ziemlich großer Anzahl für die Rückkehr von der Maskerade bestellt hatte, waren glücklicher Weise bereits angelangt. Die Herausforderung war bis zum Ende ausgehalten, die verwegene Prahlerei ausgeführt, und man konnte sich demnach mit den Kriegsehren zurückziehen. In dem Augenblicke, als sich noch ein Theil der Anwesenden in dem Saale befand, brach ein anfangs fernes, aber bald näher kommendes Geschrei auf dem Platze Notre-Dame mit einer unglaublichen Wuth aus.

Jacques war bis an die äußere Thür des Wirthshauses hinunter getragen worden; Morok und Nini-Moulin, welche versuchten sich eine Bahn durch die Menge zu brechen, um bis nach dem Hôtel - Dieu zu gelangen, gingen der improvisirten Tragbahre voraus.

Bald nöthigte sie ein gewaltiges Zurückströmen der

Menschen, der sich unter den Schlägen seiner Mörder abkämpft, erstarrte Morok mitten in seinem abscheulichen Triumphe.

— Hölle und Teufel!! — rief dieser gewandte Mörder aus, welcher Trunkenheit und Schwelgereien zur menschentödtenden, aber gesetzmäßigen Waffe gewählt hatte, — Hölle und Teufel! ... das ist die Stimme des Abbé d'Aigrigny, den man umbringt!!

allein von Vergiftung der Kranken und der öffentlichen Brunnen, sondern man sagte auch noch, daß Elende dabei ertappt worden wären, wie sie Arsenik in die Weinkannen geworfen, welche die Weinhändler gewöhnlich ganz gefüllt auf ihren Schenktischen bereit stehen haben.

Goliath sollte Morok wieder aufsuchen, nachdem er einen Auftrag bei dem Pater d'Aigrigny ausgerichtet, der ihn in einem Hause auf dem Platze des erzbischöflichen Palastes erwartete.

Goliath war zu einem Weinhändler in der Straße de la Calandre eingetreten, um sich zu erfrischen; nachdem er zwei Gläser Wein getrunken, bezahlte er sie.

Während die Schenkwirthin die Münze suchte, welche sie ihm herausgeben mußte, stützte Goliath maschinenmäßig und sehr unschuldiger Weise seine Hand auf die Mündung einer neben ihm stehenden Weinkanne.

Die hohe Gestalt dieses Mannes, sein abschreckendes Aeußere, sein grimmiges Gesicht hatten die durch das öffentliche Gerücht in Bezug auf Giftmischer gewarnte und beunruhigte Schenkwirthin bereits besorgt gemacht; als sie aber Goliath seine Hand auf die Mündung einer ihrer Weinkannen legen sah, rief sie erschrocken:

— Ach! mein Gott! Sie haben Etwas in diese Kanne geworfen! — Bei diesen sehr laut, mit dem Tone des Entsetzens ausgesprochenen Worten standen zwei bis drei in der Schenkstube sitzende Trinker rasch auf, eilten an den Schenktisch und einer von ihnen rief unbesonnener Weise:

Personen gebildet, sich mit jedem Augenblicke vor der Thür des Weinhändlers vergrößerte; dumpfes und drohendes Geschrei begann sich zu erheben; als der anklagende Trinker so seine Befürchtungen getheilt und beinahe gerechtfertigt sah, glaubte er eine Handlung als guter und muthiger Bürger zu vollziehen, indem er Goliath mit den Worten beim Kragen packte:

— Komm, Dich auf der Wache zu erklären, Spitzbube.

Bereits über die Beschimpfungen, deren wahren Sinn er nicht kannte, sehr erzürnt, kam der Riese durch diesen ungestümen Angriff außer sich; seiner natürlichen Rohheit nachgebend, warf er seinen Gegner auf den Schenktisch zurück, und überhäufte ihn mit Faustschlägen. Während dieses Streites wurden mehrere Flaschen und zwei bis drei Fensterscheiben mit Geklirr zerbrochen, und die immer mehr entsetzte Schenkwirthin schrie aus Leibeskräften:

— Zu Hülfe! ... Giftmischer! ... Mörder! ... Wache! ...

Bei dem Klirren der zerbrochenen Fensterscheiben, bei diesen Hülferufen stürzte der versammelte Haufe in den Laden, um den Trinkern beizustehen, sich Goliaths zu bemächtigen. Durch seine herkulische Kraft warf dieser nach einigen Augenblicken des Ringens gegen sieben bis acht Personen, zwei der wüthendsten Angreifer zu Boden, beseitigte die Anderen, näherte sich dem Schenktische, und einen kräftigen Anlauf nehmend, stürzte er

Dämmerung statt); bei dem durchdringenden Geschrei des Fleischers eilten mehrere Gruppen, an deren Spitze sich Zipolle und der Steinbrecher befanden, dem Orte des Kampfes zu, während die Vorüberkommenden, welche den angeblichen Giftmischer von der Straße de la Calandre aus verfolgten, von ihrer Seite aus auf dem Platze anlangten.

Bei dem Anblicke dieser drohenden Menge, welche gegen ihn heranzog, fühlte Goliath, indem er sich dabei fortwährend gegen den Fleischerknecht vertheidigte, der ihn mit der Hartnäckigkeit eines Bullenbeißers bekämpfte, daß er verloren wäre, wenn er sich nicht zuvörderst dieses Gegners entledigte; mit einem wüthenden Faustschlage zerschmetterte er dem, in diesem Augenblicke auf ihm liegenden Fleischer die Kinnlade, gelangte dazu, sich von seinen Umschlingungen los zu machen, stand auf, und that noch ganz betäubt einige Schritte vorwärts.

Plötzlich blieb er stehen.

Er sah sich umringt.

Hinter ihm erhoben sich die Mauern der Kathedrale; zu seiner Rechten, zu seiner Linken, ihm gegenüber eilte eine feindselige Menge herbei.

Das gräßliche, von dem Fleischer ausgestoßene Schmerzgeschrei, den man ganz blutend aufgehoben hatte, vermehrte noch die Volkswuth.

Es entstand für Goliath ein schrecklicher Moment ... nämlich derjenige, wo er, noch allein in der Mitte eines freien Raumes, der von Secunde zu Secunde sich en-

Dämmerung statt); bei dem durchdringenden Geschrei des Fleischers eilten mehrere Gruppen, an deren Spitze sich Zipolle und der Steinbrecher befanden, dem Orte des Kampfes zu, während die Vorüberkommenden, welche den angeblichen Giftmischer von der Straße de la Calandre aus verfolgten, von ihrer Seite aus auf dem Platze anlangten.

Bei dem Anblicke dieser drohenden Menge, welche gegen ihn heranzog, fühlte Goliath, indem er sich dabei fortwährend gegen den Fleischerknecht vertheidigte, der ihn mit der Hartnäckigkeit eines Bullenbeißers bekämpfte, daß er verloren wäre, wenn er sich nicht zuvörderst dieses Gegners entledigte; mit einem wüthenden Faustschlage zerschmetterte er dem, in diesem Augenblicke auf ihm liegenden Fleischer die Kinnlade, gelangte dazu, sich von seinen Umschlingungen los zu machen, stand auf, und that noch ganz betäubt einige Schritte vorwärts.

Plötzlich blieb er stehen.

Er sah sich umringt.

Hinter ihm erhoben sich die Mauern der Kathedrale; zu seiner Rechten, zu seiner Linken, ihm gegenüber eilte eine feindselige Menge herbei.

Das gräßliche, von dem Fleischer ausgestoßene Schmerzgeschrei, den man ganz blutend aufgehoben hatte, vermehrte noch die Volkswuth.

Es entstand für Goliath ein schrecklicher Moment ... nämlich derjenige, wo er, noch allein in der Mitte eines freien Raumes, der von Secunde zu Secunde sich en-

— Ich habe ihn schielend gemacht, — sagte Zipolle in Gelächter ausbrechend.

Anstatt die ersten Hiebe abzuwarten, die man ihm zu versetzen noch zögerte, so sehr imponirte seine anscheinend herkulische Kraft seinen Gegnern (der Steinbrecher, der seiner würdige Gegner, war durch eine Bewegung der Menge zurückgedrängt worden), stürzte Goliath, durch den Schmerz rasend gemacht, in seiner Wuth auf die Gruppe, die sich in seinem Bereiche befand.

Ein solcher Kampf war zu ungleich, um lange zu dauern, aber da die Verzweiflung die Kräfte des Riesen verdoppelte, so war der Kampf einen Augenblick lang schrecklich.

Der Unglückliche fiel nicht gleich anfangs ... Während einiger Secunden unter einem Schwarme erbitterter Angreifender fast gänzlich verschwindend, sah man bald einen seiner Herkules-Arme sich in die Luft erheben, um wieder zerschmetternd auf die Schädel und die Gesichter nieder zu fallen, bald war sein ungeheurer, todtenbleicher und blutiger Kopf wieder durch einen der an sein krauses Haar geklammerten Kämpfenden rückwärts zu Boden geworfen. Hier und da bezeugten plötzliche Seitensprünge, gewaltsames Wogen der Menge die unglaubliche Energie der Vertheidigung Goliaths. Da es indessen dem Steinbrecher gelungen war, zu ihm zu gelangen, so wurde er wieder zu Boden geworfen.

Ein langes, grimmiges Freudengeschrei verkündete

Mit zerstampftem Gesicht, mit Koth besudelt, mit in Fetzen zerrissenen Kleidern, nackter, ... rother ... offener Brust, gelang es Goliath, indem er einen Augenblick der Ermüdung seiner Peiniger benutzte, die ihn für gänzlich todt hielten, durch einen jener krampfhaften, in dem Todeskampfe häufigen Sprünge, sich wieder während einiger Secunden auf seinen Beinen aufzurichten, und, durch seine Wunden verblendet, seine Arme in der Luft bewegend, als wollte er Hiebe pariren, die man nicht mehr nach ihm führte, murmelte er folgende Worte, die mit Strömen von Blut aus seinem Munde hervortraten:

— Gnade ... ich habe nicht vergiftet ... Gnade.

Diese Art von Wiederauferstehung brachte eine so ergreifende Wirkung auf die Menge hervor, daß sie einen Augenblick lang mit Entsetzen zurückwich; das Geschrei hörte auf, man ließ ein wenig Raum um das Opfer herum; die Herzen Einiger begannen sogar gerührt zu werden, als der Steinbrecher, welcher Goliath, durch das Blut geblendet, seine Hände hier und dorthin vor sich ausstrecken sah, eine grausame Anspielung auf ein bekanntes Spiel machte und ausrief:

— Blinde Kuh!

Dann warf er mit einem gewaltigen Fußtritte auf den Bauch das Opfer von Neuem zu Boden, dessen Kopf zwei bis drei Male von dem Pflaster zurückprallte ...

In dem Augenblicke, als der Riese zu Boden fiel, rief eine Stimme in der Menge aus:

ziemlich großes, dickes Krystallfläschchen, von einer eigenthümlichen Form und mit einer grünlichen Flüssigkeit gefüllt, aus seiner Tasche und rollte bis an Goliaths Körper.

Bei dem Anblicke dieses Fläschchens riefen mehrere Stimmen:

— Das ist Gift ... seht Ihr ... er trägt Gift bei sich.

Bei dieser Beschuldigung verdoppelte sich das Geschrei, und man begann den Abbé d'Aigrigny so eng einzuschließen, daß er ausrief:

— Rührt mich nicht an; ... kommt mir nicht zu nahe ...

— Wenn er ein Giftmischer ist, — sagte eine Stimme, — nicht mehr Gnade für ihn, als für den Andern ...

— Ich ... ein Giftmischer! — rief der Abbé auf das Höchste erstaunt.

Zipolle war über das Fläschchen hergefallen: der Steinbrecher ergriff es, öffnete es und sagte zu dem Pater d'Aigrigny, indem er es ihm hinhielt:

— Und das! ... was ist das?

— Das ist kein Gift ... — rief der Pater d'Aigrigny.

— Dann ... trink es ... — erwiederte der Steinbrecher.

— Ja ... ja ... er soll es trinken! — rief die Menge.

— Dann trink ... — wiederholte der unbeugsame Steinbrecher — zum letzten Mal ... entscheide Dich.

— Trinken ... das da ... aber das ist der Tod ...*) — rief der Pater d'Aigrigny aus.

— Ah! seht Ihr den Spitzbuben! — antwortete die Menge, indem sie sich noch enger zusammenzog, — er gesteht ... er gesteht ...

— Er hat sich verrathen!

— Er hat gesagt: Das trinken ... ist der Tod!

— Aber ... so hört mich doch an! — rief der Abbé die Hände faltend, — dieses Fläschchen ... ist ...

Rasendes Geschrei unterbrach den Pater d'Aigrigny.

— Zipolle! bring diesen da vollends um! — rief der Steinbrecher, indem er Goliath mit dem Fuße stieß, — ich will diesen hier umzubringen anfangen.

Und er packte den Pater d'Aigrigny bei der Gurgel.

Bei diesen Worten bildeten sich zwei Gruppen.

Die eine, von Zipolle angeführt, tödtete Goliath vollends mit Fußtritten, Schlägen mit Steinen und Holzschuhen, und bald war der Körper nur noch eine gräßliche, verstümmelte Masse ohne Namen, ohne Gestalt, eine regungslose, aus Koth und zerstampftem Fleisch geknetete Masse.

---

*) Der Fall ist geschichtlich: es ist ein Mann umgebracht worden, weil man bei ihm ein Fläschchen voll Ammonial fand. Auf seine Weigerung, es zu trinken, zerriß der Pöbel, überzeugt, daß dieses Fläschchen mit Gift gefüllt wäre, diesen Unglücklichen.

Der schreckliche Schrei, über welchen Morok entsetzt gewesen, war derjenige, welchen der Pater d'Aigrigny ausstieß, als der Steinbrecher seine furchtbare Hand auf ihm lasten ließ, indem er auf den verscheidenden Goliath deutend zu Zipolle sagte:

— Bring' diesen da vollends um, ... ich will diesen hier umzubringen anfangen.

wäre. Obgleich er wenig hoffte, auf eine ihm nützende Weise gehört zu werden, so rief er dennoch aus allen seinen Kräften um Hülfe . . . Indem er Schritt vor Schritt zurückwich, manövrirte er so, um sich einer der Seitenmauern der Kirche zu nähern, und es gelang ihm endlich, sich in einer durch den Vorsprung eines Pfeilers gebildeten und ganz nahe an der Vertiefung einer kleinen Pforte befindlichen Ecke den Rücken zu decken.

Diese Stellung war ziemlich günstig, da, mit dem Rücken gegen die Mauer gelehnt, sich der Pater d'Aigrigny gegen einen Theil der Angriffe geschützt fand.

Der Steinbrecher, welcher dem Jesuiten diese letzte Aussicht auf Rettung nehmen wollte, stürzte auf ihn los, um ihn zu packen und mitten in den Kreis zu schleppen, wo er mit Füßen zertreten worden wäre; aber da die Furcht vor dem Tode dem Pater d'Aigrigny eine außergewöhnliche Kraft verlieh, so vermochte er nochmals den Steinbrecher derb zurückzustoßen und in der Ecke, in welche er sich geflüchtet hatte, wie eingemauert zu bleiben.

Der Widerstand des Opfers verdoppelte die Wuth der Menge, das Todesgeschrei ertönte mit neuer Heftigkeit.

Der Steinbrecher fiel von Neuem über den Pater d'Aigrigny her, indem er ausrief:

— Helft mir, Freunde . . . das dauert zu lange . . . machen wir ein Ende mit ihm . . .

Der Pater d'Aigrigny sah sich verloren, seine Kräfte

nung erstaunt, und wie sie von einem Gefühle unwillkürlicher Bewunderung und Ehrerbietung bei dem Anblicke desjenigen getroffen, welcher dem Pater d'Aigrigny so wundervoller Weise zu Hülfe kam, wich er um zwei Schritte zurück.

Der, welcher erschienen, war Gabriel ...

Der junge Missionair blieb auf der Schwelle der Pforte stehen; .... sein langes schwarzes Priestergewand ließ seine strengen Falten auf dem halberleuchteten Hintergrunde der Kathedrale hervortreten, während sein wundervolles, mit langen blonden Haaren umwalltes Erzengelgesicht, bleich, von Mitleid und Schmerz bewegt, sanft von dem letzten Schimmer der Dämmerung erleuchtet war.

Diese Züge strahlten von einer so göttlichen, so rührenden Schönheit, sie drückten ein so zartes Mitleiden aus, daß die Menge sich bewegt fühlte, als Gabriel, seine großen blauen Augen von Thränen feucht, die Hände bittend gefaltet mit wohlklingender und bebender Stimme rief:

— Gnade ... meine Brüder ... seid menschlich ... seid gerecht!

Von seiner ersten Regung der Ueberraschung wieder zu sich gekommen, that der Steinbrecher einen Schritt auf Gabriel zu und rief:

— Keine Gnade für den Giftmischer! ... wir müssen ihn haben ... man gebe uns ihn zurück ..., oder wir werden ihn holen ...

daß sich der Zorn der Menge von Neuem anfachte, hatte diese Bewegung vorausgesehen; sich hastig in die Kirche zurückwerfend, gelang es ihm trotz den Bemühungen der Angreifenden, die ihn verfolgend nachstürzten, die Thür fast ganz verschlossen zu halten, und sie nach seinen besten Kräften mittelst eines hölzernen Riegels zu verrammeln, den er mit dem einen Ende auf die Steinplatten, mit dem anderen unter einen Vorsprung einer der quer laufenden Bohlen der Thür stützte; vermittelst dieser Art von Strebepfeiler konnte die Thür einige Minuten lang Widerstand leisten.

Indem er so den Eingang vertheidigte, rief Gabriel dem Pater d'Aigrigny zu:

— Fliehet, mein Vater . . . fliehet durch die Sakristei; die anderen Ausgänge sind geschlossen . . .

Vernichtet, mit Quetschungen bedeckt, in kaltem Schweiße gebadet, hatte sich der Pater d'Aigrigny, indem er fühlte, daß ihn seine Kräfte immer mehr verließen und er sich für gerettet hielt, halb ohnmächtig auf einen Stuhl geworfen . . .

Bei Gabriels Stimme stand der Abbé mit Mühe auf, und versuchte wankenden und beschleunigten Schrittes das von dem übrigen Theile der Kirche durch ein Gitter getrennte Chor zu erreichen.

— Schnell, mein Vater! . . . — fügte Gabriel mit Entsetzen hinzu, indem er die gewaltsam angegriffene Thür mit allen seinen Kräften verschlossen hielt, — eilen Sie! . . . Mein Gott! . . . eilen Sie! . . . In eini-

endlich die Pforte unter einem furchtbaren Stoße erschüttert, und nahe daran, den Anstrengungen der Angreifenden nachzugeben.

Als Gabriel jetzt den Kopf umwandte, um sich zu versichern, ob der Jesuit zum Mindesten die Kirche hätte verlassen können, sah er ihn zu seinem großen Entsetzen einige Schritte weit von dem Chore regungslos ausgestreckt.

Die durch die Angriffe einer rasenden Menge halb zerbrochene Thür verlassend eilte Gabriel zu dem Pater d'Aigrigny, hob ihn auf und schleppte ihn hinter das Gitter des Chores ... er schloß es wieder gerade in dem Augenblicke, als der Steinbrecher und seine Bande, nachdem sie die Pforte eingeschlagen, in die Kirche stürzten.

Vor dem Gitter mit über die Brust gekreuzten Armen stehend erwartete Gabriel ruhig und unerschrocken diese, durch einen unerwarteten Widerstand noch mehr erbitterte Menge.

Der junge Missionair, von den Wilden der Felsengebirge gekreuzigt und für seine Peiniger betend, hatte zu viel Muth im Herzen, zu viel christliche Liebe in der Seele, um nicht tausend Mal sein Leben für die Rettung des Pater d'Aigrigny zu wagen . . . des Mannes, welcher ihn mit so vieler Niederträchtigkeit, mit so vieler Heuchelei betrogen hatte ... des Mannes, welcher ihm so viel Weh zugefügt hatte! ...

Die Pforte war in Splittern zerbrochen, die Angrei-

unermeßlichen Höhe die letzten, jetzt in der Dunkelheit verlorenen Fensterbogen dieses riesenhaften Schiffes, und waren fast entsetzt, sich mitten in dieser, mit Finsterniß erfüllten Unermeßlichkeit so klein zu sehen ...

Aber bei einem plumpen Witze des Steinbrechers ging diese erste Erschütterung bald wie eine dunkle Erinnerung von ehemals vorüber.

— Ach so! Tausend Donnerwetter! — rief er, — schöpfen wir etwa Athem, um Vesper zu singen? Wenn Wein in den Weihkesseln wäre, so ließe ich mir's gefallen.

Lautes Gelächter empfing diesen Scherz.

— Und während dieser Zeit da entrinnt uns der Spitzbube, und wir sind gepritscht, — begann Zipolle, — man sollte glauben, daß es hier Memmen gäbe.

— Niemals ... — rief man einstimmig, — niemals; — und die einen Augenblick lang besänftigte Aufregung verdoppelte sich in neuem Getümmel.

An dieses Halbdunkel gewöhnt unterschieden nach Verlauf einiger Augenblicke die Augen der Angreifenden, mitten in dem bleichen, von einer silbernen Lampe ausstrahlenden Heiligenscheine, die Ehrfurcht gebietende Gestalt Gabriels, welcher außerhalb des Gitters vom Chore stand.

— Der Giftmischer ist in irgend einem Winkel versteckt, — rief der Steinbrecher. — Man muß diesen Pfarrer zwingen, daß er uns den Spitzbuben zurückgiebt ...

unermeßlichen Höhe die letzten, jetzt in der Dunkelheit verlorenen Fensterbogen dieses riesenhaften Schiffes, und waren fast entsetzt, sich mitten in dieser, mit Finsterniß erfüllten Unermeßlichkeit so klein zu sehen ...

Aber bei einem plumpen Witze des Steinbrechers ging diese erste Erschütterung bald wie eine dunkle Erinnerung von ehemals vorüber.

— Ach so! Tausend Donnerwetter! — rief er, — schöpfen wir etwa Athem, um Vesper zu singen? Wenn Wein in den Weihkesseln wäre, so ließe ich mir's gefallen.

Lautes Gelächter empfing diesen Scherz.

— Und während dieser Zeit da entrinnt uns der Spitzbube, und wir sind gepritscht, — begann Zipolle, — man sollte glauben, daß es hier Memmen gäbe.

— Niemals ... — rief man einstimmig, — niemals; — und die einen Augenblick lang besänftigte Aufregung verdoppelte sich in neuem Getümmel.

An dieses Halbdunkel gewöhnt unterschieden nach Verlauf einiger Augenblicke die Augen der Angreifenden, mitten in dem bleichen, von einer silbernen Lampe ausstrahlenden Heiligenscheine, die Ehrfurcht gebietende Gestalt Gabriels, welcher außerhalb des Gitters vom Chore stand.

— Der Giftmischer ist in irgend einem Winkel versteckt, — rief der Steinbrecher. — Man muß diesen Pfarrer zwingen, daß er uns den Spitzbuben zurückgiebt ...

VIII.

Die Mörder.

An der Spitze seiner Bande auf Gabriel zueilend, welcher noch einige Schritte vom Gitter des Chores weg ihm entgegengetreten war, rief der Steinbrecher mit vor Wuth funkelnden Augen:

— Wo ist der Giftmischer? . . . Wir müssen ihn haben . . .

— Und wer hat Euch gesagt, daß er ein Giftmischer sei, meine Brüder? — erwiederte Gabriel mit seiner ergreifenden und klangvollen Stimme. — Ein Giftmischer! . . . und wo sind die Beweise? . . . die Zeugen? . . . die Opfer? . . .

— Genug! . . . Wir sind hier nicht im Beichtstuhle . . . — antwortete der Steinbrecher barsch, indem er mit drohender Miene vorschritt. — Gebt uns unseren Mann heraus; er muß sterben; . . . wo nicht, so werdet Ihr für ihn bezahlen . . .

— Ja! . . . ja! . . . — riefen mehrere Stimmen.

— Sie halten es mit einander! . . .

VIII.

Die Mörder.

An der Spitze seiner Bande auf Gabriel zueilend, welcher noch einige Schritte vom Gitter des Chores weg ihm entgegengetreten war, rief der Steinbrecher mit vor Wuth funkelnden Augen:

— Wo ist der Giftmischer? . . . Wir müssen ihn haben . . .

— Und wer hat Euch gesagt, daß er ein Giftmischer sei, meine Brüder? — erwiederte Gabriel mit seiner ergreifenden und klangvollen Stimme. — Ein Giftmischer! . . . und wo sind die Beweise? . . . die Zeugen? . . . die Opfer? . . .

— Genug! . . . Wir sind hier nicht im Beichtstuhle . . . — antwortete der Steinbrecher barsch, indem er mit drohender Miene vorschritt. — Gebt uns unseren Mann heraus; er muß sterben; . . . wo nicht, so werdet Ihr für ihn bezahlen . . .

— Ja! . . . ja! . . . — riefen mehrere Stimmen.

— Sie halten es mit einander! . . .

— Dieses Mal haben wir ihn ... Nieder mit dem Giftmischer!

Um den Pater d'Aigrigny zu retten, hätte sich wohl Gabriel an der Thür des Gitters umbringen lassen; aber dieses kaum vier Fuß hohe Gitter konnte dann in einem Augenblicke niedergerissen oder erstiegen werden.

Der Missionair verlor alle Hoffnung, den Jesuiten einem gräßlichen Tode zu entreißen . . . Dennoch rief er:

— Haltet an! ... arme Sinnlose ...

Und er warf sich der Menge entgegen, indem er die Hände nach ihr ausstreckte.

Sein Ausruf, seine Geberde, seine Züge drückten eine gleichzeitig so zarte und so brüderliche Ueberlegenheit aus, daß ein Moment des Schwankens in der Menge entstand; aber auf dieses Schwanken folgte bald wieder neues, immer rasender werdendes Geschrei:

— Nieder mit ihm! nieder mit ihm!

— Ihr wollt seinen Tod? ... — sagte Gabriel noch mehr erbleichend.

— Ja! ... ja! ...

— Wohlan! so möge er sterben . . . — rief der Missionair, von einer plötzlichen Eingebung ergriffen, — ja, möge er augenblicklich sterben.

Diese Worte des jungen Priesters versetzten die Menge in das höchste Erstaunen.

Einige Secunden lang blickten diese Männer stumm,

Das ist Euer Recht, wie Ihr sagt ... Ihr vollzieht eine Handlung schrecklicher Gerechtigkeit ... Aber wozu denn so viele kräftige Arme, um einen sterbenden Mann vollends zu tödten? Wozu dieses Geschrei? diese Wuth? diese Gewaltthätigkeiten? Werden denn auf diese Weise die Richtersprüche des Volkes vollzogen, des billigdenkenden und starken Volkes? Nein, nein, wenn es, seines Rechtes gewiß, seinen Feind trifft, ... so trifft es ihn mit der Ruhe des Richters, der auf Pflicht und Gewissen ein Urtheil fällt ... Nein, das billigdenkende und starke Volk trifft nicht blindlings, wie ein Rasender, indem es Geschrei der Wuth ausstößt, als ob es sich über irgend einen arglistigen und abscheulichen Mord betäuben wollte ... Nein, auf diese Weise darf das furchtbare Recht nicht vollstreckt werden, das Ihr in diesem Augenblicke ausüben wollt ... denn Ihr wollt es ...

— Ja, wir wollen es, — riefen der Steinbrecher, Zipolle und mehrere der Unbarmherzigen, während eine große Anzahl von den Worten Gabriels überrascht stumm blieb, der ihnen so eben mit so lebendigen Farben die abscheuliche That geschildert hatte, welche sie begehen wollten.

— Ja, — begann also der Steinbrecher wieder, — es ist unser Recht; wir wollen den Giftmischer tödten ...

Indem er dieses sagte, schritt der Elende mit blutgierigen Augen und flammenden Wangen an der Spitze eines entschlossenen Haufens heran, und vorausgehend machte er eine Geberde, als ob er Gabriel, der immer

sen, sich allmälig dem Gitter näherte, ohne daß sie dasselbe zu überschreiten wagte.

— So schlagt doch zu! — begann Gabriel wieder, indem er sich an den Steinbrecher wandte, und ihm mit feierlicher Geberde die Menge zeigend, fügte er hinzu: — Hier sind die Richter ... und Ihr seid der Henker ...

— Nein, — rief der Steinbrecher zurückweichend und die Augen abwendend, — ich bin nicht der Henker!! ich!

Die Menge blieb stumm ... Einige Secunden störte nicht ein Wort, nicht ein Ausruf die Stille der imposanten Kathedrale.

Gabriel hatte bei diesem verzweifelten Falle mit tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens gehandelt.

Wenn, irre geleitet durch eine blinde Raserei, die Menge unter grimmigem Geschrei über ein Opfer herfällt, und Jeder seinen Streich führt, scheint Allen eine solche in Gemeinschaft ausgeübte Mordthat minder gräßlich, weil Alle die Schuld daran theilen; dann verursachen das Geschrei, der Anblick des Blutes, die verzweifelte Vertheidigung des Opfers, welches man umbringt, am Ende eine Art grausamer Trunkenheit; nehme man aber aus der rasenden Menge, die an diesem Morde Theil genommen, Einen, und stelle ihn allein einem Opfer gegenüber, das sich zu vertheidigen unfähig ist, und sage zu ihm: schlag' zu! — so wird er fast niemals zuzuschlagen wagen.

Dies war der Fall mit dem Steinbrecher; dieser

Niemand wagte mehr, alleinstehend, diesen sterbenden Menschen zu treffen.

Plötzlich stieß der Pater d'Aigrigny eine Art von Todesröcheln aus, sein Kopf und einer seiner Arme erhoben sich wieder durch eine krampfhafte Bewegung, dann sanken sie sogleich wieder auf die Platten zurück, als ob er verschieden wäre ...

Gabriel stieß einen Angstschrei aus, und warf sich neben dem Pater d'Aigrigny auf die Kniee, indem er sagte:

— Großer Gott! er ist todt ...

Seltsame Beweglichkeit der für das Böse, wie für das Gute so leicht empfänglichen Menge!

Bei dem herzzerreißenden Ausrufe Gabriels fühlten diese Leute, welche einen Augenblick zuvor unter lautem Geschrei die Ermordung dieses Mannes forderten, beinahe Mitleiden.

Diese Worte: Er ist todt! kreisten mit leiser Stimme und einem leichten Schauder in der Menge, während Gabriel mit der einen Hand das schwere Haupt des Pater d'Aigrigny aufhob, und mit der anderen die Bewegung des Pulses unter seiner erstarrten Haut erforschte.

— Herr Pfarrer, — sagte der Steinbrecher, indem er sich zu Gabriel bückte, — wahrhaftig? giebt es keine Rettung mehr? ...

Gabriels Antwort wurde mitten in tiefem Schweigen

Beistand zu leisten, den sie vor Kürzem noch mit Todesgeschrei verfolgte, empfand sie ein plötzliches Wiedererwachen des Mitleidens. Dem ergreifenden Einflusse von Gabriels Worten und Beispiel unterliegend, fühlten sich diese Männer gerührt; man wetteiferte nun in seinen Diensteanerbietungen.

— Er wird sich besser auf einem Stuhle befinden, Herr Pfarrer, den man auf den Armen trüge, — sagte Zipolle.

— Wollen Sie, daß ich eine Tragbahre im Hôtel-Dieu hole? — begann ein Anderer.

— Ich will Sie ablösen, Herr Pfarrer. Dieser Körper ist zu schwer für Sie.

— Bemühen Sie sich doch nicht selbst, — sagte ein kräftiger Mann, indem er ehrerbietig zu dem Missionair herantrat, — ich werde ihn gut tragen.

— Wenn ich geschwind einen Wagen holte, Herr Pfarrer, — sagte ein abscheulicher Gassenbube, indem er seine griechische Mütze abzog.

— Du hast Recht, — sagte der Steinbrecher, — eile, Junge.

— Aber so frage doch erst den Herrn Pfarrer, ob er will, daß Du einen Wagen holst, — sagte Zipolle, indem sie den ungeduldigen Boten zurückhielt.

— Das ist richtig, — begann einer der Anwesenden, — wir sind hier in einer Kirche, dem Herrn Pfarrer steht es zu, zu befehlen. Er ist in seinem Hause.

eines Verbrechens gepeinigt zu sein, werdet Ihr Euch einer Handlung christlicher Liebe und Gerechtigkeit erinnern ... Laßt uns Gott danken, daß er Eure blinde Wuth in ein Gefühl des Mitleidens verwandelt hat! Flehen wir Gott an, ... damit Ihr selbst und alle diejenigen, welche Ihr zärtlich liebt, niemals in die gräßliche Gefahr gerathen, der dieser Unglückliche entronnen ist ... O, meine Brüder! — fügte Gabriel hinzu, indem er mit rührender und durch den Ausdruck seines engelgleichen Gesichtes noch mittheilender werdenden Gemüthserschütterung auf das Crucifix deutete, — o! meine Brüder, laßt uns niemals vergessen, daß derjenige, welcher zur Erlösung der unterdrückten, der gleich uns geringen Kinder des Volkes an diesem Kreuze gestorben ist, diese so liebevollen, dem Herzen so wohlthuenden Worte gesagt hat: Liebet Euch unter einander! ... Laßt uns sie niemals vergessen, meine Brüder! stehen wir uns einander bei, und wir armen Leute werden dadurch besser, glücklicher und gerechter werden! Lieben wir uns! ... lieben wir uns, meine Brüder, und beugen wir uns vor Christus, diesem Gotte aller derjenigen, welche auf dieser Welt unterdrückt, schwach und leidend sind!

Indem er dieses sagte, knieete Gabriel nieder.

Alle ahmten ihm ehrerbietig nach; so mächtig war seine einfache, überzeugende Sprache.

In diesem Augenblick erhöhete ein außerordentlicher Vorfall noch die Großartigkeit dieses Auftrittes.

rung allmälig dem unwiderstehlichen Einflusse dieser bezaubernden Harmonie hingegeben hatte ...

Nun benetzten sich gar viele bis dahin trockene und grimmige Augen mit Thränen; ... gar viele Herzen schlugen liebreich, indem sie sich der von Gabriel mit einem so rührenden Ausdrucke gesprochenen Worte: „Liebet Euch unter einander!" erinnerten.

Gerade in diesem Augenblicke kam der Pater d'Aigrigny wieder zu sich ... und schlug die Augen auf.

Er glaubte sich unter dem Eindrucke eines Traumes ...

Er hatte bei dem Anblicke eines rasenden Pöbels die Besinnung verloren, der ihn, Schimpf und Gotteslästerung auf den Lippen, mit Todesgeschrei bis in den heiligen Tempel verfolgte; ... der Jesuit schlug die Augen wieder auf ... und bei dem matten Schimmer der Lampen des Heiligthumes, bei den religiösen Klängen der Orgel, sah er diese vor Kurzem so drohende, so unbarmherzige Menge jetzt knieend, schweigend, gerührt, andächtig und demüthig die Stirn vor der Majestät des heiligen Ortes gebeugt.

. . . .

Einige Minuten nachher stieg Gabriel, fast im Triumphe auf den Armen der Menge getragen, in den Wagen, in welchem der Pater d'Aigrigny ausgestreckt

rung allmälig dem unwiderstehlichen Einflusse dieser bezaubernden Harmonie hingegeben hatte . . .

Nun benetzten sich gar viele bis dahin trockene und grimmige Augen mit Thränen; . . . gar viele Herzen schlugen liebreich, indem sie sich der von Gabriel mit einem so rührenden Ausdrucke gesprochenen Worte: „Liebet Euch unter einander!“ erinnerten.

Gerade in diesem Augenblicke kam der Pater d'Aigrigny wieder zu sich . . . und schlug die Augen auf.

Er glaubte sich unter dem Eindrucke eines Traumes . . .

Er hatte bei dem Anblicke eines rasenden Pöbels die Besinnung verloren, der ihn, Schimpf und Gotteslästerung auf den Lippen, mit Todesgeschrei bis in den heiligen Tempel verfolgte; . . . der Jesuit schlug die Augen wieder auf . . . und bei dem matten Schimmer der Lampen des Heiligthumes, bei den religiösen Klängen der Orgel, sah er diese vor Kurzem so drohende, so unbarmherzige Menge jetzt knieend, schweigend, gerührt, andächtig und demüthig die Stirn vor der Majestät des heiligen Ortes gebeugt.

. . . .

Einige Minuten nachher stieg Gabriel, fast im Triumphe auf den Armen der Menge getragen, in den Wagen, in welchem der Pater d'Aigrigny ausgestreckt

IX.

Die Promenade.

An dem äußersten Ende der Straße Vaugirard sah man damals eine sehr hohe, in ihrer ganzen Länge nur durch eine kleine Thür mit einem Gitterfenster durchbrochene Mauer. Wenn diese Thür geöffnet war, schritt man durch einen mit Gittern umgebenen Hof, hinter denen Sommerläden angebracht waren, welche verhinderten, daß man durch die Zwischenräume der eisernen Stangen sehen konnte; hierauf trat man in einen großen und schönen, symmetrisch angelegten Garten, in dessen Hintergrunde sich ein zweistockiges Haus von ziemlich wohnlichem Aussehen erhob, das ohne Luxus, aber mit reicher Einfachheit, dem deutlichen Zeichen klugverschwiegener Wohlhabenheit, erbaut war.

Wenige Tage waren verflossen, seitdem der Pater d'Aigrigny so muthiger Weise durch Gabriel der Volkswuth entrissen worden war. Drei Geistliche, welche schwarze Gewänder, weiße Ueberschläge und viereckige Mützen trugen, gingen langsamen und gemessenen Schrit-

als sein Zustand so verzweifelt schien, als man ihm zwischen zwei Anfällen seines Fieberwahnsinnes die letzten Sacramente anbieten zu müssen glaubte.

— Seine Ehrwürden hat behauptet, nicht so krank zu sein, als man voraussetzte, — erwiederte einer der Väter, — und daß er seine letzten Pflichten erfüllen würde, sobald er die Nothwendigkeit dazu fühle.

— Die Wahrheit ist, daß seit den zehn Tagen, wo man ihn hier sterbend gemeldet hat . . . sein Leben so zu sagen nur ein langer und schmerzlicher Todeskampf gewesen ist, . . . und dennoch lebt er noch.

— Ich habe während der drei ersten Tage seiner Krankheit mit Herrn Rousselet, dem Schüler des Doctors Baleinier, bei ihm gewacht, — erwiederte der jüngste der Väter, — er hat fast keinen Moment des Bewußtseins gehabt, und wenn ihm der Herr einige lichte Augenblicke bewilligte, verwandte er sie zu abscheulichen Ausfällen gegen das Schicksal, das ihn an sein Bett fesselte.

— Man behauptet, — begann der andere ehrwürdige Vater wieder, — daß der Pater Rodin Seiner Gnaden, dem Kardinal Malipieri, der gekommen war ihn aufzufordern, ein exemplarisches, eines Sohnes Loyola's, unseres heiligen Stifters, würdiges Ende zu machen (bei diesen Worten verneigten sich die drei Jesuiten gleichzeitig, als ob sie durch dieselbe Feder in Bewegung gesetzt wären), man behauptet, sage ich, daß der Pater Rodin Seiner Eminenz geantwortet hätte:

Die eine trug folgende, mit grossen Buchstaben geschriebenen Worte:

Ununterwürfig.

Die Andere:

Fleischlich.

Der ehrwürdige Vater, welcher nach der Regel zur Stunde des Spazierganges diese einfältige und erniedrigende Schulknabenzüchtigung aushielt, war ein Mann von vierzig Jahren, mit Herkules-Schultern, mit einem Halse wie ein Stier, mit schwarzen und krausen Haaren, von schwarzbrauner Gesichtsfarbe; obgleich er dem Gebrauche gemäß beständig und demüthig die Augen niedergeschlagen hielt, so errieth man doch an dem heftigen und häufigen Runzeln seiner dicken Augenbrauen, daß sein innerer Groll mit seiner scheinbaren Ergebung sehr wenig übereinstimmte, besonders wenn er die ehrwürdigen Väter sich ihm nähern sah, die in ziemlich großer Anzahl und immer zu drei und drei, oder ganz abgesondert in den Alleen spazieren gingen, welche auf den Platz ausliefen, auf welchem er ausgestellt war.

Als sie vor diesem kräftigen Sünder vorüberkamen, erhoben die drei ehrwürdigen Väter, von denen wir gesprochen haben, einer wundervoll regelmäßigen und übereinstimmenden Bewegung gehorchend, gleichzeitig die Augen gen Himmel, gleichsam als wollten sie ihn um Vergebung wegen des Gräuels und wegen der Trübsal bitten, deren Ursache einer der Ihrigen sei; dann vernichteten sie mit einem zweiten, nicht minder mechanischen und immer

Die eine trug folgende, mit großen Buchstaben geschriebenen Worte:

Ununterwürfig.

Die Andere:

Fleischlich.

Der ehrwürdige Vater, welcher nach der Regel zur Stunde des Spazierganges diese einfältige und erniedrigende Schulknabenzüchtigung aushielt, war ein Mann von vierzig Jahren, mit Herkules-Schultern, mit einem Halse wie ein Stier, mit schwarzen und krausen Haaren, von schwarzbrauner Gesichtsfarbe; obgleich er dem Gebrauche gemäß beständig und demüthig die Augen niedergeschlagen hielt, so errieth man doch an dem heftigen und häufigen Runzeln seiner dicken Augenbrauen, daß sein innerer Groll mit seiner scheinbaren Ergebung sehr wenig übereinstimmte, besonders wenn er die ehrwürdigen Väter sich ihm nähern sah, die in ziemlich großer Anzahl und immer zu drei und drei, oder ganz abgesondert in den Alleen spazieren gingen, welche auf den Platz ausliefen, auf welchem er ausgestellt war.

Als sie vor diesem kräftigen Sünder vorüberkamen, erhoben die drei ehrwürdigen Väter, von denen wir gesprochen haben, einer wundervoll regelmäßigen und übereinstimmenden Bewegung gehorchend, gleichzeitig die Augen gen Himmel, gleichsam als wollten sie ihn um Vergebung wegen des Gräuels und wegen der Trübsal bitten, deren Ursache einer der Ihrigen sei; dann vernichteten sie mit einem zweiten, nicht minder mechanischen und immer

tags Fleisch mit aller Ruhe des Gewissens mittelst eines Dispenses von Rom essen konnte, dessen Preis frommer Weise auf der Speisekarte gleich nach dem Kaffee und dem Cognac bemerkt war. Sagen wir demnach auch zum Lobe der unendlichen kaufmännischen Schlauheit der ehrwürdigen Väter und ihrer einschmeichelnden Gewandtheit, die Kundschaft strömte reichlich zu.

Und wie hätte sie nicht reichlich sein sollen? Das Wildbret war so richtig gebeizt, der Weg nach dem Paradiese so leicht, die Seefische so frisch, die rauhe Bahn des Heiles so gut von Dornen gereinigt und so lieblich mit rosafarbigem Sande bestreut, die Erstlinge so reichlich, die Bußen so leicht, ohne die vortrefflichen italienischen Würste und die Ablässe des heiligen Vaters zu rechnen, welche direkt aus Rom anlangten, und zwar aus erster Hand und nach bester beliebiger Wahl.

Welche Wirthstafel hätte einer solchen Concurrenz die Spitze bieten können? Man fand in dieser ruhigen und reichen Zurückgezogenheit so viel Mittel, sich mit dem Himmel zu vergleichen! Für eine große Anzahl zugleich reicher und frommer, furchtsamer und verzärtelter Leute, welche, indem sie dabei immerhin eine gräßliche Furcht vor den Hörnern des Teufels haben, dennoch nicht auf eine Menge kleiner, sehr angenehmer Sünden verzichten können, war die gefällige Leitung und die elastische Moral der ehrwürdigen Väter unschätzbar.

In der That, welche hohe Dankbarkeit mußte nicht

vor, allein in dem Garten des neuen Gebäudes spazieren zu gehen.

— Ich glaube nicht, daß dieser Mann, seitdem er unser Haus der Zurückgezogenheit bewohnt, auch nur in das kleine Gärtchen hinabgegangen ist, der an den allein stehenden Pavillon stößt, welchen er im Hintergrunde der Anstalt bewohnt; der Pater d'Aigrigny, welcher allein zu ihm kam, beschwerte sich letzthin über die finstere Unempfindlichkeit dieses Kostgängers, ... den man noch nicht ein einziges Mal in der Kapelle gesehen hat, — fügte der junge Vater auf strenge Weise hinzu.

— Vielleicht ist er nicht im Stande, sich dorthin zu begeben, — erwiederte einer der ehrwürdigen Väter.

— Ohne Zweifel, antwortete der Andere, — denn ich habe den Doctor Baleinier sagen hören, daß Bewegung sehr heilsam für diesen noch nicht ganz genesenen Kostgänger gewesen wäre, daß er sich aber hartnäckig weigere, sein Zimmer zu verlassen.

— Man kann sich immer in die Kapelle tragen lassen, — sagte der junge Vater mit barscher und harter Stimme; hierauf schritt er, in Schweigen verharrend, immer an der Seite seiner beiden Begleiter fort, welche die Unterhaltung folgendermaßen fortsetzten:

— Sie wissen den Namen dieses Kostgängers nicht?

— Seit den vierzehn Tagen, daß ich ihn hier weiß, habe ich ihn niemals anders nennen hören, als den Herrn vom Pavillon.

— Einer unserer Laienbrüder, der seiner Person zu-

ist, und der ihn nicht anders nennt, hat mir
daß es ein außerordentlich sanftmüthiger Mann
einen großen Kummer zu haben schien; er spricht
mals; oft bringt er ganze Stunden, die Stirn
beiden Hände gelegt, zu; übrigens scheint er sich
in dem Hause zu gefallen; aber, wie sonder-
zieht dem Lichte ein Halbdunkel vor, und durch
dere Sonderbarkeit verursacht ihm der Schein
ers ein so unerträgliches Mißbehagen, daß er
r Kälte der letzten Märztage nicht gelitten hat,
n seinem Zimmer anzuzünden.

Es ist vielleicht ein Wahnsinniger.

Nein, der Laienbruder sagte mir im Gegentheile,
r Herr des Pavillons vollkommen seinen Ver-
ibe, aber daß der Schein des Feuers wahrschein-
nd eine schmerzliche Erinnerung in ihm zurück-

Der Pater d'Aigrigny muß besser, als irgend
, von dem unterrichtet sein, was den Herrn des
lons betrifft, da das sein Name ist, denn er
fast jeden Tag in langen Besprechungen mit

Der Pater d'Aigrigny hat, zum Mindesten seit
gen, diese Besprechungen unterbrochen, denn er
Zimmer nicht verlassen, ... seitdem man ihn
Abends bedenklich unwohl, wie man sagt, in ei-
thkutsche nach Hause gebracht hat.

Das ist richtig; aber ich komme deshalb auf das

vor, allein in dem Garten des neuen Gebäudes spazieren zu gehen.

— Ich glaube nicht, daß dieser Mann, seitdem er unser Haus der Zurückgezogenheit bewohnt, auch nur in das kleine Gärtchen hinabgegangen ist, der an den allein stehenden Pavillon stößt, welchen er im Hintergrunde der Anstalt bewohnt; der Pater d'Aigrigny, welcher allein zu ihm kam, beschwerte sich letzthin über die finstere Unempfindlichkeit dieses Kostgängers, ... den man noch nicht ein einziges Mal in der Kapelle gesehen hat, — fügte der junge Vater auf strenge Weise hinzu.

— Vielleicht ist er nicht im Stande, sich dorthin zu begeben, — erwiederte einer der ehrwürdigen Väter.

— Ohne Zweifel, antwortete der Andere, — denn ich habe den Doctor Baleinier sagen hören, daß Bewegung sehr heilsam für diesen noch nicht ganz genesenen Kostgänger gewesen wäre, daß er sich aber hartnäckig weigere, sein Zimmer zu verlassen.

— Man kann sich immer in die Kapelle tragen lassen, — sagte der junge Vater mit barscher und harter Stimme; hierauf schritt er, in Schweigen verharrend, immer an der Seite seiner beiden Begleiter fort, welche die Unterhaltung folgendermaßen fortsetzten:

— Sie wissen den Namen dieses Kostgängers nicht?

— Seit den vierzehn Tagen, daß ich ihn hier weiß, habe ich ihn niemals anders nennen hören, als den Herrn vom Pavillon.

— Einer unserer Laienbrüder, der seiner Person zu-

ist, und der ihn nicht anders nennt, hat mir
daß es ein außerordentlich sanftmüthiger Mann
einen großen Kummer zu haben schien; er spricht
mals; oft bringt er ganze Stunden, die Stirn
beiden Hände gelegt, zu; übrigens scheint er sich
in dem Hause zu gefallen; aber, wie sonder-
zieht dem Lichte ein Halbdunkel vor, und durch
dere Sonderbarkeit verursacht ihm der Schein
ers ein so unerträgliches Mißbehagen, daß er
e Kälte der letzten Märztage nicht gelitten hat,
n seinem Zimmer anzuzünden.

Es ist vielleicht ein Wahnsinniger.

Nein, der Laienbruder sagte mir im Gegentheile,
: Herr des Pavillons vollkommen seinen Ver-
ibe, aber daß der Schein des Feuers wahrschein-
nd eine schmerzliche Erinnerung in ihm zurück-

Der Pater d'Aigrigny muß besser, als irgend
, von dem unterrichtet sein, was den Herrn des
ons betrifft, da das sein Name ist, denn er
fast jeden Tag in langen Besprechungen mit

Der Pater d'Aigrigny hat, zum Mindesten seit
gen, diese Besprechungen unterbrochen, denn er
Zimmer nicht verlassen, ... seitdem man ihn
Abends bedenklich unwohl, wie man sagt, in ei-
thkutsche nach Hause gebracht hat.

Das ist richtig; aber ich komme deshalb auf das

vor, allein in dem Garten des neuen Gebäudes spazieren zu gehen.

— Ich glaube nicht, daß dieser Mann, seitdem er unser Haus der Zurückgezogenheit bewohnt, auch nur in das kleine Gärtchen hinabgegangen ist, der an den allein stehenden Pavillon stößt, welchen er im Hintergrunde der Anstalt bewohnt; der Pater d'Aigrigny, welcher allein zu ihm kam, beschwerte sich letzthin über die finstere Unempfindlichkeit dieses Kostgängers, ... den man noch nicht ein einziges Mal in der Kapelle gesehen hat, — fügte der junge Vater auf strenge Weise hinzu.

— Vielleicht ist er nicht im Stande, sich dorthin zu begeben, — erwiederte einer der ehrwürdigen Väter.

— Ohne Zweifel, antwortete der Andere, — denn ich habe den Doctor Baleinier sagen hören, daß Bewegung sehr heilsam für diesen noch nicht ganz genesenen Kostgänger gewesen wäre, daß er sich aber hartnäckig weigere, sein Zimmer zu verlassen.

— Man kann sich immer in die Kapelle tragen lassen, — sagte der junge Vater mit barscher und harter Stimme; hierauf schritt er, in Schweigen verharrend, immer an der Seite seiner beiden Begleiter fort, welche die Unterhaltung folgendermaßen fortsetzten:

— Sie wissen den Namen dieses Kostgängers nicht?

— Seit den vierzehn Tagen, daß ich ihn hier weiß, habe ich ihn niemals anders nennen hören, als den Herrn vom Pavillon.

— Einer unserer Laienbrüder, der seiner Person zu-

ist, und der ihn nicht anders nennt, hat mir daß es ein außerordentlich sanftmüthiger Mann einen großen Kummer zu haben schien; er spricht mals; oft bringt er ganze Stunden, die Stirn beiden Hände gelegt, zu; übrigens scheint er sich in dem Hause zu gefallen; aber, wie sonder- zieht dem Lichte ein Halbdunkel vor, und durch dere Sonderbarkeit verursacht ihm der Schein ers ein so unerträgliches Mißbehagen, daß er e Kälte der letzten Märztage nicht gelitten hat, n seinem Zimmer anzuzünden.

Es ist vielleicht ein Wahnsinniger.

Nein, der Laienbruder sagte mir im Gegentheile, : Herr des Pavillons vollkommen seinen Ver- ibe, aber daß der Schein des Feuers wahrschein- nd eine schmerzliche Erinnerung in ihm zurück-

Der Pater d'Aigrigny muß besser, als irgend , von dem unterrichtet sein, was den Herrn des ons betrifft, da das sein Name ist, denn er fast jeden Tag in langen Besprechungen mit

Der Pater d'Aigrigny hat, zum Mindesten seit gen, diese Besprechungen unterbrochen, denn er Zimmer nicht verlassen, ... seitdem man ihn Abends bedenklich unwohl, wie man sagt, in ei- thkutsche nach Hause gebracht hat.

Das ist richtig; aber ich komme deshalb auf das

zurück, was so eben unser lieber Bruder sagte, — erwiederte der Andere, indem er mit den Augen auf den jungen Vater deutete, der, die Sandkörner der Allee zu zählen scheinend, mit niedergeschlagenen Augen ging. — Es ist sonderbar, daß dieser Genesende, dieser Unbekannte, noch nicht in der Kapelle erschienen ist ... Unsere anderen Kostgänger kommen besonders hierher, um in der Zurückgezogenheit in einer verdoppelten religiösen Andacht zu leben ... Wie kommt es, daß der Herr des Pavillons diesen Eifer nicht theilt?

— Warum hat er dann unser Haus eher als ein anderes zum Aufenthaltsorte gewählt?

— Vielleicht ist es eine Bekehrung; vielleicht ist er hierher gekommen, um sich in unserer heiligen Religion zu unterrichten.

Und der Spaziergang dauerte unter den drei Priestern fort.

Wenn man diese leere, kindische Unterhaltung voller Klätschereien über dritte (außerdem wichtige Personen dieser Geschichte) hörte, so hätte man diese drei ehrwürdigen Väter für unbedeutende und alltägliche Männer gehalten, und man würde sich sehr getäuscht haben; Jeder von ihnen besaß, je nach der Rolle, die er in der scheinheiligen Schaar zu spielen berufen war, einige seltene und vortreffliche Eigenschaften, immer in Gemeinschaft mit diesem verwegenen und einschmeichelnden, beharrlichen und schlauen, schmiegsamen und verstellten, der Mehrzahl der Mitglieder der Gesellschaft eigen-

lichem Geiste. Aber durch die jedem auferlegte
pflichtung gegenseitiger Auskundschaftung, durch das
ssige Mißtrauen, welches daraus hervorging und in
dem diese Priester lebten, unterhielten sie sich unter
immer nur über, für die Angeberei unantastbare
glichkeiten, indem sie alle Mittel, alle Kräfte ihres
es für die willenlose Ausführung der Aufträge des
gesetzten vorbehielten, wobei sie dann in der Aus-
ung der von ihm erhaltenen Befehle den unum-
nktesten, den blindesten Gehorsam, was das We-
iche, mit der sinnreichsten, der teuflischsten Gewandt-
was die Form anbelangt, verbanden.

Demnach würde man Mühe haben, alle die reichen
haften, die reichen Geschenke aufzuzählen, welche
eiden ehrwürdigen Brüder mit so gutmüthigen und
ühenden Gesichtern in den immer offenen, immer
ngenden, immer sehnsüchtigen Beutel des Ordens
n gelangen lassen, indem sie, um diese Wunder der
i schwache Köpfe, bei Kranken und Sterbenden in's
gesetzten Taschenspielerkünste auszuführen, bald
heilige Verführung, schmeichelnde List, Versprechun-
guter Plätze im Paradiese, u. s. w. u. s. w., und
die Verläumdung, die Drohung und das Entsetzen
ndten.

Der Jüngste der drei ehrwürdigen Väter, vortrefflich
einem bleichen und abgezehrten Gesichte, einem fin-
und fanatischen Blicke, einem herben und unduld-
n Tone begabt, war eine Art von ascetischem Pro-

spectus, eine Art lebendigen Musters, welches die Gesellschaft unter gewissen Umständen vorlegte, wenn sie Einfältige überreden mußte, daß es nichts Härteres, nichts Strengeres gäbe, als die Söhne Loyola's, und daß sie durch Enthaltsamkeit und Kasteiungen knochig und hager wie Einsiedler würden, einen Glauben, den die Väter mit dickem Wanst und feisten Wangen schwerlich verbreitet hätten; mit einem Worte, man trachtete, wie in jeder Truppe von Schauspielern des Alterthums, daß so viel als möglich jede Rolle mit dem ihr zukommenden Aeußeren besetzt war.

Indem sie so, wie wir erzählt, mit einander plauderten, waren die ehrwürdigen Väter an ein Gebäude gelangt, welches, wie ein Magazin eingerichtet, an das Hauptwohnhaus stieß; man betrat diesen Ort durch einen besonderen Eingang, welchen eine ziemlich hohe Mauer unsichtbar machte; durch ein offenes und vergittertes Fenster hörte man den metallischen Klang eines fast ununterbrochenen Thalerzählens; bald schienen sie zu rieseln, als ob man sie aus einem Beutel auf einen Tisch ausgeschüttet hätte, bald gaben sie den dumpfen Ton von Stößen, die man aufstellt.

In diesem Gebäude befand sich die Handelskasse, in welcher man den Preis der von dem Orden fabricirten, und durch die Mithülfe der Kirche im Ueberflusse in Frankreich verbreiteten Bücher, Kupferstiche, Rosenkränze u. s. w. bezahlte; Bücher, die fast immer albern,

dere ehrwürdige Vater, — man braucht nur zu sehen, wie trotz der Bangigkeit, welche die Cholera verbreitet, die Nummern unserer frommen Lotterie rasch abgesetzt sind ... Und jeder Tag bringt uns neue Loose ... Gestern ist die Ernte gut gewesen: 1) eine kleine Copie der Venus Kallipygos in weißem Marmor (ein anderes Geschenk wäre geziemender gewesen, aber der Zweck heiligt die Mittel); 2) ein Stück von dem Stricke, welcher dazu gedient hat, diesen verruchten Robespierre auf dem Schaffotte zu binden, und an welchem man noch ein wenig von seinem verfluchten Blute sieht; 3) ein Augenzahn des heiligen Fructuosus, in ein kleines Reliquienkästchen von Gold eingefaßt; 4) ein Schminkkästchen aus der Zeit der Regentschaft, in prachtvollem Lack von Coromandel, mit feinen Perlen verziert.

— Heute Morgen, — begann der andere Priester wieder, — hat man ein bewundernswürdiges Loos gebracht. Stellen Sie sich vor, meine Väter, einen prachtvollen Dolch mit Griff von vergoldetem Silber; die sehr breite Klinge ist hohl, und sobald die Klinge in den Leib gestoßen wird, so läßt, mittelst eines wahrhaft wunderbaren Mechanismus, die Kraft des Stoßes selbst mehrere kleine, sehr scharfe, querlaufende Klingen hervortreten, welche, in das Fleisch dringend, gänzlich verhindern, die Mutterklinge, wenn man sich so ausdrücken darf, aus der Wunde heraus zu ziehen; ich glaube nicht, daß man eine mörderischere Waffe erfin-

— Ah, das ist wahrhaft allerliebst! — sagte der andere Vater, — der Gedanke ist ganz passend; . . . ich wußte diesen Umstand nicht . . . Aber wissen Sie, wie viel die Monstranz kosten wird, deren Kosten zu bezahlen diese Lotterie bestimmt ist?

— Der Pater Procurator hat mir gesagt, daß die Monstranz, die Edelsteine inbegriffen, zum Mindesten 35,000 Franken zu stehen kommen würde . . . ohne die alte zu rechnen, welche man nur für den . . . ich glaube auf 9000 Franken geschätzten Goldwerth angenommen hat.

— Die Lotterie muß 40,000 Franken eintragen; wir sind im Stande zu zahlen, — erwiederte der andere ehrwürdige Vater. — Zum Mindesten wird unsere Kapelle nicht durch den unverschämten Luxus derer der Herren Lazaristen verdunkelt sein.

— Im Gegentheile werden sie jetzt uns beneiden, denn ihre schöne Monstranz von massivem Golde, auf die sie so stolz waren, ist nicht halb so viel werth, als diejenige, welche unsere Lotterie uns geben wird, weil die unsrige nicht allein bei Weitem größer, sondern auch noch mit kostbaren Steinen bedeckt sein wird.

Diese interessante Unterhaltung wurde leider unterbrochen. Das war so rührend! Wie diese Priester

---

gräßliche Gotteslästerung sein; für die Gleichgiltigen ist es eine bedauernswerthe Lächerlichkeit, denn von allen Traditionen ist die der Maria eine der rührendsten und der ehrwürdigsten.

— Ah, das ist wahrhaft allerliebst! — sagte der andere Vater, — der Gedanke ist ganz passend; . . . ich wußte diesen Umstand nicht . . . Aber wissen Sie, wie viel die Monstranz kosten wird, deren Kosten zu bezahlen diese Lotterie bestimmt ist?

— Der Pater Procurator hat mir gesagt, daß die Monstranz, die Edelsteine inbegriffen, zum Mindesten 35,000 Franken zu stehen kommen würde . . . ohne die alte zu rechnen, welche man nur für den . . . ich glaube auf 9000 Franken geschätzten Goldwerth angenommen hat.

— Die Lotterie muß 40,000 Franken eintragen; wir sind im Stande zu zahlen, — erwiederte der andere ehrwürdige Vater. — Zum Mindesten wird unsere Kapelle nicht durch den unverschämten Luxus derer der Herren Lazaristen verdunkelt sein.

— Im Gegentheile werden sie jetzt uns beneiden, denn ihre schöne Monstranz von massivem Golde, auf die sie so stolz waren, ist nicht halb so viel werth, als diejenige, welche unsere Lotterie uns geben wird, weil die unsrige nicht allein bei Weitem größer, sondern auch noch mit kostbaren Steinen bedeckt sein wird.

Diese interessante Unterhaltung wurde leider unterbrochen. Das war so rührend! Wie diese Priester

---

gräßliche Gotteslästerung sein; für die Gleichgiltigen ist es eine bedauernswerthe Lächerlichkeit, denn von allen Traditionen ist die der Maria eine der rührendsten und der ehrwürdigsten.

Die eine der Thüren vom Gitter des Gartens öffnete sich, und der eine der ehrwürdigen Väter sagte bei dem Anblicke einer neuen Person, welche eintrat:

Wenn wir richtig unterrichtet sind, so wäre der Plan des Herrn Erzbischofes folgender:

Die auf Staatsrenten angelegten 250,000 Franken würden ein jährliches Einkommen von ungefähr 10,000 Franken bieten. Mit einer Rente von 10,000 Franken kann man jedes Jahr zum Mindesten zwanzig bis dreißig unglückliche Familien auf eine sehr wirksame Weise unterstützen, wenn man jeder von ihnen 3 bis 500 Franken bewilligt; nach der Absicht des Herrn Erzbischofs sollte sich nun der Pfarrer von Saint-Eustache mit dem Maire und den Armenpflegern seines Bezirkes über die richtige und gebührende Vertheilung dieser unverhofften Unterstützung verständigen.

Bei der Ziehung der Lotterie soll durch den Herrn Pfarrer von Saint-Eustache von der Versammlung eine Art von Gesetzesvorschlag über die Veränderung in der Bestimmung der Gelder verlangt werden, und dies mit der feurigen Beredtsamkeit, an der es ihm niemals fehlt, und der gewiß niemals von einem mehr christlichen Gefühl begeistert gewesen sein wird.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Mehrzahl der Geber und der Unterzeichner mit Freuden, wir sagen sogar mit Dankbarkeit, in diese Maßregel einwilligen wird, wenn der Herr Pfarrer mit bewegter, und vor Allem überzeugter Stimme das unaussprechliche Glück geschildert haben wird, das sie bei dem Gedanken empfinden werden, statt zu der unnützen Erbauung einer so kostspieligen und zum Mindesten unpassenden Ueberflüssigkeit in der Kirche eines der ärmsten Quartiere von Paris, in welchem es von so viel gräßlichem Elend wimmelt, beigetragen zu haben, sie von nun an und für immer einer großen Anzahl beachtungswerther Unglücklicher

X.

Der Kranke.

Der Kardinal Malipieri, den man dieser Art von Concil hat beiwohnen sehen, das bei der Prinzessin von Saint-Dizier gehalten, und der sich jetzt nach den von Rodin bewohnten Zimmern begab, war als Laie gekleidet und in einen weiten wattirten Ueberwurf von flohfarbigem Atlas gehüllt, der einen starken Kamphergeruch verbreitete, denn der Prälat hatte sich mit allen erdenklichen Vorbauungsmitteln gegen die Cholera umgeben.

Auf einen der Vorplätze des zweiten Stockwerks im Hause gelangt, klopfte der Kardinal an eine graue Thür; da ihm Niemand antwortete, so öffnete er, durchschritt wie ein Mann, der vollkommen Bescheid weiß, eine Art von Vorzimmer, und befand sich in einem Gemache, in welchem ein Feldbett aufgeschlagen war; auf einem Tische von schwarz angestrichenem Holze mit Fächern sah man verschiedene geleerte Arzneiflaschen.

Die Züge des Prälaten schienen besorgt, mürrisch;

antwortete eine weit stärkere Stimme, — es ist unmöglich.

— Sie werden sehen, ob es unmöglich ist, — erwiederte die andere Stimme.

— Aber, mein ehrwürdiger Vater, ... Sie werden sich tödten ... Sie sind außer Stande aufzustehen ... das hieße, Sie einem tödtlichen Rückfalle aussetzen; ... ich werde es nicht zugeben ...

Auf diese Worte folgte von Neuem das Geräusch eines schwachen, mit einigem, mehr erzürnten, als klagenden Gestöhn untermischten Kampfes, und die Stimme begann wieder:

— Nein, nein, mein Vater, und zu mehrerer Sicherheit werde ich Ihnen Ihre Kleider nicht zur Hand lassen ... Es ist jetzt bald die Stunde zu Ihrer Arzenei, ich gehe, um Ihnen zuzubereiten.

Und fast in demselben Augenblicke öffnete sich eine Thür, und der Prälat sah einen Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren eintreten, der unter seinem Arme einen alten, olivenfarbigen Ueberrock, und ein schwarzes, nicht minder abgetragenes Beinkleid trug, das er auf einen Stuhl warf.

Diese Person war Herr Ange Modeste Rousselet, erster Famulus des Doctor Baleinier; das Gesicht des jungen Prakticus war demüthig, süßlich und zurückhaltend; seine vorn fast kurz geschorenen Haare wallten hinter seinem Halse; er machte bei dem Anblicke des Kardinals eine leichte Bewegung der Ueberraschung, und

gleich zurückkommen, um sie an dem Kranken auszuführen.

— Und hat man den Pater d'Aigrigny davon in Kenntniß gesetzt?

— Der Pater d'Aigrigny ist selbst sehr leidend, wie Eure Eminenz weiß; ... seit drei Tagen hat er sein Bett noch nicht verlassen können.

— Ich habe mich nach ihm erkundigt, als ich herauf kam, — erwiederte der Prälat, — und ich werde ihn sogleich besuchen. Aber, um wieder auf den Pater Rodin zurückzukommen, hat man seinen Beichtvater rufen lassen, da er sich in einem fast verzweifelten Zustande befindet, und er eine so gefährliche Operation aushalten soll?

— Herr Baleinier hat ihm einige Worte davon fallen lassen, wie auch von der letzten Oelung; aber der Pater Rodin hat sich erzürnt beklagt, daß man ihm keinen Augenblick Ruhe ließe, und man ihn ohne Unterlaß hetze, daß er eben so sehr, als irgend Jemand, für das Heil seiner Seele besorgt wäre, und daß ...

— Per Bacco! — es handelt sich nicht um ihn! — rief der Kardinal, indem er durch diesen heidnischen Ausruf Herrn Ange Modeste Rousselet unterbrach und seine bereits sehr schneidende und schreiende Stimme erhob, — es handelt sich nicht um ihn, es handelt sich um das Interesse seiner Gesellschaft. Es ist unerläßlich, daß der ehrwürdige Vater mit der glänzendsten Feierlichkeit die Sakramente empfängt, und daß er nicht allein auf eine

gleich zurückkommen, um sie an dem Kranken auszuführen.

— Und hat man den Pater d'Aigrigny davon in Kenntniß gesetzt?

— Der Pater d'Aigrigny ist selbst sehr leidend, wie Eure Eminenz weiß; ... seit drei Tagen hat er sein Bett noch nicht verlassen können.

— Ich habe mich nach ihm erkundigt, als ich herauf kam, — erwiederte der Prälat, — und ich werde ihn sogleich besuchen. Aber, um wieder auf den Pater Rodin zurückzukommen, hat man seinen Beichtvater rufen lassen, da er sich in einem fast verzweifelten Zustande befindet, und er eine so gefährliche Operation aushalten soll?

— Herr Baleinier hat ihm einige Worte davon fallen lassen, wie auch von der letzten Oelung; aber der Pater Rodin hat sich erzürnt beklagt, daß man ihm keinen Augenblick Ruhe ließe, und man ihn ohne Unterlaß hetze, daß er eben so sehr, als irgend Jemand, für das Heil seiner Seele besorgt wäre, und daß ...

— Per Bacco! — es handelt sich nicht um ihn! — rief der Kardinal, indem er durch diesen heidnischen Ausruf Herrn Ange Modeste Rousselet unterbrach und seine bereits sehr schneidende und schreiende Stimme erhob, — es handelt sich nicht um ihn, es handelt sich um das Interesse seiner Gesellschaft. Es ist unerläßlich, daß der ehrwürdige Vater mit der glänzendsten Feierlichkeit die Sakramente empfängt, und daß er nicht allein auf eine

stliche Weise, sondern auch noch auf eine Aufsehn
:gende Weise stirbt ... Es ist nöthig, daß alle Leute
es Hauses, selbst Fremde zu diesem Schauspiele ein-
 den werden, damit sein erbaulicher Tod ein ver-
fliches Aufsehn erregt.

— Das hat der ehrwürdige Vater Grison und der
würdige Vater Brunet Seiner Ehrwürden bereits be-
iflich machen wollen; aber Eure Eminenz weiß, mit
chem Unwillen der Pater Rodin diese Rathschläge
genommen hat, und aus Furcht, eine gefährliche, viel-
ht tödtliche Krisis herbeizurufen, hat Herr Baleinier
t weiter in ihn zu dringen gewagt.

— Wohlan denn! ich werde es wagen, denn in diesen
ten revolutionairer Gottlosigkeit wird ein feierlich
stliches Ende einen sehr heilsamen Eindruck auf
 Publikum machen. Es wäre selbst sehr zeitge-
ß, für den Fall des Todes sich darauf vorzubereiten,
 ehrwürdigen Vater einzubalsamiren; man würde
 so während einiger Tage nach römischem Gebrauche
 dem Paradebett ausgestellt lassen. Mein Secretair
rde die Zeichnung des Katafalks besorgen; das ist
r prachtvoll, sehr imposant; durch seine Stellung in
1 Orden würde der Pater Rodin ein Recht auf et-
s höchst Prachtvolles haben; es wären für ihn zum
ndesten sechshundert Wachskerzen nöthig, und ein
zend, um ihn von oben zu beleuchten, über seiner
he angebrachter Trauerlampen mit Weingeist, das
cht sich wundervoll; man könnte nachher kleine, das

gleich zurückkommen, um sie an dem Kranken auszuführen.

— Und hat man den Pater d'Aigrigny davon in Kenntniß gesetzt?

— Der Pater d'Aigrigny ist selbst sehr leidend, wie Eure Eminenz weiß; ... seit drei Tagen hat er sein Bett noch nicht verlassen können.

— Ich habe mich nach ihm erkundigt, als ich herauf kam, — erwiederte der Prälat, — und ich werde ihn sogleich besuchen. Aber, um wieder auf den Pater Rodin zurückzukommen, hat man seinen Beichtvater rufen lassen, da er sich in einem fast verzweifelten Zustande befindet, und er eine so gefährliche Operation aushalten soll?

— Herr Baleinier hat ihm einige Worte davon fallen lassen, wie auch von der letzten Oelung; aber der Pater Rodin hat sich erzürnt beklagt, daß man ihm keinen Augenblick Ruhe ließe, und man ihn ohne Unterlaß hetze, daß er eben so sehr, als irgend Jemand, für das Heil seiner Seele besorgt wäre, und daß ...

— Per Bacco! — es handelt sich nicht um ihn! — rief der Kardinal, indem er durch diesen heidnischen Ausruf Herrn Ange Modeste Rousselet unterbrach und seine bereits sehr schneidende und schreiende Stimme erhob, — es handelt sich nicht um ihn, es handelt sich um das Interesse seiner Gesellschaft. Es ist unerläßlich, daß der ehrwürdige Vater mit der glänzendsten Feierlichkeit die Sakramente empfängt, und daß er nicht allein auf eine

ftliche Weise, sondern auch noch auf eine Aufsehn
gende Weise stirbt ... Es ist nöthig, daß alle Leute
es Hauses, selbst Fremde zu diesem Schauspiele ein-
den werden, damit sein erbaulicher Tod ein ver-
fliches Aufsehn erregt.

— Das hat der ehrwürdige Vater Grison und der
vürdige Vater Brunet Seiner Ehrwürden bereits be-
ißlich machen wollen; aber Eure Eminenz weiß, mit
chem Unwillen der Pater Rodin diese Rathschläge
genommen hat, und aus Furcht, eine gefährliche, viel-
ht tödtliche Krisis herbeizurufen, hat Herr Baleinier
t weiter in ihn zu dringen gewagt.

— Wohlan denn! ich werde es wagen, denn in diesen
ten revolutionairer Gottlosigkeit wird ein feierlich
ftliches Ende einen sehr heilsamen Eindruck auf
Publikum machen. Es wäre selbst sehr zeitge-
ß, für den Fall des Todes sich darauf vorzubereiten,
ehrwürdigen Vater einzubalsamiren; man würde
so während einiger Tage nach römischem Gebrauche
dem Paradebett ausgestellt lassen. Mein Secretair
rde die Zeichnung des Katafalks besorgen; das ist
prachtvoll, sehr imposant; durch seine Stellung in
Orden würde der Pater Rodin ein Recht auf et-
s höchst Prachtvolles haben; es wären für ihn zum
ndesten sechshundert Wachskerzen nöthig, und ein
zend, um ihn von oben zu beleuchten, über seiner
he angebrachter Trauerlampen mit Weingeist, das
ht sich wundervoll; man könnte nachher kleine, das

gleich zurückkommen, um sie an dem Kranken auszuführen.

— Und hat man den Pater d'Aigrigny davon in Kenntniß gesetzt?

— Der Pater d'Aigrigny ist selbst sehr leidend, wie Eure Eminenz weiß; ... seit drei Tagen hat er sein Bett noch nicht verlassen können.

— Ich habe mich nach ihm erkundigt, als ich herauf kam, — erwiederte der Prälat, — und ich werde ihn sogleich besuchen. Aber, um wieder auf den Pater Rodin zurückzukommen, hat man seinen Beichtvater rufen lassen, da er sich in einem fast verzweifelten Zustande befindet, und er eine so gefährliche Operation aushalten soll?

— Herr Baleinier hat ihm einige Worte davon fallen lassen, wie auch von der letzten Oelung; aber der Pater Rodin hat sich erzürnt beklagt, daß man ihm keinen Augenblick Ruhe ließe, und man ihn ohne Unterlaß hetze, daß er eben so sehr, als irgend Jemand, für das Heil seiner Seele besorgt wäre, und daß ...

— Per Bacco! — es handelt sich nicht um ihn! — rief der Kardinal, indem er durch diesen heidnischen Ausruf Herrn Ange Modeste Rousselet unterbrach und seine bereits sehr schneidende und schreiende Stimme erhob, — es handelt sich nicht um ihn, es handelt sich um das Interesse seiner Gesellschaft. Es ist unerläßlich, daß der ehrwürdige Vater mit der glänzendsten Feierlichkeit die Sakramente empfängt, und daß er nicht allein auf eine

ftliche Weise, sondern auch noch auf eine Aufsehn
gende Weise stirbt ... Es ist nöthig, daß alle Leute
es Hauses, selbst Fremde zu diesem Schauspiele ein
iden werden, damit sein erbaulicher Tod ein ver-
fliches Aufsehn erregt.

— Das hat der ehrwürdige Vater Grison und der
vürdige Vater Brunet Seiner Ehrwürden bereits be-
iflich machen wollen; aber Eure Eminenz weiß, mit
chem Unwillen der Pater Rodin diese Rathschläge
genommen hat, und aus Furcht, eine gefährliche, viel-
ht tödtliche Krisis herbeizurufen, hat Herr Baleinier
t weiter in ihn zu dringen gewagt.

— Wohlan denn! ich werde es wagen, denn in diesen
ten revolutionairer Gottlosigkeit wird ein feierlich
ftliches Ende einen sehr heilsamen Eindruck auf
Publikum machen. Es wäre selbst sehr zeitge-
ß, für den Fall des Todes sich darauf vorzubereiten,
ehrwürdigen Vater einzubalsamiren; man würde
so während einiger Tage nach römischem Gebrauche
dem Paradebett ausgestellt lassen. Mein Secretair
de die Zeichnung des Katafalks besorgen; das ist
prachtvoll, sehr imposant; durch seine Stellung in
Orden würde der Pater Rodin ein Recht auf et-
s höchst Prachtvolles haben; es wären für ihn zum
ndesten sechshundert Wachskerzen nöthig, und ein
zend, um ihn von oben zu beleuchten, über seiner
he angebrachter Trauerlampen mit Weingeist, das
ht sich wundervoll; man könnte nachher kleine, das

gleich zurückkommen, um sie an dem Kranken auszuführen.

— Und hat man den Pater d'Aigrigny davon in Kenntniß gesetzt?

— Der Pater d'Aigrigny ist selbst sehr leidend, wie Eure Eminenz weiß; . . . seit drei Tagen hat er sein Bett noch nicht verlassen können.

— Ich habe mich nach ihm erkundigt, als ich herauf kam, — erwiederte der Prälat, — und ich werde ihn sogleich besuchen. Aber, um wieder auf den Pater Rodin zurückzukommen, hat man seinen Beichtvater rufen lassen, da er sich in einem fast verzweifelten Zustande befindet, und er eine so gefährliche Operation aushalten soll?

— Herr Baleinier hat ihm einige Worte davon fallen lassen, wie auch von der letzten Oelung; aber der Pater Rodin hat sich erzürnt beklagt, daß man ihm keinen Augenblick Ruhe ließe, und man ihn ohne Unterlaß hetze, daß er eben so sehr, als irgend Jemand, für das Heil seiner Seele besorgt wäre, und daß . . .

— Per Bacco! — es handelt sich nicht um ihn! — rief der Kardinal, indem er durch diesen heidnischen Ausruf Herrn Ange Modeste Rousselet unterbrach und seine bereits sehr schneidende und schreiende Stimme erhob, — es handelt sich nicht um ihn, es handelt sich um das Interesse seiner Gesellschaft. Es ist unerläßlich, daß der ehrwürdige Vater mit der glänzendsten Feierlichkeit die Sakramente empfängt, und daß er nicht allein auf eine

stliche Weise, sondern auch noch auf eine Aufsehn
:gende Weise stirbt ... Es ist nöthig, daß alle Leute
es Hauses, selbst Fremde zu diesem Schauspiele ein-
iden werden, damit sein erbaulicher Tod ein ver-
fliches Aufsehn erregt.

— Das hat der ehrwürdige Vater Grison und der
würdige Vater Brunet Seiner Ehrwürden bereits be-
iflich machen wollen; aber Eure Eminenz weiß, mit
chem Unwillen der Pater Rodin diese Rathschläge
genommen hat, und aus Furcht, eine gefährliche, viel-
ht tödtliche Krisis herbeizurufen, hat Herr Baleinier
t weiter in ihn zu dringen gewagt.

— Wohlan denn! ich werde es wagen, denn in diesen
ten revolutionairer Gottlosigkeit wird ein feierlich
stliches Ende einen sehr heilsamen Eindruck auf
Publikum machen. Es wäre selbst sehr zeitge-
ß, für den Fall des Todes sich darauf vorzubereiten,
ehrwürdigen Vater einzubalsamiren; man würde
so während einiger Tage nach römischem Gebrauche
dem Paradebett ausgestellt lassen. Mein Secretair
rde die Zeichnung des Katafalks besorgen; das ist
: prachtvoll, sehr imposant; durch seine Stellung in
Orden würde der Pater Rodin ein Recht auf et-
s höchst Prachtvolles haben; es wären für ihn zum
ndesten sechshundert Wachskerzen nöthig, und ein
tzend, um ihn von oben zu beleuchten, über seiner
he angebrachter Trauerlampen mit Weingeist, das
ht sich wundervoll; man könnte nachher kleine, das

frommne und ascetische Leben des Ehrenwürdigen betreffende Schriften unter das Volk vertheilen, und ...

Ein plötzliches, hohles Klirren, wie das eines metallischen Gegenstandes, den man zornig zu Boden geworfen, ließ sich in dem anstoßenden Zimmer hören, in welchem sich der Kranke befand, und unterbrach den Prälaten.

— Wenn nur der Pater Rodin Sie nicht von seiner Einbalsamirung hat sprechen hören.... gnädiger Herr, — sagte Herr Ange Modeste Rousselet leise, — sein Bett steht an dieser Wand, und man hört Alles, was hier gesprochen wird.

— Wenn der Pater Rodin auch gehört hat, — erwiederte der Kardinal, indem er von Neuem mit leiser Stimme sprach und an das andere Ende des Zimmers ging, — so würde dieser Umstand nur dazu dienen, gerade auf die Sache einzugehen ... aber für jeden Fall beharre ich dabei, zu glauben, daß die Einbalsamirung und die Ausstellung sehr nothwendig sein werden, um einen kräftigen Eindruck auf das Volk zu machen. Das Volk ist bereits sehr erschreckt durch die Cholera; ein solches Leichengepränge würde einen großen Eindruck auf die Einbildungskraft des Volkes hervorbringen.

— Ich erlaube mir, Eurer Eminenz bemerklich zu machen, daß hier die Gesetze dergleichen Ausstellungen nicht gestatten, und daß ...

— Die Gesetze, ... immer die Gesetze, — sagte

:ardinal erzürnt, — hat etwa Rom nicht auch seine
ıe? Ist nicht jeder Priester ein Unterthan Rom's?
ı nicht etwa Zeit . . .

›er indem er ohne Zweifel nicht in eine ausführ-
: Erklärung mit dem jungen Arzte eingehen wollte,
n der Prälat wieder:

Man wird sich späterhin damit beschäftigen; aber
Sie mir, hat der ehrwürdige Vater seit meinem
ı Besuche neue Anfälle von Irrereden gehabt?

· Ja, gnädiger Herr, heute Nacht hat er zum
esten anderthalb Stunden lang phantasirt.

- Haben Sie, wie es Ihnen anempfohlen worden
fortwährend pünktlich alle Worte aufgezeichnet,
e dem Kranken während des neuen Anfalles ent-
ft sind?

Ja, gnädiger Herr, hier ist die Note, wie Eure
enz mir dieselbe anempfohlen hat.

ndem er dieses sagte, nahm Herr Ange Modeste
'elet aus dem Gefache eine Note, welche er dem
ıten übergab.

šir erinnern den Leser daran, daß, da dieser Theil
Interhaltung zwischen dem Herrn Rousselet und
Prälaten außer dem Bereiche des Verschlages ge-
ı worden war, Rodin nichts hatte hören können,
end die Unterhaltung über die muthmaßliche Ein-
mirung vollkommen gut bis zu ihm hatte gelangen
n.

ls der Kardinal die Note des Herrn Rousselet

empfangen, nahm er sie mit dem Ausdrucke höchster Neugierde. Nachdem er sie durchlaufen, sagte er sich, ohne seinen Aerger zu verbergen:

— Immer unzusammenhängende Worte ... nicht zwei Worte, aus denen man eine vernünftige Folgerung ziehen könnte; ... man könnte wirklich glauben, daß dieser Mann die Gewalt hätte, sich selbst in seinen Fieberreden zu beherrschen, und nur in Bezug auf unbedeutende Dinge zu faseln.

Sich hierauf an Herrn Rousselet wendend sagte er:

— Sie sind fest überzeugt, alles das berichtet zu haben, was ihm während seines Phantasirens entschlüpft ist?

— Mit Ausnahme von Phrasen, die er beständig wiederholte und die ich nur ein Mal niedergeschrieben habe, kann Eure Eminenz überzeugt sein, daß ich kein einziges Wort ausgelassen habe, so unvernünftig es mir auch schien ...

— Sie werden mich zu dem Pater Rodin führen, — sagte der Prälat nach einem Augenblicke des Schweigens.

— Aber ... gnädiger Herr ... antwortete der Famulus zögernd, — sein Fieberanfall hat erst vor einer Stunde aufgehört, und der ehrwürdige Vater ist in diesem Augenblicke sehr schwach.

— Ein Grund mehr, — antwortete ziemlich unbesonnener Weise der Prälat.

Dann, sich eines Besseren besinnend, fügte er hinzu:

– Ein Grund mehr ... er wird um so eher die
lungen schätzen, welche ich ihm bringe; ... wenn
hläft, so wecken Sie ihn und melden Sie ihm mei-
Besuch.

– Ich habe von Eurer Eminenz nur Befehle zu
fangen, — sagte Herr Rousselet, indem er sich ver-
te.

Und er trat in das anstoßende Zimmer.

Allein geblieben sagte sich der Kardinal mit nach-
'ender Miene:

– Ich komme immer wieder darauf zurück ... Zur
, als er plötzlich von der Cholera befallen wurde,
hat sich der Pater Rodin für vergiftet im Auftrag
heiligen Stuhles gehalten; er zettelte also gegen
n etwas recht Furchtbares an, um eine so abscheu-
Furcht gefaßt zu haben. Sollte unser Argwohn
nach begründet sein? Sollte er in geheimer und
htiger Weise auf eine ansehnliche Partei des heiligen
egiums einwirken, wie man es befürchtet? ...
: dann, zu welchem Zwecke? Das zu ergründen, ist
öglich gewesen, so treu ist sein Geheimniß von sei-
Mitschuldigen bewahrt worden ... Ich hatte ge-
t, daß ihm während seines Phantasirens irgend ein
rt entschlüpfen würde, welches mich auf die Spur
n brächte, was zu wissen wir ein so großes In-
sse haben, denn besonders bei einem Manne von
m so unruhigen, so thätigen Geiste ist das Phanta-
ı fast immer nur die Uebertreibung eines vorherr-

schenden Gedankens, indessen hier liegen jetzt fünf Anfälle vor, die man mir so zu sagen getreulich stenographirt hat .... und nichts, nein ... nichts, als leere oder unzusammenhängende Redensarten.

Die Rückkehr des Herrn Rousselet machte den Betrachtungen des Prälaten ein Ende.

— Ich bin untröstlich, Euer Gnaden sagen zu müssen, daß der ehrwürdige Vater sich hartnäckig weigert, irgend Jemand zu empfangen; er behauptet, einer gänzlichen Ruhe zu bedürfen. Obgleich sehr niedergeschlagen, hat er eine finstere, zornige Miene ... Es sollte mich nicht verwundern, wenn er Eure Eminenz hätte davon sprechen hören, ihn einbalsamiren zu lassen .... und ...

Herrn Rousselet unterbrechend sagte der Kardinal zu ihm:

— Der Pater Rodin hat also seinen letzten Fieberanfall heute Nacht gehabt?

— Ja, gnädiger Herr, zwischen drei und halb sechs Uhr Morgens.

— Von drei ... bis halb sechs Uhr Morgens, — wiederholte der Kardinal, als ob er diesen Umstand seinem Gedächtnisse hätte einprägen wollen, — und dieser Anfall hat nichts Besonderes gehabt?

— Nein, gnädiger Herr: wie Eure Eminenz sich durch das Lesen dieser Note überzeugen kann, ist es unmöglich, mehr unzusammenhängende Worte aufzuhäufen.

lls er hierauf den Prälaten nach der Thür des an-
n Zimmers zuschreiten sah, fügte er hinzu:
— Aber, gnädiger Herr, der ehrwürdige Vater will
haus Niemand sehen; . . . er bedarf einer gänz-
n Ruhe vor der Operation, welche man sogleich
ihm vornehmen wird, . . . und es wäre vielleicht
hrlich . . .
Ohne auf diese Bemerkung zu antworten, trat der
dinal in Rodins Zimmer.
Dieses ziemlich geräumige, durch zwei Fenster er-
htete Gemach war auf einfache, aber bequeme Weise
blirt; zwei Klötze brannten langsam in der Asche
Kamines, in welcher eine Kaffeemaschine, ein Stein-
opf und ein Pfännchen stand, in welchem eine dicke
chung von Senfmehl bräkelte; auf dem Kamine
man mehrere Stücke Leinewand und Binden liegen.
Es herrschte in diesem Zimmer der den Arzeneifla-
t entströmende, den von Kranken bewohnten Orten
nthümliche Apothekengeruch, untermischt mit einem
herben, faulen und ekelhaften Dunste, daß der
dinal einen Augenblick lang an der Thür stehen blieb,
: weiter zu gehen.
Wie die ehrwürdigen Väter auf ihrem Spazier-
ge behauptet hatten, lebte Rodin, weil er sich gesagt
e:
— Ich muß leben, und ich werde leben . . .
Denn eben so, wie schwache, feige Geister oft blos
Abschen vor dem Uebel erliegen, eben so beweisen

tausend Fälle, daß Charakterstärke und moralische Energie oft hartnäckig gegen das Uebel kämpfen und über zuweilen verzweifelte Lagen triumphiren können.

So war es mit dem Jesuiten gewesen . . . Denn dadurch, daß die unerschütterliche Festigkeit seines Charakters, und man könnte fast sagen die furchtbare Hartnäckigkeit seines Willens (denn der Wille erlangt zuweilen eine Art von geheimnißvoller Allmacht, über die man entsetzt ist) der geschickten Behandlung des Doctors Baleinier zu Hülfe kam, war Rodin der Seuche entronnen, von welcher er so plötzlich ergriffen gewesen war. Aber auf diese plötzliche physische Störung war eines der gefährlichsten Fieber gefolgt, welches Rodin's Leben in große Gefahr setzte.

Dieses Zunehmen der Gefahr hatte dem Pater d'Aigrigny die heftigste Unruhe erregt, der trotz seiner Nebenbuhlerschaft und Eifersucht fühlte, daß auf dem Punkte, zu welchem die Dinge gelangt wären, Rodin, der alle Fäden des Complottes hielt, dieses allein gelingen machen könnte.

Die halbgeschlossenen Vorhänge des Krankenzimmers verbreiteten nur ein zweifelhaftes Licht um das Bett herum, auf welchem Rodin lag.

Das Gesicht des Jesuiten hatte die grünliche, den Cholerakranken eigenthümliche Farbe verloren, aber es war leichenblaß geblieben; seine Magerkeit war so groß, daß seine trockene, runzelige Haut sich auf die geringsten Erhöhungen der Knochen legte; die Muskeln und die Adern

s langen, gleich dem eines Geiers entfleischten Hal-
glichen einem Netz von Strängen; mit einer schmie-
n und fuchsig gewordenen Nachtmütze von schwarzer
de bedeckt, unter welcher einige Büschel Haare von
m matten Grau hervortraten, ruhete sein Kopf auf
m schmutzigen Kopfkissen, indem Rodin durchaus
t wollte, daß man das Bettzeug wechsele. Sein
lange nicht rasirter dünner, weißlicher Bart starrte
und da gleich den Borsten einer Bürste aus seiner
farbigen Haut hervor; über seinem Hemde trug er
alte, an mehreren Orten durchlöcherte wollene
ke; er hatte einen seiner Arme aus seinem Bette
reckt, und mit seiner knochigen und haarigen
nd mit bläulichen Nägeln hielt er ein Schnupf-
acks-Taschentuch von einer unmöglich zu schildern-
Farbe.

Ohne zwei glühende Funken, welche in dem, durch
Tiefe der Augenhöhlen gebildeten Schatten leuchte-
, hätte man ihn für eine Leiche halten können. Die-
Blick, in den sich alles Leben, alle Energie, welche
sem Manne noch übrig geblieben, zusammengezogen,
lüchtet zu haben schien, verrieth eine verzehrende
ruhe; bald offenbarten seine Züge einen stechenden
hmerz; bald zeugten krampfhaftes Zusammenziehen
ner Hände und plötzliches Erbeben, von dem er ge-
üttelt wurde, hinlänglich von seiner Verzweiflung,
f dieses Schmerzensbett gefesselt zu sein, während
wichtigen Interessen, welche er übernommen hatte,

tausend Fälle, daß Charakterstärke und moralische Energie oft hartnäckig gegen das Uebel kämpfen und über zuweilen verzweifelte Lagen triumphiren können.

So war es mit dem Jesuiten gewesen . . . Denn dadurch, daß die unerschütterliche Festigkeit seines Charakters, und man könnte fast sagen die furchtbare Hartnäckigkeit seines Willens (denn der Wille erlangt zuweilen eine Art von geheimnißvoller Allmacht, über die man entsetzt ist) der geschickten Behandlung des Doctors Baleinier zu Hülfe kam, war Rodin der Seuche entronnen, von welcher er so plötzlich ergriffen gewesen war. Aber auf diese plötzliche physische Störung war eines der gefährlichsten Fieber gefolgt, welches Rodin's Leben in große Gefahr setzte.

Dieses Zunehmen der Gefahr hatte dem Pater d'Aigrigny die heftigste Unruhe erregt, der trotz seiner Nebenbuhlerschaft und Eifersucht fühlte, daß auf dem Punkte, zu welchem die Dinge gelangt wären, Rodin, der alle Fäden des Complottes hielt, dieses allein gelingen machen könnte.

Die halbgeschlossenen Vorhänge des Krankenzimmers verbreiteten nur ein zweifelhaftes Licht um das Bett herum, auf welchem Rodin lag.

Das Gesicht des Jesuiten hatte die grünliche, den Cholerakranken eigenthümliche Farbe verloren, aber es war leichenblaß geblieben; seine Magerkeit war so groß, daß seine trockene, runzelige Haut sich auf die geringsten Erhöhungen der Knochen legte; die Muskeln und die Adern

:s langen, gleich dem eines Geiers entfleischten Hal-
glichen einem Netz von Strängen; mit einer schmie-
n und fuchsig gewordenen Nachtmütze von schwarzer
de bedeckt, unter welcher einige Büschel Haare von
m matten Grau hervortraten, ruhete sein Kopf auf
m schmutzigen Kopfkissen, indem Robin durchaus
t wollte, daß man das Bettzeug wechsele. Sein
lange nicht rasirter dünner, weißlicher Bart starrte
und da gleich den Borsten einer Bürste aus seiner
'arbigen Haut hervor; über seinem Hemde trug er
: alte, an mehreren Orten durchlöcherte wollene
ke; er hatte einen seiner Arme aus seinem Bette
reckt, und mit seiner knochigen und haarigen
1d mit bläulichen Nägeln hielt er ein Schnupf-
acks-Taschentuch von einer unmöglich zu schildern-
Farbe.

Ohne zwei glühende Funken, welche in dem, durch
Tiefe der Augenhöhlen gebildeten Schatten leuchte-
, hätte man ihn für eine Leiche halten können. Die-
Blick, in den sich alles Leben, alle Energie, welche
sem Manne noch übrig geblieben, zusammengezogen,
lüchtet zu haben schien, verrieth eine verzehrende
ruhe; bald offenbarten seine Züge einen stechenden
hmerz; bald zeugten krampfhaftes Zusammenziehen
ner Hände und plötzliches Erbeben, von dem er ge-
üttelt wurde, hinlänglich von seiner Verzweiflung,
f dieses Schmerzensbett gefesselt zu sein, während
: wichtigen Interessen, welche er übernommen hatte,

die ganze Thätigkeit seines Geistes in Anspruch nahmen; so beständig gespannt, überreizt, erschlaffte demnach auch seine Denkkraft oft, die Ideen entgingen ihm; dann empfand er Momente der Geistesabwesenheit, Anfälle des Phantasirens, aus denen er wie aus einem schmerzlichen Traume erwachte, und deren Andenken ihn entsetzte.

Nach dem weisen Rathe des Doctors Baleinier, der ihn außer Stande fand, sich mit wichtigen Dingen zu beschäftigen, hatte es der Pater d'Aigrigny bis dahin vermieden, auf Rodins Fragen über den Gang der für ihn so doppelt wichtigen Rennepontschen Angelegenheit zu antworten, und er zitterte in Folge der gezwungenen Unthätigkeit, zu welcher ihn die Krankheit verdammte, diese gefährdet oder verloren zu sehen. Das Schweigen des Pater d'Aigrigny in Bezug auf dieses Comp'ott, von dem er, Rodin, die Fäden hielt; die gänzliche Unwissenheit, in welcher er sich über die Ereignisse befand, welche sich seit seiner Krankheit hatten zutragen müssen, vermehrten seine Erbitterung noch.

Das war Rodins physischer und moralischer Zustand, als der Kardinal Malipieri gegen seinen Willen in sein Zimmer getreten war.

XI.

Die Falle.

Um die Martern Robins, der durch seine Krankheit
: Unthätigkeit gezwungen war, besser begreiflich zu
.chen, und um zu erklären, wie wichtig der Besuch des
rdinals Malipieri war, erinnern wir mit einigen
)rten an die vermessenen Pläne des Jesuiten, der sich
seinem Ehrgeize für den Nacheiferer Sixtus des V.
lt, bis er seines Gleichen geworden wäre.

Durch das Gelingen der Rennepontschen Angelegen-
t zu dem Generalate seines Ordens zu gelangen,
ın, in dem Falle einer fast vorauszusehenden Ab-
ıkung, sich durch eine glänzende Bestechung der Stim-
nmehrheit des heiligen Collegiums zu versichern, um
ı päpstlichen Thron zu besteigen, und dann, mittelst
er Veränderung in den Statuten der Gesellschaft
'u, diese mächtige Gesellschaft dem heiligen Stuhle
zuverleiben, statt sie in ihrer Unabhängigkeit der
)pstlichen Gewalt gleichstehen und sie fast immer beherr-
:n zu lassen, das waren die geheimen Pläne Robins.

Was ihre Möglichkeit anbetrifft, ... so war sie durch zahlreiche frühere Vorfälle erwiesen, denn mehrere einfache Mönche oder Priester waren mit einem Male bis zu der päpstlichen Würde erhoben worden.

Was die Moralität der Sache betrifft, ... die Thronbesteigung der Borgias, Julius II., und gar mancher anderer seltsamer Statthalter Christi, neben denen Rodin ein wahrer Heiliger war, entschuldigte, autorisirte die Ansprüche des Jesuiten.

Obgleich der Zweck der geheimen Umtriebe Rodins bis jetzt in Rom in das tiefste Geheimniß gehüllt gewesen war, so war man dennoch auf sein geheimes Einverständniß mit einer großen Anzahl von Mitgliedern des heiligen Collegiums aufmerksam geworden; da eine andere Abtheilung dieses Collegiums, an deren Spitze sich der Kardinal Malipieri befand, sich beunruhigte, so benutzte der Kardinal seine Reise nach Frankreich, um zu versuchen die im Dunkeln schleichenden Pläne des Jesuiten zu erforschen. Wenn bei dem Auftritte, den wir so eben geschildert haben, der Kardinal so hartnäckig darauf bestanden hatte, mit dem ehrwürdigen Vater, trotz der Weigerung des Letzteren, zu verhandeln, so kam das daher, weil, wie man sehen wird, der Prälat hoffte, durch List ein bis jetzt wohlverborgenes Geheimniß in Bezug auf Umtriebe in Rom, die er bei ihm voraussetzte, zu überrumpeln.

Also unter so wichtigen, so bedeutenden Umständen sah sich Rodin von einer Krankheit befallen, welche seine

ifte lähmte, während er mehr als jemals der gan
Thätigkeit, aller Mittel seines Geistes nöthig ge-
t hätte.

. . . .

Nachdem er einige Augenblicke lang regungslos an
Thür stehen geblieben war, näherte sich der Kardi-
, indem er immer sein Fläschchen unter die Nase
:t, langsam dem Bette Rodins.

Dieser, erzürnt über diese Hartnäckigkeit, und indem
einer Unterredung entgehen wollte, welche ihm aus
len Gründen außerordentlich verhaßt war, wandte er
ch den Kopf nach der Wandseite, und that, als ob
schliefe.

Sich wenig um diese Verstellung bekümmernd, und
entschlossen, den Zustand von Schwäche, in welchem
Rodin wußte, zu benutzen, nahm der Prälat einen
uhl, und setzte sich trotz seines Widerwillens an das
tt des Jesuiten.

— Wie befinden Sie sich ... mein ehrwürdiger und
r lieber Vater? — sagte er mit honigsüßer Stimme
ihm, welche sein italienischer Accent noch heuchlerischer
machen schien.

Rodin spielte den Tauben, athmete geräuschvoll und
twortete nicht.

Der Kardinal näherte, obgleich er Handschuhe an-
tte, nicht ohne Ekel seine Hand der des Jesuiten,
üttelte sie ein wenig, indem er mit lauterer Stimme
:ederholte:

Was ihre Möglichkeit anbetrifft, ... so war sie durch zahlreiche frühere Vorfälle erwiesen, denn mehrere einfache Mönche oder Priester waren mit einem Male bis zu der päpstlichen Würde erhoben worden.

Was die Moralität der Sache betrifft, ... die Thronbesteigung der Borgias, Julius II., und gar mancher anderer seltsamer Statthalter Christi, neben denen Rodin ein wahrer Heiliger war, entschuldigte, autorisirte die Ansprüche des Jesuiten.

Obgleich der Zweck der geheimen Umtriebe Rodins bis jetzt in Rom in das tiefste Geheimniß gehüllt gewesen war, so war man dennoch auf sein geheimes Einverständniß mit einer großen Anzahl von Mitgliedern des heiligen Collegiums aufmerksam geworden; da eine andere Abtheilung dieses Collegiums, an deren Spitze sich der Kardinal Malipieri befand, sich beunruhigte, so benutzte der Kardinal seine Reise nach Frankreich, um zu versuchen die im Dunkeln schleichenden Pläne des Jesuiten zu erforschen. Wenn bei dem Auftritte, den wir so eben geschildert haben, der Kardinal so hartnäckig darauf bestanden hatte, mit dem ehrwürdigen Vater, trotz der Weigerung des Letzteren, zu verhandeln, so kam das daher, weil, wie man sehen wird, der Prälat hoffte, durch List ein bis jetzt wohlverborgenes Geheimniß in Bezug auf Umtriebe in Rom, die er bei ihm voraussetzte, zu überrumpeln.

Also unter so wichtigen, so bedeutenden Umständen sah sich Rodin von einer Krankheit befallen, welche seine

ifte lähmte, während er mehr als jemals der gan-
Thätigkeit, aller Mittel seines Geistes nöthig ge-
t hätte.

. . . .

Nachdem er einige Augenblicke lang regungslos an
Thür stehen geblieben war, näherte sich der Kardi-
, indem er immer sein Fläschchen unter die Nase
t, langsam dem Bette Rodins.

Dieser, erzürnt über diese Hartnäckigkeit, und indem
einer Unterredung entgehen wollte, welche ihm aus
len Gründen außerordentlich verhaßt war, wandte er
ch den Kopf nach der Wandseite, und that, als ob
schliefe.

Sich wenig um diese Verstellung bekümmernd, und
entschlossen, den Zustand von Schwäche, in welchem
Rodin wußte, zu benutzen, nahm der Prälat einen
uhl, und setzte sich trotz seines Widerwillens an das
tt des Jesuiten.

— Wie befinden Sie sich ... mein ehrwürdiger und
r lieber Vater? — sagte er mit honigsüßer Stimme
ihm, welche sein italienischer Accent noch heuchlerischer
machen schien.

Rodin spielte den Tauben, athmete geräuschvoll und
twortete nicht.

Der Kardinal näherte, obgleich er Handschuhe an-
tte, nicht ohne Ekel seine Hand der des Jesuiten,
üttelte sie ein wenig, indem er mit lauterer Stimme
ederholte:

— Mein ehrwürdiger und sehr lieber Vater, antworten Sie mir, ich beschwöre Sie darum.

Rodin konnte eine Bewegung erzürnten Unwillens nicht unterdrücken, aber er blieb fortwährend stumm.

Der Kardinal war nicht der Mann, sich durch so Weniges abschrecken zu lassen; er schüttelte den Arm des Jesuiten von Neuem und ein wenig stärker, indem er mit kaltblütiger Beharrlichkeit, welche den geduldigsten Menschen von der Welt außer sich gebracht hätte, wiederholte:

— Da sie nicht schlafen, mein ehrwürdiger und lieber Vater, ... so hören Sie mich an, ich bitte Sie darum ...

Erbittert durch die Schmerzen, außer sich durch die Hartnäckigkeit des Prälaten, wandte Rodin plötzlich den Kopf um, heftete auf den Römer seine hohlen, von einem finsteren Feuer leuchtenden Augen, und mit durch ein spöttisches Lächeln zusammengezogenen Lippen sagte er bitter:

— Eure Gnaden halten also sehr darauf, mich einbalsamirt und auf einem Paradebette ausgestellt zu sehen ... wie Sie so eben sagten, ... um meinen Todeskampf so zu martern und mein Ende zu beschleunigen!

— Ich, mein lieber Vater? ... Großer Gott! ... was sagen Sie da?

Und der Kardinal erhob die Hände gen Himmel,

ḥſam um ihn zum Zeugen der innigen Theilnahme
ıehmen, welche er für den Jeſuiten hegte.

— Ich ſage das, was ich ſo eben gehört habe, gnä-
r Herr, denn dieſer Verſchlag iſt dünn, — fügte
in mit zunehmender Bitterkeit hinzu.

— Wenn Sie damit ſagen wollen, daß ich Ihnen
allen Kräften meiner Seele ein ganz chriſtliches
exemplariſches Ende gewünſcht habe, ... und Ih-
wünſche, o! dann irren Sie ſich nicht, mein ſehr
r Vater! ... Sie haben mich vollkommen verſtan-
denn es würde mich innig freuen, Sie nach einem
ʖohlangewandten Leben, als einen Gegenſtand der
ḥrung für die Frommen zu ſehen.

— Und ich ſage Ihnen, gnädiger Herr, — rief Ro-
mit ſchwacher und ſtockender Stimme, — ich ſage
n, daß wilde Grauſamkeit darin liegt, ſolche Wünſche
ʖegenwart eines ſich in einem hoffnungsloſen Zu-
e befindenden Kranken auszuſprechen; ja, — be-
ı er wieder mit zunehmender Aufregung, welche ge-
ſeine Entkräftung contraſtirte, — man nehme ſich
lcht, verſtehen Sie, denn ... wenn man mich be-
ct ... wenn man mich ohne Unterlaß peinigt ...
ı man mich meinen Todeskampf nicht ruhig aus-
ln läßt ... ſo wird man mich zwingen, auf eine
g chriſtliche Weiſe zu ſterben, ... ich warne Sie
r, ... und wenn man auf ein erbauliches Schau-
rechnet, um daraus Nutzen zu ziehen, ſo hat man
cht ...

— Mein ehrwürdiger und sehr lieber Vater, antworten Sie mir, ich beschwöre Sie darum.

Rodin konnte eine Bewegung erzürnten Unwillens nicht unterdrücken, aber er blieb fortwährend stumm.

Der Kardinal war nicht der Mann, sich durch so Weniges abschrecken zu lassen; er schüttelte den Arm des Jesuiten von Neuem und ein wenig stärker, indem er mit kaltblütiger Beharrlichkeit, welche den geduldigsten Menschen von der Welt außer sich gebracht hätte, wiederholte:

— Da sie nicht schlafen, mein ehrwürdiger und lieber Vater, ... so hören Sie mich an, ich bitte Sie darum ...

Erbittert durch die Schmerzen, außer sich durch die Hartnäckigkeit des Prälaten, wandte Rodin plötzlich den Kopf um, heftete auf den Römer seine hohlen, von einem finsteren Feuer leuchtenden Augen, und mit durch ein spöttisches Lächeln zusammengezogenen Lippen sagte er bitter:

— Eure Gnaden halten also sehr darauf, mich einbalsamirt und auf einem Paradebette ausgestellt zu sehen ... wie Sie so eben sagten, ... um meinen Todeskampf so zu martern und mein Ende zu beschleunigen!

— Ich, mein lieber Vater? ... Großer Gott! ... was sagen Sie da?

Und der Kardinal erhob die Hände gen Himmel,

hsam um ihn zum Zeugen der innigen Theilnahme
ehmen, welche er für den Jesuiten hegte.

— Ich sage das, was ich so eben gehört habe, gnä-
r Herr, denn dieser Verschlag ist dünn, — fügte
in mit zunehmender Bitterkeit hinzu.

— Wenn Sie damit sagen wollen, daß ich Ihnen
allen Kräften meiner Seele ein ganz christliches
exemplarisches Ende gewünscht habe, ... und Ih-
wünsche, o! dann irren Sie sich nicht, mein sehr
r Vater! ... Sie haben mich vollkommen verstan-
denn es würde mich innig freuen, Sie nach einem
ohlangewandten Leben, als einen Gegenstand der
hrung für die Frommen zu sehen.

— Und ich sage Ihnen, gnädiger Herr, — rief Ro-
mit schwacher und stockender Stimme, — ich sage
n, daß wilde Grausamkeit darin liegt, solche Wünsche
Gegenwart eines sich in einem hoffnungslosen Zu-
e befindenden Kranken auszusprechen; ja, — be-
er wieder mit zunehmender Aufregung, welche ge-
seine Entkräftung contrastirte, — man nehme sich
cht, verstehen Sie, denn ... wenn man mich be-
ct ... wenn man mich ohne Unterlaß peinigt ...
man mich meinen Todeskampf nicht ruhig aus-
ln läßt ... so wird man mich zwingen, auf eine
g christliche Weise zu sterben, ... ich warne Sie
r, ... und wenn man auf ein erbauliches Schau-
rechnet, um daraus Nutzen zu ziehen, so hat man
cht ...

Da dieser Anfall von Zorn Robin auf eine schmerzliche Weise erschöpft hatte, so ließ er seinen Kopf auf das Kopfkissen zurücksinken, und trocknete seine aufgesprungenen und blutigen Lippen mit seinem Schnupftabaks-Taschentuche ab.

— Nun, nun, beruhigen Sie sich, mein sehr lieber Vater, — erwiederte der Kardinal in einem väterlichen Tone; — haben Sie keine so traurigen Gedanken; ohne Zweifel hat die Vorsehung große Absichten mit Ihnen, da dieselbe Sie bereits von einer schweren Gefahr erlöset hat ... Hoffen wir, daß dieselbe Sie nochmals von derjenigen erretten wird, welche Sie in diesem Augenblicke bedrohet.

Robin antwortete durch ein heiseres Murmeln, indem er sich wieder nach der Wandseite umdrehete.

Der unerschütterliche Prälat fuhr fort:

— Die Absichten der Vorsehung haben sich nicht blos auf Ihr Seelenheil beschränkt, mein sehr lieber Vater; sie hat ihre Allmacht noch auf eine andere Weise kund gethan ... Das, was ich Ihnen sagen werde, ist von der größten Wichtigkeit; hören Sie mich recht aufmerksam an.

Ohne sich umzuwenden, sagte Robin in einem bitter erzürnten Tone, der ein wahres Leiden verrieth:

— Sie wollen meinen Tod ... meine Brust brennt mich wie Feuer, ... mein Kopf ist wie zerschmettert, ... und Sie sind ohne Mitleiden ... O! ich leide wie ein Verdammter ... —

— Schon ... — sagte der Römer leise, indem er

haft über diesen Spott lächelte; dann begann er
der laut:

— Erlauben Sie mir darauf zu bestehen, mein sehr
er Vater ... Bezwingen Sie sich ein wenig, um
) anzuhören, Sie werden es nicht bereuen.

Immer auf seinem Bette ausgestreckt, erhob Rodin,
e ein Wort zu sagen, aber mit verzweifelter Ge-
de, seine beiden gefalteten, und über sein Schnupf-
iks-Taschentuch zusammen geklammerten Hände gen
imel, dann sanken seine Arme wieder matt längs
em Körper herab.

Der Kardinal zuckte leicht die Achseln, und sprach
gsam und gedehnt folgende Worte, damit Rodin kei-
davon verlöre:

— Mein lieber Vater, die Vorsehung hat gewollt,
Sie während Ihrer Fieberanfälle ohne ihr Wissen
: wichtige Geständnisse ablegten.

Und der Prälat erwartete mit unruhiger Neugierde
Erfolg der frommen Falle, welche er der geschwäch-
Vernunft des Jesuiten stellte.

Aber dieser, immer nach der Wand gewendet, schien
nicht verstanden zu haben, und blieb stumm.

— Sie überlegen ohne Zweifel meine Worte, mein
er Vater, — begann der Kardinal wieder. — Sie
en Recht, denn es handelt sich um eine sehr ernste
che; ja, ich wiederhole es Ihnen, die Vorsehung hat
ubt, daß während Ihres Phantasirens Ihre Worte
e geheimsten Gedanken verriethen, indem Sie mir,

glücklicher Weise mir allein, ... Sachen offenbarten, welche Sie auf eine höchst ernste Weise compromittiren ... Kurz, während Ihres Fieberanfalles von heute Nacht, der beinahe zwei Stunden gedauert hat, haben Sie den geheimen Zweck Ihrer Intriguen in Rom mit verschiedenen Mitgliedern des heiligen Collegiums entschleiert.

Und leise aufstehend wollte sich der Kardinal über das Bett neigen, um den Ausdruck der Züge Rodins zu belauschen.

Dieser ließ ihm keine Zeit dazu.

Wie eine der Einwirkung der Voltaischen Säule ausgesetzte Leiche sich in plötzlichen und seltsamen Sätzen bewegt, ... so sprang Rodin in seinem Bette auf, und wandte sich aufrechtsitzend hin und her, als er die letzten Worte des Prälaten hörte.

— Er hat sich verrathen,...— sagte der Kardinal mit leiser Stimme und in italienischer Sprache.

Sich dann rasch wieder setzend heftete er auf den Jesuiten funkelnde Blicke einer triumphirenden Freude.

Obgleich er den Ausruf Malipieri's nicht verstanden, und den stolzen Ausdruck seiner Züge nicht bemerkt hatte, so sah Rodin doch trotz seiner Schwäche die gefährliche Unvorsichtigkeit seiner ersten, bedeutungsvollen Bewegung ein ... Er fuhr langsam mit der Hand über seine Stirn, als ob er eine Art von Schwindel empfunden hätte; dann warf er verwirrte, entsetzte Blicke um sich, indem er an seine zitternden

›n sein altes Schnupftabaks-Taschentuch hielt, in
er einige Secunden maschinenmäßig biß.
– Ihre heftige Aufregung, Ihr Entsetzen bestätigen
leider die traurige Entdeckung, welche ich gemacht
, — begann der Kardinal wieder, immer triumphi-
:r über den Erfolg seiner List, und indem er sich
dem Punkte sah, endlich ein so wichtiges Geheim-
u durchschauen; — Sie werden demnach auch jetzt
hen, mein sehr lieber Vater, — fügte er hinzu, —
es für Sie von dem höchsten Interesse ist, in die
uesten Umstände über Ihre Pläne und über Ihre
chuldigen in Rom einzugehen; so daß Sie, mein
: Vater, auf die Verzeihung des heiligen Stuhles
en können, besonders wenn Ihre Geständnisse aus-
ich und umständlich genug sind, um einige, außerdem
rmeidliche Lücken einer, während der Phantasien
hitzigen Fiebers gemachten Offenbarung auszu-
t.
Von seiner ersten Erschütterung wieder zu sich ge-
ien, bemerkte Rodin, aber zu spät, daß er sich hatte
ölpeln lassen, und sich, nicht durch seine Worte,
aber durch eine gefährlich bedeutsame Bewegung
Ueberraschung und des Entsetzens, ernstlich compro-
rt hätte.
n der That hatte der Jesuit einen Augenblick lang
chtet, sich während seines Phantasirens verrathen
ıben, als er sich geheime Umtriebe mit Rom zur
legen hörte; aber nach einigen Minuten der Ueber-

legung sagte er sich, trotz der Schwäche seines Geistes, sehr richtig:

— Wenn dieser listige Römer mein Geheimniß wüßte, so würde er sich wohl hüten, mich davon in Kenntniß zu setzen; er hat also nur Vermuthungen, bestärkt durch die unwillkürliche Bewegung, die ich so eben nicht habe unterdrücken können.

Und Rodin trocknete sich den kalten Schweiß ab, der von seiner brennenden Stirn herablief. Die Gemüthserschütterung dieses Auftrittes vermehrte seine Leiden, und verschlimmerte seinen bereits so beunruhigenden Zustand noch mehr. Von der Anstrengung erschöpft, vermochte er nicht länger, in seinem Bette sitzen zu bleiben, und warf sich wieder auf sein Kopfkissen zurück.

— **Per Bacco!** — sagte sich der Kardinal leise, über den Ausdruck im Gesichte des Jesuiten entsetzt, — wenn er stürbe, ehe er etwas gebeichtet, und so meiner so geschickt gestellten Falle entginge?

Und sich rasch über Rodin neigend sagte der Prälat zu ihm:

— Was fehlt Ihnen denn, mein sehr lieber Vater?

— Ich fühle mich ermattet, gnädiger Herr; ... das, was ich leide ... läßt sich nicht ausdrücken ...

— Hoffen wir, mein sehr lieber Vater, daß diese Krisis nichts Betrübendes haben wird; ... aber da das
ch ereignen kann, so handelt es sich um das
Gegentheil si ele, mir auf der Stelle die vollständig-
Heil Ihrer Se rlichsten ... Geständnisse abzule-
... die ausfüh
gen

... sollten diese Geständnisse selbst Ihre Kräfte
)öpfen; ... das ewige Leben ... ist mehr werth,
dieses vergängliche Leben.

— Von welchen Geständnissen reden Sie denn, gnä-
r Herr? — sagte Rodin mit schwacher Stimme und
pöttischem Tone.

— Wie! von welchen Geständnissen? — rief der Kar-
l auf das Höchste erstaunt, — ei, von Ihren Ge-
dnissen über die gefährlichen Umtriebe, die Sie in
n angeknüpft haben.

— Welche Umtriebe? — fragte Rodin.

— Ei! die Umtriebe, welche Sie während Ihrer
erphantasien offenbart haben, — erwiederte der
dinal mit immer mehr gereizter Ungeduld. — Sind
e Geständnisse nicht deutlich genug gewesen? Wozu
ı jetzt dieses strafbare Zögern, sie vollständig abzu-
n?

— Meine Geständnisse sind ... deutlich gewesen? ...
verſichern mich dessen? ... — sagte Rodin, indem
ich fast bei jedem Worte unterbrach, so sehr beklom-
ı war er. Aber die Kraft seines Willens, seine Gei-
gegenwart verließen ihn noch nicht.

— Ja, ich wiederhole es Ihnen, — erwiederte der
dinal, — mit Ausnahme einiger Lücken, sind Ihre
tändnisse höchst deutlich gewesen.

— Wozu nützt es dann ... sie Ihnen zu wiederho-
? — Und dasselbe spöttische Lächeln streifte über
dins bläuliche Lippen.

— Wozu es nützt? — rief der Prälat zornig, — um die Vergebung zu verdienen, denn wenn man dem reuigen Sünder, der seine Vergehen bekennt, Nachsicht und Erlassung schuldig ist, so schuldet man dem verhärteten Sünder nur Bann und Fluch.

— O! ... welche Qual! ... das heißt langsam gemartert sterben, — murmelte Rodin, und er erwiederte:

— Da ich Alles gesagt habe ... so habe ich Ihnen nichts mehr mitzutheilen; ... Sie wissen Alles ...

— Ich weiß Alles ... Ja, gewiß, ich weiß Alles, — erwiederte der Prälat mit donnernder Stimme, — aber wie bin ich davon unterrichtet worden? durch Geständnisse, die Sie ablegten, ohne nur das Bewußtsein dessen, was Sie thaten, zu haben, und Sie meinen, daß Ihnen das angerechnet werden wird? ... Nein ... nein ... glauben Sie mir, der Moment ist feierlich, der Tod bedrohet Sie; ja, er bedrohet Sie; ... zittern Sie demnach ... eine ruchlose Lüge zu begehen, — rief der Prälat immer zorniger, indem er Rodins Arm heftig schüttelte, — fürchten Sie die ewigen Flammen, wenn Sie das zu leugnen wagen, von dem Sie wissen, daß es die Wahrheit ist ... Wollen Sie es leugnen? ...

— Ich werde nichts leugnen, — äußerte Rodin mit Anstrengung; — aber lassen Sie mich in Ruhe.

— Endlich spricht Gott aus Ihnen, — sagte der Kardinal mit einem Seufzer der Zufriedenheit.

und in der Meinung, seinem Zwecke nahe zu sein,
ann er wieder:

— Hören Sie auf die Stimme des Herrn; sie wird
sicher leiten, mein lieber Vater; Sie leugnen also
ts? ..

— Ich hatte ... das Fieber, ... ich ... kann ...
... nichts ... leugnen ... (o! was ich leide, —
te Rodin wie in Parenthese hinzu.) — Ich kann
... die Albernheiten, ... welche ich ... wäh-
d ... meines Fiebers ... gesagt haben sollte ...
t leugnen ...

— Aber wenn diese vorgeblichen Albernheiten mit
Wirklichkeit in Uebereinstimmung sind, — rief der
älat wüthend darüber, von Neuem in seiner Erwar-
g getäuscht zu sein, — aber wenn das Fieber eine
reiwillige, eine Offenbarung der Vorsehung ist ...

— Kardinal Malipieri, ... Ihre List ... ist nicht
mal ... fein genug ... für meinen Todeskampf, —
ieberte Rodin mit ersterbender Stimme. — Der
weis, daß ich, ... mein Geheimniß ... nicht verra-
n habe, ... wenn ich ein Geheimniß habe, ... ist ...
Sie es mich ... sagen lassen möchten ...

Und trotz seiner Schmerzen, trotz seiner zunehmen-
Schwäche hatte der Jesuit Kraft genug, sich halb
seinem Bette aufzurichten, dem Prälaten fest in's
sicht zu sehen, und ihn durch ein Lächeln voll teufli-
n Hohnes zu verspotten.

Hierauf sank Rodin wieder ausgestreckt auf sein Kopf-

Kissen zurück, indem er seine beiden, krampfhaft geschlossenen Hände auf seine Brust drückte, und einen tiefen Seufzer der Todesangst ausstieß.

— Verflucht! ... Dieser höllische Jesuit hat mich errathen, — sagte sich der Kardinal, indem er wüthend mit dem Fuße stampfte, — er ist gewahr geworden, daß seine erste Bewegung ihn compromittirt hatte; er ist jetzt auf seiner Hut ... Ich werde nichts von ihm erlangen ... es sei denn, daß ich die Schwäche benutze, in welcher er sich befindet, und durch beständiges Plagen ... Drohen ... Furchteinflößen ...

Der Prälat vermochte nicht zu endigen; die Thür öffnete sich ungestüm, und der Pater d'Aigrigny trat ein, indem er mit unbeschreiblicher Freude ausrief:

— Herrliche Neuigkeit! ...

XII.

Die gute Nachricht.

An der Veränderung der Züge des Pater d'Aigrigny, seiner Blässe, an der Schwäche seines Ganges sah ı, daß der schreckliche Vorfall auf dem Platze Notre-ne eine heftige Einwirkung auf seine Gesundheit ge‑t hatte. Nichts desto weniger nahm sein Gesicht einen destrahlenden und triumphirenden Ausdruck an, als ›eim Eintritte in Rodins Zimmer rief:

— Vortreffliche Nachricht!

Bei diesen Worten erbebte Rodin; trotz seiner Ent‑tung richtete er ungestüm den Kopf in die Höhe; e Augen funkelten neugierig, unruhig, forschend; seiner abgemagerten Hand dem Pater d'Aigrigny n Wink gebend, sich seinem Bette zu nähern, sagte u ihm mit so unterbrochener und schwacher Stimme, man ihn kaum verstand:

— Ich fühle mich sehr krank ... Der Kardinal hat) beinahe vollends getödtet ... Aber wenn diese treffliche Nachricht ... auf die Rennepontsche Ange-

legenheit Bezug hat ... welcher Gedanke mich beständig peinigt ... und von der man mir nicht spricht ... so meine ich ... daß ich gerettet wäre.

— So sein Sie denn gerettet! — rief der Pater d'Aigrigny, indem er die Anempfehlungen des Doctor Baleinier vergaß, der bis jetzt verboten hatte, daß man Rodin von wichtigen Interessen unterhielt.

— Ja, — wiederholte der Pater d'Aigrigny, — sein Sie gerettet, ... lesen Sie, ... und sein Sie stolz darauf: das, was Sie vorausgesagt hatten, beginnt sich zu verwirklichen.

Bei diesen Worten zog er ein Papier aus der Tasche und übergab es Rodin, welcher es begierig mit zitternder Hand ergriff.

Einige Minuten zuvor wäre Rodin wirklich unfähig gewesen, seine Unterhaltung mit dem Kardinal fortzusetzen, selbst dann, wenn seine Klugheit ihm sie fortzusetzen erlaubt hätte; eben so wäre er nicht im Stande gewesen, eine einzige Zeile zu lesen, so sehr war sein Gesicht trüb und verschleiert ... aber bei den Worten des Pater d'Aigrigny empfand er eine solche Ermunterung, eine solche Hoffnung, daß er sich durch eine allmächtige Anstrengung der Energie und des Willens auf seinem Sitze aufrichtete, und mit klarem Geiste, verständigem, belebtem Blicke rasch das Papier las, welches ihm der Pater d'Aigrigny so eben eingehändigt hatte.

Höchst erstaunt über diese plötzliche Verwandlung,

agte sich der Kardinal, ob er wohl denselben Mann he, der einige Minuten zuvor fast ohne Bewußtsein uf sein Bett gesunken war.

Kaum hatte Rodin gelesen, als er einen unterdrückn Freudenschrei ausstieß, indem er mit unmögch wiederzugebendem Ausdrucke sagte:

— Und mit Einem! . . . Das fängt an . . . das eht! . . .

Und indem er in einer Art begeisterten Entzückens ie Augen schloß, erheiterte ein Lächeln stolzen Triumhes seine Züge und machte sie noch abscheulicher, inem er seine gelben und ausgebrochenen Zähne entlößte.

— Er verliert die Besinnung, — rief der Pater 'Aigrigny besorgt, indem er sich zu Rodin neigte. - Das ist meine Schuld, ich habe vergessen, daß der octor mir verboten hatte, ihn von ernsten Angelegeneiten zu unterhalten.

— Nein, . . . nein, . . . machen Sie sich keine Vorürfe, — sagte Rodin mit leiser Stimme, indem er sich alb auf seinem Lager aufrichtete, um den ehrwürdigen ater zu beruhigen. — Diese so unerwartete Freude . . wird vielleicht . . . meine Genesung bewirken; ja . . ich weiß nicht, was ich empfinde; . . . aber sehen ie, betrachten Sie meine Wangen; ich meine, daß sie um ersten Male, seitdem ich auf dieses Jammerbett efesselt bin, sich ein wenig färben; . . . ich fühle fast Wärme darin.

legenheit Bezug hat ... welcher Gedanke mich beständig peinigt ... und von der man mir nicht spricht ... so meine ich ... daß ich gerettet wäre.

— So sein Sie denn gerettet! — rief der Pater d'Aigrigny, indem er die Anempfehlungen des Doctor Baleinier vergaß, der bis jetzt verboten hatte, daß man Rodin von wichtigen Interessen unterhielt.

— Ja, — wiederholte der Pater d'Aigrigny, — sein Sie gerettet, ... lesen Sie, ... und sein Sie stolz darauf: das, was Sie vorausgesagt hatten, beginnt sich zu verwirklichen.

Bei diesen Worten zog er ein Papier aus der Tasche und übergab es Rodin, welcher es begierig mit zitternder Hand ergriff.

Einige Minuten zuvor wäre Rodin wirklich unfähig gewesen, seine Unterhaltung mit dem Kardinal fortzusetzen, selbst dann, wenn seine Klugheit ihm sie fortzusetzen erlaubt hätte; eben so wäre er nicht im Stande gewesen, eine einzige Zeile zu lesen, so sehr war sein Gesicht trüb und verschleiert ... aber bei den Worten des Pater d'Aigrigny empfand er eine solche Ermunterung, eine solche Hoffnung, daß er sich durch eine allmächtige Anstrengung der Energie und des Willens auf seinem Sitze aufrichtete, und mit klarem Geiste, verständigem, belebtem Blicke rasch das Papier las, welches ihm der Pater d'Aigrigny so eben eingehändigt hatte.

Höchst erstaunt über diese plötzliche Verwandlung,

:agte sich der Kardinal, ob er wohl denselben Mann ihe, der einige Minuten zuvor fast ohne Bewußtsein uf sein Bett gesunken war.

Kaum hatte Rodin gelesen, als er einen unterdrück-n Freudenschrei ausstieß, indem er mit unmög-ch wiederzugebendem Ausdrucke sagte:

— Und mit Einem! ... Das fängt an ... das eht! ...

Und indem er in einer Art begeisterten Entzückens :e Augen schloß, erheiterte ein Lächeln stolzen Trium-hes seine Züge und machte sie noch abscheulicher, in-em er seine gelben und ausgebrochenen Zähne ent-lößte.

— Er verliert die Besinnung, — rief der Pater 'Aigrigny besorgt, indem er sich zu Rodin neigte. - Das ist meine Schuld, ich habe vergessen, daß der octor mir verboten hatte, ihn von ernsten Angelegen-eiten zu unterhalten.

— Nein, ... nein, ... machen Sie sich keine Vor-ürfe, — sagte Rodin mit leiser Stimme, indem er sich alb auf seinem Lager aufrichtete, um den ehrwürdigen ater zu beruhigen. — Diese so unerwartete Freude .. wird vielleicht ... meine Genesung bewirken; ja .. ich weiß nicht, was ich empfinde; ... aber sehen Sie, betrachten Sie meine Wangen; ich meine, daß sie um ersten Male, seitdem ich auf dieses Jammerbett :fesselt bin, sich ein wenig färben; ... ich fühle fast Wärme darin.

Rodin sagte die Wahrheit.'

Eine feuchte und leichte Röthe verbreitete sich plötzlich über seine todtenbleichen und erstarrten Wangen; selbst seine Stimme, obgleich immer noch sehr schwach, wurde minder stoßend, und er rief mit dem Ausdrucke so überspannter Ueberzeugung, daß der Pater d'Aigrigny und der Prälat davor erbebten:

— Dieser erste Erfolg bürgt für die anderen; ... ich lese in der Zukunft; ... ja, ja ... — fügte Rodin mit immer mehr begeisterter Miene hinzu, — unsere Sache wird triumphiren; ... alle Glieder der verruchten Familie Rennepont werden vernichtet werden, und zwar binnen Kurzem; ... Sie werden sehen ... Sie ...

Sich hierauf unterbrechend warf sich Rodin auf sein Kopfkissen zurück, indem er sagte:

— O! die Freude erstickt mich, ... die Stimme versagt mir.

— Um was handelt es sich denn? — fragte der Kardinal den Pater d'Aigrigny.

Dieser antwortete in heuchlerisch ergriffenem Tone:

— Einer der Erben der Familie Rennepont, ein elender, durch Ausschweifung und Liederlichkeit entkräfteter Handwerker ist vor drei Tagen in Folge eines abscheulichen Gelages gestorben, bei welchem man mit ruchloser Gottlosigkeit der Cholera getrotzt hatte ... Erst heute habe ich, wegen des Unwohlseins, das mich

meinem Zimmer zurückgehalten hat . . . und wegen
nes anderen Umstandes, den Todesschein dieses Opfers
r Unmäßigkeit und der Irreligion in aller Form er-
lten können. Uebrigens erkläre ich zum Lobe Seiner
hrwürden (er zeigte auf Rodin), welcher gesagt hatte:
Die schlimmsten Feinde, welche die Nachkommen dieses
ändlichen Renegaten haben können, sind ihre schlechten
idenschaften . . . Mögen sie demnach unsere Bundes-
nossen gegen dieses gottlose Geschlecht sein . . ." so
es bei diesem Jacques Rennepont geschehen.

— Sie sehen, — erwiederte Rodin mit so erschöpf-
r Stimme, daß sie bald fast unverständlich wurde, —
e Bestrafung beginnt bereits: . . . einer . . . der
ennepoents ist todt . . . und . . . bedenken Sie wohl
. dieser Todtenschein . . . — fügte der Jesuit hinzu,
dem er auf das Papier deutete, welches der Pater
Aigrigny in der Hand hielt, — wird eines Tages
erzig Millionen für die Gesellschaft Jesu werth sein
. und das . . . weil . . . ich Ihnen . . .

Rodins Lippen beendigten allein seinen Satz. Seit
nigen Augenblicken hatte sich der Ton seiner Stimme
rmaßen bedeckt, daß sie am Ende nicht mehr hörbar
urde und gänzlich erstarb; sein, durch eine heftige Ge-
üthsbewegung zusammengezogener Kehlkopf ließ keinen
on mehr hervorkommen.

Weit entfernt, sich über diesen Umstand zu beunru-
gen, beendigte der Jesuit so zu sagen seinen Satz durch
ne ausdrucksvolle Pantomime; den Kopf wieder gerade

aufrichtend, mit hochmüthigem und stolzem Gesichte, berührte er mit der Spitze seines Zeigefingers zwei bis drei Mal seine Stirn, indem er auf diese Weise ausdrückte, daß man seinem Verstande, seiner Leitung diesen ersten, so glücklichen Erfolg verdanke.

Aber bald sank Rodin wieder erschöpft, keuchend, vernichtet auf sein Lager zurück, indem er sein Taschentuch vor seine vertrockneten Lippen hielt; diese glückliche Nachricht, wie sie der Pater d'Aigrigny nannte, hatte Rodin nicht geheilt; nur während eines Momentes hatte er den Muth gehabt, seine Schmerzen zu vergessen; die leichte Röthe, mit der sich seine Wangen ein wenig gefärbt hatten, verschwand demnach auch bald wieder; sein Gesicht wurde wieder todtenbleich; seine, einen Augenblick lang unterbrochenen Leiden nahmen so sehr an Heftigkeit zu, daß er sich krampfhaft unter seinen Decken wand, sein Gesicht flach auf sein Kopfkissen legte, indem er seine beiden zusammengeschrumpften, wie zwei Eisenstangen steifen Arme über seinem Kopfe ausstreckte.

Nach dieser eben so heftigen, als schnell vorübergehenden Krisis, während welcher der Pater d'Aigrigny und der Prälat sich um ihn herum bemühten, machte ihnen Rodin, dessen Gesicht in kaltem Schweiße gebadet war, ein Zeichen, daß er weniger litte und eine Arznei zu trinken wünsche, auf die er zeigte und welche auf dem Nachttische stand. Der Pater d'Aigrigny holte sie, und während der Kardinal mit einem sehr fröhlichen

el Robin unterstützte, gab der Pater d'Aigrigny dem anken einige Löffel Arzenei ein, deren augenblickliche irkung ziemlich beruhigend war.

— Wollen Sie, daß ich Herrn Rousselet rufe? — zte der Pater d'Aigrigny zu Robin, als dieser von nem auf seinem Bette ausgestreckt lag.

Robin schüttelte verneinend den Kopf; hierauf eine te Anstrengung machend hob er seine rechte Hand f, schlug sie auf, fuhr mit seinem linken Zeigefinger rüber hin und gab so dem Pater d'Aigrigny, indem ihm mit dem Blicke einen, in einer Ecke des Zimrs stehenden Schreibtisch andeutete, ein Zeichen, 3 er, da er nicht mehr sprechen könnte, zu schreiben insche.

— Ich verstehe Eure Ehrwürden immer, — sagte Pater d'Aigrigny zu ihm, — aber zuvor beruhigen e sich. Nachher werde ich Ihnen, wenn es nöthig ist, 3 geben, was Sie zum Schreiben bedürfen.

Zwei starke, nicht an die Thür von Robins Zimmer, dern an die äußere Thür des anstoßenden Gemaches hane Schläge unterbrachen diesen Auftritt; aus Vort, damit seine Unterredung mit Robin geheimer re, hatte der Pater d'Aigrigny Herrn Rousselet eten, sich in dem ersten der drei Zimmer aufzuten.

Nachdem er durch das zweite Zimmer gegangen, ete der Pater d'Aigrigny die Thür des Vorzimmers,

in welchem er Herrn Rousselet fand, der ihm einen ziemlich dicken Brief mit den Worten übergab:

— Ich bitte um Verzeihung, Sie gestört zu haben, mein Vater, aber man hat mir gesagt, Ihnen diese Papiere augenblicklich zu übergeben.

— Ich danke Ihnen, Herr Rousselet, — sagte der Pater d'Aigrigny; dann fügte er hinzu: — Wissen Sie, um wie viel Uhr Herr Baleinier wiederkommen wird?

— Er wird bald kommen, mein Vater . . . denn er will vor der Nacht die so schmerzliche Operation vornehmen, welche eine so entscheidende Wirkung auf den Zustand des Pater Rodin hervorbringen muß, und ich bereite das dazu vor, was nöthig ist, — fügte Herr Rousselet hinzu, indem er einen seltsamen, furchtbaren chirurgischen Apparat zeigte, welchen der Pater d'Aigrigny mit einem gewissen Entsetzen betrachtete.

— Ich weiß nicht, ob das ein gefährliches Symptom ist, — sagte der Jesuit, — aber der ehrwürdige Vater ist so eben von einem plötzlichen Erlöschen der Stimme befallen worden.

— Das ist das dritte Mal seit acht Tagen, daß sich dieser Vorfall erneuert, — sagte Herr Rousselet, — und die Operation des Herrn Baleinier wird auf den Kehlkopf, wie auf die Lungen wirken.

— Und diese Operation ist sehr schmerzlich? — fragte der Pater d'Aigrigny.

— Ich glaube nicht, daß es eine schmerzlichere in der Chirurgie giebt, — sagte der Famulus, — Herr

leinier hat demnach auch dem Pater Rodin ihre
htigkeit verheimlicht.

— Erwarten Sie gefälligst fortwährend Herrn Ba-
ier hier, und schicken Sie ihn zu uns, sobald er
mt, — erwiederte der Pater d'Aigrigny, und er
te in das Zimmer des Kranken zurück. Sich nun
sein Bett setzend sagte er zu ihm, indem er ihm
Brief zeigte:

— Hier sind mehrere contradictorische Berichte in
ug auf verschiedene Personen der Rennepontschen
nilie, von denen ich gemeint habe, daß sie eine be-
ere Beaufsichtigung verdienten; ... da mir mein
ohlsein seit einigen Tagen nicht erlaubt hat, mit
nen Augen zu sehen ... denn ich verlasse heute
erſten Male das Bett; ... aber ich weiß nicht,
Vater, — fügte er hinzu, indem er sich an
in wandte, — ob Ihnen Ihr Zustand erlaubt zu
n ...

Rodin machte eine so inständig bittende und zugleich
rzweifelte Geberde, daß der Pater d'Aigrigny fühlte,
ige zum Mindesten eben so viel Gefahr darin, Ro-
Wunsche nicht zu entsprechen, als ihm nachzugeben;
demnach an den Kardinal wendend, der immer noch
hstlich war, daß er das Geheimniß des Jesuiten
hatte überlisten können, sagte er zu ihm mit ehr-
tiger Höflichkeit, indem er ihm den Brief zeigte:

- Erlauben Eure Eminenz?

Der Prälat verneigte den Kopf und antwortete:

in welchem er Herrn Rousselet fand, der ihm einen ziemlich dicken Brief mit den Worten übergab:

— Ich bitte um Verzeihung, Sie gestört zu haben, mein Vater, aber man hat mir gesagt, Ihnen diese Papiere augenblicklich zu übergeben.

— Ich danke Ihnen, Herr Rousselet, — sagte der Pater d'Aigrigny; dann fügte er hinzu: — Wissen Sie, um wie viel Uhr Herr Baleinier wiederkommen wird?

— Er wird bald kommen, mein Vater . . . denn er will vor der Nacht die so schmerzliche Operation vornehmen, welche eine so entscheidende Wirkung auf den Zustand des Pater Rodin hervorbringen muß, und ich bereite das dazu vor, was nöthig ist, — fügte Herr Rousselet hinzu, indem er einen seltsamen, furchtbaren chirurgischen Apparat zeigte, welchen der Pater d'Aigrigny mit einem gewissen Entsetzen betrachtete.

— Ich weiß nicht, ob das ein gefährliches Symptom ist, — sagte der Jesuit, — aber der ehrwürdige Vater ist so eben von einem plötzlichen Erlöschen der Stimme befallen worden.

— Das ist das dritte Mal seit acht Tagen, daß sich dieser Vorfall erneuert, — sagte Herr Rousselet, — und die Operation des Herrn Baleinier wird auf den Kehlkopf, wie auf die Lungen wirken.

— Und diese Operation ist sehr schmerzlich? — fragte der Pater d'Aigrigny.

— Ich glaube nicht, daß es eine schmerzlichere in der Chirurgie giebt, — sagte der Famulus, — Herr

leinier hat demnach auch dem Pater Rodin ihre
htigkeit verheimlicht.

— Erwarten Sie gefälligst fortwährend Herrn Ba-
ier hier, und schicken Sie ihn zu uns, sobald er
mt, — erwiederte der Pater d'Aigrigny, und er
te in das Zimmer des Kranken zurück. Sich nun
sein Bett setzend sagte er zu ihm, indem er ihm
Brief zeigte:

— Hier sind mehrere contradictorische Berichte in
ug auf verschiedene Personen der Renneponkschen
ilie, von denen ich gemeint habe, daß sie eine be-
ere Beaufsichtigung verdienten; . . . da mir mein
ohlsein seit einigen Tagen nicht erlaubt hat, mit
nen Augen zu sehen . . . denn ich verlasse heute
erſten Male das Bett; . . . aber ich weiß nicht,
Vater, — fügte er hinzu, indem er sich an
in wandte, — ob Ihnen Ihr Zustand erlaubt zu
n . . .

Rodin machte eine so inständig bittende und zugleich
rzweifelte Geberde, daß der Pater d'Aigrigny fühlte,
ige zum Mindesten eben so viel Gefahr darin, Ro-
Wunsche nicht zu entsprechen, als ihm nachzugeben;
emnach an den Kardinal wendend, der immer noch
ſtlich war, daß er das Geheimniß des Jesuiten
hatte überlisten können, sagte er zu ihm mit ehr-
tiger Höflichkeit, indem er ihm den Brief zeigte:

- Erlauben Eure Eminenz?

er Prälat verneigte den Kopf und antwortete:

— Ihre Angelegenheiten sind auch die unsrigen, mein lieber Vater, und die Kirche muß sich immer über dasjenige freuen, worüber sich Ihre glorreiche Gesellschaft freut.

Der Pater d'Aigrigny brach den Umschlag auf; mehrere Noten, von verschiedener Handschrift waren darin enthalten.

Nachdem er die erste gelesen, verfinsterten sich seine Züge plötzlich, und er sagte mit ernster und ergriffener Stimme:

— Das ist ein Unglück ... ein großes Unglück ...

Rodin wandte rasch den Kopf nach ihm um, und blickte ihn mit besorgter und fragender Miene an ...

— Florine ist an der Cholera gestorben, — begann der Pater d'Aigrigny wieder, — und das Betrübte dabei ist, — fügte der ehrwürdige Vater hinzu, indem er die Note zwischen seinen Fingern zerknitterte, — daß dieses elende Geschöpf vor ihrem Tode dem Fräulein von Cardoville gestanden hat, daß sie im Auftrag Eurer Ehrwürden dieselbe seit langer Zeit ausspionire ...

Ohne Zweifel waren der Tod Florinens und die Geständnisse, welche sie ihrer Gebieterin abgelegt hatte, den Plänen Rodins hinderlich, denn er ließ eine Art von unverständlichem Murmeln hören, und trotz ihrer Ermattung drückten seine Züge einen heftigen Aerger aus.

Zu einer anderen Note übergehend sagte der Pater d'Aigrigny, nachdem er sie gelesen:

— Diese Note, in Bezug auf den Marschall Simon,

nicht durchaus schlimm, aber sie ist weit davon ent-
t, befriedigend zu sein, denn im Ganzen meldet sie
ge Verbesserung in seiner Lage. Wir werden außer-
durch Nachrichten aus einer anderen Quelle sehen,
diese Note vollen Glauben verdient.

Mit einer Geberde voll Ungeduld und Ungestüm gab
in dem Pater d'Aigrigny ein Zeichen, sich im Lesen
eeilen.

Und der ehrwürdige Vater las Folgendes:

— „Man versichert, daß der Marschall seit einigen
en weniger kummervoll, weniger unruhig, weniger
eregt scheint; er hat letzthin zwei Stunden bei sei-
Töchtern zugebracht, was ihm seit ziemlich langer
nicht begegnet war. Da das barsche Gesicht seines
daten Dagobert sich immer mehr erheitert . . . so
man dieses Symptom als einen sicheren Beweis
: merklichen Besserung in dem Zustande des Mar-
ls ansehen.

„Da, an ihrer Handschrift erkannt, die letzten ano-
en Briefe dem Briefträger durch den Soldaten Da-
rt zurückgegeben worden sind, ohne von dem Mar-
l erbrochen zu werden, so wird man auf ein Mittel
en, sie ihm auf andere Weise zukommen zu lassen."

Hierauf Rodin anblickend, sagte der Pater d'Aigrigny
ihm:

- Eure Ehrwürden meint ohne Zweifel wie ich, daß
Note befriedigender sein könnte? . . .

Rodin senkte den Kopf. Man las in seinen krampf-

— Ihre Angelegenheiten sind auch die unsrigen, mein lieber Vater, und die Kirche muß sich immer über dasjenige freuen, worüber sich Ihre glorreiche Gesellschaft freut.

Der Pater d'Aigrigny brach den Umschlag auf; mehrere Noten von verschiedener Handschrift waren darin enthalten.

Nachdem er die erste gelesen, verfinsterten sich seine Züge plötzlich, und er sagte mit ernster und ergriffener Stimme:

— Das ist ein Unglück ... ein großes Unglück ...

Rodin wandte rasch den Kopf nach ihm um, und blickte ihn mit besorgter und fragender Miene an ...

— Florine ist an der Cholera gestorben, — begann der Pater d'Aigrigny wieder, — und das Betrübte dabei ist, — fügte der ehrwürdige Vater hinzu, indem er die Note zwischen seinen Fingern zerknitterte, — daß dieses elende Geschöpf vor ihrem Tode dem Fräulein von Cardoville gestanden hat, daß sie im Auftrag Eurer Ehrwürden dieselbe seit langer Zeit ausspionire ...

Ohne Zweifel waren der Tod Florinens und die Geständnisse, welche sie ihrer Gebieterin abgelegt hatte, den Plänen Rodins hinderlich, denn er ließ eine Art von unverständlichem Murmeln hören, und trotz ihrer Ermattung drückten seine Züge einen heftigen Aerger aus.

Zu einer anderen Note übergehend sagte der Pater d'Aigrigny, nachdem er sie gelesen:

— Diese Note, in Bezug auf den Marschall Simon,

nicht durchaus schlimm, aber sie ist weit davon ent-
t, befriedigend zu sein, denn im Ganzen meldet sie
ge Verbesserung in seiner Lage. Wir werden außer-
durch Nachrichten aus einer anderen Quelle sehen,
diese Note vollen Glauben verdient.

Mit einer Geberde voll Ungeduld und Ungestüm gab
in dem Pater d'Aigrigny ein Zeichen, sich im Lesen
eeilen.

Und der ehrwürdige Vater las Folgendes:

— „Man versichert, daß der Marschall seit einigen
en weniger kummervoll, weniger unruhig, weniger
eregt scheint; er hat letzthin zwei Stunden bei sei-
Töchtern zugebracht, was ihm seit ziemlich langer
nicht begegnet war. Da das barsche Gesicht seines
daten Dagobert sich immer mehr erheitert ... so
man dieses Symptom als einen sicheren Beweis
: merklichen Besserung in dem Zustande des Mar-
ls ansehen.

„Da, an ihrer Handschrift erkannt, die letzten ano-
en Briefe dem Briefträger durch den Soldaten Da-
rt zurückgegeben worden sind, ohne von dem Mar-
erbrochen zu werden, so wird man auf ein Mittel
n, sie ihm auf andere Weise zukommen zu lassen."

Hierauf Rodin anblickend, sagte der Pater d'Aigrigny
ym:

— Eure Ehrwürden meint ohne Zweifel wie ich, daß
Note befriedigender sein könnte? ...

Rodin senkte den Kopf. Man las in seinen krampf-

haft zusammengezogenen Zügen, wie sehr er litt, nicht sprechen zu können; zwei Mal legte er die Hand an seine Gurgel, indem er den Pater d'Aigrigny voller Bangigkeit anblickte.

— Ha! ... — rief der Pater d'Aigrigny erzürnt und bitter, nachdem er eine andere Note flüchtig überlesen, — gegen Einen Glücksfall ... hat dieser Tag gar viele verderbliche! ...

Sich bei diesen Worten hastig nach dem Pater d'Aigrigny umwendend, und seine zitternden Hände nach ihm ausstreckend, befragte Rodin ihn mit Geberde und Blick.

Dieselbe Besorgniß theilend sagte der Kardinal zu dem Pater d'Aigrigny:

— Was theilt Ihnen denn diese Note mit, mein lieber Vater?

— Man hielt den Aufenthalt des Herrn Hardy in unserem Hause für gänzlich unbekannt, — erwiederte der Pater d'Aigrigny, — und man fürchtet, daß Agricol Baudoin die Wohnung seines früheren Herrn entdeckt und ihm durch die Vermittelung Jemandes aus dem Hause einen Brief hat zukommen lassen ... Demnach also, — fügte der Pater d'Aigrigny zornig hinzu, — hätte sich während der drei Tage, daß es mir unmöglich gewesen ist, Herrn Hardy in dem von ihm bewohnten Pavillon zu besuchen, einer der dienenden Brüder bestechen lassen ... Es ist unter ihnen ein Einäugiger, dem ich niemals getraut habe, ... der Elende

. Aber nein, ich will an diesen Verrath nicht glau-
t; seine Folgen wären zu bedauernswerth; denn ich
iß besser als irgend Jemand, wie die Sachen stehen,
ı ich erkläre, daß eine solche Correspondenz Alles ver-
ben könnte; indem sie bei Herrn Hardy Erinnerun-
, mit großer Mühe eingeschläferte Gedanken erweckte,
rde man, vielleicht in einem einzigen Tage alles
zerstören, was ich, seitdem er unser Haus der
rückgezogenheit bewohnt, gewirkt habe; . . . . aber
cklicher Weise handelt es sich in dieser Note nur um
eifel und Befürchtungen, und die anderen Auskünfte,
lche ich für sicherer halte, werden sie hoffentlich nicht
tätigen.

— Mein lieber Vater, — sagte der Kardinal, —
n muß noch nicht verzweifeln, . . . die gute Sache
immer den Beistand des Herrn.

Diese Versicherung schien den Pater d'Aigrigny sehr
nig zu beruhigen, der tiefsinnig, niedergeschlagen
eb, während Rodin, auf seinem Schmerzensbette aus-
reckt, in einem Anfalle stummen Zornes krampfhaft
dem Gedanken an diese neue Niederlage erbebte.

— Sehen wir die letzte Note, — sagte der Pater
igrigny nach einem Augenblicke nachdenkenden Schwei-
s. — Ich habe hinlängliches Vertrauen zu der Per-
, welche sie mir sendet, um an der strengsten Ge-
igkeit der Auskünfte zweifeln zu können, welche sie
hält. Möchten sie den anderen gänzlich widersprechen!
Um die Verzweigung der in dieser letzten Note ent-

haltenen Thatsachen nicht zu unterbrechen, welche einen so schrecklichen Eindruck auf die Theilnehmer an diesem Auftritte hervorbringen mußten, wollen wir es dem Leser überlassen, durch seine Einbildungskraft alle die Ausrufungen der Ueberraschung, der Wuth, des Hasses, der Furcht des Pater d'Aigrigny, und die entsetzliche Pantomime Rodins während des Vorlesens dieses furchtbaren Actenstückes, dem Resultate der Beobachtungen eines getreuen und geheimen Agenten der ehrwürdigen Väter, selbst zu ergänzen.

XIII.

Die geheime Note.

Der Pater d'Aigrigny las also Folgendes:
„Vor drei Tagen ist der Abbé Gabriel von Renne-, welcher das Fräulein von Cardoville niemals be- hat, um halb zwei Uhr in das Hôtel dieses leins gekommen; er ist bis gegen fünf Uhr dort eben.

Fast gleich nach dem Fortgehen des Abbé haben Bedienten das Hôtel verlassen; der eine hat sich em Marschall Simon begeben, der andere zu Agri- Beaudoin, dem Schmiedegesellen, und nachher zu dem zen Djalma ...

Gestern, gegen Mittag, sind der Marschall Simon seine beiden Töchter zu dem Fräulein von Cardo- gekommen; kurze Zeit nachher hat sich der Abbé iel, begleitet von Agricol Beaudoin, auch dahin en.

Eine lange Berathung hat zwischen diesen verschie-

denen Personen und dem Fräulein von Cardoville stattgefunden; sie sind bis halb vier Uhr bei ihr geblieben.

„Der Marschall Simon, der in einem Wagen gekommen war, ist mit seinen beiden Töchtern zu Fuße fortgegangen; alle Drei schienen sehr zufrieden, man hat sogar in einer der abgelegenen Alleen der Champs-Elysées den Marschall Simon seine beiden Töchter innig gerührt umarmen sehen.

„Der Abbé Gabriel von Rennepont und Agricol Beaudoin sind zuletzt fortgegangen.

„Der Abbé Gabriel ist in seine Wohnung zurückgekehrt, wie man später erfahren hat; der Schmied, den zu beaufsichtigen man verschiedene Gründe hatte, hat sich in ein Weinhaus in der Straße de la Harpe begeben. Man ist ihm auf dem Fuße gefolgt; er hat eine Flasche Wein verlangt, und sich in einen abgelegenen Winkel in dem hinteren Zimmer zur Linken gesetzt; er trank nicht und schien in tiefe Gedanken versunken; man hat vermuthet, daß er Jemanden erwarte.

„In der That, nach Verlauf einer halben Stunde ist ein Mann von ungefähr dreißig Jahren gekommen, er hatte braune Haare, war groß, blind auf dem linken Auge, trug einen kastanienbraunen Ueberrock und schwarze Beinkleider, und war im bloßen Kopfe. Er mußte von einem benachbarten Orte kommen. Dieser Mann hat sich zu dem Schmied gesetzt.

„Eine ziemlich lebhafte Unterhaltung, von der man aber unglücklicher Weise nichts hat verstehen können, hat

zwischen diesen beiden Personen entsponnen. Nach
lauf von ungefähr einer halben Stunde hat Agricol
udoin dem einäugigen Manne ein kleines Packet in
Hand gedrückt, welches dem Anscheine nach Gold
halten mußte, zum Mindesten nach seinem kleinen
fange und der Miene größter Dankbarkeit des ein-
igen Mannes zu urtheilen, der hierauf von Agricol
udoin mit vieler Zuvorkommenheit einen Brief an-
ommen hat, den ihm dieser sehr dringend anzuem-
len schien, und welchen der einäugige Mann sorg-
ig in seine Tasche gesteckt hat, worauf alle Beide von
nder Abschied genommen und der Schmied gesagt
: Auf Morgen.

„Nach dieser Unterredung hat man geglaubt, beson-
dem einäugigen Manne folgen zu müssen; er hat
Straße de la Harpe verlassen, ist durch das Luxem-
rg gegangen, und in der Straße Vaugirard in ein
s getreten, in welchem Leute, die in der Zurückge-
nheit leben wollen, wohnen.

„Am folgenden Tage hat man sich sehr frühzeitig in
Umgebung des Weinhauses in der Straße de la
pe begeben, denn man kannte die Stunde der von
icol am Tage zuvor dem einäugigen Manne gege-
n Zusammenkunft nicht; man hat bis halb zwei Uhr
artet; der Schmied ist gekommen.

„Da man sich, in der Besorgniß bemerkt zu werden,
lich unkenntlich gemacht hatte, so hat man, wie am
e zuvor, in das Weinhaus treten und sich ziemlich

in der Nähe des Schmiedes an einen Tisch setzen können, ohne Argwohn zu erregen; bald darauf ist der einäugige Mann gekommen und hat dem Schmied einen schwarz versiegelten Brief übergeben.

„Bei dem Anblicke dieses Briefes hat Agricol Beaudoin so gerührt geschienen, daß man, bevor er nur noch den Brief gelesen, eine Thräne in seinen Schnurrbart hat fallen sehen.

„Der Brief war sehr kurz, denn der Schmied hat keine zwei Minuten darauf verwandt, um ihn zu lesen; aber dennoch hat er so zufrieden, so glücklich darüber zu sein geschienen, daß er vor Freude auf seiner Bank aufgesprungen ist und die Hand des einäugigen Mannes herzlich gedrückt hat; dann hat er ihn inständigst um etwas zu bitten geschienen, was dieser ausschlug. Endlich schien er nachzugeben und alle Beide haben das Weinhaus verlassen.

„Man ist ihnen in der Ferne gefolgt; wie gestern ist der einäugige Mann in das angedeutete Haus, Straße Vaugirard, eingetreten. Nachdem er ihn bis an die Thür begleitet hat, ist Agricol lange um die Mauern herumgestrichen, indem er die Oertlichkeit zu untersuchen schien; von Zeit zu Zeit schrieb er einige Worte in ein Notizbuch.

„Hierauf hat sich der Schmied in aller Eile nach dem Platze Odeon begeben, wo er einen Miethwagen genommen hat. Man hat es gemacht, wie er, man ist

ı gefolgt, und er hat sich nach der Straße d'Anjou Fräulein von Cardoville begeben.

„Durch einen glücklichen Zufall verließ in dem Aublicke, als man Agricol in das Hôtel eintreten sah, Wagen mit der Livrée des Fräuleins von Cardoville selbe; der Stallmeister dieses Fräuleins befand sich : einem armselig gekleideten und sehr bleichen Manne ı schlechtem Aussehen in demselben.

„Da dieser ziemlich ungewöhnliche Zufall einige fmerksamkeit verdiente, so hat man diesen Wagen ht aus dem Gesichte verloren; er hat sich geraden ẓges nach der Polizeipräfectur begeben.

„Der Stallmeister des Fräuleins von Cardoville ist t dem Manne von schlechtem Aussehen aus dem Waı gestiegen; alle Beide sind in das Bureau der Beſichtigungsbeamten getreten; nach Verlauf einer halı Stunde ist der Stallmeister des Fräuleins von rdoville wieder allein herausgekommen; in den Waı steigend hat er sich nach dem Justizpalaste fahren sen, und sich zu dem Procurator des Königs begeben; :t ist er ungefähr eine halbe Stunde geblieben, worf er nach der Straße d'Anjou in das Hôtel Cardole zurückgekehrt ist.

„Man hat auf einem vollkommen zuverlässigen Wege ahren, daß am selbigen Tage, gegen acht Uhr Abends, Herren d'Ormesson und Balbelle, sehr ausgezeiche Advocaten, und der Untersuchungsrichter, bei welm die Klage wegen der Einsperrung des Fräuleins

von Cardoville eingereicht war, als sie bei dem Doctor Baleinier zurückgehalten gewesen, mit diesem Fräulein in dem Hôtel Cardoville eine Berathung gehabt haben, die beinahe bis Mitternacht gedauert hat, und welcher Agricol Beaudoin und zwei andere Arbeiter der Fabrik des Herrn Hardy beigewohnt haben.

„Heute hat sich der Prinz Djalma zu dem Marschall Simon begeben; er ist während drei und einer halben Stunde bei ihm geblieben; nach Verlauf dieser Zeit haben sich der Marschall und der Prinz allem Anscheine nach zu Fräulein von Cardoville begeben, denn ihr Wagen hat vor ihrer Thür, Straße d'Anjou, gehalten; ein unvorhergesehener Zufall hat verhindert, diese letzten Auskünfte zu vervollständigen.

„Man erfährt so eben, daß ein Verhaftsbefehl gegen einen gewissen Leonhard, früheres Factotum des Herrn Baron Tripeaud erlassen worden ist. Dieser Leonhard steht im Verdacht, der Anstifter der Feuersbrunst der Fabrik des Herrn Franz Hardy zu sein, da Agricol Beaudoin und zwei seiner Kameraden einen Mann bezeichnet haben, der eine überraschende Aehnlichkeit mit Leonhard hat.

„Aus diesem allen geht deutlich hervor, daß das Hôtel Cardoville seit einigen Tagen der Herd ist, an dem die thätigsten, die vielfältigsten Maßnahmen sich vereinigen und von ihm ausgehen, welche sich beständig um den Marschall Simon, seine Töchter und Herrn Franz Hardy zu bewegen scheinen; Maßregeln, deren

ermüdlichste und, wie man fürchtet, gefährlichste
enten Fräulein von Cardoville, der Abbé Gabriel
d Agricol Beaudoin sind."

Indem man diese Note mit den andern Auskünften
ammenstellte, und sich an das Geschehene erinnerte,
igen aus ihr traurige Entdeckungen für die ehrwürdi-
n Väter hervor.

Demnach also hatte Gabriel häufige und lange Zu-
mmenkünfte mit Adriennen gehabt, welche er bis dahin
ht kannte.

Agricol Beaudoin hatte Verbindungen mit Herrn
anz Hardy angeknüpft, und die Gerechtigkeit war auf
: Spur der Urheber und Anstifter der Meuterei,
lche die Fabrik vom Concurrenten des Baron
ipeaud zu Grunde gerichtet und in Brand gesteckt
tte.

Es schien beinahe gewiß, daß Fräulein von Cardo-
le eine Zusammenkunft mit dem Prinzen Djalma ge-
bt hatte.

Die Zusammenstellung dieser Thatsachen bewies
utlich, daß, getreu der Drohung, welche sie Rodin ge-
acht, als die doppelte Falschheit des ehrwürdigen Va-
s entlarvt worden war, sich Fräulein von Cardoville
itig damit beschäftigte, die zerstreuten Glieder ihrer
milie um sich herum zu vereinigen, um sie aufzufor-
rn, sich gegen den gefährlichen Feind mit einander zu

verbinden, dessen gefährliche, auf diese Weise entschleierte und kühn bekämpfte Pläne keine Aussicht auf ein Gelingen mehr haben konnten.

Man wird jetzt begreifen, wie vernichtend die Wirkung dieser Note für den Pater d'Aigrigny und für Rodin sein mußte ... für Rodin, der in dem Augenblicke, als er sein mühselig aufgebautes Gerüst Stück für Stück zusammenfallen sah, mit dem Tode kämpfend, auf ein Schmerzensbett gefesselt und ohne Kraft zum Handeln war.

XIV.

Die Operation.

Wir haben darauf verzichtet, die Züge, die Häl-
g, die Geberden Rodins während Vorlesung der
te, welche seine seit so langer Zeit gehegten Hoffnun-
zu vernichten schien, zu schildern; Alles stand im
griffe, ihm mit einem Male und in dem Momente
versagen, wo ein fast übermenschliches Vertrauen auf
Gelingen seines Complottes ihm Kraft genug ver-
, um die Krankheit noch zu beherrschen. Kaum aus
m schmerzlichen Todeskampfe hervorgehend hatte
ein einziger fixer, verzehrender Gedanke bis in sein
antasiren hinein beschäftigt. — Welche Fortschritte,
Bösen oder im Guten, hatte diese für ihn so uner-
liche Angelegenheit während seiner Krankheit ge-
cht? — Man meldete ihm zuerst eine glückliche
igkeit, den Tod Jacques'; aber bald waren die Vor-
le dieses Todesfalles vernichtet, welcher die Zahl der
en Rennepont von sieben auf sechs verringerte.
zu nützte dieser Tod, da diese zerstreute, einzeln mit

verbinden, dessen gefährliche, auf diese Weise entschleierte und kühn bekämpfte Pläne keine Aussicht auf ein Gelingen mehr haben konnten.

Man wird jetzt begreifen, wie vernichtend die Wirkung dieser Note für den Pater d'Aigrigny und für Rodin sein mußte ... für Rodin, der in dem Augenblicke, als er sein mühselig aufgebautes Gerüst Stück für Stück zusammenfallen sah, mit dem Tode kämpfend, auf ein Schmerzensbett gefesselt und ohne Kraft zum Handeln war.

XIV.

Die Operation.

Wir haben darauf verzichtet, die Züge, die Hal-
g, die Geberden Rodins während Vorlesung der
:e, welche seine seit so langer Zeit gehegten Hoffnun-
zu vernichten schien, zu schildern; Alles stand im
griffe, ihm mit einem Male und in dem Momente
versagen, wo ein fast übermenschliches Vertrauen auf
Gelingen seines Complottes ihm Kraft genug ver-
, um die Krankheit noch zu beherrschen. Kaum aus
:m schmerzlichen Todeskampfe hervorgehend hatte
ein einziger fixer, verzehrender Gedanke bis in sein
antasiren hinein beschäftigt. — Welche Fortschritte,
Bösen oder im Guten, hatte diese für ihn so uner-
liche Angelegenheit während seiner Krankheit ge-
cht? — Man meldete ihm zuerst eine glückliche
igkeit, den Tod Jacques'; aber bald waren die Vor-
le dieses Todesfalles vernichtet, welcher die Zahl der
en Rennepont von sieben auf sechs verringerte.
zu nützte dieser Tod, da diese zerstreute, einzeln mit

einer höllischen Beharrlichkeit getroffene Familie sich vereinigte, indem sie endlich die Feinde kannte, welche sie seit so langer Zeit im Finstern überfiel? Wenn alle diese absichtlich verletzten, gemärterten, gebrochenen Herzen sich einander näherten, trösteten und aufklärten, indem sie sich eine feste und gegenseitige Unterstützung verliehen, so war ihre Sache gewonnen, und die ungeheure Erbschaft entging den ehrwürdigen Vätern.

Was war nun zu thun? was anfangen?

Welche außerordentliche Macht der menschliche Wille ist! Rodin hatte schon einen Fuß im Grabe, er kämpfte mit dem Tode, die Stimme fehlte ihm; und dennoch verzweifelte dieser hartnäckige Geist voller Mittel noch nicht. Möchte ein Wunder ihm heute nur die Gesundheit wiedergeben, so sagten dieses unglaubliche Vertrauen auf das Gelingen seiner Pläne, das ihm schon die Gewalt verliehen hatte, einer Krankheit zu widerstehen, welcher so viele Andere unterlegen wären, diese geheime Stimme ihm, daß er nach Allem würde abhelfen können; ... aber er bedurfte der Gesundheit, des Lebens ...

— Der Gesundheit ... des Lebens, und kein Arzt weiß noch nicht, ob er so viele Erschütterungen überleben wird oder nicht, ... ob er eine schreckliche Operation wird aushalten können. Der Gesundheit, ... des Lebens ... und so eben noch hörte Rodin von einem feierlichen Leichenbegängnisse reden, das man ihm bereiten wollte ...

Wohlan denn! Gesundheit, Leben, er wird sie haben, sagt es sich: — Ja, ... er hat bis dahin leben len, ... und er hat gelebt ... Warum sollte er t noch länger leben? ...

Er wird also leben! ... er will es! ...

Alles das, was wir so eben geschrieben, hatte Rodin u sagen in einer Secunde gedacht.

Seine durch diese Art moralischer Folter entstellten e mußten etwas sehr Außerordentliches offenbaren, n der Pater d'Aigrigny und der Kardinal blickten schweigend und bestürzt an.

Einmal entschlossen zu leben, um einen verzweifelten npf gegen die Familie Rennepont zu bestehen, han- e Rodin consequent, und während einiger Augen- e glaubten der Pater d'Aigrigny und der Prälat träumen.

Durch eine Anstrengung seines unerhört energischen lens, und als ob er durch eine Feder in Bewegung zt würde, stürzte Rodin aus seinem Bette, indem in Betttuch mitnahm, das sich gleich einem Leichen- e hinter diesem todesbleichen und abgezehrten Körper chleppte ...

Das Zimmer war kalt, das Gesicht des Jesuiten in Schweiß gebadet; seine nackten und knochigen e ließen ihre feuchten Spuren auf den Steinplatten ck.

— Unglückseliger ... was machen Sie? Das ist Tod! — rief der Pater d'Aigrigny, indem er

auf ihn zustürzte, um ihn zu zwingen, sich wieder zu Bett zu legen.

Aber dieser, einen seiner wie Eisen harten Skelett-Arme ausstreckend, stieß den Pater d'Aigrigny mit einer, wenn man den Zustand von Erschöpfung bedenkt, in welcher er sich seit so langer Zeit befand, unbegreiflichen Kraft weit von sich.

— Er hat die Kraft eines Epileptischen während seines Anfalles! ... — sagte der Pater d'Aigrigny zu dem Prälaten, indem er sich wieder auf seinen Beinen feststellte.

Mit ernstem festen Gange schritt Rodin nach dem Schreibtische, auf welchem sich alles das befand, was der Doctor Baleinier täglich bedurfte, um seine Verordnungen aufzuschreiben; sich dann vor diesen Tisch setzend nahm der Jesuit Papier und eine Feder, und begann mit fester Hand zu schreiben.

Seine ruhigen, langsamen und sicheren Bewegungen hatten etwas von dem überlegten Takthalten, das man bei den Nachtwandlern bemerkt.

Stumm, regungslos, indem sie bei dem Anblicke dieses Wunders nicht wußten, ob sie träumten oder nicht, standen der Kardinal und der Pater d'Aigrigny wie verblüfft bei der unglaublichen Kaltblütigkeit Rodins, der, halbnackend, mit vollkommener Ruhe schrieb.

Indessen schritt der Pater d'Aigrigny auf ihn zu, und sagte zu ihm:

— Aber, mein Vater ... das ist unsinnig ...

lobin zuckte die Achseln, wandte den Kopf nach ihm und indem er ihn mit einer Geberde unterbrach, er ihm einen Wink näher zu kommen und das sen, was er so eben geschrieben hatte.

Jewärtig, die thörichten Phantasien eines Fieber-'en zu sehen, nahm der ehrwürdige Vater das Blatt er, während Robin eine andere Note begann.

– Gnädiger Herr! ... — rief der Pater d'Aigrigny, esen Sie doch das ...

Der Kardinal las das Blatt, und, indem er es dem ürdigen Vater zurückgab, dessen Verwunderung er te, sagte er:

– Das ist voller Verstand, Gewandtheit, Umsicht; diese Weise wird man das gefährliche Zusammenwir-des Abbé Gabriel und des Fräuleins von Cardoville :alisiren, welche mir in der That die gefährlichsten r dieser Verbindung zu sein scheinen.

– In der That, das ist wunderbar, — sagte der r d'Aigrigny.

– Ah! — mein lieber Vater, — sagte, von diesen ten des Jesuiten erstaunt, der Kardinal leise und n er mit einem Ausdrucke traurigen Bedauerns den schüttelte, — wie Schade, daß wir die einzigen jen dessen, was vorgeht, sind! welches herrliche nder man aus diesem hätte machen können! ... Mann im Todeskampfe ... auf diese Weise plötz-umgewandelt! ... Wenn man die Sache auf eine

gewisse Weise darstellt ... das wäre beinahe dem Lazarus gleich ...

— Welcher Gedanke, gnädiger Herr! — sagte der Pater d'Aigrigny laut, — er ist vollkommen, man darf ihn nicht aufgeben ... er ist sehr annehmbar und ...

Dieses unschuldige kleine Wunder-Complott wurde durch Rodin unterbrochen, welcher, den Kopf umwendend, dem Pater d'Aigrigny einen Wink gab näher zu kommen, und ihm ein anderes Papier, begleitet von einem kleinen Zettel übergab, auf dem folgende Worte geschrieben waren:

Auszuführen, ehe eine Stunde vergeht.

Der Pater d'Aigrigny las flüchtig die neue Note und rief:

— Das ist richtig, ich hatte nicht daran gedacht; ... so daß, anstatt verderblich zu werden, der Briefwechsel Agricol Beaudoins und des Herrn Hardy im Gegentheile die besten Erfolge haben kann. In Wahrheit, — fügte der ehrwürdige Vater leise hinzu, indem er wieder zu dem Prälaten trat, während Rodin zu schreiben fortfuhr, — ich bleibe betroffen ... ich sehe ... ich lese ... und kaum vermag ich meinen Augen zu trauen; ... so eben erschöpft, sterbend, und jetzt einen ebenso klaren, ebenso scharfsinnigen Verstand, als jemals ... Sind wir denn Zeugen einer jener Erscheinungen des Somnambulismus, während welcher die Seele allein wirkt und den Körper beherrscht?

Plötzlich ging die Thür auf; Herr Baleinier trat ein.

Bei dem Anblicke Rodins, der halb nackend und die e auf den Steinplatten vor seinem Schreibtische saß, der Doctor im Tone des Vorwurfes und des Ent- ns:

— Aber, gnädiger Herr … aber mein Vater, …. ist ein Mord, diesen Unglücklichen da in diesem Zu- de zu lassen; wenn er einen hitzigen Fieberanfall so muß man ihn in seinem Bette fest binden und die Zwangsjacke anlegen.

Indem er dieses sagte, trat der Doctor Baleinier zu Rodin, und faßte ihn beim Arme; er erwar- , die Haut trocken und eisig zu finden; im Gegen- e, die Haut war geschmeidig, fast feucht.

Auf dem Gipfel des Erstaunens wollte der Doc- den Puls der linken Hand fühlen, die Rodin ihm ließ, indem er dabei mit der Rechten zu schreiben fuhr.

— Welches Wunder! — rief der Doctor Baleinier, der die Schläge von Rodins Puls zählte, — seit acht en und noch heute Morgen war der Puls hart, setzend, fast unfühlbar, und jetzt erhebt er sich, re- sich wieder; … ich weiß nicht, was ich davon den- soll … Was hat sich denn zugetragen? … Ich mag nicht an das zu glauben, was ich sehe, — fragte indem er sich nach der Seite des Pater d'Aigrigny des Kardinals wandte.

— Zuvor von einem Erlöschen der Stimme befallen, hat der ehrwürdige Vater nachher einen so heftigen, so rasenden, durch traurige Nachrichten veranlaßten Anfall von Verzweiflung empfunden, — sagte der Pater d'Aigrigny, — daß wir einen Augenblick lang für sein Leben gefürchtet haben, ... während der ehrwürdige Vater im Gegentheile die Kraft gehabt hat, bis an diesen Schreibtisch zu gehen, an welchem er seit zehn Minuten mit einer Klarheit der Urtheilskraft, einer Deutlichkeit des Ausdruckes schreibt, über die Sie uns, Seine Gnaden und mich, verwundert sehen.

— Kein Zweifel mehr, — rief der Doctor, — der heftige Anfall von Verzweiflung, den er empfunden, hat bei ihm eine gewaltsame Erschütterung hervorgebracht, welche auf eine wundervoll herrliche Weise die rückwirkende Krisis vorbereitet, welche durch die Operation zu erlangen ich jetzt fast gewiß bin.

— Beharren Sie denn dabei sie zu machen? — sagte der Pater d'Aigrigny leise zu dem Doctor Baleinier, während Rodin zu schreiben fortfuhr.

— Heute Morgen noch hätte ich schwanken können; aber, vorbereitet, wie er jetzt ist ... will ich diese Ueberreizung auf der Stelle benutzen, der, wie ich voraussehe, eine große Entkräftung folgen wird.

— Also, — sagte der Kardinal, — ohne Operation ...

— Geht diese so erfreuliche und unverhoffte Krisis

ren ... und ihre Gegenwirkung kann ihn tödten,
ger Herr.

- Und haben Sie ihn von der Bedenklichkeit dieser
ation in Kenntniß gesetzt? ...

- So ziemlich ... gnädiger Herr.

- Aber es wäre Zeit ... ihn zu bestimmen.

- Das will ich gerade thun, gnädiger Herr, —
der Doctor Baleinier ...

nd sich Rodin nähernd, welcher, indem er fortfuhr zu
ben und zu denken, dieser mit leiser Stimme ge-
nen Unterredung fremd geblieben war, sagte der
or mit fester Stimme zu ihm:

- Wollen Sie in acht Tagen wieder auf den Füßen
mein ehrwürdiger Vater?

odin machte eine Geberde voller Vertrauen, welche
tete:

ber ich bin ja auf den Füßen."

- Täuschen Sie sich nicht, — antwortete der Doc-
— diese Krisis ist vortrefflich, aber sie wird nicht
dauern, und wenn wir sie nicht benutzen ... au-
icklich ... um zu der Operation zu schreiten, von
ch Ihnen einige Worte gesagt, meiner Treue! ...
ge es Ihnen frei heraus ... nach einer solchen
ütterung ... stehe ich für nichts.

iese Worte machten auf Rodin einen um so größe-
Eindruck, als er eine halbe Stunde zuvor die kurze
r der vorübergehenden Besserung aus Erfahrung
kennen gelernt, welche ihm die gute Nachricht des

Pater d'Aigrigny verursacht hatte, und er eine zunehmende Beklemmung auf der Brust zu fühlen begann.

Herr Baleinier, welcher seinen Kranken bestimmen wollte, und der ihn für unentschlossen hielt, fügte hinzu:

— Mit einem Worte, mein ehrwürdiger Vater, wollen Sie leben, ja oder nein?

Rodin schrieb rasch folgende Worte, welche er dem Doctor gab:

Um zu leben ... würde ich mir alle vier Glieder abschneiden lassen. Ich bin bereit zu Allem.

Und er machte eine Bewegung, um aufzustehen.

— Ich muß Ihnen erklären, nicht um Sie schwankend zu machen, mein ehrwürdiger Vater, sondern damit Ihr Muth und Ihre Einwilligung nicht erschlichen sind, — fügte Herr Baleinier hinzu, — daß diese Operation furchtbar schmerzlich ist.

Rodin zuckte die Achseln und schrieb mit fester Hand:

— Lassen Sie mir den Kopf ... nehmen Sie das Uebrige ...

Der Doctor hatte diese Worte mit lauter Stimme gelesen; erstaunt über diesen nicht zu unterdrückenden Muth, blickten sich der Kardinal und der Pater d'Aigrigny einander an.

— Mein ehrwürdiger Vater, — sagte der Doctor Baleinier, — Sie müssen sich wieder legen ...

obin schrieb:

— Bereiten Sie sich vor . . . ich habe sehr
gende Aufträge zu schreiben; Sie wer-
mich benachrichtigen, wenn der Moment
mmen. . .

ann, ein Papier zusammenfaltend, das er mit einer
te versiegelte, gab Rodin dem Pater d'Aigrigny
Wink, die Worte zu lesen, welche er schreiben
e, und zwar folgende:

— Senden Sie auf der Stelle diese Note
en Agenten, welcher die anonymen Briefe
en Marschall Simon gerichtet hat.

— Augenblicklich, mein ehrwürdiger Vater, — sagte
Pater d'Aigrigny, — ich werde einer zuverlässigen
n diesen Auftrag übergeben.

— Da Sie darauf bestehen, zu schreiben, mein ehr-
iger Vater, — sagte Baleinier zu Rodin, — so
Sie sich wieder; Sie können während unserer
n Vorbereitungen auf Ihrem Bette schreiben.

odin machte eine zustimmende Geberde und stand

ber schon verwirklichte sich die Vorhersagung des
ors: der Jesuit vermochte kaum eine Secunde stehen
eiben, und sank wieder auf seinen Stuhl zurück . . .
blickte er den Doctor Baleinier mit Bangigkeit an,
ein Athemholen wurde immer mühseliger.

ndem er ihn beruhigen wollte, sagte der Doctor
m:

— Beunruhigen Sie sich nicht ... Aber wir müssen eilen ... Stützen Sie sich auf mich und auf den Pater d'Aigrigny.

Unter dem Beistande der beiden Stützen konnte Robin sein Bett wieder erreichen; als er sich in demselben aufrecht gesetzt, deutete er auf das Schreibzeug und Papier, damit man es ihm bringe; eine Mappe diente ihm zum Schreibpult, und er fuhr fort, auf seinen Knieen zu schreiben, indem er sich von Zeit zu Zeit unterbrach, um mit großer Mühe, als ob er ersticken wollte, Luft einzuathmen, wobei er aber dem, was um ihn herum vorging, fremd blieb.

— Mein ehrwürdiger Vater, — sagte Herr Baleinier zu dem Pater d'Aigrigny, — sind Sie im Stande, einer meiner Gehülfen zu sein, und mir bei der Operation, die ich machen werde, beizustehen? Haben Sie diese Art von Muth?

— Nein, — sagte der ehrwürdige Vater, — bei der Armee habe ich mein Lebenlang nicht einer Amputation beiwohnen können; bei dem Anblicke auf diese Weise vergossenen Blutes werde ich ohnmächtig.

— Es giebt kein Blut dabei, — sagte der Doctor Baleinier, — aber übrigens ist das noch schlimmer ... Wollen Sie mir demnach gefälligst drei unserer ehrwürdigen Väter senden; sie werden mir zu Gehülfen dienen; haben Sie auch die Gefälligkeit, Herrn Rousselet zu bitten, daß er mit seinen Apparaten kommt.

Der Pater d'Aigrigny verließ das Zimmer.

Der Prälat trat zu dem Doctor Baleinier und agte mit leiser Stimme zu ihm, indem er auf Rodin eutete:

— Ist er außer Gefahr?

— Wenn er die Operation aushält, ja, gnädiger)err.

— Und ... sind Sie überzeugt, daß er sie aushal-en wird?

— Zu ihm würde ich sagen: Ja; zu Ihnen, gnä-iger Herr, sage ich: Man muß es hoffen.

— Und wenn er unterliegt, wird man da noch Zeit aben, ihm öffentlich, mit einem gewissen Prunke, was nmer eine kleine Verzögerung herbeiführt, die Sacra-ıente zu reichen?

Es ist wahrscheinlich, daß sein Todeskampf zum Min-esten ... eine Viertelstunde dauern wird, gnädiger)err.

— Das ist kurz, ... aber am Ende wird man sich amit begnügen müssen, — sagte der Prälat.

Und er zog sich an ein Fenster zurück, auf dessen 5cheiben er, gleich einem unbefangenen Kinde, mit den ingerspitzen zu trommeln begann, indem er dabei an ie Wirkungen des Lichtes von dem Katafalke dachte, en er so sehr für Rodin aufgerichtet zu sehen wünschte.

In diesem Augenblicke trat Herr Rousselet ein, indem : einen großen viereckigen Kasten unter seinem Arme

trug; er trat an eine Kommode, und breitete seine Apparate auf der Marmorplatte aus.

— Wie viel haben Sie davon zubereitet? — sagte der Doctor zu ihm.

— Sechs, Herr Balcinier.

— Vier werden genügen, aber es ist gut, sich vorzusehen. Die Baumwolle ist doch nicht zu fest gestopft?

— Sehen Sie, Herr Doctor.

— Sehr gut!

— Und wie befindet sich der ehrwürdige Vater? — fragte der Famulus seinen Meister.

— So ... so ... — antwortete der Doctor leise, — die Brust ist schrecklich beklommen, das Athemholen pfeifend, ... die Stimme immer noch erloschen; ... aber am Ende, es ist eine Möglichkeit vorhanden.

— Alles was ich fürchte, Herr Doctor, ist, daß der ehrwürdige Vater einen so gräßlichen Schmerz nicht aushalten wird.

— Das ist noch eine Möglichkeit; ... aber in einer solchen Lage muß man Alles wagen ... Geschwind, mein Lieber, zünden Sie ein Licht an, denn ich höre unsere Gehülfen.

In der That, bald darauf traten, begleitet von dem Pater d'Aigrigny, die drei Ordensbrüder in das Zimmer, welche am Morgen in dem Garten des Hauses der Straße Vaugirard spazieren gingen.

Die beiden Alten mit kupferigen und blühenden Ge-
tern, der junge, mit ascetischem Gesicht, waren alle
ei, wie gewöhnlich, schwarz gekleidet, trugen viereckige
itzen, weiße Vorläppchen, und schienen außerdem voll-
mmen geneigt, dem Doctor Baleinier während der
chtbaren Operation Hülfe zu leisten.

XV.

Die Marter.

— Meine ehrwürdigen Väter, — sagte der Doctor Baleinier zu den drei Ordensbrüdern auf freundliche Weise, — ich danke Ihnen für Ihre gütige Mitwirkung; . . . das, was Sie zu thun haben werden, wird sehr einfach sein, und mit dem Beistande des Herrn wird diese Operation unsern sehr lieben Vater Rodin retten.

Die drei Schwarzröcke erhoben mit Zerknirschung die Augen gen Himmel, worauf sie sich wie ein einziger Mann verneigten.

Sehr gleichgiltig über das, was um ihn herum vorging, hatte Rodin keinen einzigen Augenblick lang aufgehört, entweder zu schreiben, oder zu überlegen; . . . indessen, trotz dieser scheinbaren Ruhe, hatte er von Zeit zu Zeit eine solche Schwierigkeit zu athmen empfunden, daß sich der Doctor Baleinier mit großer Besorgniß umgewandt hatte, als er die Art erstickten Pfeifens hörte, welches aus der Luftröhre des Kranken ertönte; nachdem er hierauf seinem Famulus einen

Wink gegeben hatte, trat der Doctor zu Rodin und sagte zu ihm:

— Wohlan, mein ehrwürdiger Vater ... der wichtige Moment ist gekommen, ... Muth! ...

Kein Zeichen von Schrecken that sich in den Zügen des Jesuiten kund, sein Gesicht blieb gleichgiltig, wie das eines Leichnams; nur funkelten seine kleinen Schlangenaugen noch glänzender in der Tiefe ihrer dunkelen Höhlen; einen Augenblick lang warf er einen zuversichtlichen Blick auf die Zeugen dieses Auftritts; dann, seine Feder zwischen seine Zähne nehmend, faltete und versiegelte er ein neues Blatt, legte es auf seinen Nachttisch, und machte dann dem Doctor Baleinier ein Zeichen, welches zu sagen schien: Ich bin bereit.

— Sie müssen zuvor Ihre wollene Jacke und Ihr Hemd ablegen, mein Vater.

Scham oder Züchtigkeit, Rodin zögerte einen Augenblick ... nur einen Augenblick, ... denn als der Doctor erwiedert hatte: — Es muß sein, mein ehrwürdiger Vater, — gehorchte Rodin, immer in seinem Bette sitzend, unter dem Beistande des Herrn Baleinier, der, ohne Zweifel um die erschreckte Züchtigkeit des Leidenden zu trösten, hinzufügte:

— Wir bedürfen durchaus nur Ihrer Brust, mein lieber Vater, der linken und der rechten Seite.

In der That, auf dem Rücken ausgestreckt, und immer mit seiner schmierigen Nachtmütze von schwarzer Seide bedeckt, ließ er den vorderen Theil eines todten-

bleichen und gelblichen Rumpfes, oder vielmehr den knochigen Bau eines Skelettes sehen, denn die durch die scharfen Kanten der Rippen und der Knorpel hervorgebrachten Schatten überzogen die Haut mit tiefen, schwarzen und kreisförmigen Furchen. Was die Arme anbelangt, so hätte man sie für mit dicken Strängen umwickelte und mit Pergament überzogene Knochen halten können, so sehr ließ die Abmagerung der Muskeln den Knochenbau und die Adern hervortreten.

— Geschwind, Herr Rousselet, die Apparate, — sagte der Doctor Baleinier.

Hierauf wandte er sich an die drei Ordensbrüder:

— Treten Sie näher, meine Herren; . . . wie ich Ihnen gesagt, ist das, was Sie zu thun haben, außerordentlich einfach, wie Sie gleich sehen werden.

Und Herr Baleinier schritt zur Eintheilung der Sache.

Das war in der That sehr einfach.

Der Doctor übergab jedem seiner vier Gehülfen einen kleinen stählernen Dreifuß von ungefähr zwei Zoll Durchmesser bei drei Zoll Höhe; der kreisförmige Mittelpunkt dieses Dreifußes war mit sehr dicht aufgeschichteter Baumwolle angefüllt; dieses Instrument wurde mit der linken Hand an einem hölzernen Stiele gehalten.

In der Rechten hatte jeder Gehülfe ein kleines, achtzehn Zoll langes Blasrohr von verzinntem Blech; an einem seiner Enden war ein Mundstück für die Lippen

es Gehülfen angebracht, das andere Ende des Schnüick und erweiterte sich, um dem kleinen Dreifuß als Deckel dienen zu können.

Diese Vorbereitungen boten nichts Erschreckendes. Der Pater d'Aigrigny und der Prälat, welche von Weitem zusahen, begriffen nicht, wie diese Operation so schmerzlich sein könnte.

Sie begriffen es bald.

Nachdem der Doctor Baleinier seine vier Gehülfen auf diese Weise bewaffnet hatte, ließ er sie an Rodins Bett treten, das man in die Mitte des Zimmers gerollt hatte.

Zwei Gehülfen stellten sich auf die eine, zwei auf die andere Seite.

— Jetzt, meine Herren, — sagte der Doctor Baleinier zu ihnen, — zünden Sie die Baumwolle an; ... stellen Sie den angezündeten Theil mittelst des Dreifußes, welcher den Docht enthält, auf die Haut Seiner Ehrwürden ... bedecken Sie den Dreifuß mit dem weiten Ende Ihres Blasrohres, dann blasen Sie durch das Rundstück, um das Feuer anzufachen ... Wie Sie sehen, ist das sehr einfach.

Das war in der That von einer patriarchalischen und ungekünstelten Freimüthigkeit.

Vier angezündete baumwollene Dochte, aber so angebracht, um nur langsam zu brennen, wurden zur Rechten und Linken der Brust Rodins angesetzt ...

Das heißt in der gewöhnlichen Sprache die Moxa.

Die Sache ist geschehen, wenn die ganze Dicke der Haut auf diese Weise langsam verbrannt ist; ... das dauert sieben bis acht Minuten. Man behauptet, daß eine Amputation nichts dagegen sei.

Rodin war den Vorbereitungen der Operation mit einer unerschrockenen Neugierde gefolgt; aber bei der ersten Berührung dieser vier verzehrenden Flammen richtete er sich auf, und wand sich wie eine Schlange, ohne einen Schrei ausstoßen zu können, denn er war stumm; die Aushauchung des Schmerzes war ihm sogar untersagt.

Da die Apparate der vier Gehülfen durch die ungestüme Bewegung Rodins nothwendiger Weise zur Seite geschoben waren, so mußte man von Neuem beginnen.

— Muth, mein lieber Vater, bringen Sie Ihre Leiden dem Herrn dar ... sie werden ihm wohlgefällig sein, — sagte der Doctor Baleinier in schmeichelndem Tone; — ich habe es Ihnen vorher gesagt, diese Operation ist sehr schmerzlich; aber auch eben so heilsam als schmerzlich, das ist Alles gesagt. Geschwind, ... Sie, der Sie bis hieher so viel Entschlossenheit gezeigt haben, verlieren Sie dieselbe nicht im entscheidenden Augenblicke.

Besiegt durch diese erste Ueberraschung des Schmerzes hatte Rodin die Augen geschlossen, er öffnete sie wieder, und blickte den Doctor fast beschämt an, sich so schwach gezeigt zu haben.

Und dennoch sah man zur Rechten und Linken seiner

ist bereits vier breite Schorfe von einem blutigen
h . . . so schneidend und tief hatte der Brand ge-
ft . . .

In dem Augenblicke, als er sich wieder auf sein
merzensbett zurücklegen wollte, machte Rodin ein
hen, daß er schreiben wollte, indem er auf das Tinte-
deutete.

Man konnte ihm dieses Verlangen bewilligen.

Der Doctor reichte ihm die Mappe, und Rodin
:eb, gleichsam als nochmalige Erinnerung, Folgendes:
Es ist besser, keine Zeit zu verlieren . . .
'sen Sie auf der Stelle den Baron Tri-
ud von dem gegen sein Factotum Leonhard
affenen Verhaftsbefehle in Kenntniß
en, damit er seine Maßregeln trifft.

Als er diese Note geschrieben, gab sie der Jesuit
Doctor Baleinier mit einem Zeichen, sie dem Pater
grigny einzuhändigen; dieser, eben so sehr wie der
:tor und der Kardinal über eine solche Geistesgegen-
t mitten unter den gräßlichsten Schmerzen über-
ht, blieb einen Augenblick unbeweglich; die Augen
villig auf den ehrwürdigen Vater geheftet, schien
in mit Ungeduld zu erwarten, daß er seine Befehle
führe.

Rodins Gedanken errathend, sagte der Doctor ein
rt zu dem Pater d'Aigrigny, welcher das Zimmer
ließ.

— Wohlan, mein ehrwürdiger Vater, — sagte der

Doctor zu Robin, — wir müssen wieder anfangen; rühren Sie sich dieses Mal nicht, Sie sind am Ziele ...

Robin antwortete nicht, faltete seine beiden Hände über seinem Kopfe, bot seine Brust dar und schloß die Augen.

Es war ein seltsames, trauriges, beinahe phantastisches Schauspiel.

Diese drei, in lange schwarze Gewänder gekleideten Priester schienen, über diesen beinahe in eine Leiche verwandelten Körper gebückt, ihre Lippen an die Trompeten geheftet, welche auf der Brust des Gemarterten standen, sein Blut auszusaugen oder ihm irgend einen magischen Zauber zu knüpfen.

Ein ekelerregender, scharfer Geruch von verbranntem Fleische begann sich in dem schweigsamen Zimmer zu verbreiten ... und jeder der vier Gehülfen hörte unter dem rauchenden Dreifuß ein leichtes Knistern: ... das war die Haut Robins, die unter der Wirkung des Feuers zerriß, und sich an vier verschiedenen Stellen seiner Brust spaltete.

Der Schweiß rieselte über sein bleiches Gesicht, das er glänzend machte, einige Büschel grauer, borstiger und feuchter Haare klebten an seinen Schläfen. Seine Krämpfe waren so heftig, daß auf seinen steifen Armen die Adern zuweilen anschwollen und sich wie Stränge streckten, die zu zerreißen im Begriff standen.

Indem er diese gräßliche Marter mit eben so viel kühner Ergebung ertrug, als der Wilde, dessen Ruhm

arin besteht, den Schmerz zu verachten, schöpfte Robin
inen Muth und seine Kraft in der Hoffnung ... wir
öchten fast sagen, in der Gewißheit zu leben ... So
st war dieser unerschütterliche Charakter, die Allmacht
ieses energischen Geistes, daß ihn selbst mitten unter
naussprechlichen Qualen sein steter Gedanke nicht ver-
eß ... Während der seltenen freien Momente, welche
m das selbst in diesem Grade der höchsten Wirksamkeit
st ungleiche Leiden ließ, dachte Robin an die Renne-
ontsche Angelegenheit, berechnete die Möglichkeiten und
ie am schnellsten wirkenden Maßregeln, indem er fühlte,
aß keine Minute zu verlieren wäre.

Der Doctor Baleinier wandte die Augen nicht von
m ab, belauschte mit hoher Aufmerksamkeit sowohl die
Wirkungen des Schmerzes, als die heilsame Gegenwir-
ung dieses Schmerzes auf den Kranken, der in der
hat bereits ein wenig freier zu athmen schien.

Plötzlich legte Robin die Hand an seine Stirn, als sei
: von einer plötzlichen Eingebung getroffen, wandte rasch
inen Kopf nach Herrn Baleinier um, und verlangte
on ihm durch einen Wink, die Operation einen Augen-
lick lang zu unterbrechen.

— Ich muß Ihnen sagen, mein ehrwürdiger Vater,
- antwortete der Doctor, — daß die Operation mehr
ls zur Hälfte beendigt ist, und daß, wenn man sie un-
rbricht, der Wiederbeginn Ihnen ... noch weit schmerz-
cher scheinen wird ...

Rodin machte ein Zeichen, daß ihm wenig daran läge, und daß er schreiben wolle.

— Halten Sie einen Augenblick ein, . . . meine Herren, — sagte der Doctor Baleinier; — ziehen Sie die Lunten nicht zurück, aber blasen Sie das Feuer nicht an.

Das heißt, das Feuer brannte langsam auf der Haut des Duldeis fort, statt glühend zu brennen.

Trotz dieses minder gräßlichen, aber immer stechenden, unendlichen Schmerzes, begann Rodin, auf dem Rücken liegen bleibend, zu schreiben; durch seine Lage war er genöthigt, die Mappe in die linke Hand zu nehmen, sie zu der Höhe seiner Augen zu erheben, und mit seiner rechten Hand so zu sagen an der Decke zu schreiben.

Auf ein erstes Blatt zeichnete er sich einige alphabetische Zeichen einer Zifferschrift, die er sich für sich allein zusammengesetzt hatte, um gewisse geheime Sachen aufzunotiren. Wenige Augenblicke zuvor war plötzlich mitten in seinen Qualen ein strahlender Gedanke in ihm aufgestiegen; er hielt ihn für gut, und schrieb ihn in der Besorgniß nieder, ihn während seiner Leiden zu vergessen, obgleich er zwei bis drei Male innegehalten hatte, denn wenn seine Haut auch nur noch langsam brannte, so brannte sie deshalb nichts desto weniger; Rodin fuhr fort zu schreiben, er schrieb auf ein anderes Blatt folgende Worte, die auf einen Wink von ihm sogleich dem Pater d'Aigrigny übergeben wurden:

„Senden Sie augenblicklich B. zu Faringhea, von dem er den Bericht über die letzten Tage in Bezug auf den Prinzen Djalma erhalten wird; B. soll unmittelbar mit diesen Auskünften hierher zurückkommen.“

Der Pater d'Aigrigny beeilte sich das Zimmer zu verlassen, um diesen neuen Auftrag zu geben. Der Kardinal näherte sich ein wenig dem Schauplatze der Operation, denn troß des üblen Geruchs in diesem Zimmer gefiel er sich sehr darin, den Jesuiten theilweise braten zu sehen, gegen den er einen italienischen Priestergroll bewahrte.

— Wohlan, mein ehrwürdiger Vater, — sagte der Doctor zu Rodin, — fahren Sie fort, so wundervoll muthig zu sein, Ihre Brust wird frei ... Sie werden noch einen schweren Moment zu bestehen haben ... und dann nachher, gute Hoffnung ...

Der Leidende legte sich wieder zurecht. In dem Augenblicke, als der Pater d'Aigrigny wieder eintrat, befragte ihn Rodin mit dem Blicke; der ehrwürdige Vater antwortete ihm durch eine bejahende Geberde.

Auf den Wink des Doctors drückten die vier Gehülfen ihre Lippen an die Blasröhren, und begannen wieder, das Feuer mit frischem Hauche anzufachen.

Diese von Neuem gesteigerte Marter war so grausam, daß Rodin, troß seiner Herrschaft über sich selbst, mit den Zähnen knirschte, um sie sich zu zerbrechen, krampfhaft in die Höhe fuhr und seine unter der Gluth

zuckende Brust so stark blähete, daß in Folge eines heftigen Krampfes endlich seinen Lungen ein schrecklicher ... aber freier ... reiner, tönender Schmerzensschrei entfuhr.

— Die Brust ist befreit ... — rief der Doctor Baleinier triumphirend, — er ist gerettet ... die Lungen versehen ihren Dienst ... die Stimme kehrt zurück ... die Stimme ist zurückgekehrt ... Blasen Sie, meine Herren, blasen Sie ... und Sie, mein ehrwürdiger Vater, — sagte er vergnügt zu Rodin, — wenn Sie es können, so schreien Sie ... heulen Sie ... geniren Sie sich nicht; ... ich werde entzückt sein, Sie zu hören, und das wird Sie erleichtern ... Muth jetzt ... ich stehe für Sie ... Das ist eine wunderbare Kur ... ich werde sie bekannt machen, ich werde sie mit Trompeten ausposaunen! ...

— Erlauben Sie, Doctor, — sagte der Pater d'Aigrigny leise, indem er rasch zu Herrn Baleinier herantrat, — Se. Gnaden ist Zeuge, daß ich im Voraus Beschlag auf die Bekanntmachung dieses Falles gelegt habe, der ... wie er es wirklich kann, ... für ein Wunder gelten wird.

— Ja wohl, es wird eine wunderbare Kur sein, — antwortete auf unfreundliche Weise der Doctor Baleinier, der auf seine Werke hielt.

Als er hörte, daß er gerettet sei, war Rodin, obgleich seine Leiden vielleicht die heftigsten waren, die er bis jetzt noch empfunden hatte, denn das Feuer gelangte

s auf die letzte Lage der Haut, wirklich schön, von
ner höllischen Schönheit. Durch den schmerzlichen
rampf seiner Züge brach der Stolz eines wilden
riumphes hervor; man sah, daß dieses Ungeheuer sich
ieder stark und mächtig werden fühlte, und daß er
as Bewußtsein der schrecklichen Leiden hatte, welche
ine unheilbringende Wiederauferstehung verursachen
ürde ... Während er sich unter der ihn verzehrenden
luth wand, sprach er demnach folgende Worte ..., die
sten, welche aus seiner immer mehr freien und er-
ichterten Brust hervorkamen:

— Ich sagte es ... wohl ... daß ich leben
ürde! ...

— Und Sie sagten wahr, — rief der Doctor, in-
m er Robins Puls fühlte. — Da ist jetzt Ihr Puls
oll, fest, regelmäßig, die Lungen sind frei. Die Wie-
rherstellung ist vollständig; Sie sind gerettet ...

In diesem Augenblicke waren die letzten Fasern der
aumwolle verbrannt; man zog die Dreifüße zurück
id sah auf der knochigen und abgemagerten Brust
obins vier breite, abgerundete Schorfe. Die verkohlte,
och dampfende Haut ließ das rothe und lebendige Fleisch
hen ...

In Folge einer der plötzlichen Bewegungen Robins,
elche den Dreifuß zur Seite geschoben, hatte sich eine
er Brandwunden mehr erweitert, als die anderen, und
ot so zu sagen einen doppelten, schwärzlichen und ver-
rannten Kreis.

Rodin senkte seine Augen auf diese Wunden; nach einigen Secunden schweigender Beschauung zog ein seltsames Lächeln Rodins Lippen zusammen, und, ohne seine Lage zu verändern, aber einen Blick voll eines unmöglich zu schildernden Ausdrucks nach der Seite des Pater d'Aigrigny werfend, sagte er zu ihm, indem er mit der Spitze seines Fingers, mit schlechtem und schmuzigem Nagel, langsam seine Wunden eine nach der anderen zählte:

— Pater d'Aigrigny ... welche Vorbedeutung! ... sehen Sie doch! ... ein Rennepont, ... zwei Rennepont, ... drei Rennepont, ... vier Rennepont; ... — dann, sich unterbrechend, — wo ist denn der Fünfte? Ah! ... hier ... diese Wunde zählt für zwei ... sie ist ein Zwilling ...*).

Und er ließ ein kurzes, trockenes und schneidendes Lachen hören.

Der Pater d'Aigrigny, der Kardinal und der Doctor Baleinier verstanden allein den Sinn dieser geheimnißvollen und unheilverkündenden Worte, welche Rodin bald durch eine schreckliche Anspielung vervollständigte,

---

*) Da Jacques Rennepont gestorben, und Gabriel durch seine gesetzmäßig gemachte Schenkung keinen Antheil mehr hatte, so blieben nur noch fünf Personen der Familie übrig: — die Zwillinge Rosa und Blanca, — Djalma, — Adrienne — und Herr Hardy.

ndem er mit prophetischer Stimme und begeisterter Miene rief:

— Ja, ich sage es, das Geschlecht des Gottlosen wird in Staub verwandelt werden, wie die Fetzen meines Fleisches so eben in Asche verwandelt worden sind ... ich sage es, ... ich sage es, ... das wird geschehen, ... denn ich habe leben wollen, ... und ich lebe.

XVI.

Laster und Tugend.

Zwei Tage waren verflossen, seitdem Rodin auf eine wunderbare Weise wieder in's Leben gerufen worden war. Der Leser hat vielleicht das Haus in der Straße Clovis nicht vergessen, in welchem der ehrwürdige Vater ein Absteigequartier hatte, und in welchem sich auch die von Rosa-Pompon bewohnten Zimmer Philemons befanden.

Es war ungefähr drei Uhr Nachmittags, ein heller Lichtstrahl, der durch eine runde, in der Thür des halb unterirdischen Ladens der Mutter Arsène, der Gemüse- und Kohlenhändlerin, angebrachte Oeffnung fiel, bildete einen schroffen Contrast mit der Finsterniß dieses kellerartigen Behältnisses.

Dieser Strahl fiel senkrecht auf einen traurigen Gegenstand.

Mitten unter Knüttelbunden, verwelktem Gemüse, dicht neben einem großen Kohlenhaufen befindet sich eine armselige Lagerstätte; unter dem Leintuche, welches

edeckte, bemerkte man die eckigen und steifen Formen
s Leichnams.

Dies war die Leiche der von der Cholera befallenen
tter Arsène, welche seit zwei Tagen gestorben war;
die Beerdigungen sehr zahlreich waren, so hatte ihre
liche Hülle noch nicht abgeholt werden können.

Die Straße Clovis war damals fast öde; es herrschte
ußen ein dumpfes, oft durch das schneidende Pfeifen
Nordostwindes unterbrochenes Schweigen; zwischen
i Windstößen hörte man zuweilen ein klingendes und
zliches Klappern; ... das waren ungeheure Ratten,
auf dem Kohlenhaufen hin und her liefen.

Plötzlich ließ sich ein leises Geräusch hören; sogleich
flohen diese garstigen Thiere und verkrochen sich in
: Löcher.

Man versuchte die Thür, welche von der Hausflur
den Laden führte, zu erbrechen; diese Thür leistete
igens wenig Widerstand; nach Verlauf eines Augen-
kes gab ihr schlechtes Schloß nach, ein Frauenzimmer
t ein und blieb einige Augenblicke lang regungslos
ten in der Dunkelheit dieses feuchten und eisigen
lers stehen.

Nach einer Minute des Zögerns schritt dieses Frauen-
mer vorwärts; der Lichtstrahl erleuchtete die Züge
Bacchanten-Königin; sie näherte sich allmälig dem
chenbette.

Seit Jacques' Tode hatte die Entstellung von Cephy-
s Zügen noch mehr zugenommen; ihr Gesicht war

entsetzlich blaß, ihre schönen schwarzen Haare in Verwirrung, mit bloßen Beinen und Füßen, war sie kaum mit einem schlechten und geflickten Unterrocke und einem zerfetzten Halstuche bekleidet.

Neben dem Bette angelangt warf die Bachanten-Königin einen Blick von fast verwilderter Zuversicht auf das Leichentuch ...

Plötzlich wich sie zurück, indem sie einen Schrei unwillkührlichen Schreckens ausstieß.

Eine rasche, wellenförmige Bewegung, die von den Füßen bis nach dem Kopfe der Todten hinauflief, hatte das Leichentuch gehoben ... Bald erklärte das Erscheinen einer Ratte, welche längs der wurmstichigen Breter des elenden Lagers entfloh, die Bewegung des Leichentuches. Beruhigt begann Cephyse eiligst verschiedene Gegenstände zu suchen und zu sammeln, als ob sie sich gefürchtet hätte, in diesem armseligen Laden überrascht zu werden.

Sie bemächtigte sich zuvörderst eines Korbes und füllte ihn mit Kohlen; nachdem sie nochmals von einer Seite nach der anderen geblickt, entdeckte sie in einem Winkel eine irdene Kohlenpfanne, deren sie sich mit einem Ausbruche Unheil verheißender Freude bemächtigte.

— Das ist nicht Alles ... das ist nicht Alles, — sagte Cephyse, indem sie von Neuem mit unruhiger Miene um sich herum suchte.

Endlich erblickte sie neben dem kleinen Ofen von Gußeisen eine blecherne Büchse, welche ein Feuerzeug

Zündhölzer enthielt. Sie legte diese Gegenstände
en Korb, hob ihn mit der einen Hand auf und
mit der anderen die Kohlenpfanne fort.

ls sie vor der Leiche der armen Kohlenhändlerin
erkam, sagte Cephyse mit schauerlichem Lächeln:

Ich bestehle Sie . . . arme Mutter Arsène; . . .
mein Diebstahl wird mir nicht viel nützen.

ephyse verließ den Laden, machte die Thür, so gut
vermochte, wieder zu, ging durch die Hausflur und
den kleinen Hof, welcher das Vorderhaus von dem
ude trennte, in welchem Robin sein Absteigequar-
gehabt hatte.

Mit Ausnahme der Fenster von Philemons Woh-
, auf deren Brüstung, wie ein Vogel sitzend, Rosa-
pon so oft ihren Béranger gezwitschert, standen
nderen Fenster dieses Hauses offen; im ersten wie
weiten Stockwerke gab es Todte; wie so viele an-
erwarteten sie den Karren, auf welchem man die
ze aufschichtete.

ie Bacchanten-Königin erreichte die Treppe, welche
den, vor Kurzem von Robin bewohnten Zimmern
e; auf deren Vorplatze angelangt stieg sie eine
, verfallene, wie eine Leiter steile Treppe hinauf,
in alter Strick zum Geländer diente, und erreichte
h die halb von Würmern zerfressene Thür einer
dem Giebel gelegenen Dachkammer.

Dieses Haus war so sehr verfallen, daß, wenn es
te, derselbe durch das an mehreren Stellen offene

Dach in diesen kaum zehn Quadratfuß großen und durch ein Lukenfenster erleuchteten Winkel drang. Als ganzes Mobiliar sah man längs der elenden Wand, auf dem steinernen Fußboden, einen alten, zerrissenen Strohsack liegen, aus dem einige Strohhalme heraussahen; zur Seite dieses Lagers stand ein kleiner Kaffeetopf von Steingut mit abgebrochenem Halse, der ein wenig Wasser enthielt. .

Ihre Ellbogen auf die Kniee gestützt, ihr Gesicht in ihren mageren und weißen Händen verborgen, saß die Mayeux, in Lumpen gehüllt, auf dem Rande des Strohsackes. Als Cephyse wieder eintrat, erhob Agricols Adoptiv-Schwester den Kopf; ihr bleiches und sanftes Gesicht schien noch abgemagerter, noch hohler durch das Leiden, den Kummer und das Elend; ihre tiefliegenden, von Thränen gerötheten Augen hefteten sich mit dem Ausdruck schwermüthiger Zärtlichkeit auf ihre Schwester.

— Ich habe, was wir bedürfen, Schwester, — sagte Cephyse mit dumpfer und barscher Stimme. — In diesem Korbe befindet sich das Ende unseres Elends.

Indem sie der Mayeux die Gegenstände zeigte, welche sie auf den Fußboden gesetzt, fügte sie dann hinzu:

— Zum ersten Male in meinem Leben . . . habe ich . . . gestohlen, . . . und das hat mir Scham und Furcht erweckt . . . Gewiß, ich bin nicht geschaffen, weder um Diebin, noch etwas noch Schlimmeres zu werden. Das ist Schade, — fügte sie hinzu, indem sie mit spöttischer Miene zu lächeln begann.

Nach einem Augenblicke des Schweigens sagte die
‍)eux mit herzzerreißendem Ausdrucke zu ihrer
wester:

— Cephyse.... meine gute Cephyse, ... Du willst
durchaus sterben?

— Wie ist es möglich zu zögern? — antwortete
hyse mit fester Stimme. — Ueberlegen wir, Schwe-
wenn Du es willst, machen wir noch ein Mal meine
hnung: selbst wenn ich meine Schande und die Ver-
ung des sterbenden Jacques vergessen könnte, was
bt mir übrig? Zwei Entschlüsse zu fassen; erstens:
der rechtschaffen zu werden und zu arbeiten. Wohl-
Du weißt, daß mir trotz meinem guten Willen die
eit oft fehlen wird, wie sie uns seit einigen Tagen
t, und wenn sie mir nicht fehlen wird, so müßte ich
vier bis fünf Franken wöchentlich leben. Leben...
heißt langsam durch Entbehrungen gemartert ster-
ich kenne das ... ich ziehe es vor, mit einem Male
sterben ... Der andere Entschluß wäre, das schänd-
e Gewerbe fortzusetzen, das ich einmal versucht habe,
zu leben ... und ich will es nicht; ... das ist
ker, als ich ... Offenherzig, Schwester, kann zwi-
n einem gräßlichen Elende, der Schande oder dem
›e die Wahl zweifelhaft sein? Antworte!

Dann, sogleich wieder beginnend, ohne die Mayeux
chen zu lassen, fügte Cephyse mit kurzer und stoßen-
Stimme hinzu:

— Wozu nützt es außerdem zu streiten? ... ich bin

entschlossen; nichts auf der Welt wird mich abhalten, dem ein Ende zu machen, da Alles, was Du ... Du,... geliebte Schwester, von mir hast erlangen können ... ein Aufschub von einigen Tagen ist ... in der Hoffnung, daß die Cholera uns die Mühe ersparen würde ... Um Dir einen Gefallen zu thun, willigte ich ein; die Cholera kam ... tödtete Alle in dem Hause ... und hat uns leben lassen ... Du siehst wohl, es ist besser, seine Angelegenheiten selbst zu besorgen, — fügte sie von Neuem mit spöttischer Miene lächelnd hinzu. Dann begann sie wieder: — Und außerdem, Du, wie Du sprichst, arme Schwester ... Du hast eben so sehr Lust, als ich ... mit dem Leben ... ein Ende zu machen.

— Das ist wahr, Cephyse, — antwortete die Mayeux, welche niedergeschlagen schien. — Aber, ... für sich allein ... ist man nur für sich selbst verantwortlich ... und es scheint mir, daß mit Dir zu sterben, — fügte sie schaudernd hinzu, — eben so viel ist, als die Mitschuldige Deines Todes zu sein.

— Ziehst Du es vor, allein zu sterben ... ich auf meine eigene Hand ... Du auf die Deine? ... Das wäre lustig ... — sagte Cephyse, indem sie in diesem schrecklichen Augenblicke jene Art bitteren verzweifelten Hohnes zeigte, der mitten in den Todesgedanken häufiger ist, als man glaubt.

— O! nein ... nein ... — sagte die Mayeux entsetzt, — nicht allein ... O! ich will nicht allein sterben.

— Du siehst also wohl, geliebte Schwester ... wir

en Recht, uns nicht zu verlassen, und dennoch, — te Cephyse mit bewegter Stimme hinzu, — bricht : zuweilen das Herz bei dem Gedanken, daß Du wie sterben willst ...

— Selbstsüchtige! — sagte die Mayeux mit herzzerreißendem Lächeln, — welche Gründe hätte ich mehr, als , das Leben zu lieben? welche Leere würde ich zu- lassen?

— Aber Du, Schwester, — erwiederte Cephyse, — bist eine arme Märtyrin ... Die Priester sprechen Heiligen! giebt es nur eine, welche Dir gleich mt? ... und dennoch willst Du sterben wie ich ... wie ich ... die ich immer eben so träg, eben so sorg- , eben so strafbar gewesen bin ... als Du arbeitsam aufopfernd gegen alle diejenigen, welche litten, ge- en bist ... Was soll ich Dir sagen? es ist indessen r! Du ... ein Engel auf Erden, Du stehest im Be- fe, eben so verzweifelt, als ich, zu sterben ... die ich so sehr herabgewürdigt bin, als ein Weib es nur kann, — fügte die Unglückliche hinzu, indem sie die en niederschlug.

— Das ist seltsam, — erwiederte die Mayeux tief- ig. — Von demselben Punkte ausgegangen, haben entgegengesetzte Wege eingeschlagen, ... und jetzt wir an demselben Ziele angelangt: dem Ekel vor Dasein ... Für Dich, arme Schwester, die Du noch wenigen Tagen so schön, so munter, so ausgelassen Vergnügen und Jugend warest, ist das Leben in

diesem Augenblicke eben so drückend, als es für mich armseliges und kränkliches Geschöpf ist . . . Alles bedacht, habe ich bis an's Ende dasjenige vollbracht, was für mich eine Pflicht war, — fügte die Mayeux sanftmüthig hinzu; — Agricol bedarf meiner nicht mehr; . . . er ist verheirathet; . . . er liebt, er ist geliebt; . . . sein Glück ist gewiß . . . Fräulein von Cardoville hat nichts zu wünschen. Schön, reich, glücklich, habe ich für sie gethan, was ein armes Geschöpf meiner Art zu thun vermochte . . . Diejenigen, welche gütig gegen mich gewesen, sind glücklich; . . . was thut es jetzt, wenn ich gehe, mich auszuruhen? . . . ich bin so müde! . . .

— Arme Schwester, — sagte Cephyse mit rührender Innigkeit, welche ihre krampfhaft zusammengezogenen Züge erheiterte, — wenn ich bedenke, daß Du, ohne mich davon zu benachrichtigen und trotz Deinem Entschlusse, niemals zu diesem großmüthigen Fräulein, Deiner Gönnerin, zurückzukehren, den Muth gehabt hast, Dich vor Ermattung und Hunger sterbend bis nach ihrer Wohnung hinzuschleppen, um zu versuchen, sie für mein Schicksal zu interessiren . . . ja, sterbend . . . da Deine Kräfte Dir in den Champs-Elisées den Dienst versagt haben.

— Und als ich mich endlich nach dem Hôtel des Fräuleins von Cardoville habe begeben können, war sie unglücklicher Weise nicht zu Hause! . . . O! sehr unglücklicher Weise! — wiederholte die Mayeux, indem sie Cephyse schmerzlich anblickte, — denn am folgenden Tage, als Du die letzte Hülfe uns fehlen sahest . . .

chtest Du mehr noch an mich, als an Dich, wolltest
t uns um jeden Preis Brot verschaffen ...

Die Mayeux vermochte nicht auszureden, und ver-
rg ihr Antlitz schaudernd in ihre Hände.

— Nun denn! ich bin hingegangen mich zu verkau-
, wie so viele andere Unglückliche sich verkaufen, wenn
Arbeit mangelt oder der Lohn nicht ausreicht ...
d der Hunger zu laut schreit ... — antwortete Ce-
pse mit stockender Stimme, — nur, statt von meiner
Schande zu leben, ... wie so viele Andere von ihr
en, ... sterbe ich an ihr.

— Ach! diese schreckliche Schande, an der Du sterben
st, arme Cephyse, weil Du Gefühl hast, ... würdest
t nicht gekannt haben, wenn ich Fräulein von Cardo-
le hätte sprechen können, oder wenn sie auf den Brief
antwortet hätte, den ich bei ihrem Pförtner ihr zu
reiben mir die Erlaubniß erbeten hatte; ... aber ihr
hweigen ist mir ein Beweis, daß sie gerechter Weise
er mein plötzliches Verlassen ihres Hauses verletzt ist ...
begreife es ... sie hat es einer schwarzen Undank-
keit zuschreiben müssen; ... ja, ... denn da sie mich
ter Antwort gewürdigt, muß sie sich sehr verletzt ge-
lt haben, ... und sie hat das Recht, es zu sein ...
habe demnach auch nicht den Muth gehabt, es zu wa-
, ihr ein zweites Mal zu schreiben; ... das wäre
los gewesen; ich bin überzeugt davon ... Gütig und
tg, wie sie ist ... sind ihre Weigerungen unerbittlich,
nn sie dieselben für verdient hält; ... und dann

außerdem, . . . wozu nützte es? . . . es war zu spät . . . Du warst entschlossen, dem ein Ende zu machen . . .

— O! fest entschlossen! . . . denn meine Schande nagte mir am Herzen . . . und Jacques war mich verachtend in meinen Armen gestorben, . . . und ich liebte ihn, siehst Du? — fügte Cephyse mit leidenschaftlicher Begeisterung hinzu, — ich liebte ihn, wie man nur ein Mal im Leben liebt! . . .

— So möge unser Schicksal denn in Erfüllung gehen! . . . — sagte die Mayeux tiefsinnig . . .

— Und die Ursache Deines Fortgehens von Fräulein von Cardoville, Schwester? . . . Du hast sie mir niemals gesagt . . . — begann Cephyse nach einem Augenblicke des Schweigens wieder.

— Das wird das einzige Geheimniß sein, das ich mit mir nehme, meine gute Cephyse, — sagte die Mayeux, indem sie die Augen niederschlug.

Und sie dachte mit bitterer Freude, daß sie bald von der Furcht befreit sein würde, welche die letzten Tage ihres traurigen Lebens vergiftet hatte, nämlich:

Sich wieder . . . unterrichtet von dieser unglückseligen und lächerlichen Liebe, die sie für ihn empfand, . . . Agricol gegenüber zu befinden.

Denn, wir müssen es sagen, diese unglückselige, verzweifelte Liebe war eine der Ursachen des beabsichtigten Selbstmordes dieser Unglücklichen; . . . seit dem Verschwinden ihres Tagebuches glaubte sie, daß der Schmied

n dem traurigen Geheimnisse dieser schmerzerfüllten
lätter unterrichtet sei; obgleich sie nicht an der Groß-
uth, dem guten Herzen Agricols zweifelte, so trauete sie
ch sich selbst so wenig, empfand eine solche Scham vor
eser, inzwischen sehr edlen, sehr reinen Leidenschaft,
ß in der äußersten Noth, in welche sie und Cephyse
h versetzt fanden, indem es ihnen Beiden an Arbeit
id an Brot fehlte, keine menschliche Macht im Stande
wesen wäre, sie zu zwingen, Agricols Blicke zu begeg-
n ... und Hülfe und Unterstützung von ihm zu begehren.

Ohne Zweifel hätte die Mayeux ihre Lage auf eine
idere Weise in's Auge gefaßt, wenn ihr Verstand nicht
rch diese Art von Schwindel getrübt gewesen wäre,
n dem die festesten Charaktere zuweilen ergriffen sind,
nn das Unglück, welches sie trifft, alle Gränzen über-
reitet; aber das Elend, der Hunger und der in einem
lchen Momente so zu sagen ansteckende Einfluß von
physens Gedanken an Selbstmord; aber der Ueber-
uß an einem, seit so langer Zeit dem Schmerze, den
steiungen gewidmeten Lebens versetzten dem Verstande
r Mayeux den letzten Streich; nachdem sie lange ge-
n das unglückselige Vorhaben ihrer Schwester gerun-
n, wollte das arme niedergebeugte, vernichtete Ge-
öpf am Ende Cephysens Loos theilen, indem sie
m Mindesten in dem Tode das Ziel so vieler Lei-
n sah.

— Woran denkst Du, Schwester? — sagte Cephyse,
taunt über das lange Schweigen der Mayeux.

außerdem, ... wozu nützte es? ... es war zu spät ... Du warst entschlossen, dem ein Ende zu machen ...

— O! fest entschlossen! ... denn meine Schande nagte mir am Herzen ... und Jacques war mich verachtend in meinen Armen gestorben, ... und ich liebte ihn, siehst Du? — fügte Cephyse mit leidenschaftlicher Begeisterung hinzu, — ich liebte ihn, wie man nur ein Mal im Leben liebt! ...

— So möge unser Schicksal denn in Erfüllung gehen! ... — sagte die Mayeux tiefsinnig ...

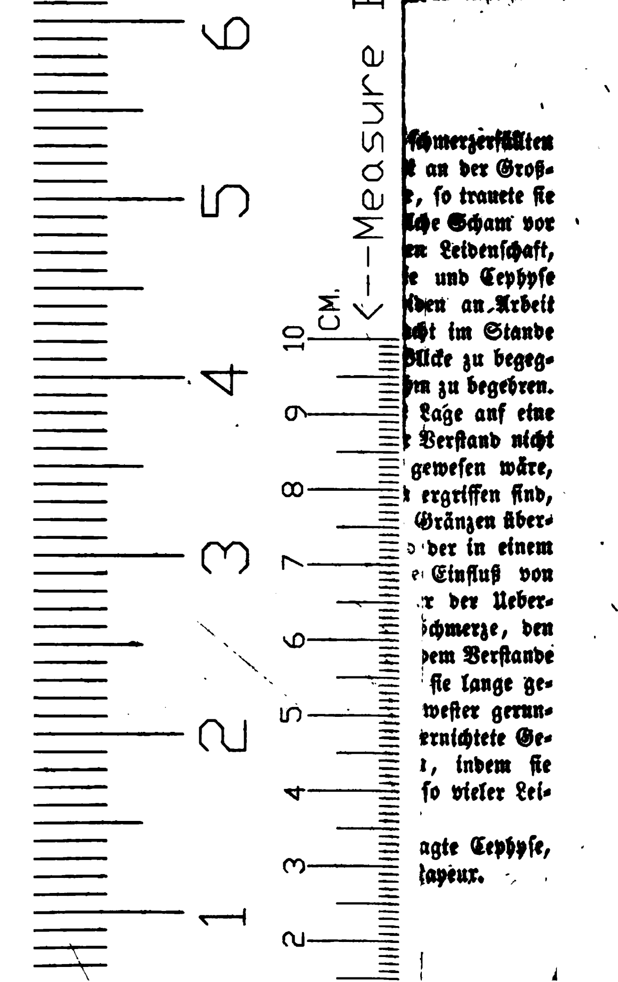
— Und die Ursache Deines Fortgehens von Fräulein von Cardoville, Schwester? ... Du hast sie mir niemals gesagt ... — begann Cephyse nach einem Augenblicke des Schweigens wieder.

— Das wird das einzige Geheimniß sein, das ich mit mir nehme, meine gute Cephyse, — sagte die Mayeux, indem sie die Augen niederschlug.

Und sie dachte mit bitterer Freude, daß sie bald von der Furcht befreit sein würde, welche die letzten Tage ihres traurigen Lebens vergiftet hatte, nämlich:

Sich wieder ... unterrichtet von dieser unglückseligen und lächerlichen Liebe, die sie für ihn empfand, ... Agricol gegenüber zu befinden.

Denn, wir müssen es sagen, diese unglückselige, verzweifelte Liebe war eine der Ursachen des beabsichtigten Selbstmordes dieser Unglücklichen; ... seit dem Verschwinden ihres Tagebuches glaubte sie, daß der Schmied



schmerzerfüllten
t an der Groß-
e, so trauete sie
liche Scham vor
en Leidenschaft,
e und Cephyse
iden an Arbeit
icht im Stande
Blicke zu begeg-
hrn zu begehren.
Lage auf eine
r Verstand nicht
gewesen wäre,
ergriffen sind,
Gränzen über-
der in einem
Einfluß von
r der Ueber-
schmerze, den
dem Verstande
sie lange ge-
wester gerun-
ernichtete Ge-
, indem sie
so vieler Lei-

agte Cephyse,
layeux.

Diese erbebte und antwortete:

— Ich denke an die Ursache, welche mich veranlaßt hat, das Haus des Fräuleins von Cardoville so plötzlich zu verlassen und in ihren Augen für eine Undankbare zu gelten ... Wenn nur nicht dieses Verhängniß, das mich aus ihrem Hause verjagt, auch noch andere Opfer als uns gemacht hat; möge meine treue Hingebung, so gering, so unbedeutend sie auch gewesen ist, niemals derjenigen gefehlt haben, welche ihre edle Hand der armen Arbeiterin gereicht, und sie ihre Schwester genannt hatte ... möchte sie glücklich sein, o! für immer glücklich! — sagte die Mayeux, indem sie mit der Inbrunst eines aufrichtigen Gebetes die Hände faltete.

— Ein solcher Wunsch in diesem Augenblicke ... Schwester ... das ist schön! — sagte Cephyse.

— O! das kommt daher, siehst Du, — erwiederte die Mayeux feurig, — weil ich dieses Wunder von Verstand, von Herz und idealischer Schönheit mit frommer Ehrerbietung liebte und bewunderte, denn niemals hat sich die Allmacht Gottes in einem liebenswürdigeren und reineren Werke offenbart; einer meiner letzten Gedanken wird zum Mindesten für sie gewesen sein.

— Ja ... Du wirst Deine edelmüthige Beschützerin bis an's Ende geliebt und verehrt haben ...

— Bis an's Ende ... — sagte die Mayeux nach einem Augenblicke des Schweigens, — das ist wahr; ... Du hast Recht; ... es ist das Ende ... bald ... in einem Augenblicke ... wird Alles beendigt sein ...

ieh doch, mit welcher Ruhe wir von dem sprechen, as so viele Andere entsetzt!

— Wir sind ruhig, Schwester, weil wir entschlossen ıd.

— Fest entschlossen? Cephyse, — sagte die Mayeux, dem sie von Neuem einen innigen und forschenden lick auf ihre Schwester warf.

— O! ja ... möchtest Du es eben so sehr sein, als)! ...

— Sei unbesorgt; ... wenn ich den Moment, mit em Leben ein Ende zu machen, von einem Tage zum nderen verschob, — antwortete die Mayeux, — so ihrt das daher, weil ich Dir Zeit lassen wollte, zu berlegen, ... denn, für mich ...

Die Mayeux sprach nicht zu Ende, aber sie machte mit em Kopfe ein Zeichen verzweifelter Traurigkeit.

— Wohlan! ... Schwester ... umarmen wir uns, - sagte Cephyse, — und Muth!

Die Mayeux stand auf und warf sich in die Arme ırer Schwester.

Beide hielten sich lange Zeit umarmt.

Es entstanden einige Minuten tiefen, feierlichen Schweigens, welches nur durch das Schluchzen der bei- en Schwestern unterbrochen wurde, denn jetzt erst be- annen sie zu weinen.

— O! mein Gott! sich so zu lieben ... und sich ... uf ewig zu verlassen, — sagte Cephyse, — das ist sehr rausam ... indessen ...

Diese erbebte und antwortete:

— Ich denke an die Ursache, welche mich veranlaßt hat, das Haus des Fräuleins von Cardoville so plötzlich zu verlassen und in ihren Augen für eine Undankbare zu gelten ... Wenn nur nicht dieses Verhängniß, das mich aus ihrem Hause verjagt, auch noch andere Opfer als uns gemacht hat; möge meine treue Hingebung, so gering, so unbedeutend sie auch gewesen ist, niemals derjenigen gefehlt haben, welche ihre edle Hand der armen Arbeiterin gereicht, und sie ihre Schwester genannt hatte ... möchte sie glücklich sein, o! für immer glücklich! — sagte die Mayeux, indem sie mit der Inbrunst eines aufrichtigen Gebetes die Hände faltete.

— Ein solcher Wunsch in diesem Augenblicke ... Schwester ... das ist schön! — sagte Cephyse.

— O! das kommt daher, siehst Du, — erwiederte die Mayeux feurig, — weil ich dieses Wunder von Verstand, von Herz und idealischer Schönheit mit frommer Ehrerbietung liebte und bewunderte, denn niemals hat sich die Allmacht Gottes in einem liebenswürdigeren und reineren Werke offenbart; einer meiner letzten Gedanken wird zum Mindesten für sie gewesen sein.

— Ja ... Du wirst Deine edelmüthige Beschützerin bis an's Ende geliebt und verehrt haben ...

— Bis an's Ende ... — sagte die Mayeux nach einem Augenblicke des Schweigens, — das ist wahr; ... Du hast Recht; ... es ist das Ende ... bald ... in einem Augenblicke ... wird Alles beendigt sein ...

ieh doch, mit welcher Ruhe wir von dem sprechen, as so viele Andere entsetzt!

— Wir sind ruhig, Schwester, weil wir entschlossen ıd.

— Fest entschlossen? Cephyse, — sagte die Mayeur, dem sie von Neuem einen innigen und forschenden lick auf ihre Schwester warf.

— O! ja ... möchtest Du es eben so sehr sein, als)! ...

— Sei unbesorgt; ... wenn ich den Moment, mit :m Leben ein Ende zu machen, von einem Tage zum ıderen verschob, — antwortete die Mayeur, — so ihrt das daher, weil ich Dir Zeit lassen wollte, zu)erlegen, ... denn, für mich ...

Die Mayeur sprach nicht zu Ende, aber sie machte mit :m Kopfe ein Zeichen verzweifelter Traurigkeit.

— Wohlan! ... Schwester ... umarmen wir uns, - sagte Cephyse, — und Muth!

Die Mayeur stand auf und warf sich in die Arme ırer Schwester.

Beide hielten sich lange Zeit umarmt.

Es entstanden einige Minuten tiefen, feierlichen Schweigens, welches nur durch das Schluchzen der beien Schwestern unterbrochen wurde, denn jetzt erst beannen sie zu weinen.

— O! mein Gott! sich so zu lieben ... und sich ... uf ewig zu verlassen, — sagte Cephyse, — das ist sehr ıausam ... indessen ...

Diese erbebte und antwortete:

— Ich denke an die Ursache, welche mich veranlaßt hat, das Haus des Fräuleins von Cardoville so plötzlich zu verlassen und in ihren Augen für eine Undankbare zu gelten ... Wenn nur nicht dieses Verhängniß, das mich aus ihrem Hause verjagt, auch noch andere Opfer als uns gemacht hät; möge meine treue Hingebung, so gering, so unbedeutend sie auch gewesen ist, niemals derjenigen gefehlt haben, welche ihre edle Hand der armen Arbeiterin gereicht, und sie ihre Schwester genannt hatte ... möchte sie glücklich sein, o! für immer glücklich! — sagte die Mayeux, indem sie mit der Inbrunst eines aufrichtigen Gebetes die Hände faltete.

— Ein solcher Wunsch in diesem Augenblicke ... Schwester ... das ist schön! — sagte Cephyse.

— O! das kommt daher, siehst Du, — erwiederte die Mayeux feurig, — weil ich dieses Wunder von Verstand, von Herz und idealischer Schönheit mit frommer Ehrerbietung liebte und bewunderte, denn niemals hat sich die Allmacht Gottes in einem liebenswürdigeren und reineren Werke offenbart; einer meiner letzten Gedanken wird zum Mindesten für sie gewesen sein.

— Ja ... Du wirst Deine edelmüthige Beschützerin bis an's Ende geliebt und verehrt haben ...

— Bis an's Ende ... — sagte die Mayeux nach einem Augenblicke des Schweigens, — das ist wahr; ... Du hast Recht; ... es ist das Ende ... bald ... in einem Augenblicke ... wird Alles beendigt sein ...

Sieh doch, mit welcher Ruhe wir von dem sprechen, was so viele Andere entsetzt!

— Wir sind ruhig, Schwester, weil wir entschlossen sind.

— Fest entschlossen? Cephyse, — sagte die Mayeux, indem sie von Neuem einen innigen und forschenden Blick auf ihre Schwester warf.

— O! ja ... möchtest Du es eben so sehr sein, als ich! ...

— Sei unbesorgt; ... wenn ich den Moment, mit dem Leben ein Ende zu machen, von einem Tage zum anderen verschob, — antwortete die Mayeux, — so rührt das daher, weil ich Dir Zeit lassen wollte, zu überlegen, ... denn, für mich ...

Die Mayeux sprach nicht zu Ende, aber sie machte mit dem Kopfe ein Zeichen verzweifelter Traurigkeit.

— Wohlan! ... Schwester ... umarmen wir uns, — sagte Cephyse, — und Muth!

Die Mayeux stand auf und warf sich in die Arme ihrer Schwester.

Beide hielten sich lange Zeit umarmt.

Es entstanden einige Minuten tiefen, feierlichen Schweigens, welches nur durch das Schluchzen der beiden Schwestern unterbrochen wurde, denn jetzt erst begannen sie zu weinen.

— O! mein Gott! sich so zu lieben ... und sich ... auf ewig zu verlassen, — sagte Cephyse, — das ist sehr grausam ... indessen ...

— Sich zu verlassen . . . — rief die Mayeux, und ihr bleiches und sanftes, in Thränen gebadetes Gesicht leuchtete plötzlich von einer göttlichen Hoffnung, — sich zu verlassen, Schwester? o! nein, nein. Weißt Du, was mich so ruhig macht? . . . weil ich hier auf dem Grunde des Herzens eine innige, überzeugte Sehnsucht nach dieser besseren Welt fühle, in welcher uns ein besseres Leben erwartet! Gott, . . . so erhaben, so gnädig, freigebig und gütig, hat nicht gewollt, daß seine Geschöpfe auf ewig unglücklich wären; sondern gewisse selbstsüchtige Menschen versetzen ihre Brüder in Elend und Verzweiflung, indem sie sein Werk entstellen . . . Bedauern wir die Boshaften und verlassen wir sie . . . Komm dort oben hin, Schwester, . . . dort sind die Menschen nichts mehr, dort regiert Gott allein; . . . komm nach jenen Höhen, Schwester, man befindet sich dort besser; . . . brechen wir schnell auf, . . . denn es ist spät.

Indem sie dieses sagte, deutete die Mayeux auf den rothen Schein der untergehenden Sonne, welcher die Fensterscheiben mit Purpur zu färben begann.

Durch die religiöse Begeisterung ihrer Schwester fortgerissen, deren so zu sagen durch die Hoffnung einer nahen Erlösung verklärte und durch die Strahlen der untergehenden Sonne sanft geröthete Züge leuchteten, ergriff Cephyse beide Hände ihrer Schwester, und sie mit inniger Rührung anblickend, rief sie:

— O! Schwester, wie schön Du jetzt bist!

— Die Schönheit kommt mir ein wenig spät, — sagte die Mayeux traurig lächelnd.

— Nein, Schwester, denn Du scheinst so glücklich... daß die letzten Bedenklichkeiten, die ich Deinetwegen hatte, gänzlich verschwinden.

— Dann laß uns eilen, — sagte die Mayeux, indem sie ihrer Schwester die Kohlenpfanne zeigte.

— Sei unbesorgt, Schwester, ... das wird nicht lange dauern, — sagte Cephyse.

Und sie holte die mit Kohlen gefüllte Pfanne, welche sie in eine Ecke der Dachkammer gestellt hatte, und brachte sie in die Mitte des kleinen Gemaches.

— Weißt Du ... wie man das einrichtet? ... — fragte sie die Mayeux, indem sie hinzutrat.

— O! ... mein Gott! ... das ist sehr einfach, — antwortete Cephyse, — man verschließt die Thür, ... das Fenster, ... und zündet die Kohlen an ....

— Ja, Schwester; aber ich meine, daß ich hätte sagen hören, man müsse genau alle Oeffnungen verschließen, damit keine Luft eindränge.

— Du hast Recht, und gerade schließt diese Thür so schlecht.

— Und das Dach, ... sieh doch diese Spalten.

— Was sollen wir nun machen ... Schwester?

— Aber da fällt mir ein, — sagte die Mayeux, — das Stroh unseres Strohsackes, gut geflochten, könnte uns dienen.

— Gewiß, — erwiederte Cephyse, — wir behalten etwas

davon, um unser Feuer anzuzünden, und aus dem übrigen machen wir Stopfen für die Spalten des Daches und Flechten um die Thür und um das Fenster . . .

Dann mit jenem bitteren, wir sagen es noch einmal, in diesen traurigen Momenten häufig bemerkten Spotte lächelnd, fügte Cephyse hinzu:

— Sag' doch, . . . Schwester, Flechten vor die Thür und vor das Fenster, um die Luft abzuhalten . . . welcher Luxus! . . . wir sind verzärtelt, wie reiche Leute.

— In diesem Augenblicke . . . können wir es uns wohl ein wenig behaglich machen, — sagte die Mayeux, indem sie gleich der Bacchanten-Königin zu scherzen versuchte.

Und mit unglaublicher Kaltblütigkeit begannen die beiden Schwestern die Strohhalme in ziemlich dünne Flechten zu winden, um zwischen die Breter der Thür und den Fußboden gesteckt werden zu können; hierauf verfertigten sie dicke Pfropfen, die zum Verstopfen der Spalten des Daches bestimmt waren.

So lange, als diese traurige Beschäftigung dauerte, verleugnete sich die Ruhe und finstere Ergebung dieser beiden Unglücklichen nicht.

XVII.

Selbstmord.

Cephyse und die Mayeux fuhren ruhig in den Vorbereitungen zu ihrem Tode fort ...

Ach! wie viele arme Mädchen sind und werden noch, wie die beiden Schwestern, verhängnißvoller Weise dazu getrieben, im Selbstmorde eine Zuflucht vor der Verzweiflung, vor der Schande oder vor einem zu elenden Leben zu suchen!

Und das kann nicht anders sein ... und auf der Gesellschaft wird auch die schreckliche Verantwortlichkeit dieser verzweifelten Sterbefälle lasten, so lange als Tausende von menschlichen Geschöpfen, da sie materieller Weise von dem Spott-Lohne nicht leben können, den man ihnen bewilligt, gezwungen sind, zwischen diesen drei Abgründen der Leiden, der Schande und des Schmerzes zu wählen:

— Ein Leben entnervender Arbeit und mörderischer Entbehrungen, Ursachen eines frühzeitigen Todes ...

— Die Unzucht, welche auch tödtet ... aber langsam, durch die Verachtung, durch Rohheiten, durch unreine Krankheiten ...

— Den Selbstmord ... welcher auf der Stelle tödtet ...

Cephyse und die Mayeux stellen moralischer Weise zwei Abtheilungen der arbeitenden Klasse unter dem weiblichen Geschlechte vor.

So wie die Mayeux ringen die einen, sittsam, arbeitsam, unermüdlich, auf kräftige Weise und mit wundervoller Ausdauer gegen die bösen Versuchungen, gegen die tödtlichen Beschwerden einer mühseligen Arbeit, die ihre Kräfte übersteigt, gegen ein gräßliches Elend; ... bescheiden, sanft, in ihr Geschick ergeben, gehen sie ... die guten und muthigen Geschöpfe, gehen sie ... so lange als sie zu gehen vermögen, obgleich sehr schmächtig, sehr gebrechlich und leidend ... denn sie leiden fast immer von Hunger und Frost, und haben fast niemals Ruhe, Luft und Sonne.

Kurz, sie gehen herzhaft bis an's Ende ... bis daß, durch übertriebene Arbeit geschwächt, durch mörderische Armuth untergraben, die Kräfte ihnen gänzlich ausgehen; ... dann, fast immer von Krankheiten der Erschöpfung befallen, stirbt die größte Anzahl schmerzlicher Weise im Spital dahin und versorgt die Anatomien ... benutzt während ihres Lebens, benutzt nach ihrem Tode ... immer nützlich den Lebenden. Arme Frauen ... heilige Märtyrinnen!

Die Anderen, minder geduldig, zünden ein wenig Kohlen an, und: — sehr müde, — wie die Mayeux sagt, ol sehr müde dieses traurigen, finsteren Lebens ohne Freuden, ohne Erinnerungen, ohne Hoffnungen ruhen sie endlich aus, . . . und entschlummern in dem ewigen Schlafe, ohne daran zu denken eine Welt zu verwünschen, die ihnen nur die Wahl des Selbstmordes läßt.

Ja, die Wahl des Selbstmordes, . . . denn ohne von Gewerben zu reden, deren tödtliche Ungesundheit die arbeitenden Klassen periodisch decimirt, tödtet das Elend in einer gewissen Zeit wie der Kohlendampf.

Andere Frauen dagegen, wie Cephyse mit einer lebhaften und feurigen Natur, einem reichen und heißen Blute und viel verlangender Eßlust begabt, können sich nicht darein ergeben, blos von einem Lohne zu leben, der ihnen nicht nach ihrem Hunger zu essen erlaubt. Was einige Zerstreuungen, so bescheiden sie auch sein mögen, was Kleider, keine koketten, sondern saubere, ein bei der Mehrzahl des Geschlechts eben so gebieterisches Bedürfniß, als der Hunger, anbelangt, so darf man nicht daran denken . . .

Was geschieht nun? . . .

Es zeigt sich ein Liebhaber; er spricht von Festen, von Bällen, von Spaziergängen auf's Land zu einem unglücklichen, ganz von Jugend strotzenden und in irgend einem finsteren und verpesteten Neste, achtzehn Stunden täglich auf ihrem Stuhl gefesselten Mädchen;

der Versucher spricht von eleganten und frischen Kleidern, und das schlechte Kleid, welches die Arbeiterin bedeckt, schützt sie nicht einmal vor Kälte; der Versucher spricht von feinen Gerichten, und das Brot, welches sie verzehrt, ist weit davon entfernt, jeden Abend ihren siebzehnjährigen Appetit zu sättigen ...

Dann giebt sie diesen, für sie unwiderstehlichen Anerbietungen nach.

Und bald wird der Geliebte ihrer überdrüssig und verläßt sie; aber der Müßiggang ist zur Gewohnheit geworden, die Furcht vor dem Elende hat in dem Grade zugenommen, als das Leben sich ein wenig verfeinert hat; die, selbst unaufhörliche, Arbeit würde nicht mehr für die gewohnten Ausgaben ausreichen; ... nun, aus Schwäche, aus Furcht ... aus Sorglosigkeit ... steigt man eine Stufe tiefer in das Laster hinab; dann endlich versinkt man in die tiefste Schande, und, wie Cephyse sagte: die einen leben von der Schande .... andere sterben daran.

Sterben sie wie Cephyse? man muß sie noch mehr bedauern, als tadeln.

Verliert die menschliche Gesellschaft nicht das Recht des Tadels, sobald nicht jedes, anfangs arbeitsame und rechtschaffene menschliche Wesen, sprechen wir es frei aus, immer als Erwiederung seiner emsigen Arbeit eine gesunde Wohnung, warme Kleider, hinlängliche Nahrungsmittel, einige Tage der Ruhe und alle Möglichkeit zu lernen und sich zu unterrichten gefunden hat; weil das

Brot der Seele Allen, gleich dem Brod des Leibes als Ersatz ihrer Arbeit und ihrer Rechtschaffenheit gebühret.

Ja, eine selbstsüchtige und stiefmütterliche Gesellschaft ist verantwortlich für so viele Laster, für so viele schlechte Handlungen, deren einzige erste Ursache gewesen ist:

Die materielle Unmöglichkeit zu leben ohne zu fallen.

Ja, wir wiederholen es, eine entsetzliche Anzahl von Frauen hat nur die Wahl zwischen:

Einem tödtenden Elend,

Der Unzucht,

Dem Selbstmord.

Und zwar, sagen wir es auch noch, man wird uns vielleicht hören, darum, weil der Lohn dieser Unglücklichen unzulänglich, ein Spottgeld ist; ... nicht etwa, weil ihre Brotherren im Allgemeinen hart oder ungerecht sind, sondern weil sie, selbst grausam unter den beständigen Gegenwirkungen einer gesetzlosen Concurrenz leidend, weil sie, vernichtet unter dem Drucke eines unbarmherzigen industriellen Lohnwesens (ein durch die Unthätigkeit, das Interesse oder den bösen Willen der Regierenden beibehaltener oder auferlegter Zustand der Dinge), genöthigt sind, mit jedem Tage den Lohn zu verringern, um einem gänzlichen Ruin zu entgehen.

Und können so viel bejammernswerthe Unglückliche zum Mindesten zuweilen nur der fernen Hoffnung einer besseren Zukunft sich trösten? Ach leider wagt man nicht, es zu glauben! ...

Nehmen wir an, daß ein es aufrichtig meinender Mann ohne Bitterkeit, ohne Leidenschaft, ohne Heftigkeit, aber mit schmerzlich gebrochenem Herzen über so viel Elend, unseren Gesetzgebern einfach folgende Frage stellte:

„Es geht aus klaren, erwiesenen, unverwerflichen Thatsachen hervor, daß Tausende von Frauen genöthigt sind, in Paris mit höchstens fünf Franken wöchentlich zu leben ... versteht Ihr wohl, mit: fünf Franken die Woche, ... um zu wohnen, sich zu kleiden, sich zu wärmen und sich zu ernähren. Und viele dieser Frauen sind Wittwen und haben kleine Kinder; ich will nicht, wie man sagt, Redensarten machen, ich beschwöre Euch nur, an Eure Töchter, Schwestern, Frauen und Mütter zu denken ... Wie sie, sind indessen diese Tausende von armen, einem gräßlichen und nothwendiger Weise demoralisirenden Schicksale gewidmeten Geschöpfen Mütter, Töchter, Schwestern, Gattinnen. Ich frage Euch im Namen der Barmherzigkeit, im Namen des gesunden Verstandes, im Namen des Interesses Aller, im Namen der menschlichen Würde, ist ein solcher Zustand der Dinge, der außerdem sich immer mehr verschlimmert, zu ertragen? ist er möglich? Werdet Ihr ihn dulden, besonders wenn Ihr an das entsetzliche Unheil, an die Laster ohne Zahl denkt, welche ein solches Elend erzeugt?"

Was würde sich unter unsern Gesetzgebern zutragen?

...

Ohne Zweifel würden sie ... (wir müssen es glauben) schmerzlich und tief betrübt über ihre Ohnmacht antworten:

„Ach! das ist jammervoll, wir beklagen so viel Elend; aber wir vermögen nichts.“

— Wir vermögen nichts!!

Die hieraus zu ziehende Moral ist einfach; der Schluß leicht und Jedermann verständlich, ... besonders denen, welche leiden, ... und diese, in ungeheurer Anzahl, schließen oft, ... schließen viel, nach ihrer Weise, ... und sie erwarten.

Demnach wird auch vielleicht ein Tag kommen, an welchem die Gesellschaft sehr bitter ihre bejammernswerthe Sorglosigkeit bereuen wird; dann werden die Glücklichen dieser Welt eine schreckliche Rechenschaft von den Leuten zu fordern haben, welche uns in diesem Augenblicke regieren, denn sie hätten ohne Krisis, ohne Gewaltschritte, ohne Erschütterung das Wohlsein des Arbeiters und die Ruhe des Reichen sichern können.

Und bis diese so schmerzlichen Fragen, welche die Zukunft der menschlichen Gesellschaft, ... der Welt vielleicht, interessiren, auf irgend eine Weise gelöst sind, werden gar viele arme Geschöpfe, gleich der Mayeux und Cephysen, vor Elend und Verzweiflung sterben.

. . . .

In einigen Minuten waren die Schwestern damit fertig, aus dem Stroh ihres Lagers die Flechten und Pfropfen zu bereiten, welche dazu bestimmt waren,

Nehmen wir an, daß ein es aufrichtig meinender Mann ohne Bitterkeit, ohne Leidenschaft, ohne Heftigkeit, aber mit schmerzlich gebrochenem Herzen über so viel Elend, unseren Gesetzgebern einfach folgende Frage stellte:

„Es geht aus klaren, erwiesenen, unverwerflichen Thatsachen hervor, daß Tausende von Frauen genöthigt sind, in Paris mit höchstens fünf Franken wöchentlich zu leben ... versteht Ihr wohl, mit: fünf Franken die Woche, ... um zu wohnen, sich zu kleiden, sich zu wärmen und sich zu ernähren. Und viele dieser Frauen sind Wittwen und haben kleine Kinder; ich will nicht, wie man sagt, Redensarten machen, ich beschwöre Euch nur, an Eure Töchter, Schwestern, Frauen und Mütter zu denken ... Wie sie, sind indessen diese Tausende von armen, einem gräßlichen und nothwendiger Weise demoralisirenden Schicksale gewidmeten Geschöpfen Mütter, Töchter, Schwestern, Gattinnen. Ich frage Euch im Namen der Barmherzigkeit, im Namen des gesunden Verstandes, im Namen des Interesses Aller, im Namen der menschlichen Würde, ist ein solcher Zustand der Dinge, der außerdem sich immer mehr verschlimmert, zu ertragen? ist er möglich? Werdet Ihr ihn dulden, besonders wenn Ihr an das entsetzliche Unheil, an die Laster ohne Zahl denkt, welche ein solches Elend erzeugt?"

Was würde sich unter unsern Gesetzgebern zutragen?

...

Ohne Zweifel würden sie ... (wir müssen es glauben) schmerzlich und tief betrübt über ihre Ohnmacht antworten:

„Ach! das ist jammervoll, wir beklagen so viel Elend; aber wir vermögen nichts."

— Wir vermögen nichts!!

Die hieraus zu ziehende Moral ist einfach; der Schluß leicht und Jedermann verständlich, ... besonders denen, welche leiden, ... und diese, in ungeheurer Anzahl, schließen oft, ... schließen viel, nach ihrer Weise, ... und sie erwarten.

Demnach wird auch vielleicht ein Tag kommen, an welchem die Gesellschaft sehr bitter ihre bejammernswerthe Sorglosigkeit bereuen wird; dann werden die Glücklichen dieser Welt eine schreckliche Rechenschaft von den Leuten zu fordern haben, welche uns in diesem Augenblicke regieren, denn sie hätten ohne Krisis, ohne Gewaltschritte, ohne Erschütterung das Wohlsein des Arbeiters und die Ruhe des Reichen sichern können.

Und bis diese so schmerzlichen Fragen, welche die Zukunft der menschlichen Gesellschaft, ... der Welt vielleicht, interessiren, auf irgend eine Weise gelöst sind, werden gar viele arme Geschöpfe, gleich der Mayeux und Cephysen, vor Elend und Verzweiflung sterben.

. . . .

In einigen Minuten waren die Schwestern damit fertig, aus dem Stroh ihres Lagers die Flechten und Pfropfen zu bereiten, welche dazu bestimmt waren,

den Luftzug aufzuhalten und das Ersticken im Kohlendampfe schneller und sicherer zu machen.

Die Mayeux sagte zu ihrer Schwester:

— Du, die Du die Größeste bist, Cephyse, Du übernimmst die Decke, und ich das Fenster und die Thür.

— Sei unbesorgt, ... Schwester, ... ich werde vor Dir fertig sein, — antwortete Cephyse.

Und die beiden jungen Mädchen begannen sorgfältig die Oeffnungen zu verstopfen, durch welche bis jetzt in dieser verfallenen Dachkammer die Luft pfiff.

Durch ihren hohen Wuchs erreichte Cephyse die Spalten des Daches, welche hermetisch verschlossen wurden.

Als dieses traurige Werk vollbracht, kehrten die beiden Schwestern zu einander zurück und blickten sich schweigend an.

Der verhängnißvolle Augenblick nahete heran; ihre Züge, obgleich immer ruhig, schienen durch die außerordentliche Ueberreizung, welche fast immer die doppelten Selbstmorde begleitet, leicht aufgeregt.

— Jetzt, ... — sagte die Mayeux, — geschwind die Kohlenpfanne ...

Und sie knieete vor der kleinen, mit Kohlen gefüllten Pfanne nieder; aber ihre Schwester unter die Arme fassend, nöthigte sie Cephyse wieder aufzustehen, indem sie zu ihr sagte:

— Laß mich das Feuer anzünden; . . . das geht mich an . . .

— Aber, Cephyse . . .

— Du weißt, arme Schwester, wie sehr Dir der Kohlendunst Kopfweh verursacht.

Bei dieser Treuherzigkeit, denn die Bacchanten-Königin sprach im Ernst, konnten sich die beiden Schwestern nicht enthalten, traurig zu lächeln.

— Das ist einerlei, — begann Cephyse wieder. — Wozu nützt es . . . Dir ein Leiden mehr . . . und früher zu verursachen?

Hierauf ihrer Schwester den noch ein wenig gefüllten Strohsack zeigend, fügte Cephyse hinzu:

— Du legst Dich dorthin, gute, liebe Schwester . . . Sobald die Kohlen in Brand sind, setze ich mich zu Dir.

— Bleibe nicht lange aus, . . . Cephyse.

— In fünf Minuten ist es geschehen.

Das Vorderhaus war von dem Gebäude, in welchem sich die Dachkammer der beiden Schwestern befand, durch einen engen Hof getrennt und überragte es so sehr, daß die Dachkammer ziemlich dunkel wurde, sobald die Sonne hinter den hohen Giebeln verschwunden war; das durch das Fenster mit fast undurchsichtigen Scheiben, so schmutzig waren sie, verschleierte Tageslicht erleuchtete matt den alten, blau und weiß gestreiften Strohsack, auf welchem die Mayeux, in ein zerlumptes Kleid gehüllt, halb liegend saß; sich nur auf ihren

linken Arm lehnend, das Kinn in ihre Hand gestützt, begann sie ihrer Schwester mit herzzerreißendem Ausdruck zuzusehen.

Vor der Kohlenpfanne knieend, das Gesicht nach den schwarzen Kohlen gebückt, über denen bereits hier und da eine kleine bläuliche Flamme spielte, . . . blies Cephyse kräftig auf ein wenig angezündete Bäckerkohlen, welche auf das bleiche Gesicht des jungen Mädchens einen feurigen Schein zurückwarfen.

Es herrschte eine tiefe Stille . . .

Man hörte kein anderes Geräusch, als das von Cephysens keuchendem Athem, und in Zwischenräumen das leichte Knistern der Kohlen, welche, da sie sich zu entzünden begannen, bereits einen faden und ekelhaften Geruch verbreiteten.

Als sie die Kohlenpfanne gänzlich in Brand sah, und sich bereits ein wenig betäubt fühlte, stand Cephyse auf, und sagte zu ihrer Schwester, indem sie zu ihr ging:

— Es ist geschehen . . .

— Liebe Schwester, — erwiederte die Mayeux, indem sie auf dem Strohsacke knieete, während Cephyse noch stand, — wie wollen wir uns setzen? Ich möchte wohl ganz nahe bei Dir sein . . . bis an das Ende . . .

— Warte, — sagte Cephyse, indem sie nach einander die Bewegungen ausführte, von denen sie sprach, — ich will mich auf den Strohsack, gegen die Wand gelehnt, setzen; jetzt komm, liebe Schwester, leg' Dich

hieher . . . Gut . . . stütze Deinen Kopf auf meinem Schooß . . . und gieb mir Deine Hand . . . Liegst Du so gut?

— Ja, aber ich kann Dich nicht sehen.

— Das ist besser . . . Es scheint, daß es einen . . . freilich sehr kurzen . . . Moment giebt, . . . wo man sehr leidet . . . Und . . . — fügte Cephyse mit bewegter Stimme hinzu, — es ist besser, daß wir uns nicht leiden sehen.

— Du hast Recht, Cephyse . . .

— Laß mich zum letzten Mal Deine schönen Haare küssen, — sagte Cephyse, indem sie die seidenen Haare, welche das bleiche und schwermüthige Gesicht der Mayeux bekränzten, an ihre Lippen drückte, — und dann nachher laß uns recht ruhig bleiben.

— Deine Hand, . . . Schwester, . . . — sagte die Mayeux, — zum letzten Mal Deine Hand, . . . und nachher, wie Du sagst, wollen wir uns nicht mehr rühren . . . und ich glaube, wir werden nicht lange warten, denn ich fange an mich betäubt zu fühlen; . . . und Du . . . Schwester? . . .

— Ich? . . . noch nicht, — sagte Cephyse, — ich bemerke . . . nur den Kohlendunst.

— Du weißt nicht, auf welchen Friedhof man uns bringen wird? — sagte die Mayeux nach einem Augenblicke des Schweigens.

— Nein; wozu diese Frage?

— Weil ich den Père-Lachaise vorziehen würde; . . .

ich habe ihn ein Mal mit Agricol und seiner Mutter besucht . . . Welch schöne Aussicht . . . überall Bäume . . . Blumen . . . Marmor . . . Weißt Du, daß die Todten . . . besser wohnen . . . als die Lebendigen . . . und . . .

— Was hast Du, Schwester? . . . — sagte Cephyse zu der Mayeux, welche sich unterbrochen, nachdem sie mit langsamerer Stimme gesprochen hatte.

— Ich habe etwas . . . wie Schwindel; . . . der Kopf saust mir, . . . — antwortete die Mayeux. — Und Du, wie fühlst Du Dich?

— Ich fange nur an, ein wenig betäubt zu werden, das ist sonderbar; bei mir . . . tritt die Wirkung später ein, als bei Dir.

— O! das kommt daher, — sagte die Mayeux, indem sie zu lächeln versuchte, — weil ich immer . . . so früh reif gewesen bin . . . Erinnerst Du Dich? . . . in der Schule der Schwestern, sagte man, daß ich immer den Anderen voraus wäre . . . Das begegnet mir wieder . . . wie Du siehst.

— Ja . . . aber ich hoffe, Dich gleich einzuholen, — sagte Cephyse.

Das, was die beiden Schwestern verwunderte, war natürlich; obgleich durch Kummer und Elend sehr geschwächt, mußte doch die Bacchanten-Königin, von einer eben so kräftigen Constitution, als die der Mayeux schwächlich und zart war, bei Weitem weniger schnell

die Wirkungen des Kohlendunstes empfinden, als ihre Schwester.

Nach einem Augenblicke des Schweigens begann Cephyse wieder, indem sie ihre Hand auf die Stirn der Mayeux legte, deren Kopf immer noch auf ihrem Schooße ruhete:

— Du sagst mir nichts, ... Schwester, ... Du leidest, nicht wahr?

— Nein, — sagte die Mayeux mit geschwächter Stimme; — meine Augenlider sind schwer wie Blei, ... Erstarrung befällt mich, ... ich bemerke ... daß ich langsamer spreche; ... aber ich fühle noch keinen heftigen Schmerz ... Und Du, Schwester?

— Während Du sprachst, habe ich einen Schwindel empfunden; jetzt klopfen meine Schläfe heftig ...

— Wie sie mir so eben klopften; man sollte glauben, daß es weit schmerzlicher und weit schwerer sei ... zu sterben ...

Dann, nach einem Augenblicke des Schweigens, sagte die Mayeux plötzlich zu ihrer Schwester:

— Glaubst Du, daß Agricol mich sehr betrauern ... und lange an mich denken wird?

— Kannst Du das fragen? ... — sagte Cephyse im Tone des Vorwurfs.

— Du hast Recht, ... — erwiederte die Mayeux leise, — es liegt ein garstiges Gefühl in diesem Zweifel; ... aber wenn Du wüßtest ...

— Was? Schwester.

ich habe ihn ein Mal mit Agricol und seiner Mutter besucht . . . Welch schöne Aussicht . . . überall Bäume . . . Blumen . . . Marmor . . . Weißt Du, daß die Todten . . . besser wohnen . . . als die Lebendigen . . . und . . .

— Was hast Du, Schwester? . . . — sagte Cephyse zu der Mayeux, welche sich unterbrochen, nachdem sie mit langsamerer Stimme gesprochen hatte.

— Ich habe etwas . . . wie Schwindel; . . . der Kopf saust mir, . . . — antwortete die Mayeux. — Und Du, wie fühlst Du Dich?

— Ich fange nur an, ein wenig betäubt zu werden, das ist sonderbar; bei mir . . . tritt die Wirkung später ein, als bei Dir.

— O! das kommt daher, — sagte die Mayeux, indem sie zu lächeln versuchte, — weil ich immer . . . so früh reif gewesen bin . . . Erinnerst Du Dich? . . . in der Schule der Schwestern, sagte man, daß ich immer den Anderen voraus wäre . . . Das begegnet mir wieder . . . wie Du siehst.

— Ja . . . aber ich hoffe, Dich gleich einzuholen, — sagte Cephyse.

Das, was die beiden Schwestern verwunderte, war natürlich; obgleich durch Kummer und Elend sehr geschwächt, mußte doch die Bacchanten-Königin, von einer eben so kräftigen Constitution, als die der Mayeux schwächlich und zart war, bei Weitem weniger schnell

die Wirkungen des Kohlendunstes empfinden, als ihre Schwester.

Nach einem Augenblicke des Schweigens begann Cephyse wieder, indem sie ihre Hand auf die Stirn der Mayeux legte, deren Kopf immer noch auf ihrem Schooße ruhete:

— Du sagst mir nichts, ... Schwester, ... Du leidest, nicht wahr?

— Nein, — sagte die Mayeux mit geschwächter Stimme; — meine Augenlider sind schwer wie Blei, ... Erstarrung befällt mich, ... ich bemerke ... daß ich langsamer spreche; ... aber ich fühle noch keinen heftigen Schmerz ... Und Du, Schwester?

— Während Du sprachst, habe ich einen Schwindel empfunden; jetzt klopfen meine Schläfe heftig ...

— Wie sie mir so eben klopften; man sollte glauben, daß es weit schmerzlicher und weit schwerer sei ... zu sterben ...

Dann, nach einem Augenblicke des Schweigens, sagte die Mayeux plötzlich zu ihrer Schwester:

— Glaubst Du, daß Agricol mich sehr betrauern ... und lange an mich denken wird?

— Kannst Du das fragen? ... — sagte Cephyse im Tone des Vorwurfs.

— Du hast Recht, ... — erwiederte die Mayeux leise, — es liegt ein garstiges Gefühl in diesem Zweifel; ... aber wenn Du wüßtest ...

— Was? Schwester.

Die Mayeux zögerte einen Augenblick und sagte niedergeschlagen:

— Nichts ...

Dann fügte sie hinzu:

— Glücklicher Weise sterbe ich in der festen Ueberzeugung, daß er meiner niemals bedürfen wird; er ist mit einem jungen, liebenswürdigen Mädchen verheirathet; sie lieben sich; ... ich bin überzeugt ... daß sie ihn glücklich machen wird.

Indem sie diese letzten Worte aussprach, war die Stimme der Mayeux immer schwächer geworden ... Plötzlich erbebte sie und sagte mit zitternder, fast furchtsamer Stimme zu Cephyse:

— Drücke mich fest ... in Deine Arme ... Schwester; ... o! ich habe Furcht; ... ich sehe ... Alles ... in einem dunkelen Blau, ... und die Gegenstände ... wirbeln um mich herum ...

Und sich ein wenig erhebend, verbarg das unglückliche Geschöpf ihr Gesicht an dem Busen ihrer immer noch sitzenden Schwester, und umschlang sie mit ihren beiden ermattenden Armen.

— Muth, ... Schwester ... — sagte Cephyse, sie an ihren Busen drückend, und mit gleichfalls schwächer werdender Stimme:

— Es geht zu Ende ...

Und mit einer Mischung von Neid und Entsetzen fügte Cephyse hinzu:

— Warum stirbt denn meine Schwester so schnell? ...

Ich habe noch ganz meine Besinnung und leide weniger, als sie ... O! aber das wird nicht so dauern; ... wenn ich wüßte, daß sie vor mir sterben würde, so hielte ich mein Gesicht über das Kohlenbecken; ... ja, ... und ich will es thun.

Bei der Bewegung, welche Cephyse machte, um aufzustehen, hielt sie eine schwache Umschlingung ihrer Schwester zurück.

— Du leidest, arme Kleine, ... — sagte Cephyse zitternd.

— O! ... ja, ... in diesem Augenblicke, ... sehr; ... verlaß mich nicht ... Ich bitte Dich ...

— Und ich, ... nichts, ... fast noch gar nichts, ... — sagte sich Cephyse, indem sie einen grimmigen Blick auf das Kohlenbecken warf ... — Ah! ... wenn ... indessen, — fügte sie mit einer Art trauriger Freude hinzu, — ich fange an, zu ersticken, und ... es scheint mir ... als ob mein Kopf ... zerspringen wollte ...

In der That füllte jetzt das giftige Gas die kleine Kammer, in welcher es allmälig alle athembare Luft verzehrt hatte ...

Der Tag neigte sich zu Ende, die ziemlich dunkel gewordene Dachkammer war durch den Schein der Kohlenpfanne erleuchtet, welche ihr röthliches Licht auf die Gruppe der beiden, sich eng umarmt haltenden Schwestern warf.

Plötzlich machte die Mayeux einige leichte krampf-

hafte Bewegungen, indem sie folgende Worte mit erlöschender Stimme aussprach:

— Agricol . . . Fräulein von Cardoville . . . O! leb' wohl . . . Agricol . . . ich . . . Dich . . .

Hierauf murmelte sie einige andere unverständliche Worte; ihre krampfhaften Bewegungen hörten auf, und ihre Arme, welche Cephysen umschlangen, sanken kraftlos auf den Strohsack zurück.

— Schwester! . . . — rief Cephyse entsetzt aus, indem sie den Kopf der Mayeux zwischen ihren beiden Händen aufhob, um sie zu betrachten, — Du . . . schon, meine Schwester, . . . aber ich? Aber ich?

Das freundliche Gesicht der Mayeux war nicht bleicher, als gewöhnlich; nur hatten ihre halbgeschlossenen Augen keinen Blick mehr, ein leichtes Lächeln voller Traurigkeit und Güte zog noch einen Augenblick lang über ihre violetten Lippen, aus welchen ein unmerklicher Hauch entschlüpfte; . . . dann wurde ihr Mund regungslos, der Ausdruck des Gesichts zeigte große Heiterkeit.

— Aber Du darfst nicht vor mir sterben, . . . — rief Cephyse mit herzzerreißender Stimme, indem sie mit Küssen die Wangen der Mayeux bedeckte, welche unter ihren Lippen erkalteten. — Erwarte mich, . . . Schwester, . . . erwarte mich! . . .

Die Mayeux antwortete nicht; ihr Kopf, den Cephyse einen Augenblick lang losließ, fiel sanft auf den Strohsack zurück.

— Mein Gott! ich schwöre Dir . . . es ist nicht

meine Schuld, wenn wir nicht mit einander sterben! . . . — rief Cephyse verzweifelt, vor dem Lager knieend, auf welchem die Mayeux ausgestreckt lag.

— Todt! . . . — murmelte Cephyse entsetzt, — da ist sie gestorben . . . vor mir; . . . das kommt vielleicht daher . . . weil ich die Stärkere bin . . . Ah! . . . glücklicher Weise . . . fange ich an . . . wie sie . . . so eben . . . Alles dunkelblau zu sehen . . . o! . . . ich leide . . . welches Glück! . . . O! die Luft geht mir aus . . . Schwester, — fügte sie hinzu, indem sie ihre Arme um den Hals der Mayeux schlang, — hier bin ich . . . ich komme . . .

Plötzlich ließ sich ein Geräusch von Stimmen und Schritten auf der Treppe hören.

Cephyse hatte noch Geistesgegenwart genug, um diese Töne zu vernehmen.

Immer auf dem Körper ihrer Schwester ausgestreckt, richtete sie den Kopf in die Höhe.

Das Geräusch näherte sich immer mehr; bald rief eine Stimme außerhalb, in geringer Entfernung von der Thür:

— Großer Gott! . . . welcher Kohlendunst! . . .

Und in demselben Augenblicke wurden die Planken der Thür erschüttert, während eine andere Stimme rief:

— Macht auf! . . . macht auf! . . .

— Man wird hereinkommen, . . . mich retten . . . mich . . . und meine Schwester ist todt . . . O! nein . . .

ich werde nicht die Feigheit haben, sie zu überleben, — das war der letzte Gedanke Cephysens.

Indem sie alle die Kräfte anwandte, die ihr noch blieben, eilte sie an das Fenster, öffnete es, ... und in demselben Momente, als die halbzerbrochene Thür einem kräftigen Stoße nachgab ... stürzte sich das unglückliche Geschöpf von der Höhe dieser drei Stockwerke hinab in den Hof. In diesem Augenblicke erschienen Adrienne und Agricol auf der Schwelle der Kammer.

Trotz dem erstickenden Kohlendunste stürzte Fräulein von Cardoville in die Dachkammer, und die Kohlenpfanne sehend, rief sie:

— Das unglückselige Kind! ... sie hat sich das Leben genommen! ...

— Nein ... sie hat sich aus dem Fenster gestürzt, — rief Agricol, denn er hatte in dem Augenblicke, als die Thür zerbrach, eine menschliche Gestalt durch das Fenster verschwinden sehen, an das er eilte.

— Ha! ... das ist gräßlich, — rief er bald nachher, und einen herzzerreißenden Schrei ausstoßend, hielt er die Hand vor seine Augen und wandte sich bleich, erstarrt, nach Fräulein von Cardoville um.

Aber sich über die Ursache von Agricols Entsetzen irrend, antwortete Adrienne, welche die Mayeux durch die Dunkelheit erblickt hatte:

— Nein, ... da ist sie ...

Und sie zeigte dem Schmied das bleiche Gesicht der auf dem Strohsacke ausgestreckten Mayeux, neben der

sich Adrienne auf die Kniee warf; als sie die Hände der armen Nähterin ergriff, fand sie dieselben erstarrt ... Als sie ihr schnell die Hand auf das Herz legte, fühlte sie es nicht mehr schlagen ... Indessen, da die frische Luft stromweise durch die Thür und das Fenster eindrang, so glaubte Adrienne nach Verlauf einer Secunde einen fast unmerklichen Pulsschlag wahrzunehmen und rief:

— Ihr Herz schlägt, schnell Hülfe, Herr Agricol, eilen Sie! Hülfe ... Glücklicher Weise ... habe ich mein Riechfläschchen.

— Ja ... ja ... Hülfe für sie ... und für die Andere, ... wenn es noch Zeit ist, — sagte der Schmied verzweifelt, indem er nach der Treppe stürzte und Fräulein von Cardoville vor dem Strohsacke knieend verließ, auf welchem die Mayeux ausgestreckt lag.

XVIII.

Geständnisse.

Während des schmerzlichen Auftrittes, den wir so eben erzählt haben, hatte eine heftige Gemüthserschütterung die bleichen, durch Kummer abgemagerten Züge des Fräuleins von Cardoville geröthet; ihre Wangen, vor Kurzem noch von so reiner Fülle, waren schon etwas eingefallen, und ein schwacher und durchsichtiger Ring von Himmelblau umgab ihre großen schwarzen Augen, die traurig verschleiert waren, statt wie sonst feurig und glänzend zu sein; ihre reizenden, obgleich durch schmerzliche Unruhe zusammengezogenen Lippen hatten indessen ihre feuchte und sammetne Rosafarbe behalten.

Um der Mayeux desto ungehinderter Hülfe zu leisten, hatte Adrienne ihren Hut von sich geworfen, und die seidenen Wellen ihres schönen goldigen Haares verbargen fast ihr über den Strohsack gebücktes Gesicht. Neben diesem Strohsacke knieend, hielt sie in ihren Elfenbein-Händen die abgemagerten Hände der armen Näh-

terin, welche, sowohl durch die gesunde Frische der Luft, als durch die Wirkung der Salze, von denen Adrienne ein Fläschchen voll bei sich trug, seit einigen Minuten wieder gänzlich in's Leben zurückgekehrt war; glücklicher Weise war die Ohnmacht der Mayeux mehr durch ihre Gemüthserschütterung und durch ihre Schwäche verursacht worden, als durch die Wirkung des Kohlendunstes, da das giftige Gas der Kohlen noch nicht den höchsten Grad der Stärke erreicht, als die Unglückliche die Besinnung verloren.

Bevor wir in der Erzählung dieses Auftrittes zwischen der Nähterin und der Patrizierin fortfahren, sind einige Worte über die Vergangenheit nöthig.

Seit dem seltsamen Abenteuer im Theater Porte Saint-Martin, wo Djalma unter den Augen des Fräuleins von Cardoville mit Gefahr seines Lebens über den schwarzen Panther hergefallen war, war das junge Mädchen auf verschiedene Weise und tief bewegt worden.

Indem sie sowohl ihre Eifersucht, als ihre Demüthigung, bei dem Anblicke Djalmas vergaß . . . Djalmas, der sich vor den Augen Aller mit einem Frauenzimmer zur Schau stellte, das seiner so wenig würdig schien, hatte sich Adrienne, einen Augenblick lang durch die zugleich ritterliche und heldenmüthige That des Prinzen geblendet, gesagt:

„Trotz dem abscheulichen Scheine liebt mich Djalma genug, daß er dem Tode getrotzt hat, um meinen Strauß aufzuraffen.“

Aber bei diesem jungen Mädchen mit so zarter Seele, einem so großmüthigen Charakter, einem so richtigen und so geraden Verstande, mußten die Ueberlegung und der gesunde Verstand bald die Eitelkeit solcher Tröstungen darthun, die viel zu ohnmächtig waren, um die Heilung der schmerzlichen Wunden ihrer Liebe und ihrer so grausam verletzten Würde zu bewirken.

— Wie manches Mal, — sagte sich Adrienne mit Recht, — hat der Prinz auf der Jagd, aus bloßer Laune und ohne Grund, eine derjenigen ähnliche Gefahr bestanden, welcher er getrotzt hat, um meinen Strauß aufzuraffen! ... und dann noch ... wer sagt mir, daß es nicht geschah, um ihn der Frau anzubieten, von der er begleitet war?

Vielleicht seltsam in den Augen der Welt, aber gerecht und groß vor den Augen Gottes, waren die Begriffe, welche Adrienne über die Liebe hatte, verbunden mit ihrem rechtmäßigen Stolze, ein unbesiegliches Hinderniß, um jemals den Gedanken fassen zu können, die Stelle dieses Weibes (wer sie übrigens auch sein mochte,) einnehmen zu wollen, die der Prinz öffentlich als seine Geliebte zur Schau gestellt hatte.

Und dennoch, Adrienne wagte kaum es sich einzugestehen, empfand sie eine um so schmerzlichere, um so demüthigendere Eifersucht gegen ihre Nebenbuhlerin, als diese ihr minder würdig schien, mit ihr verglichen zu werden.

Andere Male dagegen, trotz dem Bewußtsein, welches sie von ihrem eigenen Werthe hatte, fragte sich Fräulein von Cardoville, indem sie sich der reizenden Züge Rosa-Pompons erinnerte, ob der schlechte Geschmack, ob die freien und unschicklichen Manieren dieses hübschen Geschöpfes von einer frühzeitigen und frechen Verderbtheit, oder von gänzlicher Unbekanntschaft mit den Gebräuchen herrührten; in dem letzteren Falle konnte gerade diese Unwissenheit, welche vielleicht aus einem ungekünstelten, offenherzigen Charakter hervorging, einen großen Reiz haben; wenn sich endlich mit diesem Reize und dem einer unbestreitbaren Schönheit eine aufrichtige Liebe und eine reine Seele verbanden, so lag wenig an der Niedrigkeit der Geburt und der schlechten Erziehung dieses jungen Mädchens; sie konnte Djalma eine tiefe Leidenschaft einflößen.

Wenn Adrienne oft zögerte, in Rosa-Pompon, trotz so vielem traurigen Scheine, ein verlorenes Geschöpf zu sehen, so kam das daher, weil sie bei der Erinnerung dessen, was so viele Reisende von Djalma's Seelengröße erzählten, besonders bei der Erinnerung an das Gespräch, welches sie eines Tages zwischen ihm und Rodin belauscht hatte, sich weigerte zu glauben, daß ein mit einem so ausgezeichneten Verstande, einem so zarten Herzen, einer so poetischen und sinnigen, für das Ideale begeisterten Seele begabter Mann im Stande wäre, ein herabgewürdigtes, gemeines Geschöpf zu lieben, und sich frecher Weise öffentlich mit ihr zu

zeigen ... Darin lag ein Geheimniß, das Adrienne vergebens zu erforschen sich bemühte.

Diese nagenden Zweifel, diese grausame Neugierde unterhielten noch die traurige Liebe Adriennens, und man wird ihre unheilbare Verzweiflung begreifen, wenn man erkennt, daß weder die Gleichgiltigkeit, noch selbst die Verachtung Djalma's diese Liebe zu tödten vermochten, die glühender, leidenschaftlicher als jemals war; bald sich zu den Ideen vom Verhängniß des Herzens flüchtend, sagte sie sich, daß sie diese Liebe empfinden mußte, daß Djalma sie verdiene, und daß sich eines Tages das Unbegreifliche, was in dem Betragen Djalma's läge, zu seinem Vortheile aufklären würde; bald im Gegentheile schämte sie sich, Djalma zu entschuldigen, und das Bewußtsein dieser Schwäche ward für Adrienne ein Gewissensvorwurf, eine unaufhörliche Marter; kurz, ein Opfer dieses unerhörten Kummers, lebte sie von da an in tiefer Einsamkeit.

Bald darauf brach blitzschnell die Cholera aus. Zu unglücklich, um diese Seuche zu fürchten, beunruhigte sich Adrienne nur über das Unglück Anderer. Als eine der Ersten trug sie zu den beträchtlichen Gaben bei, welche mit bewunderungswürdigem Gefühl der Mildthätigkeit von allen Seiten herbeiströmten. Florine war plötzlich von der Seuche befallen worden; trotz der Gefahr hatte ihre Gebieterin sie besuchen und ihren gesunkenen Muth wieder aufrichten wollen. Besiegt durch diesen Beweis von Güte, vermochte Florine nicht län-

gen den Verrath zu verhehlen, zu dessen Mitschuldigen sie sich bis jetzt gemacht hatte: da sie nicht zweifelte, daß der Tod sie von der Tyrannei Jener erlösen würde, deren Joch auf ihr lastete, so durfte sie endlich Adriennen Alles offenbaren.

Diese erfuhr also sowohl die beständige Aufpasserei Florinens, als auch die Ursache vom plötzlichen Fortgehen der Mayeux.

Bei diesen Geständnissen fühlte Adrienne ihre Zuneigung, ihr zartes Mitleiden für die arme Nähterin sich noch erhöhen. In ihrem Auftrage geschahen die thätigsten Schritte, um die Spur der Mayeux wieder aufzufinden; die Geständnisse Florinens hatten ein noch bei Weitem wichtigeres Resultat; durch diesen neuen Beweis der Ränke Rodins gerechter Weise beunruhigt, erinnerte sich Adrienne der Pläne, die sie damals gefaßt, als sie sich für geliebt hielt, und der Instinct ihrer Liebe ihr die Gefahren offenbarte, welche Djalma und die übrigen Mitglieder der Familie Rennepont liefen. Die Glieder ihres Geschlechtes zu vereinigen, sie gegen den gemeinschaftlichen Feind zu verbinden, das war der Gedanke Adriennens nach Florinens Geständnissen; diesen Gedanken betrachtete sie als eine zu erfüllende Pflicht; in diesem Kampfe gegen so gefährliche, so mächtige Gegner als Rodin, der Pater d'Aigrigny, die Prinzessin von Saint-Dizier und ihre Verbündeten, erblickte Adrienne nicht blos das löbliche und gefahrvolle Werk, die Heuchelei und die Habgierde zu entlarven, son-

denn sie fand auch darin, wo nicht einen Trost, doch zum Mindesten eine edle Zerstreuung von gräßlichem Kummer.

Von diesem Augenblicke an trat eine unruhige, fieberhafte Thätigkeit an die Stelle der finsteren und schmerzlichen Gleichgiltigkeit, in welcher das junge Mädchen dahin schmachtete. Sie berief um sich herum alle die Personen ihrer Familie, welche im Stande waren, ihrem Rufe zu folgen, und wie es die geheime, dem Pater d'Aigrigny übergebene Note gesagt hatte, wurde das Hôtel Cardoville bald der Mittelpunkt thätiger und ununterbrochener Schritte, der Sammelplatz häufiger Familienzusammenkünfte, wo die Angriffs- und Vertheidigungsmittel lebhaft berathen wurden.

Vollkommen richtig über alle Punkte setzte die geheime Note, von der wir gesprochen haben (und dabei war die folgende Andeutung noch unter der Form des Zweifels angeführt), voraus, daß Fräulein von Cardoville Djalma eine Unterredung bewilligt hätte; diese Angabe war falsch. Man wird späterhin die Ursache erfahren, welche dieser Vermuthung hatte Glauben verschaffen können; weit davon entfernt, Fräulein von Cardoville fand kaum in der Beschäftigung mit den wichtigen Interessen der Familie, von denen wir gesprochen haben, eine vorübergehende Zerstreuung von der unglückseligen Liebe, welche ihr heimlich den Untergang bereitete, und die sie sich mit so vieler Bitterkeit vorwarf.

Gerade am Morgen des Tages, wo Adrienne, nach-

dem sie endlich die Wohnung der Mayeux erfahren, sie auf eine so wunderbare Weise dem Tode entriß, hatte Agricol Beaudoin, der sich in diesem Augenblicke in dem Hôtel Cardoville befand, um sich dort in Bezug auf Herrn Franz Hardy zu besprechen, Adriennen um die Erlaubniß gebeten, sie nach der Straße Clovis zu begleiten, und alle Beide hatten sich in aller Eile dorthin begeben.

Also, dieses Mal wieder, edles Schauspiel! rührendes Symbol!... Fräulein von Cardoville und die Mayeux, die beiden entgegengesetzten Enden der gesellschaftlichen Kette, berührten und vereinigten sich in einer rührenden Gleichheit, ... denn die Nähterin und die Patrizierin waren sich gleich durch den Verstand, durch die Seele und das Herz, ... sie waren sich ferner gleich, weil diese ein Ideal von Reichthum, Anmuth und Schönheit, ... jene ein Ideal von Ergebung und unverdienten Unglückes war; ach! hat das mit Muth und Würde ertragene Unglück nicht auch seine Glorie?

Auf ihrem Strohsacke ausgestreckt schien die Mayeux so schwach, daß, selbst wenn Agricol nicht in dem Erdgeschosse des Hauses bei Cephysen zurückgehalten gewesen wäre, die jetzt eines schrecklichen Todes starb, Fräulein von Cardoville noch einige Zeit lang gewartet haben würde, bevor sie die Mayeux aufgefordert aufzustehen und bis nach ihrem Wagen hinunterzugehen.

Durch die Geistesgegenwart und die fromme Lüge

Adriennens war die Nähterin überzeugt, daß Cephyse in ein benachbartes Spital hatte gebracht werden können, wo man ihr die nöthige Pflege angedeihen ließ, und die mit Erfolg gekrönt sein zu müssen schien. Die Geisteskräfte der Mayeux erwachten so zu sagen nur allmälig aus ihrer Erstarrung, sie hatte Anfangs diese Fabel ohne den geringsten Argwohn angenommen, indem sie auch nicht wußte, daß Agricol Fräulein von Cardoville begleitet hatte.

Und Ihnen, Fräulein, verdanken Cephyse und ich das Leben, — sagte die Mayeux, ihren schwermüthigen und rührenden Blick nach Adriennen gewendet, — Sie in dieser Dachstube knieend ... neben diesem Bette des Elends, auf dem meine Schwester und ich sterben wollten ... denn Cephysen ... Sie versichern es mir, Fräulein, nicht wahr, ... ist, wie mir, zeitig genug Hülfe geworden?

— Ja, beruhigen Sie sich, so eben hat man mir gemeldet, daß sie wieder zur Besinnung gekommen wäre.

— Und man hat ihr gesagt, daß ich lebe ... nicht wahr, Fräulein? ... Ohne dies würde sie es vielleicht bedauern, mich überlebt zu haben.

— Seien Sie unbesorgt, liebes Kind, — sagte Adrienne, indem sie die Hände der Mayeux in den ihrigen drückte, und ihre von Thränen feuchten Augen auf sie heftete. — Man hat Alles gesagt, was zu sagen nöthig war. Beunruhigen Sie sich nicht, denken Sie nur daran, wieder zum Leben, ... und, ich hoffe es, ... zum Glücke zu-

rückzukehren ... das Sie bis jetzt so wenig gekannt haben, arme Kleine.

— Welche Güte, Fräulein! ... nach meiner Flucht aus Ihrem Hause ... wo Sie mich für so undankbar halten müssen!

— Sogleich ... sobald Sie minder schwach sind... werde ich Ihnen gar Vieles erzählen ... was jetzt vielleicht Ihre Aufmerksamkeit zu sehr anstrengen würde; aber wie befinden Sie sich?

— Besser ... Fräulein, ... diese gute Luft, ... und dann der Gedanke, daß, da Sie jetzt da sind, ... meine arme Schwester nicht mehr der Verzweiflung preisgegeben sein wird, ... denn auch ich ... werde Ihnen Alles sagen ... und ich bin überzeugt, Sie werden Mitleid mit Cephysen haben, nicht wahr, Fräulein?

— Rechnen Sie immer auf mich, mein Kind, — antwortete Adrienne, indem sie ihre peinliche Verlegenheit verbarg; — Sie wissen, ich interessire mich für alles das, was Sie interessirt... Aber, sagen Sie mir, ... bevor Sie diesen verzweifelten Entschluß gefaßt, hatten Sie mir geschrieben, nicht wahr?

— Ja, Fräulein.

— Ach! — erwiederte Adrienne traurig, — als Sie keine Antwort von mir erhielten, wie sehr vergeßlich ... grausam, undankbar haben Sie mich finden müssen! ...

— O! ich habe Sie niemals beschuldigt, Fräulein;

sich ein wenig. Gott sei gelobt! ich bin so glücklich, Sie wiederzufinden! . . . Wenn Sie alles das wüßten, was ich hoffe, was ich von unserer Wiedervereinigung erwarte, denn wir werden uns nicht mehr trennen, nicht wahr? O! versprechen Sie mir es . . . bei unserer Freundschaft! . . .

— Ich . . . Fräulein . . . Ihre Freundin! — sagte die Mayeux, indem sie schüchtern die Augen niederschlug . . .

— Nannte ich Sie nicht vor wenig Tagen, ehe Sie mein Haus verließen, meine Freundin, meine Schwester? Was hat sich darin geändert? nichts . . . nichts, — fügte Fräulein von Cardoville innig ergriffen hinzu, — man könnte im Gegentheile sagen, daß eine verhängnißvolle Annäherung unserer Verhältnisse mir Ihre Freundschaft noch weit theurer . . . noch weit kostbarer macht; . . . und sie ist mein, nicht wahr? . . . O! schlagen Sie mir es nicht aus, ich bedarf so sehr einer Freundin . . .

— Sie . . . Fräulein . . . Sie bedürften der Freundschaft eines armen Geschöpfes, wie ich?

— Ja, — antwortete Adrienne, indem sie die Mayeux mit dem Ausdruck herzbrechenden Schmerzes anblickte, — und noch weit mehr, . . . Sie sind vielleicht die einzige Person, der ich könnte . . . der ich Kummer . . . sehr bitteren Kummer . . . anzuvertrauen wagen würde . . .

Und die Wangen des Fräuleins von Cardoville wurden feuerroth.

— Und wodurch verdiene ich einen solchen Beweis von Vertrauen, Fräulein? — fragte die Mayeux, immer mehr erstaunt.

— Durch das Zartgefühl Ihres Herzens, durch die Zuverlässigkeit Ihres Charakters, — antwortete Adrienne mit einem leichten Zögern; . . . — dann, sind Sie Weib . . . und ich bin überzeugt, Sie werden besser, als irgend Jemand, das begreifen, was ich leide, und Sie werden mich bedauern . . .

— Ich Sie bedauern? . . . Fräulein, — sagte die Mayeux, — deren Erstaunen noch mehr zunahm, — Sie, eine so vornehme und so gesuchte Dame, . . . ich, so niedrig und so gering, ich könnte Sie bedauern?

— Sagen Sie, meine arme Freundin, — begann Adrienne nach einigen Augenblicken des Schweigens wieder, — sind nicht die stechendsten Schmerzen die, welche man aus Furcht vor Spott oder Verachtung Niemandem einzugestehen wagt . . . Wie könnte man wagen, Theilnahme oder Mitleiden für Leiden zu verlangen, die man sich selbst nicht einzugestehen wagt, weil man in seinen eigenen Augen darüber erröthet?

Die Mayeux vermochte kaum an das zu glauben, was sie hörte; wenn ihre Wohlthäterin, wie sie, eine unglückliche Liebe empfunden hätte, so würde sie keine andere Sprache geführt haben, aber die Nähterin konnte eine solche Voraussetzung nicht annehmen; indem

sie demnach den Kummer Adriennens einer anderen Ursache zuschrieb, antwortete sie auf eine traurige Weise, indem sie an ihre unglückselige Liebe zu Agricol dachte:

— O! ja, Fräulein, ein Kummer, dessen man sich schämt, ... das muß gräßlich sein! ... O! sehr gräßlich! ...

— Aber welches Glück auch, ein Herz zu finden, das nicht allein edel genug ist, um uns ein gänzliches Vertrauen einzuflößen, sondern auch noch durch tausendfachen Kummer hinlänglich erprobt, um im Stande zu sein, uns Theilnahme, Unterstützung, Rath zu bieten! ... Sagen Sie, mein liebes Kind, — fügte Fräulein von Cardoville hinzu, indem sie die Mayeux gespannt anblickte, — wenn Sie durch eines jener Leiden, über die man erröthet, gebeugt wären, würden Sie da nicht glücklich, sehr glücklich sein, eine der Ihren ähnliche Schwesterseele zu finden, in deren Herz Sie Ihren Kummer ausschütten, und ihn so durch ein gänzliches und verdientes Vertrauen um die Hälfte erleichtern könnten?

Zum ersten Male in ihrem Leben blickte die Mayeux Fräulein von Cardoville mit einer Empfindung von Mißtrauen und Betrübniß an.

Die letzten Worte des jungen Mädchens schienen ihr bedeutsam. — „Ohne Zweifel kennt sie mein Geheimniß, — sagte sich die Mayeux; — ohne Zweifel ist mein Tagebuch in ihre Hände gefallen; sie kennt meine Liebe zu Agricol, oder sie vermuthet sie; das, was sie

mir bis jetzt gesagt, hat zum Zweck gehabt, Mittheilungen hervorzurufen, um sich zu versichern, ob sie richtig unterrichtet ist.“

Diese Gedanken erhoben in dem Herzen der Mayeux kein bitteres oder undankbares Gefühl gegen ihre Wohlthäterin, aber das Herz der Unglücklichen beseelte ein so mißtrauisches Zartgefühl, eine so schmerzliche Empfindlichkeit in Bezug auf ihre unglückselige Liebe, daß sie, trotz ihrer innigen und zärtlichen Freundschaft für Fräulein von Cardoville, grausam litt, weil sie meinte, daß dieselbe in dem Besitze ihres Geheimnisses sei.

XIX.

Geständnisse.

(Fortsetzung.)

Der anfänglich so schmerzliche Gedanke, daß Fräulein von Cardoville von ihrer Liebe zu Agricol unterrichtet sei, verwandelte sich bald, vermöge des edelmüthigen Instincts dieses seltenen und vortrefflichen Wesens, in dem Herzen der Mayeux in ein rührendes Bedauern, welches ihre ganze Anhänglichkeit, ihre ganze Verehrung für Adriennen zeigte.

„Vielleicht, — sagte sich die Mayeux, — vielleicht würde ich, besiegt durch den Einfluß, welchen die liebenswürdige Güte meiner Gönnerin auf mich ausübt, ihr ein Geständniß abgelegt haben, das ich Niemandem ablegen wollte, ein Geständniß, das ich noch soeben mit in mein Grab zu nehmen glaubte; ... das wäre zum Mindesten ein Beweis meiner Dankbarkeit gegen Fräulein von Cardoville gewesen; aber unglücklicher Weise bin ich nun des traurigen Glückes beraubt, meiner Wohlthäterin das einzige Geheimniß meines Lebens

anzuvertrauen. Und außerdem, wie edelmüthig ihr Mitleiden für mich, wie scharfsinnig ihre Freundschaft auch sein mag, ihr, die so schön ist, so bewundert, ihr ist es nicht gegeben, jemals zu verstehen, wie viel Gräßliches in der Lage eines Geschöpfes, wie ich, liegt, die in der Tiefe ihres wunden Herzens eine eben so verzweifelte als lächerliche Liebe verbirgt. Nein, ... nein, und trotz des Zartgefühls ihrer Freundschaft für mich, würde meine Wohlthäterin, indem sie mich bedauerte, mich ohne es zu wissen verletzen, denn nur allein Leidensbrüder vermögen sich zu trösten ... Ach! warum hat sie mich nicht sterben lassen!"

Diese Betrachtungen waren in dem Geiste der Mayeux mit der Schnelligkeit eines Gedankens aufgestiegen. Adrienne beobachtete sie aufmerksam: sie bemerkte plötzlich, daß die bis dahin immer mehr erheiterten Züge der jungen Nähterin von Neuem traurig wurden, und ein Gefühl schmerzlicher Demüthigung ausdrückten. Erschreckt über diesen Rückfall finsterer Niedergeschlagenheit, dessen Folgen verderbenbringend werden konnten, denn, noch sehr schwach, befand sich die Mayeux so zu sagen am Rande des Grabes, — begann Fräulein von Cardoville rasch wieder:

— Meinen Sie denn nicht, gleich mir, meine Freundin, ... daß der schmerzlichste Kummer, ... selbst der demüthigendste, sich leichter trägt ... wenn man ihn in ein treues und ergebenes Herz ausschütten kann?

— Ja ... Fräulein, — sagte die junge Nähterin

auf bittere Weise; — aber das im Stillen leidende Herz sollte allein der Richter über den Moment eines so peinlichen Geständnisses sein .... Bis dahin wäre es vielleicht weit menschlicher, sein schmerzliches Geheimniß zu achten, ... wenn man zufällig in Besitz desselben gekommen ist.

— Sie haben Recht, mein Kind, — sagte Adrienne betrübt, — wenn ich diesen fast feierlichen Moment wähle, um Ihnen eine sehr schmerzliche Mittheilung zu machen, ... so geschieht es, weil, wenn Sie mich gehört haben, Sie sich, ich bin überzeugt davon, wieder um so fester an das Leben fesseln werden, je mehr Sie erfahren, wie sehr ich Ihrer Liebe, ... Ihres Trostes, ... Ihres Mitleids bedarf ...

Bei diesen Worten machte die Mayeux eine Anstrengung, um sich halb aufzurichten, stützte sich auf ihr Lager, und blickte Fräulein von Cardoville mit dem höchsten Erstaunen an.

Sie vermochte nicht an das zu glauben, was sie hörte; weit davon entfernt, ihr Vertrauen zu erzwingen oder zu überraschen, kam ihre Gönnerin, wie sie sagte, um ihr ein schmerzliches Geständniß abzulegen und ihren Trost, ihr Mitleid anzuflehen ... zu ihr ... der Mayeux.

— Wie! — rief sie stammelnd, — Sie, Fräulein, Sie kommen ....

— Ich bin es, welche kommt, um Ihnen zu sagen: Ich leide, ... und ich schäme mich dessen, worüber ich

leide ... Ja ... — fügte das junge Mädchen mit einem herzzerreißenden Ausdrucke hinzu, ja ... ich komme, um Ihnen das peinlichste von allen Geständnissen abzulegen ... ich liebe! und ich erröthe ... über meine Liebe.

— Wie ich ... — rief die Mayeux unwillkürlich aus, indem sie die Hände faltete.

— Ich liebe ... — begann Adrienne mit dem Ausbruche lange unterdrückten Schmerzes wieder; — ja, ich liebe, ... und man liebt mich nicht ... Und meine Liebe ist jämmerlich, ist unmöglich; ... sie verzehrt mich, ... sie tödtet mich ... und ich wage Niemandem ... dieses unglückselige Geheimniß anzuvertrauen.

— Als mir ... — wiederholte die Mayeux mit starrem Blicke.

— Sie ... eine Königin ... durch Schönheit, Rang, Reichthum und Verstand, ... sie leidet wie ich, ... — begann sie wieder. — Und wie ich, armes unglückliches Geschöpf, ... liebt sie, ... und man liebt sie nicht ...

— Nun denn! ... ja ... wie Sie ... liebe ich, ... und man liebt mich nicht, ... — rief Fräulein von Cardoville, — hatte ich also Unrecht, Ihnen zu sagen, daß ich mich Ihnen allein anvertrauen könnte, ... weil, da Sie dieselben Leiden ausgestanden, Sie allein Mitleid mit ihnen haben können?

— Also ... Fräulein, — sagte die Mayeux, indem

sie die Augen niederschlug und wieder von ihrer Verwunderung zurückkam, — Sie wußten ...

— Ich wußte Alles, armes Kind; ... aber niemals würde ich Ihnen von Ihrem Geheimnisse gesprochen haben, wenn ich nicht selbst ... Ihnen ein noch weit schmerzlicheres anzuvertrauen gehabt hätte; ... das Ihrige ist grausam, das meinige ist demüthigend ... O! meine Schwester, Sie sehen, — fügte Fräulein von Cardoville mit einem unmöglich wiederzugebenden Ausdrucke hinzu, — das Unglück verlöscht, nähert, verschmilzt, das, ... was man die Standesunterschiede nennt ... Und oft finden diese Glücklichen der Welt, die man so sehr beneidet, durch gräßliche Leiden weit unter die Niedrigsten und die Armseligsten herab, da sie von diesen Mitleiden ... Trost begehren.

Hierauf ihre reichlich fließenden Thränen abtrocknend, fuhr Fräulein von Cardoville mit bewegter Stimme fort:

— Wohlan, Schwester, ... Muth, Muth, ... lieben wir uns, unterstützen wir uns; möge dieses traurige und geheimnißvolle Band uns für immer vereinigen.

— Ach! Fräulein, verzeihen Sie mir. Aber jetzt, wo Sie das Geheimniß meines Lebens kennen, — sagte die Mayeux, indem sie die Augen niederschlug und ihre Verwirrung nicht zu besiegen vermochte, — meine ich, daß ich Sie nicht mehr ohne Verlegenheit werde ansehn können.

— Weshalb? weil Sie Herrn Agricol leidenschaftlich lieben, — sagte Adrienne; — aber dann müßte ich also

vor Scham in Ihren Augen streiben, denn, minder muthig, als Sie, habe ich nicht die Kraft gehabt zu leiden, mich in mein Schicksal zu ergeben, meine Liebe in der geheimsten Tiefe meines Herzens zu verbergen! Derjenige, welchen ich mit einer in Zukunft unmöglichen Liebe liebe, hat diese Liebe gekannt, . . . und diese Liebe verschmähet, um ein Weib mir vorzuziehen, deren Wahl allein ein neuer und blutiger Schimpf für mich wäre, wenn mich der Schein über sie nicht täuscht . . . Ich hoffe demnach auch zuweilen, daß er mich täuscht . . . Jetzt, sagen Sie: . . . Ist es an Ihnen, die Augen niederzuschlagen?

— Sie, verschmähen . . . um eines Weibes willen, das unwürdig ist, mit Ihnen verglichen zu werden? . . . Ha! Fräulein, ich kann es nicht glauben! — rief die Mayeux aus.

— Und auch ich kann es zuweilen nicht glauben, und das zwar ohne Stolz, aber weil ich weiß, was mein Herz werth ist . . . Dann sage ich mir: Nein, diejenige, welche man mir vorzieht, hat ohne Zweifel etwas, um die Seele, den Verstand und das Herz desjenigen zu rühren, der mich ihretwegen verschmäht.

— Ha! Fräulein, wenn alles das, was ich höre, kein Traum ist, . . . wenn nicht falscher Schein Sie irre leitet, . . . dann ist Ihr Schmerz groß!

— Ja, meine arme Freundin, . . . groß, . . . ach! sehr groß . . . und dennoch habe ich jetzt die Hoffnung, daß mit Ihrer Hülfe diese unglückseligen Leiden

schaft vielleicht erkalten wird; vielleicht werde ich die Kraft finden, sie zu überwinden, ... denn wenn Sie Alles, durchaus Alles wissen werden, so möchte ich nicht vor Ihren Augen erröthen, ... vor Ihnen, der edelsten, der würdigsten der Frauen, ... vor Ihnen, deren Muth, deren Ergebung für mich immer ein Vorbild ist und bleiben wird.

— Ach! Fräulein, ... sprechen Sie nicht von meinem Muthe, wo ich so sehr über meine Schwäche zu erröthen habe.

— Erröthen! mein Gott! immer noch diese Besorgniß? Giebt es im Gegentheile etwas Rührenderes, etwas heldenmüthig Aufopfernderes, als Ihre Liebe? Sie, erröthen! Und worüber? Etwa, weil sie die heiligste Zuneigung für den biedern Handwerker gezeigt, den Sie von Ihrer Kindheit an lieben lernten? Erröthen, etwa weil Sie für seine Mutter die zärtlichste Tochter gewesen sind? Erröthen, etwa weil Sie, ohne sich jemals zu beklagen, arme Kleine, tausend Leiden ertragen haben, die um so stechender waren, als die Personen, welche Sie dieselben erdulden ließen, sich des Wehe nicht bewußt waren, das sie Ihnen verursachten? Dachte man daran, Sie zu verletzen, als man, statt Ihnen Ihren bescheidenen Namen Magdalene zu geben, wie Sie sagten, man Ihnen immer, ohne jemals daran zu denken, einen lächerlichen und beleidigenden Beinamen gab? Und dennoch, wie viel Demüthigung, wie viel im Geheimen verschluckter Kummer lag darin für Sie! ...

— Ach! Fräulein, wer hat Ihnen das sagen können?

— Das, was Sie nur Ihrem Tagebuche anvertraut hatten, nicht wahr? Wohlan! so erfahren Sie denn Alles ... Florine hat mir auf ihrem Sterbebette ihre Vergehen eingestanden. Sie hatte, übrigens durch die Leute, unter deren Knechtschaft sie stand, zu dieser abscheulichen Handlung gezwungen, die Schändlichkeit begangen, Ihnen ihre Papiere zu stehlen; aber sie hatte dieses Tagebuch gelesen ... Und da noch nicht jedes gute Gefühl in ihr erloschen war, so hatte sie das Lesen dieser Papiere, in welchen sich Ihre wundervolle Ergebung, Ihre traurige und fromme Liebe offenbarte, so tief gerührt, daß sie mir auf ihrem Todtenbette einige Stellen hat anführen können, indem sie mir auf diese Weise die Ursache Ihres plötzlichen Verschwindens erklärte, denn sie zweifelte nicht daran, daß Ihre Besorgniß, Ihre Liebe zu Herrn Agricol ausgeplaudert zu sehen, Ihre Flucht veranlaßt hätte.

— Leider! ist es nur zu wahr, Fräulein.

— O! ja, — erwiederte Adrienne bitter, — diejenigen, welche diese Unglückliche handeln ließen, wußten wohl, wo der Streich traf ... Es war nicht ihr Probestück; ... sie brachten Sie zur Verzweiflung, ... sie tödteten Sie ... Aber, ... warum waren Sie mir auch so ergeben? Warum hatten Sie sie errathen? O! diese Schwarzröcke sind unversöhnlich und ihre Macht ist groß, — sagte Adrienne schaudernd.

— Das ist zum Entsetzen, Fräulein.

— Beruhigen Sie sich, liebes Kind; Sie sehen, daß sich die Waffen der Bösen oft gegen sie selbst wenden, denn von dem Augenblicke an, wo ich die Ursache Ihrer Flucht gekannt habe, sind Sie mir noch weit theurer geworden. Von da an habe ich Alles von der Welt gethan, um Sie wieder zu finden; endlich, nach vielen Schritten, ist es erst heute Morgen der Person, welche ich mit der Sorge, Ihren Aufenthalt zu entdecken, beauftragt hatte, gelungen zu erfahren, daß Sie in diesem Hause wohnten. Herr Agricol befand sich bei mir, er hat die Erlaubniß verlangt, mich zu begleiten.

— Agricol! — rief die Mayeur, die Hände faltend, — er ist gekommen ...

— Ja, mein Kind, beruhigen Sie sich ... Während ich Ihnen die erste Hülfe leistete, hat er sich mit Ihrer armen Schwester beschäftigt; ... Sie werden ihn bald sehen.

— Ach! ... Fräulein, — erwiederte die Mayeur mit Entsetzen; er kennt ohne Zweifel? ...

— Ihre Liebe? Nein, nein, beruhigen Sie sich, denken Sie nur an das Glück, sich wieder bei diesem guten und wackeren Bruder zu befinden.

— Ach! ... Fräulein, ... möge er niemals das erfahren, was mir so viel Scham verursachte, daß ich darüber sterben wollte ... Sei gepriesen, mein Gott! er weiß nichts ...

— Nein; demnach keine traurigen Gedanken mehr, liebes Kind, denken Sie an diesen würdigen

Bruder, um ihm zu sagen, daß er zur rechten Zeit gekommen sei, um uns ein ewiges Bedauern zu ersparen ... und Ihnen ... ein grosses Vergehen ... O! ich spreche nicht von den Vorurtheilen der Welt in Bezug auf das Recht, welches das Geschöpf besitzt, Gott ein Leben zurückzugeben, das es zu drückend findet ... Ich sage Ihnen nur, daß Sie nicht sterben durften, weil diejenigen, von denen Sie geliebt sind, und die, welche Sie lieben, Ihrer noch bedurften.

— Ich hielt Sie für glücklich, Fräulein. Agricol war mit dem jungen Mädchen verheirathet, welches er liebt, und das, ich bin überzeugt davon, sein Glück ausmachen wird ... Wem konnte ich nützlich sein?

— Mir zuvörderst, Sie sehen es ... Und dann, wer sagt Ihnen denn, daß Herr Agricol Ihrer niemals bedürfen würde? Wer sagt Ihnen denn, daß sein Glück oder das der Seinigen immer dauern, oder nicht durch harte Schläge heimgesucht werden wird? Und selbst dann, wenn diejenigen, welche Sie lieben, für immer glücklich sein sollten, wäre ihr Glück vollständig ohne Sie? Und würde Ihr Tod, den sie sich vielleicht vorgeworfen hätten, ihnen nicht ein endloses Bedauern zurückgelassen haben?

— Das ist wahr, Fräulein, — antwortete die Mayeux, — ich habe Unrecht gehabt; ... ein Schwindel der Verzweiflung hat mich ergriffen, und dann ... lastete das gräßlichste Elend auf uns ... wir hatten seit einigen Tagen keine Arbeit finden können; ... wir

lebten von der Mildthätigkeit einer armen Frau, welche die Cholera dahingerafft hat ... Morgen oder übermorgen hätten wir vor Hunger sterben müssen.

— Vor Hunger sterben, ... und Sie wußten meine Wohnung ...

— Ich hatte Ihnen geschrieben, Fräulein; da ich keine Antwort erhielt, so glaubte ich, daß Sie über mein plötzliches Fortgehen verletzt wären.

— Armes liebes Kind, wie Sie sagen, waren Sie in diesem gräßlichen Augenblicke unter dem Einflusse einer Art von Schwindel. Ich habe demnach auch nicht den Muth, Ihnen Vorwürfe darüber zu machen, nur einen Augenblick lang an mir gezweifelt zu haben. Wie könnte ich Sie tadeln? Habe ich nicht auch den Gedanken gehabt, dem Leben ein Ende zu machen?

— Sie, Fräulein! — rief die Mayeux.

— Ja ... ich dachte daran ... als man mir zu sagen kam, daß Florine, mit dem Tode kämpfend, mich zu sprechen wünschte; ... ich habe sie angehört; ihre Geständnisse haben plötzlich meine Pläne geändert; dieses finstere, traurige Leben, welches mir unerträglich war, hat sich plötzlich aufgeheitert; das Bewußtsein der Pflicht ist in mir erwacht; Sie befanden sich ohne Zweifel in dem schrecklichsten Elende, meine Pflicht war es, Sie aufzusuchen, Sie zu retten; die Geständnisse Florinens entschleierten mir neue Complotte der Feinde meiner allein dastehenden, durch nagenden Kummer, durch grausame Verluste zerstreuten Familie; meine Pflicht war es,

die Meinigen vor Gefahren zu warnen, die sie vielleicht nicht kannten, sie gegen den gemeinschaftlichen Feind zu versammeln. Ich war das Opfer abscheulicher Ränke gewesen; meine Pflicht war es, deren Urheber zu verfolgen, aus Furcht, daß diese Schwarzröcke, durch die Ungestraftheit ermuthigt, neue Opfer machen möchten ... Da hat mir der Gedanke an die Pflicht Kraft verliehen, ich habe aus meiner Vernichtung heraustreten können; mit Hülfe des Abbé Gabriel, dem göttlichen, o! göttlichen Priester ... dem Vorbilde des wahren Christen, ... dem würdigen Adoptiv-Bruder des Herrn Agricol, habe ich muthig den Kampf unternommen. Was soll ich Ihnen sagen, mein Kind? Die Ausführung dieser Pflichten, die beständige Hoffnung, Sie wieder zu finden, haben meinem Schmerze einige Linderung verliehen; bin ich auch nicht über ihn getröstet, so bin ich doch von ihm abgezogen worden; ... Ihre zärtliche Freundschaft, das Beispiel Ihrer Ergebung werden, wie ich glaube, ... wie ich überzeugt bin, ... das Uebrige thun ... und ich werde diese unglückselige Liebe vergessen ...

In dem Augenblicke, als Adrienne diese Worte aussprach, hörte man auf der Treppe rasche Schritte, und eine junge und frische Stimme, welche sagte:

— Ach! mein Gott! diese arme Mayeux! ... wie ich zur rechten Zeit komme! Wenn ich zum Mindesten ihr in etwas dienen könnte!

Und fast zu gleicher Zeit trat Rosa-Pompon in die Dachkammer.

Agricol folgte bald der Grisette, und, indem er Adriennen das offene Fenster zeigte, suchte er ihr durch ein Zeichen verständlich zu machen, daß man dem jungen Mädchen nichts von dem traurigen Ende der Bacchanten-Königin sagen dürfe.

Dieses Geberdenspiel ging für Fräulein von Cardoville verloren.

Adriennens Herz pochte vor Schmerz, Empörung und Stolz, als sie das junge Mädchen erkannte, welches sie in dem Theater Porte-Saint-Martin, Djalma begleitend, gesehen hatte, und die allein die Ursache der gräßlichen Leiden war, welche sie seit diesem unglückseligen Abende erduldete.

Dann, . . . welch blutiger Hohn des Schicksals! erschien gerade in demselben Augenblicke, als Adrienne das demüthigende und schmerzliche Geständniß ihrer verschmähten Liebe abgelegt hatte, vor ihren Augen das Weib, dem sie sich geopfert glaubte.

Wenn die Ueberraschung des Fräuleins von Cardoville groß gewesen war, so war die Rosa-Pompons nicht minder groß.

Nicht allein erkannte sie in Adriennen das schöne, junge Mädchen mit goldigen Haaren, die sich bei dem Abenteuer mit dem schwarzen Panther im Theater ihr gegenüber befand, sondern sie hatte auch noch wichtige Gründe, dieses so unvorhergesehene, so unwahrscheinliche

Zusammentreffen auf das Innigste zu wünschen; es ist demnach auch unmöglich, den schadenfrohen und triumphirenden Blick zu schildern, den sie sich das Ansehen gab, auf Adriennen zu werfen.

Der erste Gedanke des Fräuleins von Cardoville war, die Dachkammer zu verlassen; aber nicht allein fiel es ihr schwer, die Mayeur in diesem Augenblicke zu verlassen, und in Agricols Gegenwart einen Vorwand für dieses plötzliche Fortgehen anzugeben, sondern es hielt sie auch noch eine unerklärliche und verhängnißvolle Neugierde troß ihres empörten Stolzes zurück.

Sie blieb demnach.

Sie sollte endlich, wenn man so sagen darf, in der Nähe diese Nebenbuhlerin sehen, hören und beurtheilen, um derentwillen sie beinahe gestorben wäre, diese Nebenbuhlerin, der sie in der Angst der Eifersucht so viele verschiedene Physiognomien verliehen hatte, um sich Djalma's Liebe für dieses Geschöpf zu erklären.

XX.

Die Nebenbuhlerinnen.

Rosa-Pompon, deren Gegenwart dem Fräulein von Cardoville eine so heftige Aufregung verursachte, war auf das Kokettеste und höchst prahlerisch in schlechtem Geschmacke gekleidet.

Ihr Bibi*) von Rosaatlas mit sehr schmalen Backen, so weit nach vorn gesetzt, daß er beinahe bis auf die Spitze ihrer kleinen Nase herabging, entblößte dagegen die Hälfte ihres seidenen und blonden Hinterzopfes; ihr schottisches, gewürfeltes Kleid von grellen Farben war vorn offen, und ihr durchsichtiges, durchaus nicht hermetisch verschlossenes Busentuch, das nicht eifersüchtig genug auf die reizenden Rundungen war, die es mit zu viel Ehrlichkeit verrieth, verschleierte kaum hinlänglich den schamlosen Ausschnitt ihres Mieders.

Die Grisette, welche eilig die Treppe hinaufgestiegen

*) Bibi, ein sehr kleiner Hut, wie ihn die Grisetten gewöhnlich tragen.

war, hielt die beiden Enden ihres blauen Shawls mit Palmen, der, da er ihre Schultern verlassen, bis auf den unteren Theil ihrer Wespentaille herabgeglitten, dort endlich durch ein natürliches Hinderniß aufgehalten worden war.

Wenn wir bei diesen Einzelheiten verweilen, so geschieht es, weil Fräulein von Cardoville bei dem Anblicke dieses hübschen, auf eine sehr unverschämte und freie Weise gekleideten Geschöpfes, in der sie eine für glücklich gehaltene Nebenbuhlerin wieder erkannte, ihre Empörung, ihren Schmerz und ihre Scham sich verdoppeln fühlte.

Aber man denke sich das Erstaunen und die Verwirrung Adriennens, als Rosa-Pompon mit freier und ungezwungener Miene zu ihr sagte:

— Ich bin entzückt, Sie hier zu finden, Madame; wir werden mit einander zu sprechen haben . . . Nur will ich zuvor diese arme Mayeux umarmen, wenn Sie es erlauben, . . . M a d a m e.

Um sich einen Begriff von dem Tone und von dem Ausdrucke zu machen, mit welchem das Wort M a d a m e ausgesprochen wurde, muß man den mehr oder minder stürmischen Wortwechseln zwischen zwei Rosa-Pompons beigewohnt haben, die auf einander eifersüchtig und Nebenbuhlerinnen sind, und man wird begreifen, was in diesem Worte M a d a m e, bei so wichtigen Veranlassungen ausgesprochen, an herausfordernd Feindseligem alles enthalten ist.

XX.

Die Nebenbuhlerinnen.

Rosa-Pompon, deren Gegenwart dem Fräulein von Cardoville eine so heftige Aufregung verursachte, war auf das Kokettefte und höchst prahlerisch in schlechtem Geschmacke gekleidet.

Ihr Bibi*) von Rosaatlas mit sehr schmalen Backen, so weit nach vorn gesetzt, daß er beinahe bis auf die Spitze ihrer kleinen Nase herabging, entblößte dagegen die Hälfte ihres seidenen und blonden Hinterzopfes; ihr schottisches, gewürfeltes Kleid von grellen Farben war vorn offen, und ihr durchsichtiges, durchaus nicht hermetisch verschlossenes Busentuch, das nicht eifersüchtig genug auf die reizenden Rundungen war, die es mit zu viel Ehrlichkeit verrieth, verschleierte kaum hinlänglich den schamlosen Ausschnitt ihres Mieders.

Die Grisette, welche eilig die Treppe hinaufgestiegen

*) Bibi, ein sehr kleiner Hut, wie ihn die Grisetten gewöhnlich tragen.

war, hielt die beiden Enden ihres blauen Shawls mit Palmen, der, da er ihre Schultern verlassen, bis auf den unteren Theil ihrer Wespentaille herabgeglitten, dort endlich durch ein natürliches Hinderniß aufgehalten worden war.

Wenn wir bei diesen Einzelheiten verweilen, so geschieht es, weil Fräulein von Cardoville bei dem Anblicke dieses hübschen, auf eine sehr unverschämte und freie Weise gekleideten Geschöpfes, in der sie eine für glücklich gehaltene Nebenbuhlerin wieder erkannte, ihre Empörung, ihren Schmerz und ihre Scham sich verdoppeln fühlte.

Aber man denke sich das Erstaunen und die Verwirrung Adriennens, als Rosa-Pompon mit freier und ungezwungener Miene zu ihr sagte:

— Ich bin entzückt, Sie hier zu finden, Madame; wir werden mit einander zu sprechen haben ... Nur will ich zuvor diese arme Mayeux umarmen, wenn Sie es erlauben, ... Madame.

Um sich einen Begriff von dem Tone und von dem Ausdrucke zu machen, mit welchem das Wort Madame ausgesprochen wurde, muß man den mehr oder minder stürmischen Wortwechseln zwischen zwei Rosa-Pompons beigewohnt haben, die auf einander eifersüchtig und Nebenbuhlerinnen sind, und man wird begreifen, was in diesem Worte Madame, bei so wichtigen Veranlassungen ausgesprochen, an herausfordernd Feindseligem alles enthalten ist.

Höchst erstaunt über die Unverschämtheit der Mademoiselle Rosa-Pompon, blieb Fräulein von Cardoville stumm, während Agricol, durch die Aufmerksamkeit zerstreut, welche er der Mayeux schenkte, deren Blicke die seinigen seit seiner Ankunft nicht mehr verließen, immer zerstreut durch die Erinnerung an den schmerzlichen Auftritt, dem er soeben beigewohnt hatte, ohne die Unverschämtheit der Grisette zu bemerken, leise zu Adrienne sagte:

— Ach! Fräulein.... es ist vorbei.... Cephyse hat so eben den letzten Seufzer ausgehaucht,.... ohne wieder zur Besinnung gekommen zu sein.

— Unglückliches Mädchen! — sagte Adrienne gerührt, indem sie für einen Augenblick Rosa-Pompon vergaß.

— Man muß diese traurige Nachricht der Mayeux verheimlichen, und sie ihr späterhin mit der größten Schonung mittheilen, — begann Agricol wieder. — Glücklicher Weise weiß die kleine Rosa-Pompon nichts davon.

Und er zeigte dem Fräulein von Cardoville mit dem Blicke die Grisette, welche sich neben der Mayeux niedergekauert hatte.

Als Adrienne hörte, wie Agricol Rosa-Pompon gleich einem alten Bekannten behandelte, nahm Adriennens Erstaunen noch zu; was sie empfand, ist unmöglich wiederzugeben,.... denn, was sehr seltsam scheinen mag, es kam ihr vor, als ob sie weniger litt.... und

daß ihre Bangigkeit in dem Maße abkühlte, als sie hörte, welcher Ausdrücke sich die Grisette bediente.

— Ach! meine gute Mayeux, — sagte diese mit eben so vieler Redseligkeit als Rührung, denn ihre hübschen blauen Augen benetzten sich mit Thränen, — ist es denn möglich, solche dumme Streiche zu machen? ... Helfen sich etwa arme Leute nicht einander aus? ... Sie konnten sich also nicht an mich wenden? ... Sie wußten wohl, daß das, was mein ist, auch für Andere da ist? ... Ich hätte zum letzten Mal in dem Bazar Philemons aufgeräumt, — fügte dieses seltsame Mädchen mit zunehmender, aufrichtiger, zugleich rührender und possirlicher Weichheit hinzu; — ich hätte seine drei Stiefeln, seine angerauchten Pfeifen, sein Kostüm als Canotier Flambard, sein Bett und selbst sein Paradeglas verkauft, und Sie wären zum Mindesten nicht ... zu einem so garstigen Gewaltschritt gebracht worden ... Philemon wäre mir darüber nicht böse gewesen, denn er ist ein guter Mensch; und wenn er mir auch darüber böse gewesen wäre, das wäre einerlei: Gott sei Dank! wir sind nicht verheirathet ... Das ist nur, um Ihnen zu sagen, daß Sie an die kleine Rosa-Pompon hätten denken sollen ...

— Ich weiß, daß Sie gefällig und gütig sind, Mademoiselle, — sagte die Mayeux, denn sie hatte von ihrer Schwester erfahren, daß Rosa-Pompon, wie so viele ihres Gleichen, ein großmüthiges Herz hätte.

— Hierauf, — begann die Grisette wieder, indem

sie mit der Rückseite ihrer Hand die Spitze ihrer kleinen rosigen Nase abtrocknete, wohin eine Thräne gerollt war, — werden Sie mir sagen, daß Sie nicht wußten, wo ich seit einiger Zeit hockte ... Eine närrische Geschichte; wenn ich sage närrisch ... im Gegentheile ... — Und Rosa-Pompon stieß einen schweren Seufzer aus. — Am Ende, gleich viel, — begann sie wieder, — ich habe Ihnen darüber nichts zu sagen; aber so viel ist gewiß, daß Sie sich besser befinden ... Sie werden nicht von Neuem so etwas anfangen, und Cephyse auch nicht ... Man sagt, daß sie sehr schwach sei ... und daß man sie noch nicht sehen könnte, nicht wahr, Herr Agricol?

— Ja, — sagte der Schmied verlegen, denn die Mayeux wendete ihre Augen nicht von den seinigen ab, — man muß Geduld haben ...

— Aber ich werde sie heute sehen können, nicht wahr, Agricol? — erwiederte die Mayeux.

— Wir werden darüber sprechen; aber beruhige Dich, ich bitte Dich ...

— Agricol hat Recht, man muß vernünftig sein, meine gute Mayeux, — begann Rosa-Pompon wieder, — wir werden warten ... Ich werde auch warten, indem ich sogleich mit Madame ein Wörtchen rede (und Rosa-Pompon warf auf Adriennen einen tückischen zornigen Katzenblick); ja, ja, ich werde warten, denn ich will dieser armen Cephyse sagen, daß sie, wie Sie, auf mich rechnen kann. — Und Rosa-Pompon kräftete sich

possirlich. — Seid unbesorgt. Ei, das ist wohl das Geringste, daß, wenn man sich in einer glücklichen Lage befindet, unsere Freunde, die nicht glücklich sind, es mit genießen; das wäre noch hübscher, das Glück für sich ganz allein zu behalten! Ei ja ... stopft doch Euer Glück gleich aus, stellt es hinter Glas und Rahmen oder setzt es in Spiritus, damit es Niemand anrührt! ... Nach dem ... wenn ich sage: mein Glück ... das ist wieder eine Redensart; freilich, in einer Beziehung ... O ja doch! aber auch in der anderen, sehen Sie! meine gute Mayeux, da liegt die Sache ... Aber was! ... am Ende bin ich erst siebenzehn Jahre alt ... Kurz, das ist einerlei ... denn ich würde Ihnen bis morgen früh so fort erzählen, und Sie würden nicht mehr wissen ... Lassen Sie mich demnach Sie noch einmal von Herzen umarmen, ... und sein Sie nicht mehr bekümmert, ... Cephyse auch nicht, ... hören Sie? ... denn jetzt bin ich da ...

Und auf ihren Fersen sitzend, umarmte Rosa-Pompon die Mayeux herzlich.

Wir müssen darauf verzichten, das auszudrücken, was Fräulein von Cardoville während der Unterredung ... oder vielmehr während des Selbstgespräches der Grisette in Bezug auf den Selbstmord-Versuch der Mayeux empfand; das überspannte Kauderwälsch der Mademoiselle Rosa-Pompon, ihre freigebige Leichtfertigkeit in Bezug auf Philemons Bazar, mit dem, wie sie sagte, sie glücklicher Weise nicht verheirathet wäre,

die Güte ihres Herzens, welche sich hier und da in ihren, der Mayeux gemachten Dienstes-Anerbietungen offenbarte, diese Contraste, diese Unverschämtheiten, diese Possirlichkeiten, alles dieses war für Fräulein von Cardoville so neu, so unbegreiflich, daß sie anfangs stumm und regungslos vor Erstaunen blieb.

Das war also das Geschöpf, der Djalma sie geopfert hatte?

Wenn die erste Regung Adriennens bei dem Anblicke Rosa-Pompons schrecklich peinlich gewesen war, so erweckte die Ueberlegung bald in ihrem Innern Zweifel, welche bald zu unaussprechlichen Hoffnungen wurden; indem sie sich von Neuem der Unterredung zwischen Rodin und Djalma erinnerte, welche sie, in dem Treibhause versteckt, belauscht, als sie gekommen war, um sich von der Treue des Jesuiten zu versichern, fragte sich Adrienne nicht mehr, ob es möglich und vernünftig wäre zu glauben, daß der Prinz, dessen Ansichten über die Liebe so poetisch, so erhaben, so rein schienen, den geringsten Reiz an dem frechen und albernen Geschwätz dieses unbedeutenden Mädchens hätte finden können ... Dieses Mal schwankte Adrienne nicht mehr; sie betrachtete mit Recht die Sache als unmöglich, als sie diese seltsame Nebenbuhlerin so zu sagen in der Nähe sah, als sie dieselbe sich in so alltäglichen Ausdrücken, in Manieren und Sprache, sich aussprechen hörte, was, ohne der Lieblichkeit ihrer hübschen Züge zu schaden, ihnen

einen gemeinen und wenig anziehenden Charakter verlieh.

Adriennens Zweifel in Bezug auf die innige Liebe des Prinzen für eine Rosa-Pompon verwandelten sich demnach bald in eine gänzliche Ungläubigkeit; mit zu viel Verstand, zu viel Scharfblick begabt, um nicht zu ahnen, daß diese scheinbare, von Seiten des Prinzen so unbegreifliche Verbindung irgend ein Geheimniß verbergen müßte, fühlte Fräulein von Cardoville sich wieder zur Hoffnung erwachen.

In dem Maße, als dieser tröstliche Gedanke sich in Adriennens Herzen entwickelte, erweiterte sich ihr bis dahin so schmerzlich beklommenes Herz; dunkele Ahnungen einer besseren Zukunft entfalteten sich in ihrem Inneren; und dennoch, auf eine grausame Weise durch die Vergangenheit gewarnt, in der Furcht, sich zu leichtgläubig einer Täuschung hinzugeben, erinnerte sie sich der leider erwiesenen Thatsachen: wie der Prinz sich öffentlich mit diesem jungen Mädchen zur Schau stellte; aber gerade dadurch, daß Fräulein von Cardoville jetzt dieses Geschöpf ganz würdigen konnte, fand sie das Betragen des Prinzen immer unbegreiflicher. Wie nun aber auf eine vernünftige, sichere Weise das beurtheilen, was von Geheimniß umgeben ist? Und dann beruhigte sie sich; unwillkürlich sagte ihr eine geheime Ahnung, daß sie vielleicht an dem Lager der armen Nähterin, welche sie so eben dem Tode entrissen hatte, durch einen von der Vorsehung ge-

sondern Zufall eine Mittheilung erhalten würde, von der das Glück ihres Lebens abhinge.

Die Gefühle, von denen Adriennens Herz bewegt war, wurden so lebhaft, daß ihr schönes Gesicht sich mit einem dunkeln Rosaroth färbte, daß ihr Busen heftig wallte, und ihre großen, bis dahin traurig verschleierten Augen, zugleich freundlich und strahlend leuchteten; sie wartete mit unaussprechlicher Ungeduld. In der Unterredung, mit welcher sie Rosa-Pompon bedrohet hatte, in dieser Unterredung, welche Adrienne einige Augenblicke zuvor mit dem ganzen Stolze ihrer gerechten Empörung zurückgewiesen hätte, hoffte sie endlich die Erklärung eines Geheimnisses zu finden, das zu ergründen ihr so wichtig war.

Nachdem sie die Mayeux nochmals zärtlich umarmt hatte, stand Rosa-Pompon auf, und indem sie sich nach Adriennen umwandte, die sie mit der frechsten Miene maß, sagte sie in ziemlich unverschämtem Tone zu ihr:

— Jetzt ist die Reihe an uns, Madame (das Wort Madame immer in dem Sinne, den man kennt, ausgesprochen), wir haben etwas mit einander auszumachen.

— Ich stehe zu Ihren Diensten, Mademoiselle, — antwortete Adrienne mit vieler Sanftmuth und Einfachheit.

Als Agricol das triumphirende und entschlossene Gesichtchen Rosa-Pompons sah, als er ihre, Fräulein von Cardoville gemachte Herausforderung hörte, sperrte er

nach einigen zärtlich mit der Mayeux ausgewechselten Worten, die Ohren weit auf, und war während eines Augenblicks über die Frechheit der Grisette verblüfft, dann schritt er auf sie zu, und sagte, sie bei dem Aermel zupfend, leise zu ihr:

— Ha! sind Sie etwa verrückt? Wissen Sie, mit wem Sie sprechen?

— Nun! weiter? ... ist ein hübsches Frauenzimmer nicht etwa eben so viel, als eine Andere? ... Ich sage das für Madame ... Man wird mich hoffentlich nicht fressen, — antwortete Rosa-Pompon ganz laut und frech; — ich habe mit ... Madame ... ein Wörtchen zu reden, ... ich bin überzeugt, daß sie weiß, worüber und weshalb ... Wo nicht, so will ich es ihr sagen; das wird nicht lange dauern.

Irgend eine lächerliche Aeußerung in Bezug auf Djalma in Agricols Gegenwart fürchtend, gab Adrienne dem letzteren einen Wink und antwortete der Grisette:

— Ich bin bereit, Sie anzuhören, Mademoiselle, aber nicht hier ... Sie werden einsehen, warum ...

— Das ist richtig, Madame, ... ich habe meinen Schlüssel, ... wenn Sie wollen ... so gehen wir in meine Wohnung ...

Dieses in meine Wohnung wurde mit einer stolzen Miene gesagt.

— So lassen Sie uns denn in Ihre Wohnung gehen, Mademoiselle, da Sie mir die Ehre erzeigen wollen,

mich in ihr zu empfangen ... — antwortete Fräulein von Cardoville mit ihrer sanften und lieblichen Stimme, indem sie sich mit einer so ausgezeichnet höflichen Miene leicht verneigte, daß Rosa-Pompon, trotz ihrer Frechheit, davon ganz verwirrt wurde.

— Wie, Fräulein, — sagte Agricol zu Adriennen, — Sie sind so gütig, um ...

— Haben Sie die Güte, bei meiner armen Freundin zu bleiben, Herr Agricol, — sagte Fräulein von Cardoville, indem sie ihm in die Rede fiel, ... ich werde bald zurückkehren.

Hierauf zu der Mayeux tretend, welche Agricols Erstaunen theilte, sagte sie zu ihr:

— Entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie einige Augenblicke verlasse ... Kommen Sie noch ein wenig zu Kräften ... und ich kehre zurück, um Sie nach unserer Wohnung zu führen, liebe und gute Schwester ...

Indem sie sich dann nach Rosa-Pompon umwandte, die immer mehr erstaunt war, diese schöne Dame die Mayeux ihre Schwester nennen zu hören, sagte sie zu ihr:

— Wenn es Ihnen gefällig ist, so gehen wir hinab, Mademoiselle ...

— Verzeihen Sie, entschuldigen Sie, Madame, wenn ich voraus gehe, um Ihnen den Weg zu zeigen, denn dieses Haus ist eine wahre Halsbreche, — antwor-

tete Rosa-Pompon, indem sie ihre Ellbogen an ihren Leib drückte und ihre Lippen zusammenkniff, um zu beweisen, daß sie den feinen Manieren und der guten Sprache durchaus nicht fremd wäre.

Und die beiden Nebenbuhlerinnen verließen die Dachstube, in welcher Agricol und die Mayeux allein zurückblieben.

Glücklicher Weise waren die blutigen Reste der Bacchanten-Königin in den unterirdischen Laden der Mutter Arsène gebracht worden; die immer durch traurige Ereignisse herbeigelockten Neugierigen drängten sich demnach auch vor der Straßenthür, und Rosa-Pompon, welche Niemandem auf dem kleinen Hofe begegnete, über welchen sie mit Adriennen schritt, blieb demnach fortwährend das tragische Ende Cephysens, ihrer früheren Freundin, unbekannt.

Nach Verlauf einiger Augenblicke befanden sich die Grisette und Fräulein von Cardoville in der Wohnung Phylemons.

Diese seltsame Wohnung war in der pittoresken Unordnung geblieben, in welcher sie Rosa-Pompon verlassen, als Nini-Moulin sie abgeholt hatte, um die Heldin eines geheimnißvollen Abenteuers zu sein.

Gänzlich unbekannt mit den wunderlichen Sitten und Gebräuchen der Studenten und der Studentinnen, konnte Adrienne, obwohl ihre Gedanken nur auf einen Punkt gerichtet waren, sich dennoch nicht ent-

halten, mit neugierigem Erstaunen dieses wunderliche und possirliche Chaos der so wenig zu einander passenden Gegenstände zu mustern: Masken-Anzüge, Pfeifen rauchende Todtenköpfe, auf Bücherbreter sich verirrt habende Stiefel, ungeheure Weingläser, Frauenzimmerkleider, und braungerauchte Pfeifen u. s. w.

Dem Erstaunen Adriennens folgte ein Eindruck peinlichen Ekels: das junge Mädchen fühlte sich in dieser Wohnung, nicht wegen der Armuth, sondern wegen der Unordnung, unbehaglich, nicht an ihrer Stelle, während die armselige Dachkammer der Mayeux ihr keinen Widerwillen verursacht hatte.

Trotz ihres ungezwungenen Wesens empfand Rosa-Pompon eine ziemlich große Verlegenheit, seitdem sie sich mit Fräulein von Cardoville allein befand, zuvörderst begannen die seltene Schönheit der jungen Patrizierin, ihre vornehme Miene, das Ausgezeichnete ihres Benehmens, die zugleich würdige und herablassende Weise, mit welcher sie auf die unverschämten Herausforderungen der Grisette geantwortet hatte, dieser sehr zu imponiren, und, da sie am Ende ein gutes Mädchen war, so war sie außerdem innig gerührt gewesen, als sie Fräulein von Cardoville die Mayeux ihre Schwester, ihre Freundin hatte nennen hören.

Ohne irgend etwas Genaueres über Adriennen zu wissen, war es Rosa-Pompon doch nicht unbekannt, daß sie der reichsten und vornehmsten Klasse der Gesellschaft

angehörte; sie empfand demnach bereits einige Reue, so ohne Rücksicht gehandelt zu haben; ihre anfangs sehr feindlichen Absichten gegen Fräulein von Cardoville milderten sich demnach auch allmälig.

Indessen bemühte sich Mademoiselle Rosa-Pompon, welche ein sehr hartnäckiger Kopf war, und die nicht scheinen wollte, einem Einflusse zu unterliegen, gegen den sich ihr Eigendünkel empörte, ihre Sicherheit wieder anzunehmen, und nachdem sie die Thür verriegelt, sagte sie zu Adriennen:

— Wollen Sie sich gefälligst setzen, Madame.

Immer um zu zeigen, daß sie nicht unbekannt mit dem feinen Tone sei.

Fräulein von Cardoville nahm maschinenmäßig einen Stuhl, als Rosa-Pompon, wohl würdig, jene alterthümliche Gastfreundschaft auszuüben, welche selbst einen Feind als einen geheiligten Gast betrachtete, hastig rief:

— Nehmen Sie diesen Stuhl nicht, Madame; es fehlt ihm ein Fuß.

Adrienne legte ihre Hand an einen anderen Stuhl.

— Nehmen Sie diesen Stuhl auch nicht, die Lehne hält nicht, — rief Rosa-Pompon von Neuem.

Und sie sagte die Wahrheit, denn die Lehne dieses Stuhles (sie stellte eine Lyra vor) blieb in den Händen des Fräuleins von Cardoville, die sie behutsam wieder auf den Stuhl steckte, indem sie sagte:

— Ich glaube, Mademoiselle, daß wir eben so gut im Stehen sprechen können.

— Wie es Ihnen gefällig ist, Madame, — antwortete Rosa-Pompon, indem sie die Hände um so frecher auf ihre Hüften stützte, je verlegener sie sich fühlte.

Die Unterredung des Fräuleins von Cardoville und der Grisette begann auf folgende Weise:

XXI.

Die Unterredung.

Nach einer Minute des Zögerns sagte Rosa-Pompon zu Adriennen, deren Herz heftig klopfte:

— Ich will Ihnen sogleich sagen, was ich auf dem Herzen habe, Madame; ich würde sie nicht aufgesucht haben, da ich Sie aber finde, so ist es sehr natürlich, daß ich die Gelegenheit benutze.

— Aber, Mademoiselle, — sagte Adrienne freundlich, — könnte ich zum Mindesten den Gegenstand der Unterredung wissen, die wir mit einander haben sollen?

— Ja, Madame, — sagte Rosa-Pompon mit verdoppelter Großsprecherei, die jetzt mehr erkünstelt als natürlich war, — zuvörderst müssen Sie nicht glauben, daß ich mich unglücklich finde und daß ich Ihnen eine Scene der Eifersucht machen oder in das Jammern einer Verlassenen ausbrechen wollte ... Schmeicheln Sie sich damit nicht ... Gott sei Dank! ich habe mich nicht über den Prinz Liebenswürdig zu beklagen (das ist der Name, den ich ihm gegeben); im Gegentheile,

er hat mich sehr glücklich gemacht; wenn ich ihn verlassen habe, so geschah es wider seinen Willen, und weil mir das gefallen hat.

Indem sie dieses sagte, konnte Rosa-Pompon, welche ungeachtet ihrer anscheinend unbekümmerten Miene das Herz sehr voll hatte, einen Seufzer nicht unterdrücken.

— Ja, Madame, — begann sie wieder, — ich habe ihn verlassen, weil mir das gefallen hat, denn er war närrisch in mich verliebt, so sehr, daß, wenn ich gewollt, er mich geheirathet hätte; ja, Madame, geheirathet; ... um so schlimmer, wenn das, was ich Ihnen da sage, Ihnen Kummer macht ... Uebrigens, wenn ich sage: um so schlimmer, so ist es wahr, daß ich Ihnen ... Kummer verursachen wollte ... O! ganz gewiß; aber als ich Sie vorhin so gütig gegen die arme Mayeux sah, so habe ich, ob ich gleich ganz zuverlässig in meinem Rechte war, etwas empfunden ... Endlich, das Klarste ist, daß ich Sie verabscheue, und daß Sie es wohl verdienen, ... — fügte Rosa-Pompon mit dem Fuße stampfend hinzu.

Aus alle dem ging, selbst für eine weit weniger scharfsinnige Person, als Adrienne, und für Jemand, der weit weniger als sie dabei interessirt war, die Wahrheit herauszufinden, augenscheinlich hervor, daß Mademoiselle Rosa-Pompon, trotz ihren triumphirenden Aeußerungen in Bezug auf denjenigen, welcher ihretwegen den Kopf verloren und der sie hätte heirathen wollen, gänzlich in ihren Erwartungen getäuscht

war, daß sie eine ungeheure Lüge sagte, daß man sie nicht liebt, und daß ein heftiger verliebter Aerger sie hatte wünschen lassen, Fräulein von Cardoville anzutreffen, um ihr, zu ihrer Rache, wie man in alltäglichen Ausdrücken sagt, eine Scene zu bereiten, indem sie Adriennen (man wird sogleich erfahren, warum) als ihre glückliche Nebenbuhlerin betrachtete; aber da der gutmüthige Charakter Rosa-Pompons die Oberhand bekommen hatte, so fand sie sich sehr verhindert, die Scene fortzusetzen, da Adrienne ihr aus Gründen, welche wir angeführt, immer mehr imponirte.

Obgleich sie, wenn auch nicht den seltsamen Ausfall der Grisette, doch zum Mindesten das Resultat erwartet hatte; — daß der Prinz unmöglich für dieses junge Mädchen irgend eine ernstliche Zuneigung hegen könne, — so war Fräulein von Cardoville doch, trotz der Wunderlichkeit dieses Zusammentreffens, anfangs entzückt, ihre Nebenbuhlerin einen Theil ihrer Voraussichten bestätigen zu sehen; aber plötzlich folgte auf ihre fast zur Wirklichkeit gewordenen Hoffnungen eine grausame Besorgniß ... Erklären wir uns.

Das, was Adrienne so eben gehört, hätte sie ganz zufrieden stellen sollen. Von nun an sicher, daß Djalma's Herz nicht aufgehört hatte, ihr anzugehören, mußte ihr nach dem, was man die Sitten und die Gebräuche der Welt nennt, wenig daran liegen, ob der ein
Prinz in der ganzen Gluth einer feurigen Jugend Cha-
vorübergehenden Aufwallung für dieses am Ende te nicht

hübsche und sehr begehrungswerthe Geschöpf nachgegeben habe oder nicht, weil er, selbst in dem Falle, daß er dieser Laune nachgegeben, über diese Verirrung der Sinne erröthend, sich von Rosa-Pompon trennte.

Trotz so triftiger Gründe konnte diese Verwirrung der Sinne von Adriennen nicht vergeben werden. Sie begriff diese gänzliche Trennung des Körpers und der Seele nicht, welche macht, daß die eine nicht die Verunreinigung des anderen theilt. Sie fand nicht, daß es gleichgiltig sei, sich dieser hinzugeben, indem man an jene dachte; ihre junge, keusche und leidenschaftliche Liebe forderte unumschränkten Besitz, eine in den Augen der Natur und Gottes eben so gerechte, als in den Augen der Welt lächerliche und alberne Forderung.

Gerade dadurch, daß sie die Religion der Sinne hatte, dadurch, daß sie dieselben verfeinerte, daß sie dieselben als eine anbetungswürdige und göttliche Kundgebung verehrte, hatte Adrienne in Bezug auf die Sinne Bedenklichkeiten, Zartgefühle, unerhörte Abneigungen, welche den strengen Spiritualisten, den spröden Asceten gänzlich unbekannt sind, die unter dem Vorwande der Niedrigkeit, der Unwürdigkeit der Materie, die Ausschweifungen als durchaus ohne Folgen betrachten und die Materie vergeuden, um dieser schimpflichen, dieser kothigen recht alle die Verachtung zu beweisen, welche Natfür sie haben.

Fräulein von Cardoville war keines jener scheuen blöden Geschöpfe, welche eher vor Verlegenheit

stürben, als deutlich auszusprechen, daß sie einen jungen und schönen, feurigen und reinen Gatten wünschen; demnach heirathen sie auch sehr häßliche, abgestumpfte und verderbte, indem sie sich dadurch entschädigen, daß sie sechs Monate nachher zwei bis drei Liebhaber annehmen; nein, Adrienne fühlte instinctmäßig alles das, was an jungfräulicher und himmlischer Frische in der gleichmäßigen Unschuld zweier schönen, liebenden und leidenschaftlichen Wesen liegt, alles das, was selbst an Bürgschaften für die Zukunft in den zarten und unaussprechlichen Erinnerungen liegt, welche der Mann von einer ersten Liebe bewahrt, die auch sein erster Besitz ist.

Wie wir gesagt, war Adrienne demnach nur zur Hälfte beruhigt, ... obwohl ihr gerade durch den Aerger Rosa-Pompons bestätigt wurde, daß Djalma niemals die geringste ernstliche Zuneigung zu der Grisette gehabt haben könne.

Die Grisette hatte ihre Rede mit folgenden, eine schlagende und bedeutsame Feindseligkeit andeutenden Worten geschlossen:

— Kurz, Madame, ich verabscheue Sie!

— Und weshalb verabscheuen Sie mich, Mademoiselle? — sagte Adrienne freundlich.

— O! mein Gott! Madame, — erwiederte Rosa-Pompon, indem sie ganz ihre Rolle als Eroberin vergaß und der natürlichen Aufrichtigkeit ihres Charakters nachgab, — thun Sie doch, als ob Sie nicht

wüßten, in Bezug auf wen und auf was ich Sie verabscheue! ... Dazu kommt ... daß man Sträuße bis in den Rachen eines Panthers für Personen aufrafft, die einen durchaus nichts angehen! ... Und wenn es noch blos das wäre! — fügte Rosa-Pompon hinzu, die sich allmälig ereiferte, und deren hübsches, bis dahin durch eine kleine bissige Miene zusammengezogenes Gesicht den, indessen zuweilen komischen, Ausdruck wahren Kummers annahm.

— Und wenn es nur die Geschichte mit dem Strauße wäre! — begann sie wieder. — Obgleich es mir durch alle Adern lief, als ich den Prinz liebenswürdig wie ein Ziegenböckchen auf die Bühne springen sah, ... so hätte ich mir gesagt: Bah! diese Indier, das hat seine eigenen Höflichkeiten; hier, ... ein Frauenzimmer läßt ihren Strauß fallen, ein wohlerzogener Herr rafft ihn auf und giebt ihn zurück; aber in Indien ist es nicht so: der Mann rafft den Strauß auf, giebt ihn dem Frauenzimmer nicht zurück und tödtet ihr einen Panther vor ihren Augen. Darin besteht die gute Lebensart des Landes, wie es scheint; ... aber was nirgends gute Lebensart ist, das ist, ein Frauenzimmer zu behandeln, wie man mich behandelt hat ... Und ich bin überzeugt davon, Ihretwegen, Madame.

Diese zugleich bitteren und lustigen Klagen Rosa-Pompons vereinbarten sich wenig mit dem, was sie zuvor von der übermäßigen Liebe Djalma's zu ihr gesagt hatte; aber Adrienne hütete sich wohl, ihr diese

Widersprüche bemerklich zu machen, und sagte freundlich zu ihr:

— Ich glaube, Sie irren sich, Mademoiselle, wenn Sie behaupten, daß ich in irgend Etwas an Ihrem Kummer betheiligt bin; aber in jedem Falle bedaure ich aufrichtig, daß Sie, von wem es auch sein mag, mißhandelt worden sind.

— Wenn Sie glauben, daß man mich geschlagen hat, ... so sind Sie im Irrthum, — rief Rosa-Pompon. — Ah schön! das ließe ich mir gefallen! ... Nein, so ist es nicht; ... aber am Ende ... ich bin fest überzeugt, daß ohne Sie der Prinz Liebenswürdig mich endlich ein wenig geliebt hätte; ... Alles genommen, bin ich wohl der Mühe werth. Und dann endlich ... giebt es einen Unterschied zwischen lieben ... und lieben; ... ich verlange nicht zu viel; aber nicht das ... — und Rosa-Pompon biß in den rosigen Nagel ihres Daumens. — Ach! als Nini-Moulin gekommen ist, mich von hier abzuholen, indem er mir Schmuck und Spitzen brachte, um mich zu bestimmen ihm zu folgen, hat er sehr Recht gehabt, mir zu sagen, daß er mich nichts aussetze ... als sehr Ehrbarem ...

— Nini-Moulin? — fragte Fräulein von Cardoville immer gespannter, — wer ist dieser Nini-Moulin, Mademoiselle?

— Ein religiöser Schriftsteller, — antwortete Rosa-Pompon in schmollendem Tone, — der Sündenbock eines Haufens alter Schwarzröcke, deren Geld er einsteckt,

um angeblich über die Moral und Religion zu schreiben ... Sie ist allerliebst, seine Moral!

Bei diesen Worten: Religiöser Schriftsteller, Schwarzröcke, sah sich Adrienne auf der Spur eines neuen Complottes von Rodin oder dem Pater d'Aigrigny, eines Complottes, dessen Opfer sie und Djalma beinahe wieder gewesen wären; sie begann dunkel die Wahrheit zu erkennen und erwiederte:

— Aber, Mademoiselle, unter welchem Vorwande hat dieser Mann Sie von hier fortgeführt?

— Er ist gekommen, mich zu holen, indem er mir sagte, daß nichts für meine Tugend zu fürchten wäre, daß es sich nur darum handle, mich recht hübsch zu machen; da habe ich mir gesagt: Philemon ist in seiner Heimath, ich langweile mich ganz allein, dies hat mir das Ansehn possirlich zu sein, was wage ich? ... O nein, ich wußte nicht, was ich wagte, — fügte Rosa-Pompon seufzend hinzu. — Kurz, Nini-Moulin führte mich in einem hübschen Wagen fort, wir hielten auf dem Platze des Palais-Royal; ein Mann mit duckmäusiger Miene und gelber Gesichtsfarbe stieg an die Stelle Nini-Moulins zu mir ein und führte mich zu dem Prinz Liebenswürdig, wo man mich einrichtete. Als ich ihn gesehen habe ... Dame! er ist so schön, aber so schön, daß ich anfangs davon ganz verblendet wurde; dabei sieht er so sanft, so gut aus ... Ich habe mir demnach auch auf der Stelle gesagt: es würde wahrhaftig sehr schön von mir sein, sittsam zu bleiben ... Ich glaubte nicht

ist die Wahrheit zu sagen, . . . ich bin sittsam geblieben, . . . leider! mehr als sittsam . . .

— Wie, Mademoiselle? Sie bedauern, sich so tugendhaft gezeigt zu haben? . . .

— Ei . . . ich bedaure, daß ich zum Mindesten nicht einmal das Vergnügen gehabt habe, etwas auszuschlagen . . . Aber schlagen Sie doch etwas aus, wenn man nichts von Ihnen verlangt, . . . aber nichts, gar nichts; wenn man Sie genug verachtet, um Ihnen nicht einmal ein armseliges Wörtchen von Liebe zu sagen.

— Aber, Mademoiselle, . . . erlauben Sie mir, Ihnen bemerklich zu machen, daß die Gleichgültigkeit, welche man Ihnen bewiesen, Sie nicht abgehalten hat, ziemlich lange in dem Hause zu verweilen, von welchem Sie reden.

— Weiß ich etwa, warum der Prinz Liebenswürdig mich bei sich behielt? warum er mich im Wagen spazieren und in's Theater führte? Was wollen Sie? es ist vielleicht auch guter Ton in seinem Lande der Wilden, ein recht hübsches, junges Mädchen bei sich zu haben, um durchaus nicht, durchaus nicht . . . auf sie zu achten.

— Aber warum blieben Sie denn dann in diesem Hause, Mademoiselle?

— Ei! mein Gott! . . . ich blieb, — sagte Rosa-Pompon, indem sie ärgerlich mit dem Fuße stampfte, — ich blieb, ohne zu wissen, wie das zuging, unwillkürlich habe ich mich in den Prinz Liebenswürdig verliebt,

und das Drollige dabei ist, daß ich, die ich lustig wie ein Stieglitz bin, ... ihn liebte, weil er traurig war, ... ein Beweis, daß ich ihn ernstlich liebte. Endlich, eines Tages habe ich es nicht ausgehalten; ich habe gesagt: Ei was! es mag geschehen, was da wolle; Philemon wird mir auch Streiche in seiner Heimath spielen, ich bin überzeugt davon; das ermuthigte mich, und eines Morgens kleidete ich mich nach meiner Weise so hübsch, so kokett, daß, nachdem ich mich in dem Spiegel betrachtet, ich mir sagte: — O! zuverlässig ... er wird nicht widerstehen ... — Ich gehe zu ihm, ich verliere den Verstand, ich sage ihm Alles, was mir Zärtliches einfällt; ich lache, ich weine; kurz, ich erkläre ihm, daß ich ihn anbete ... Was antwortet er mir darauf mit seiner sanften und nicht mehr als ein Marmor gerührten Stimme: — Armes Kind ... — armes Kind, — erzählte Rosa-Pompon empört weiter, ... — nicht mehr und nicht weniger, als ob ich mich bei ihm über Zahnweh beklagt hätte, weil mir ein Weisheitszahn wuchs ... Aber das Abscheuliche dabei ist, daß ich überzeugt bin, er wäre Feuer und Flamme, wenn er nicht anderswo unglücklich in der Liebe wäre; aber er ist so traurig, so niedergeschlagen!

Dann, sich einen Augenblick unterbrechend, fügte Rosa-Pompon hinzu:

— In der That, ... nein, ... ich will Ihnen das nicht sagen ... Sie wären zu zufrieden ...

Endlich, nach einer anderen Pause von einer Se-

cunde, begann dieses possirliche junge Mädchen wieder, indem sie Fräulein von Cardoville gerührt und ehrerbietig anblickte:

— Ach schön! meiner Treue! um so schlimmer, ich sage es Ihnen, warum soll ich am Ende schweigen? Indem ich die Stolze spielte, habe ich damit angefangen Ihnen zu sagen, daß der Prinz Liebenswürdig mich heirathen wollte, und ich habe unwillkürlich damit geendigt, Ihnen zu gestehen, daß er mir beinahe die Thür gewiesen hat. Hm! das ist nicht meine Schuld, wenn ich lügen will, so verwickele ich mich immer. Hören Sie demnach jetzt auch die reine Wahrheit, Madame: Als ich Sie bei dieser armen Mayeux angetroffen, habe ich mich anfangs wie ein kleiner wälscher Hahn gegen Sie erzürnt gefühlt, ... als ich aber Sie, die so schöne, so vornehme Dame, diese arme Nähterin wie Ihre Schwester habe behandeln hören, half mir Alles nichts, mein Zorn ist verschwunden ... Einmal hier, habe ich Alles gethan, was ich vermochte, um ihn wieder zu bekommen, ... unmöglich! ... je mehr ich den Unterschied sah, der zwischen uns Beiden stattfindet, desto mehr sah ich ein, daß der Prinz Liebenswürdig Recht hatte, nur an Sie zu denken, ... denn zuverlässig, Madame, für Sie ist er närrisch, ... ja ... und sehr närrisch ... Das sage ich nicht blos wegen der Geschichte mit dem Tiger, den er Ihretwegen im Theater Porte-Saint-Martin getödtet hat, ... sondern, mein Gott! wenn Sie alle die Thorheiten wüßten, die

er seitdem mit Ihrem Strauße anstellte; und dann, Sie wissen nicht? alle Nächte brachte er, ohne sich zu Bett zu legen und sehr oft mit Weinen in einem Salon zu, wo, wie man mir gesagt, er Sie zum ersten Male gesehen hat, ... Sie wissen, ... neben dem Treibhause ... Und Ihr Portrait dann, das er nach der Mode seiner Heimath auf der Spiegelscheibe verewigt hat! und so vieles Andere! Kurz mich, die ich ihn liebte, und die das sah, begann es zuerst außer mich zu bringen, und dann wurde es so rührend, so erweichend, daß mir am Ende die Thränen darüber in die Augen traten. Mein Gott! ... ja, ... Madame, ... sehen Sie, ... wie jetzt, blos bei dem Gedanken an diesen armen Prinzen. Ach! Madame, — fügte Rosa-Pompon, ihre hübschen blauen Augen in Thränen gebadet, und mit dem Ausdruck so aufrichtiger Theilnahme hinzu, daß Adrienne innig gerührt wurde, — ach! Madame, ... Sie sehen so sanft, so gut aus, machen Sie ihn doch nicht unglücklich, lieben Sie diesen armen Prinzen doch ein wenig ... Sehen Sie, was thut Ihnen das, ihn zu lieben? ...

Und mit einer, ohne Zweifel zu vertraulichen Geberde, die aber voller Natürlichkeit war, ergriff Rosa-Pompon in ihrer Ergießung Adriennens Hand, gleichsam um ihrer Bitte noch mehr Nachdruck zu geben.

Fräulein von Cardoville hatte einer großen Selbstbeherrschung bedurft, um den Ausbruch ihrer Freude zu mäßigen und zu unterdrücken, die aus dem Herzen

ihr auf die Lippen stieg, um den Strom von Fragen aufzuhalten, welche sie an Rosa-Pompon zu richten brannte, um endlich die süßen Thränen des Glückes zurückzuhalten, welche seit einigen Augenblicken unter ihren Wimpern zitterten, und dann, wie wunderlich! als Rosa-Pompon ihre Hand ergriffen, hatte Adrienne, statt sie zurückzuziehen, die der Grisette freundschaftlich gedrückt und sie mit einer unwillkürlichen Bewegung ziemlich nahe an das Fenster gezogen, als ob sie das liebliche Gesicht Rosa-Pompons noch aufmerksamer hätte erforschen wollen.

Die Grisette hatte beim Eintreten ihren Shawl und ihren Bibi auf das Bett geworfen, so daß Adrienne die dicken und seidenen Flechten schöner dunkelblonder Haare bewundern konnte, welche das frische Gesichtchen dieses reizenden Mädchens mit rosigen und festen Wangen, mit wie eine Kirsche hochrothem Munde, mit großen Augen von einem so fröhlichen Blau, zum Entzücken einfaßten; endlich konnte Adrienne durch die ein wenig übertriebene Entblößung Rosa-Pompons die Anmuth und die Schätze ihres Nymphen-Wuchses bemerken.

So seltsam das auch scheinen mag, Adrienne war entzückt, dieses junge Mädchen noch weit hübscher zu finden, als sie ihr anfangs geschienen hatte ... Die stoische Gleichgiltigkeit Djalma's für dieses entzückende Geschöpf zeigte hinlänglich die ganze Aufrichtigkeit der Liebe, von der er beherrscht war.

Nachdem Rosa-Pompon Adriennens Hand ergriffen, war sie ebenso verwirrt als überrascht über die Güte, mit welcher Fräulein von Cardoville ihre Vertraulichkeit aufnahm. Dreist gemacht durch diese Nachsicht und durch Adriennens Schweigen, welche sie seit einigen Augenblicken mit einem fast dankbaren Wohlwollen ansah, begann die Grisette wieder:

— O! nicht wahr, Madame, ... Sie werden Mitleiden mit diesem armen Prinzen haben?

Wir wissen nicht, was Adrienne auf die unbescheidene Frage Rosa-Pompons zu antworten im Begriffe stand, als sich plötzlich eine Art von wildem, schneidenden Gekreische, das aber augenscheinlich das Krähen des Hahnes nachahmen zu sollen schien, vor der Thür hören ließ.

Adrienne erbebte entsetzt; aber plötzlich erheiterten sich die Züge Rosa-Pompons, welche eben noch einen so rührenden Ausdruck hatten, freudig, und dieses Signal erkennend, rief sie in die Hände klatschend:

— Das ist Philemon!!

— Wie? Philemon, — sagte Adrienne aufgeregt.

— Ja ... mein Liebhaber ... Ach! der Abscheuliche, er wird sich heraufgeschlichen haben ... um den Hahn zu machen; ... das ist schön von ihm!

Ein zweites Ki-ke-riki ließ sich von Neuem auf das Kreischendste vor der Thür hören.

— Mein Gott, ist dieser Mensch da albern und när-

risch! Er macht immer denselben Spaß, und dieser belustigt mich immer! — sagte Rosa-Pompon.

Und sie trocknete mit der Rückseite ihrer Hand ihre letzten Thränen ab, indem sie wie eine Ausgelassene über Philemons Scherz lachte, der ihr immer neu und belustigend schien, obgleich sie ihn bereits kannte.

— Machen Sie nicht auf, — sagte Adrienne, immer verlegener, leise; antworten Sie nicht, ich bitte Sie.

— Der Schlüssel steckt in der Thür und der Riegel ist vorgeschoben; Philemon sieht wohl, daß Jemand da ist.

— Gleichviel.

— Aber das ist hier sein Zimmer, Madame; wir sind hier in seiner Wohnung, — sagte Rosa-Pompon.

In der That, Philemon, wahrscheinlich über die geringe Wirkung seiner beiden ornithologischen Nachahmungen ermüdet, drehte den Schlüssel in dem Schlosse, und da er nicht aufmachen konnte, so sagte er mit tönender tiefer Tenorstimme durch die Thür:

— Wie, herzliebes Kätzchen, ... wir sind eingeschlossen ... Beten wir etwa zu Sanct-Flambard für die Rückkehr Mon-mons (man lese Philemon)?

Adrienne, welche die Verlegenheit und das Lächerliche dieser Lage nicht dadurch vermehren wollte, daß sie dieselbe verlängerte, ging gerade auf die Thür zu, und öffnete sie den verblüfften Blicken Philemons, der um zwei Schritte zurückwich.

Wie unangenehm ihr diese Störung auch war, so

konnte sich Fräulein von Gerbaville bei dem Anblicke von Rosa-Pompons Liebhaber und der Gegenstände, welche er in der Hand und unter seinem Arme hielt, doch nicht des Lächelns enthalten.

Philemon, ein groß aufgeschossener Bursche mit dunkelschwarzen Haaren und hochrother Gesichtsfarbe, trug, von der Reise ankommend, ein weißes, baskisches Barett; sein schwarzer und dichter Bart fiel in Wellen auf eine weite, himmelblaue Weste à la Robespierre herab, ein kurzer Ueberrock von olivenfarbigem Sammet und ungeheuer weite Beinkleider von auffallend karirtem schottischen Zeug vervollständigten das Kostüm Philemons; was die Nebensachen anbelangt, welche Adrienne hatten lächeln lassen, so bestanden sie aus: 1) einem Mantelsacke, aus welchem der Kopf und die Füße einer Gans hervorblickten, ein Mantelsack, den Philemon unter dem Arme trug; 2) einem ungeheuren, recht lebendigen weißen Kaninchen in einen Käfig eingesperrt, welchen der Student in der Hand hielt.

— Ach! welch allerliebstes weißes Kaninchen, wie schöne rothe Augen es hat.

Das waren, wir müssen es gestehen, die ersten Worte Rosa-Pompons, und doch kehrte Philemon, an den sie nicht gerichtet wurden, nach einer langen Abwesenheit zurück; aber, weit davon entfernt, verletzt darüber zu sein, sich gänzlich seinem Reisegefährten mit langen Ohren und Rubin-Augen geopfert zu sehen, lächelte der Student in seiner Freude wohlgefällig, als er die Ueber-

raschung so gut aufgenommen sah, die er seiner Geliebten bereitet hatte.

Diese Scene war sehr rasch vorgegangen.

Während Rosa-Pompon, vor dem Käfige knieend, in Bewunderung über das Kaninchen ausbrach, hatte Philemon, über das vornehme Aussehen des Fräuleins von Cardoville erstaunt, ehrerbietig gegrüßt, indem er die Hand an sein Barett legte und längs der Wand hin zur Seite trat.

Adrienne erwiederte ihm seinen Gruß mit einer Anmuth voller Höflichkeit und Würde, schritt leicht die Treppe hinab und verschwand.

Eben so verblendet über ihre Schönheit, als überrascht durch ihren edlen und vornehmen Anstand, und vor Allem sehr neugierig zu erfahren, wie, der Teufel! Rosa-Pompon dergleichen Bekanntschaften hätte, sagte Philemon in seinem verliebten und zärtlichen Kauderwälsch hastig zu ihr:

— Herzliebes Kätzchen von Mon-mon (Philemon), wer ist diese schöne Dame?

— Eine meiner Freundinnen aus der Erziehungsanstalt, ... eine große Satyre, ... — sagte Rosa-Pompon, indem sie das Kaninchen neckte.

Hierauf einen Seitenblick auf eine Kiste werfend, welche Philemon neben den Käfig und den Mantelsack gestellt hatte, sagte sie:

— Ich wette, daß es wieder Familien-Weinbeermus ist, was Du mir darin mitbringst.

— Mon-mon bringt seinem herzlieben Kätzchen Besseres mit, als das, — sagte der Student, und er drückte zwei derbe Küsse auf die frischen Wangen Rosa-Pompons, die endlich wieder aufgestanden war; — Mon-mon bringt ihr sein Herz mit.

— Eine alte Geschichte . . . — sagte die Grisette, indem sie neckend den Daumen ihrer linken Hand an ihre rosige Nasenspitze hielt und ihre kleine Hand öffnete, die sie leicht bewegte.

Philemon antwortete auf diese Neckerei Rosa-Pompons dadurch, daß er sie verliebt mit seinen Armen umschlang, und das lustige Paar verschloß die Thür.

Ende des achten Bandes.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Arah Neil.

Ein Roman

von

G. P. R. James.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Dr. E. Susemihl.

1845. Octavausgabe. 3 Bände 2 Thlr.

Taschenausgabe. 6 Bändchen 1 Thlr.

Mit den vorstehenden neuesten Werken des beliebten Erzählers James habe ich angefangen, dessen Romane gleichzeitig in zwei hübsch gedruckten Ausgaben veranstalten zu lassen. Ein ganzes Werk von drei Bänden (48 — 54 Druckbogen) kostet in der Octavausgabe nie mehr als 2 Thlr.; in der Taschenausgabe, bei gleicher Bogenzahl, gar nur 1 Thlr.

Leipzig, 12. Juni 1845.

Ch. E. Kollmann.
